Aspasia.

Erster Band.

Aspasia.

Ein Künstler- und Liebesroman aus Alt-Hellas

von

Robert Hamerling.

Erster Band.

Hamburg.
Verlag von J. F. Richter.
1876.

A D
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Universitäts-
Bibliothek

Druckerei u. Verlagsanstalt in Graz

AD BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

Vorwort.

Wenn dieser Roman, einem vielcitirten kritischen Mahnworte unserer Zeit entsprechend, ein Volk — das althellenische — „bei seiner Arbeit aufsucht", die weltgeschichtliche Arbeit des Hellenenvolks aber eine Künstler-, eine Dichter- und Denkerarbeit war, wird dieser Art von Arbeit und ihrer Schilderung nicht etwas Gedankenhaftes, Lehrhaftes anzukleben scheinen? Wird sie an frischem Reize des Eindrucks nicht zurückstehen hinter den Bildern, welche aus dem Borne eines naiven, urwüchsigen, in der Thatkraft aufgehenden, poetisch vielleicht noch gar nicht ausgenützten Lebens geschöpft sind? Und mußte ein solcher Versuch, so gut wie auf den Reiz des Naiven, Naturwüchsigen, nicht andererseits auch wieder verzichten auf den Reiz des in modernem Sinne Geistreichen, des realistisch-Pikanten, auf die bunten, grellen Lichter der heutigen Dichtung? Durfte helleniſches Leben anders dargestellt werden als mit helleniſcher Einfachheit? und durfte der Darsteller nach Anderem trachten, als nach einem Hauche helleniſchen Geistes, helleniſcher Anmuth? —

Ist es nicht überhaupt bedenklich, untergegangenes Leben zu schildern? Detailmalerei des modernen Lebens wird als anziehender Realismus der Darstellung gepriesen; die des antiken wird auf Viele den anfröstelnden Eindruck der Gelehrsamkeit machen. In der That, wer dieses Werk nur flüchtig durchblättert, merkend, daß die einzelnen Abschnitte Ausblicke auf verschiedene Seiten helleniſchen Lebens eröffnen, der wird rasch zur Hand sein mit dem Urtheil, er wird ein loses Skizzenbuch vor sich zu haben glauben, im

besten Falle einen „culturhistorischen" Roman, was nach der Anschauung der Meisten beiläufig soviel besagt als kein Roman —

Und doch — wenn der Roman als künstlerisches Werk von der Biographie, der Geschichte, der bloßen Erzählung durch innere und äußere Gliederung sich unterscheidet, wenn er nicht blos der Ausdruck eines sinnvoll in sich abgeschlossenen Lebens und Schicksals ist, sondern auch eines Conflictes in folgerechter Entwicklung und Lösung, so ist Das, was ich hier erzähle, ein Roman. Denn nicht blos lebt in bestimmter Gestaltung darin die schöne, geist verklärte Sinnlichkeit sich aus, in ihrer Entfaltung, ihrer Blüte, ihrem Niedergang; der Widerstreit zwischen dem ästhetischen Lebensideal und dem sittlichen entspinnt und entscheidet sich in einem Einzelgeschick und in einem Völkergeschick zugleich. Immer hat dieser Parallelismus von Einzel- und Völkergeschick, von individuellem und allgemeinem Leben mir als das Kunstgeheimniß der epischen Dichtung, als ihr oberstes Princip, als ihr eigenstes Schema vorgeschwebt. Nicht so jedoch, daß das Detail des erzählten Einzellebens und das des allgemeinen eben nur neben einander herlaufen, eines gleichsam die Episode des andern, sondern daß beide so viel als möglich an einem und demselben Detail sich abspinnen, daß sie, so viel als möglich, einem organischen Gebilde gleich, lebendig ineinander verwoben und verschlungen sind.

Nur mäßig durfte, um den reinen, gefälligen Eindruck des Bildes nicht zu stören, der Conflict angedeutet sein: nur sachten Schrittes durfte er fortschreiten, und so scheint vielleicht an dünnem Faden die Handlung sich hinzuziehen. Aber was an Gesprächen und Schilderungen als Abschweifung erscheint, das Alles ohne Ausnahme rückt zuletzt in sein rechtes, volles Licht, zeigt sich in seiner Nothwendigkeit, in seinem Bezuge zum Ganzen, zur Idee.

Aber nicht zu einer Idee in abstractem Sinne des Wortes. Laß dich nicht zu dem Gedanken verleiten, geneigter Leser, irgend einer „Tendenz" zu Liebe sei der Verlauf dieser Geschichte gedreht, gewendet, gemodelt worden. Was ich erzähle, ist die ungefalschte, parteilose Wahrheit. Ich schildere die Menschennatur und den Weltlauf. Ich gebe das Thun und Treiben, das Ringen und Streben der Menschen wieder, und die Worte, mit welchen sie es vertheidigen. Ich habe keine Tendenz im Auge als die des Lebens, keine Moral, als die der Nothwendigkeit, keine Logik, als die der Thatsachen, welche aus Stoß und Gegenstoß besteht, so beständig und so gleichmäßig wie das Hin- und Widerwogen eines Fichtenwipfels im Winde. Die Weisen behaupten wohl mit Recht, daß die Idee niemals rein aufgehe in der Wirklichkeit. Der Tendenzpoet verfolgt sie bis zu einem Höhepunkte ihrer Entwicklung, hält sie da auf einem Punkte, den sie doch eigentlich nur im Fluge berührt, gewaltsam fest, läßt sie farbig schimmern und schillern zur Freude der Sterblichen, und macht die Seifenblase zum Fixstern. Die reine, absichtslose Poesie aber begleitet die Idee auf dem Wege der Verwirklichung am liebsten bis zu jenem Punkte, wo sie, um in ihrer Reinheit sich wiederherzustellen, phönixgleich dem Flammentode sich selbst überliefert.

Graz, am 1. November 1875.

R. H.

AD BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

Erſtes Capitel.

Der Schatz von Delos.

Es war ein ſonniger Tag der ſchwülen Zeit, als in der Stadt der Athenäer eine ſchlanke jugendliche Frauengeſtalt, begleitet von einer Sklavin, eiligen Schrittes ihren Weg über die Agorä nahm. Die Erſcheinung dieſes Weibes hatte die ſonderbare Wirkung, daß auf ſeinem ganzen Wege nicht ein einziger Menſch ihm begegnete, der nicht, nachdem er an ihm vorbeigekommen und in ſein Antlitz geblickt, hinter ihm ſtillgeſtanden wäre und eine geraume Weile wie feſtgebannt es mit ſeinen Blicken verfolgt hätte. Die Urſache davon lag nicht ſowohl in dem Umſtande, daß es ſchier eine Seltenheit, ein freigebornes Athenerweib der vornehmeren Art öffentlich in den Straßen wandeln zu ſehen, ſondern vielmehr darin, daß dieſe Frauengeſtalt von einer wunderbaren und verblüffenden Schönheit war.

In den Geſichtern Derjenigen, welche bei der Begegnung ſie anſtarrten oder hinter ihr in den Boden wurzelnd ſie mit dem Auge verfolgten, malte das Erſtaunen ſich in allen möglichen Arten des Ausdrucks.

Einige lächelten mit Wohlbehagen, die Augen graubärtiger Greiſe funkelten, es gab welche, die den Blick eines Fauns nach dem ſchönen Weibe warfen, Andere wieder, in deren Miene ſich eine Art von Ehrfurcht ſpiegelte, als ob ſie eine Göttin erblickten. Einige trugen eine ernſte befriedigte Kennermiene zur Schau, und Andere blickten faſt thöricht,

mit vor Verwunderung halbgeöffneten Lippen. Etliche wenige gab es freilich auch, die ein spöttiſches Grinſen ſehen ließen, und einen böſen, ſtechenden Blick auf die Schöne richteten, als ob Schönheit ein Verbrechen wäre. — Männer, welche zu Zweien gingen, oder in Gruppen ſtanden, unterbrachen ihr Geſpräch. Geſichter, auf welchen Langeweile gelagert war, erſchienen auf einmal belebt; gerunzelte Stirnen glätteten ſich. Es kam Bewegung in die Gemüther.

Die Erſcheinung des Weibes war wie ein Sonnenſtral, der in eine Roſenlaube fällt, und in welchem die Mücken in bachantiſchem Wirbel zu tanzen beginnen.

Unter Denjenigen, deren Aufmerkſamkeit die verblüffende Frauengeſtalt auf ſich zog, waren auch zwei Männer, welche ſchweigend neben einander hergingen. Ruhig, ernſt, würdevoll und edel waren ſie beide von Anſehen; jünger der Eine, dunkel gelockt, ſtattlich, doch nicht ohne eine Spur von Weichheit in den Zügen; höher noch, faſt ehrfurchtgebietend ragte neben ihm des älteren Mannes Bildung: aber kahl wölbte ſich ſein mächtiges Vorhaupt über der tiefſinnigen Stirn. Es war, als ſähe man neben dem feurigen Achill den völkergebietenden Agamemnon einherſchreiten.

Der Jüngere heftete einen Blick der Ueberraſchung auf das bezaubernde Weib; ruhig blieb dagegen der Aeltere: es ſchien, als hätte er die Schöne nicht zum erſten Male geſehen, und ſo theilnahmlos, ſo tief verſenkt in andere Gedanken erſchien er, daß ſein Begleiter eine Frage unterdrückte, die ſchon auf ſeinen Lippen ſchwebte.

Ein Sklave ging hinter den beiden Männern her. Sie ſchritten den langen ſtaubbedeckten Weg gegen den Piräus hinaus.

Spähend blickte im Vorwärtsſchreiten zuweilen der Jüngere nach der blitzenden Fläche des ſaroniſchen Golfs hinüber. Sein Auge war ſcharf wie das Aug' eines Adlers.

Er ſah ein Schiff, das noch für keines andern Menſchen Blick erreichbar war. Er ſah es auftauchen am Rande des Meerhorizonts. Des Fahrzeugs Weiterrücken war unmerklich in der weiten Entfernung. Der Adleräugige hatte das Anſehen eines Mannes, der ſich zu faſſen weiß; aber wenn er ſo nach dem fernen Fahrzeug hinüberſah, da ſchien es doch bisweilen für einen Augenblick als wolle er mit dem Odem ſeiner eigenen Bruſt das zögernde Segel beflügeln.

Schweifte der Blick von dem Wege, welchen die beiden Männer gingen, zur Rechten ab, ſo ſtieß er in einiger Entfernung auf eine in der Sonne blinkende Mauer, die ſchier unabſehbar hinablief von der Stadt bis zum klippigen Meerſtrand. Zur Linken ſich wendend, ſah man eine Mauer derſelben Art, die ſoeben vor den Blicken des Beſchauers emporzuwachſen ſchien. Die Bauleute thürmten rechtwinklig behauene Werkſtücke übereinander, und wo die Maſſe fertig ſtand, da ſcholl weithin der Hämmer Gedröhn, welche die verbindenden Erzklammern in die Quadern ſchlugen.

Auch dieſe Mauer erſtreckte ſich hinunter bis ans Meer, in weiter Krümmung dort ſich auszubreiten, und, wie oben die Stadt ſo unten, mit der anderen vereinigt, den Hafen ſammt ſeinen Gebäuden wie mit ſchützendem Arm zu umfangen.

Auf dieſem Mauerbau ruhte das Auge des Jüngeren der beiden Männer prüfend und mit einer Art von Befriedigung, wenn es auf Augenblicke abglitt vom ſegelbeſchwingten Ziel in der Ferne. Und mit Lächeln ſprach er zuletzt indeß ſeine Blicke die endloſe Linie feſtgefügter Quadern entlang glitten, zu ſeinem Gefährten gewendet:

„Wär' jedes drängende Wort, das ich um dieſes Werkes willen zu den Athenäern ſprach, zum Werkſtein für dasſelbe geworden, wahrlich, längſt ſtünd' es uns fertig vor Augen. Aber auch ſo nun ſehen wir es endlich nah' der Vollendung."

„Und war sie in der That unentbehrlich, diese mittlere Mauer?“ fragte, mit einem gleichgiltigen Blicke das Werk streifend, der Aeltere.

„Sie war es!“ versetzte Jener. „Viel zu weit schweift die ältere linke Mauer ab gegen Phaleron. Eine große Strecke des Hafenstrands blieb offen. Jetzt erst ist die Aufgabe völlig gelöst. Aus der Brandasche des Perserkriegs verjüngt hervorgegangen, hat die Stadt der Pallas Athene, glänzend und mächtig, genährt vom Tribut der hellenischen Küsten und Inseln, diesen Quadergürtel um ihre Glieder geschlungen, stark genug fortan, den Neidern griechisch redender Zunge nicht minder als dem Anprall aller Barbaren des Morgenlandes zu trotzen.“

Der Mann, der so zu seinem Gefährten sprach, war des Xanthippos Sohn, der Alkmäonide Perikles, den sie den Olympier nannten.

Sein Gefährte aber war ein gepriesener Erz- und Marmorbildner, Pheidias geheißen. Seiner Hände Werk war das riesige Standbild der „Vorkämpferin Athene“, das von der Höhe des Burgberges weit hinausleuchtete in's attische Land und in die Meeresferne sogar, wo annahende Schiffer die goldglänzende Lanzenspitze der Göttin freudig begrüßten, als erstes Wahrzeichen aus dem Banne des „veilchenbekränzten Athen.“

Einförmig fast erschienen die weithinlaufenden Quaderzüge, aber sie hatten, in das Licht des griechischen Himmels getaucht, nichts Düsteres. Ein bewegtes Getümmel wogte zwischen ihnen hin und her. Laut erschollen die spornenden Rufe der Maulthiertreiber, und in langen Zügen gingen vom Hafen zur Stadt, von der Stadt zum Hafen die reich befrachteten Thiere den Weg entlang.

Hie und da trat ein Olivengehölz bis hart an die Straße heran, in dessen grünen Wipfeln von Zeit zu Zeit ein erfrischender Hauch, vom Golf herüberwehend, verzitterte.

Wenn Solches geschah, zog der Erzbildner den breitrandigen Petasos vom Haupte, und ließ seine hohe kahle Stirn von der Brise bestreichen. Der „Olympier" aber schritt nur immer muthiger aus, hielt nur immer fester sein Aug' auf die Triere gerichtet, die aus der Weite der Seebucht nun doch allmälig näher gegen den Hafen herankam.

Jetzt sind die Beiden unfern dem Meere angelangt. Der Hafen ist erreicht. Auch hier schweift das Auge des Mannes, welchen sie den Olympier nennen, mit Befriedigung umher. Sein Werk ist zum großen Theile, was da dem Auge sich bietet, ein Neues dem Volke der Griechen in jener Zeit: breite, stattliche, gerade laufende Straßen. Hier prangt der große, von Säulenhallen umgebene Marktplatz, welcher den Namen von seinem Erbauer Hippodamos, dem Milesier, trug. Staffelförmig erheben sich zur Linken, über den Säulenwald des Theaters hin, an den Abhängen des befestigten Hügels Munychia die Häuserreihen, und auf der Höhe des Hügels ragt leuchtend das Marmorheiligthum der Artemis. Drunten aber in der Ebene dehnen sich bis an's Meer hin endlos die Hallen: hier die prächtige Stoa des Perikles, hier die ungeheuren Waarenhäuser, wo ausgeschiffte Frachten bis zum Verkauf oder bis zur Weiterbeförderung lagern können hier der riesige Bazar des Hafens, die Waarenbörse, das „Deigma," wo Schifffahrer und Händler ihre Waaren zur Schau stellen, wo sie ihre Verträge berathen.

In diesen Hallen, auf diesen Quaderterrassen steht der kluge Grieche wie auf dem Boden seiner Kraft, sich freuend, daß mit dem Gedeihen des Gemeinwohls auch sein persönliches wachse. Hier nimmt er aus den Händen des befreundeten Meergotts das Füllhorn aller Gaben der Fremde und sieht die letzten Wellenringe des Pontos, des Nils, des Indermeeres an seinem Gestade verschäumen.

Hier tummelt sich's, das Griechenvolk des Perikles: schöne dunkelbraune Gestalten, malerisch sich abhebend vom Hintergrund der weißen Marmorhallen. Unbedeckt die Häupter der Meisten, Sandalen zur Noth an den Füßen, die large, tuch- oder mantelartige, helle Gewandung läßig über die Schulter geworfen — dennoch in plastischer Schönheit wie braune Erzbilder stehen sie zwischen den Säulen. Nur daß sie lebensvoll sich geberden, im bunten Stimmengewirre die Laute des klangreichen Hellenenidioms vernehmen lassen, energievoll in Rede und Geberden und würdevoll zugleich wie Histrionen.

Seit der Athenäer nach glücklich geführten Kriegen die See beherrscht, hat er gelernt, hinauszugehen in die Hafenstadt des Piräus und sich zu bereichern. Er geht in den Piräus und sucht Rheder für überseeische Fahrten und Unternehmungen auf. Er geht zu den Geldmäklern, den Wechslern, legt Gelder bei ihnen nieder, oder erhebt welche, und wenn er keine zu erheben, keine zu hinterlegen hat, so entlehnt er welche. Denn Handel und Wandel blüht, und der Athenäer kennt die Gelegenheiten. Er weiß, wann es Zeit ist, Getreide vom Pontus zu holen, oder Holz aus Thrazien, oder Papyros aus Aegypten, oder Teppiche aus Milet, oder feines Schuhwerk aus Sikyon, oder Trauben aus Rhodus. Er weiß auch, wo sein Olivenöl, sein Honig, seine Feigen, seine Metallarbeiten, seine Thongefäße gesucht und am besten bezahlt werden. Und der Mäkler, der Wechsler gibt das Geld ohne vieles Bedenken. Der Zinsfuß ist hoch und für reiche Procente kann man etwas wagen. So mancher Freigelassene, mancher Pasio, mancher Simo, mancher Phormio sitzt jetzt wohlgemuth hinter seinem Wechslertisch im Piräus, und geberdet sich wie eine obrigkeitliche Person, denn man legt Contracte bei ihm nieder. Er gibt zwei Talente, ohne eine Miene zu verziehen hin, und empfängt eben so gleichmüthig zwei Talente, wenn man sie bei ihm hinterlegt. Er schreibt die Summe und den

Namen deſſen, der ſie hinterlegt hat, in ſein Buch, und die Sache iſt abgethan. Man vertraut der Ehrlichkeit Paſio's, und Paſio iſt ehrlich, wenigſtens ſo lang, als nicht der Vortheil einer Unehrlichkeit die Nachtheile des gefährdeten Rufes ſeiner Ehrlichkeit aufwiegt.

Jene Beiden erblicken jetzt das Meer, ſanft gekräuſelt und ſmaragdgrün anwogend an die Steinterraſſen. Offen liegt vor den Blicken das tiefeingebuchtete Rund des piräiſchen Hafens. Als Wächter der Meerespforte hüten zwei mächtige Thürme zur Rechten und zur Linken den Eingang. In Zeiten der Gefahr kann von einem Thurme zum andern die eherne Rieſenhemmkette geſchlungen werden. Zahllos liegen in der Bucht die runden, bauchigen Handelsſchiffe vor Anker; das Geſtade zur Linken aber iſt ganz bedeckt von den hochgebordeten Trieren der atheniſchen Flotte, nach Griechengebrauch ans Feſtland hinausgezogen, jedes in ſeinem beſonderen Gehege, wie Ungeheuer in ihren Höhlen ruhend, gewaltige Meeresdrachen, mit phantaſtiſchen Schnäbeln, und beſloßten, übermüthig emporſchnellenden Schwänzen; und drüben, auf der andern Seite der piräiſchen Halbinſel, in den Kriegshäfen von Zea und Munychia, lagern noch weit mehr dieſer prächtigen Meeresungeheuer, und hinter ihnen dehnen ſich die Seezeughäuſer, wo das „hängende Zeug" der abgerüſteten Schiffe verwahrt wird, und weiterhin erſtrecken ſich die Werften, wo unabläſſig neue Schiffshölzer abgeladen, raſtlos neue Kiele gezimmert werden.

Nun läuft das Fahrzeug, welches der „Olympier" auf dem Wege zum Piräus ſo ſcharf ins Auge gefaßt hat, in den Hafen ein. Es iſt das atheniſche Staatsſchiff „Amphitrite."

Die Maſſen des Volkes wogen gegen den Landungsplatz; in allen Hallen, auf allen Steinterraſſen erſchallt ein Gebrauſe von Stimmen.

„Die Amphitrite iſt da — die Amphitrite mit dem Schatze von Delos! — die Amphitrite mit der Bundeskaſſe!

— So hat er es durchgesetzt, der Schlaukopf Perikles? — Was werden die Bundesgenossen dazu sagen? — Was sie mögen! Wir stehen an ihrer Spitze, wir schützen sie, wir senden unsere Trieren an ihre Küsten, wir führen ihre Kriege, dafür entrichten sie die Bundesgelder — was wir erübrigen, ist unser Eigenthum".

Der Schall von Flöten erklingt vom Fahrzeug, wie es näher kommt.

Auf der „Amphitrite" wird, wie auf allen Staatsschiffen der Athenäer, der Ruderschlag durch Flötenschall gelenkt. Auch Gesang schallt von den Ruderbänken, und dazwischen tönt das Geplätscher der von unzähligen Rudern geschlagenen Meereswelle. Goldig leuchtet von der Spitze des Schiffsschnabels herab das Bild der Meeresgöttin, von welcher das Schiff den Namen trägt. Schön bemalt erglänzt des hohen Bordes Rand im Sonnenschein. Gesang und Flötenschall und Meergeplätscher wird übertönt vom hellen Freudenruf der Athenäer, den vom Schiffe her die wettergebräunten Seeleute kräftig erwidern.

Der Flötenschall verstummt, die Ruder regen sich nicht mehr, das Schiff steht, es beginnt ein Knarren von Tauen, ein Rasseln von Ketten, ein Hin- und Herlaufen an Bord, der Anker wird ausgeworfen, die Segel werden eingezogen, eine Treppe wird vom Ufer aus an's Schiff gelegt. Einige athenäische Würdenträger stehen ganz vorne am Rande des Uferdammes. Zu ihnen tritt Perikles, der Olympier, und spricht einige Worte. Der Laut seiner Stimme hat etwas Eigenartiges, Wundersames. Die ihn noch nicht erkannt haben, erkennen ihn jetzt. Nicht alle Athenäer sahen genau die Züge seines Antlitzes in den Volksversammlungen auf der Pnyx. Aber alle hörten, alle kennen seine Stimme. Einige von den obrigkeitlichen Personen begeben sich jetzt über die Treppe an Bord des Schiffes.

Nach einiger Zeit werden aus der Tiefe des Schiffsbauchs ein Paar ehern-beschlagene, wohlverwahrte Tonnen gehoben

und an's Land gebracht, wo ein Maulthiergespann die wuchtige Fracht erwartet. Der Trierarch kommt an's Land und spricht mit Perikles.

Es ist ein goldener Hort, was die „Amphitrite" unter den Augen des theilnahmvoll gespannten Athenäervolks heranträgt auf den blauen Meereswellen. Es ist der Schatz des athenäischen Bundes. Er kommt von Delos, dem „Stern des Meeres," nach dem mächtigen Athen, auf des Perikles Betrieb, nicht mehr zu verwalten, als Schatz des Bundes, in Empfang genommen als Tribut der Städte und Inseln.

Um goldene Horte webt ein Unheimliches, ein Dämmerschein, ein Hauch des Ungewissen, der bewußte Hoffnungen entflammt, unbewußte Beängstigung einflößt. Die Barre Goldes wird gemünzt, aber auch die Münze wird in der Hand des Eigners wieder umgeprägt. Sie verwandelt sich unter jedem Finger, der sie berührt. Dem Einen wird sie Segen, dem Andern Fluch. Und so dieser Schatz von Delos, auf welchen die Augen des Schwarmes der Athenäer erwartungsvoll gerichtet sind — wer weiß, ob mehr des Segens oder des Fluches daraus hervorgeht, ob mehr des Genusses oder der Reue damit erkauft wird, ob mehr des Dauernden oder des Vergänglichen damit geschaffen wird? Wer kennt die Winde, die aus diesem Aeolsschlauche wehen werden?

„Mit diesem Golde könnte man Athen zur unbezwinglichen Burg von Hellas machen!" dachten einige von den Amtspersonen, welche den Perikles umgaben.

„Mit diesem Golde könnte man die Seemacht Athens verstärken, Sicilien und Egypten erobern, die Perser bekriegen, Sparta unterdrücken!" dachte der Trierarch.

„Von diesem Golde könnte man uns Fest- und Schauspielgelder zahlen!" dachte das Volk, das die Steinterrassen des Hafens füllte.

„Von diesem Golde könnte man die herrlichsten Tempel bauen, die glänzendsten Standbilder aufrichten!“ dachte der sinnende Marmor- und Erzbildner an der Seite des Perikles.

Und Perikles, der Olympier, selbst? — In seinem Haupte, und in dem seinigen allein, waren alle diese Gedanken vereinigt....

Der Maulthierzug, welcher bestimmt war, die goldene Last vom Hafen in die Stadt zu schaffen, setzte sich in Bewegung. Nachdrängte der Schwarm der Athenäer, und nachdem das Gedränge sich verlaufen hatte, traten auch Perikles und Pheidias den Heimweg an. Da des Volkes größerer Theil dem Schatze nachwogte, so war hinter ihm die Straße des Piräus ziemlich menschenleer und einzelne Erscheinungen konnten leicht für das Auge hervortreten.

Auf der Marmorplatte eines der Grabdenkmäler, welche zur Seite des Weges sich befanden, saßen zwei Männer in einem lebhaften Zwiegespräche begriffen. Das Antlitz des Einen zeigte die heitere Würde des Weisen, düster waren die Züge des Andern, und aus seinen glutenden Augen sprach ein fanatischer Eigenwille. Den vorübergehenden Perikles grüßte Jener mit vertraulichem Lächeln, dieser Düstere aber warf ihm einen scharfen Blick aus feindlichen Augen zu.

Wieder waren die beiden Männer eine Strecke weiter gekommen, da sahen sie mitten am Wege einen jüngeren Mann nachdenklich in sich versunken stehen. Er schien die Welt um sich her vergessen oder unter den Füßen verloren zu haben, und darüber nachzusinnen, wo er eine neue finden könnte. Er hatte eigenthümliche, nicht eben anmuthende Züge, und starrte mit unverwandten Augen gegen die Erde hinab.

„Einer von meinen Steinmetzen“, sagte der ernste Pheidias zu seinem Gefährten, indem er im Vorüberschreiten den Nachdenklichen auf die Schulter klopfte, wie um ihn aufzurütteln;

„ein braver, aber wunderlicher Burſch. Er arbeitet einen Tag lang mit Eifer in meiner Werkſtätte, und den nächſten iſt er verſchwunden. So nachdenklich dazuſtehen iſt ſeine Art.“

Unferne von dem Nachdenklichen kauerte ein lahmer, krüppelhafter Mann am Wege, ein Bettler mit wunderlich grinſendem Antlitz. Der gutherzige Perikles warf ihm ein Goldſtück zu. Der krüppelhafte Bettler aber verzerrte ſein grinſendes Angeſicht noch mehr, und ſchien etwas wie ein Schmähwort zwiſchen den Lippen zu murmeln.

Als die Beiden etwa die Hälfte des Weges zurückgelegt hatten, und aus einem Olivengehölz, welches den Weg eine Strecke lang ſäumte, hervortraten, tauchte die Akropole der Stadt vor ihnen auf und man ſah das rieſige Erzbild der „Vorkämpferin“, der „Athene Promachos“, im Scheine der Abendſonne leuchten. Man ſah ihr behelmtes Haupt, man ſah die gehobene Lanze und den großen Schild, auf den ihre Linke ſich ſtützte. Auch funkelte vom Abhange des Berges augenblendend ein goldenes Gorgonenhaupt herüber, das ein begüterter Athener dorthin als Weihgeſchenk geſtiftet.

Von dieſem Augenblicke an ging eine ſeltſame Veränderung in dem Weſen des Bildners vor. Er ſchien mit ſeinem Begleiter nun völlig die Rolle getauſcht zu haben. So wie nämlich auf dem Wege von der Stadt zum Hafen Dieſer mit erregtem Gemüthe und entflammtem Auge nach einem Ziel in der Ferne blickte, der Gefährte aber ernſt, ſchweigſam, faſt theilnahmslos neben ihm herging, ſo war jetzt umgekehrt auf dem Heimwege der Bildner mit beſchleunigtem Schritte und befeuertem Blicke unverwandt der Akropolis zugekehrt während ſein Gefährte gelaſſen und ſchier ermüdet ihm zur Seite einherſchritt. Es war, als ob den Bildner der Anblick ſeiner Göttin nach dem, was er im Piräus geſchaut, eigenthümlich erregte. Dort war ihm der Pomp des Nützlichen vor Augen getreten: des Hafens Getümmel, zankender Mäkler

Geschrei, die gewaltigen, aber in ihrer Größe einförmigen Hallen, welche götterlosen Tempeln glichen, zuletzt der vom Dämmerhauch des „Ungewissen“ umwebte Goldschatz: das Alles hatte seine Bildnerseele beinahe verdüstert. Er mußte es gelten lassen, aber es störte ihm den Reigen unverwirklichter, idealer Glanzgebilde, von welchen sein Inneres erfüllt war. Jetzt, wo die Akropolis vor ihm auftauchte, schien er verwandelt, und ließ so sinnend, so erwägungsvoll und gleichsam messend seinen unverwandten Blick über die leuchtende Höhe des Burgberges schweifen, daß Perikles ihn schon nach dem Grunde dieser nachdenklichen Aufmerksamkeit fragen wollte.

„Vater!“ sagte in diesem Augenblicke ein Knäblein zu einem älteren Manne, in dessen Geleit es unmittelbar vor Perikles und Pheidias auf der Straße einherging, mit den dunklen Augen unverwandt nach der Akropolis blickend: „Haben die Athenäer ganz allein die stadtschirmende Göttin Pallas auf ihrer Burg, oder wohnt dieselbe auch bei anderen Menschen?“

„Auch die Rhodier,“ antwortete der Mann dem Knäblein, „wollten sie bei sich auf ihrer Burg haben; ihnen aber gelang es nicht.“

„Hat ihnen Pallas Athene gezürnt?“ fragte das Knäblein weiter.

„Die Athenäer auf dem Festland“, erwiderte der Mann, „und im Meere die Rhodier bewarben sich um die Göttin. Jene wie Diese veranstalteten ein Opferfest auf ihrer Burg, um der Pallas Gunst zu gewinnen. Aber die Rhodier waren vergeßlich; sie giengen auf ihre Burg hinauf und als sie das Opfer bringen wollten, da hatten sie kein Feuer. So brachten sie kein gehöriges, sondern ein kaltes Opfer, während bei den sinnigen Athenäern Feuer und Fettdampf lustig aufsprühte über den Felsen der Akropolis. Aus diesem Grunde gab Pallas Athene den Athenäern den Vorzug. Aber die Rhodier dauerten den Zeus, und

um sie zu entschädigen, goß er vom Himmel einen goldenen Regen herunter, der ihre Gassen und Häuser anfüllte. Deß' freuten sich die Rhodier und trösteten sich damit, und stellten auf ihrer Burg den Gott des Reichthums, Plutos, auf."

Diese Erzählung, welche der Mann dem Knäblein gab, traf das Ohr der beiden Männer, welche hinter ihnen schritten. Pheidias lächelte ein wenig, wendete sich nach einigen Augenblicken des Schweigens zu seinem Gefährten und sagte:

„Perikles, mich dünkt, die Zeiten haben sich geändert und wir werden bald thun wie die Rhodier. Gedenkst du nicht auch den Plutos aufzustellen auf der Burg?"

„Fürchte nichts!" erwiderte Perikles lächelnd. „So lange das Meer den attischen Strand bespült, wird deiner Göttin Erzbild herrschend ragen auf der Hochstadt der Athenäer!"

„Aber unter Tempeltrümmern!" versetzte Pheidias. „Halbwüst liegt noch immer der Burgfels, wie ihn der sengende Perser gelassen. Laßt doch die Säulen und Trümmer herunterschaffen und baut eure Hafendämme und eure langen Mauern damit weiter; denn was der Perser oben zerstörte, das baut ihr doch nur im Piräus wieder auf!" —

In diesem Augenblicke wendete sich der Mann, welcher das Knäblein führte, da er den Laut der Redenden hinter sich vernahm, und er erkannte den Perikles; dieser erwiderte freundlich seinen Gruß, denn er kannte ihn seit langer Zeit und war sein Gastfreund gewesen, als Jener noch in Syrakus lebte.

„Dein und deines Söhnleins Lysias Gespräch, mein lieber Kephalos," sagte er zu dem Manne, „hat unserm Pheidias hier so eben Anlaß gegeben, mir heiß zuzusetzen."

„Wie das?" fragte Kephalos.

„Wir kommen aus dem Piräus," fuhr der Olympier fort, „und schon dort war unser Freund, Pallas Athenes Liebling, fast verstimmt. Er möchte nur immer unter Göttergestalten wandeln. Er haßt die langen Mauern, die weiten Hallen, die Waarenballen

die Säcke, die Tonnen, die geißledernen Schläuche, das Geschrei der Mäkler im Piräus hat sein Ohr zerrissen. Er wird, wenn er durchs Thor in die krummen, unansehnlichen Gassen der athenäischen Altstadt wieder eingetreten, mit erleichtertem Herzen den Staub des Weges zum Hafen von seinen Füssen schütteln."

„Aber sage doch," fuhr Perikles zu dem Bildner gewendet fort, „was starrst du so gedankenvoll und unverwandt nach der Höhe der Akropolis? Ist es der Anblick deiner Göttin, der dich erregt — deiner behelmten, lanzenschwingenden Vorkämpferin?"

„Wisse," versetzte Pheidias, „die behelmte, lanzenschwingende Vorkämpferin ist seit geraumer Zeit in meiner Seele verdrängt durch eine Pallas Athene des Friedens; durch eine Pallas, welche nicht mehr kämpft mit rasselndem Erz, sondern geruhig und doch sieghaft mit leuchtendem Gorgoschild die Geburten der Nacht versteinert. Wenn ich nun meinen Blick auf die Höhe der Akropolis richte, so wisse, daß ich dort dies in meinem Geiste gereifte Bild aufstelle, und daß ich ein herrlich prangendes Festhaus darüber wölbe: daß ich des Festhauses Giebel und Friese mit hundertfachem Bildwerk schmücke, und daß ich sogar auch weithin leuchtende Prachtvorhallen erbaue, von der Seite, auf welcher der Festzug der Panathenäen hinanwallt. Aber fürchte nicht, Perikles daß ich mir Gold und Elfenbein für jene Pallas Athene des Friedens, und Marmor für jenes Festhaus von dir erbitte — nein — ich baue und bilde nur so in Gedanken — fürchte nichts!"

„So sind sie Alle, diese Bildner und Poeten," sagte Perikles, fast verletzt durch die spöttische Rede des Freundes. „Sie wissen nicht, daß das Schöne nur die Blüte des Nützlichen ist. Sie vergessen, daß vor Allem das Gemeinwesen gesichert, das Volkswohl auf feste Grundlagen gestellt werden muß und daß die volle Blüte der Kunst sich nur in reichen, mächtigen Staaten entfaltet. Unser Pheidias grollt mir, weil ich ein paar Jahre lang an Getreidehallen im

Piräus und an der mittleren langen Mauer gebaut habe, statt die Tempel der Akropolis wieder aufzurichten und weil ich es nicht ganz allein der ragenden Lanze seiner erzbewehrten Göttin auf der Burg überlasse, uns wider jeden Feind, der zu Lande oder zur See androhen mag, zu beschützen" ... .

Pheidias erhob das Haupt wie verletzt, und warf einen Blick voll dunkler Glut auf Perikles. Dieser aber begegnete dem Blicke des Gekränkten mit versöhnendem Lächeln und fuhr fort, die Hand des Freundes ergreifend: „Kennst du mich so wenig, daß du mich ernstlich einen Feind und Bespöttler der göttlichen Bildkunst schelten dürftest? Bin ich nicht alles Schönen begeisterter Freund und Pfleger?" —

„Ich weiß es," sagte Pheidias, nun seinerseits sarkastisch lächelnd. „Ich weiß es, du bist des Schönen Freund. Ein Blick in die Augen der schönen Chrysilla. . ."

„Nicht das allein!" sagte Perikles rasch und fuhr in ernstem Tone fort:

„Glaubt mir, Freunde, wenn die öffentlichen Sorgen mich belästigen, und neben den öffentlichen die eigenen, wenn manche Gegnerschaft mich drückt, mancher Widerspruch mich erbittert, wenn ich verstimmt heimkehre aus der Versammlung der Athenäer, und nachdenklich, fast verstört durch die Gassen wandle, so ist oft ein kleines Säulenwerk, das mit schönen Verhältnissen meinem Auge begegnet, oder ein Bildwerk zur Seite des Weges, mit feinem Geist entworfen, im Stande, mich anzuziehen und umzustimmen, und ich erinnere mich nicht, daß ich einmal ein Leid gehabt, welches mir nicht durch die Vorlesung eines Gesanges aus dem Homeros wenigstens erleichtert worden wäre."

Die Freunde waren jetzt durch's Thor in die Stadt geschritten. Hier erschienen die Gassen enger, die Wohnhäuser weniger stattlich als im Piräus. Aber es war das echte Athen. Es war heiliger Boden.

Als Pheidias schon in die Nähe seines Hauses gekommen, sagte er zu Perikles und Kephalos: „Wenn ihr Lust und Muße hättet, bei mir noch ein wenig einzutreten, so würdet ihr einen nicht geringen Wettstreit in meiner Werkstätte durch euer Urtheil entscheiden helfen“ — „Du stachelst unsere Neugier!“ erwiderte Perikles.

„Ihr erinnert euch doch“, fuhr Pheidias fort, „des Marmorblocks, den das Perserheer über's Meer zu Schiff mit sich herüberschleppte, um nach unserer Unterwerfung ein persisches Siegesdenkmal mit persischem Gestein in Hellas aufzurichten, und der, als die Barbaren geschlagen entflohen, auf dem Schlachtfelde von Marathon in unseren Händen zurückblieb. Nach manchen Wanderungen wurde das schöne Gestein in meine Werkstätte geliefert, und wie dir bekannt ist, Perikles, wünschten die Athener ein Bild der kypriſchen Göttin daraus gemeißelt, um den Bezirk der Gärten damit zu schmücken. Keinen meiner Schüler hielt ich für fähiger, als den Agorakritos von Paros, durch Vollendung solchen Bildwerks sich Ruhm zu erwerben; und so überließ ich ihm auf sein Verlangen den Marmorblock, aus welchem er nun ein treffliches Werk gefertigt hat. Aber ein anderer meiner besten Schüler, der ehrgeizige Alkamenes, neidete dem Agorakritos den Block und den Ruhm seiner Arbeit, und vermaß sich, im Wettstreit mit dem Parier, meinem Liebling, wie er ihn nennt, ein Marmorbild derselben Göttin zu formen. Nun ist beider Jünglinge Gebild vollendet und eine gute Anzahl von kunstliebenden Männern versammelt sich heute in meinem Hause. Wolltet ihr euch zu Diesen gesellen, welcher Sporn wäre es für jene Beiden! Kommt und seht, wie verschieden das schönste der Götterwesen in zweier Jünglinge Seelen sich gespiegelt hat!“

Nicht lange besannen sich Perikles und Kephalos. Sie nickten zustimmend und traten mit gespannter Erwartung in das Haus des Pheidias.

Sie fanden hier schon viele der kunstverständigen Männer versammelt. Es waren da unter Andern der Milesier Hippodamos, Antiphon, der Redner, Ephialtes, der volksfreundliche Parteigenosse des Perikles, ferner Kallikrates, der Erbauer der mittleren langen Mauer, und Iktinos, ein Baumeister von vieler Gelehrsamkeit und großem Kunstverstande, dem Pheidias insbesondere befreundet.

Als diese Männer und die neuen Ankömmlinge sich begrüßt hatten, führte der Meister sie in einen der geräumigen Höfe seines Hauses.

Dort erhoben sich auf einem Sockel neben einander zwei hochragende verhüllte Marmormassen. Ein farbiges Linnen war zum Schutze des reinen, weiß leuchtenden Marmors gegen Staub und Besudelung darüber geworfen. Das Linnen zog jetzt ein Sklave auf den Wink des Pheidias hinweg. Da enthüllten sich die beiden glänzenden Werke in ihren gewaltigen, edel geformten Umrissen den Blicken der Beschauer, welche vor ihnen versammelt standen.

Die Männer blickten lange und ohne ein Wort zu sagen nach den beiden Bildern hin. In ihren Mienen war ein eigenthümlicher Ausdruck von Verblüffung zu lesen. Es war offenbar die merkwürdige Verschiedenheit der beiden Bildwerke, was sie betroffen machte.

Das eine derselben zeigte eine weibliche Gestalt von erhabener Schönheit und übermenschlichem Adel. Sie war bekleidet, und ihr Gewand wallte in großen, edel geordneten Brüchen bis auf die Knöchel hinab. Nur eine der beiden Brüste war unverhüllt gelassen. Das Gebilde erschien durchaus fest und streng: nichts Weichliches war in den Zügen, nichts Ueppiges in den Gliedern, nichts Zierliches in der Haltung. Und dennoch war es schön. Es war eine herbe, eine reife und doch jungfräuliche Schönheit. Es war Aphrodite ohne den Duft der Krokos- und Hiakynthosblüten, mit welchen

die ſpäter geborenen Charitinnen und die Waldnymphen des Ida die Göttin bekränzten. Sie duftete noch nicht von Wohlgerüchen und ſie lächelte noch nicht.

So lange die Betrachter auf dieſes Bild allein hinblickten, vermißten ſie nichts. Eine von allen Grazien und Liebesgöttern umflatterte Kypris war bis dahin im Hellenengeiſte nicht gereift.

Wie ſie da ſtand, die Schaumgeborne, von der Hand des Agorakritos gebildet, ſo war ihr Ideal von den Vätern ererbt.

Sobald indeß der Beſchauer von dieſem Bilde weg auf das des Alkamenes eine Zeit lang ſein Auge gerichtet hatte, ſo wurde er von einer Art von Unruhe ergriffen; und wenn er dann wieder zu jenem erſten Bilde zurückkehren wollte, ſo ſchien es ihm, als ob es ihm weniger als früher verſtändlich wäre, und als ob er inzwiſchen den Maßſtab für die rechte Würdigung desſelben verloren hätte. Es war ein Neues, was da den Blicken der Männer ſich darbot. Noch konnten ſie nicht ſagen, ob ihnen dies Neue gefalle. Noch wußten ſie nicht, ob es ein Recht habe ihnen zu gefallen. Gewiß war nur, daß ihnen das Alte daneben jetzt weniger gefiel.

Je öfter aber der Blick von dem Bilde des Alkamenes zu dem des Agorakritos, von dieſem zu jenem ſchweifte, deſto länger blieb es auf jenem haften. — Was an demſelben mit ſolchem heimlichen Zauber wirkte, war die Spur eines Reizes, einer Beſeelung, einer Friſche und Unmittelbarkeit der lebendigen Form, wie ſie der Meißel des Griechen bisher nicht erreicht, nicht angeſtrebt hatte.

Von Allen hing Keiner ſo lange, Keiner mit ſo glühenden Augen an den Formen, welche Alkamenes hier zur Schau geſtellt, als Perikles.

„Dies Werk," ſagte er zuletzt, „will mich faſt an das Standbild des Pygmalion erinnern; es ſcheint ſich zu beſeelen und eben auf dem Uebergange von der Starrheit des Marmors zu warm-durchpulſter Leiblichkeit begriffen zu ſein."

„In der That!“ rief Kephalos: „das Werk des Agorakritos ist voll vom Geiste des Meisters Pheidias, nur seinen Ernst noch überbietend. In das Gebilde des Alkamenes aber scheint mir ein Funke aus einer fremden Esse gefallen, der es mit einem seltsamen, eigenthümlichen Leben durchglutet.“

„Ei, mein wackerer Alkamenes“, rief Perikles. „welcher neue Geist ist über dich gekommen, da man doch bisher deine Weise von der des Agorakritos kaum zu unterscheiden vermochte? Hast du etwa die Göttin im Traume gesehen? Weißt du, daß du mich in ein Entzücken versetzt hast, wie es noch kein Marmor in mir erregte?“ —

Alkamenes lächelte. Aber Pheidias blickte jetzt, wie von einem plötzlichen Gedanken durchzuckt, scharf nach dem Werke des Alkamenes, und schien die Umrisse, die Formen einzelner Glieder unter dem Einfluße jenes Gedankens zu mustern.

„Nicht ein Traumbild,“ sagte er zuletzt, „scheint mir in diesem Marmor verkörpert, sondern vieles Reizende aus sinnfälliger Wirklichkeit aufgenommen, um das Bild der Göttin damit auszuschmücken. Je länger ich die Schlankheit dieses ganzen Gebildes, das Zarte und doch Ueppige dieses Busens und dieser Hüften, die eigenthümliche Feinheit dieser spitz zulaufenden Finger und des anmuthig zurückgebogenen Handgelenks betrachte, um so stärker fühle ich mich an ein Weib erinnert, das wir in letzter Zeit ein paar mal in diesem Hause gesehen“ —

„Es ist, wenn nicht das Angesicht, doch die Leibesgestalt der Milesierin!“ rief ein Anderer von den Schülern des Pheidias, herantretend; und alle Schüler, einer um den andern sich nähernd, erst das Bild, und dann unter einander sich anblickend, riefen: „Kein Zweifel; es ist die Milesierin.“

„Wer ist diese Milesierin?“ fragte Perikles hastig und gespannt.

„Wer ſie iſt?“ ſagte Pheidias lächelnd, „du haſt ſie ſchon einmal flüchtig geſehen — heute — vor wenigen Stunden — einen kurzen Augenblick hat der Stral ihrer Schönheit dich getroffen. Im Uebrigen frage den Alkamenes“ —

„Wer ſie iſt?“ wiederholte nun der feurige Alkamenes. „Ein Sonnenſtral iſt ſie, ein Thautropfen, ein ſchönes Weib, eine Roſe, ein erfriſchender Zephyr. Wer wird einen Sonnenſtral nach Namen und Herkunft fragen? Vielleicht weiß Hipponikos Anderes von ihr zu ſagen, der ſie als Gaſt in ſeinem Hauſe beherbergt.“

„Einmal kam ſie mit Hipponikos herüber in dieſe Werkſtätte“, ſagte Pheidias.

„In welcher Abſicht?“ fragte Perikles.

„Um Dinge zu ſprechen“, erwiderte Pheidias, „wie ich ſie noch nicht aus eines Weibes Munde vernommen“. —

„Bei Hipponikos alſo wohnt ſie als Gaſt?“ fragte Perikles.

„In einem kleineren Hauſe, das ihm gehört“, ſagte Pheidias, „und das zwiſchen ſeinem Wohnhauſe und dieſem da gelegen iſt. Seit aber die Mileſierin im Nebenhauſe weilt, iſt mir ein wunderlicher Geiſt in dieſen ganzen Schwarm da gefahren!“ —

„Wie das?“ forſchte Perikles.

„Seit jener Zeit“, erwiderte Pheidias, „iſt der Duckmäuſer, den du auf der Straße zum Hafen einſam ſtehen und vor ſich hinſtarren geſehen, noch weit nachdenklicher geworden, und was den Alkamenes anlangt, ſo gehört er zu Denjenigen, welche ich am öfteſten droben auf dem flachen Dache des Hauſes betraf, von wo man in das Periſtyl des Nebenhauſes hinabſieht, und wohin ſie von ihrer Arbeit weg ſich ſchlichen, bald unter dem Vorwande, einen entkommenen Vogel oder Affen einzufangen, bald in der Abendkühle ſitzend, um ſich zu erholen, weil ihnen, wie ſie ſagten, das Blut ſo heftig gegen

das Haupt ſtröme — in der That aber, um das Saitenſpiel der Mileſierin zu belauſchen".

„Und dieſer Zauberin alſo" ſagte Perikles, „hat unſer Alkamenes die Reize abgeſehen, die uns hier auch im Marmor entzücken?"

„Wie es zuging, vermag ich nicht zu ſagen!" verſetzte Pheidias. „Vielleicht hat der Nachdenkliche den Kuppler geſpielt; denn dieſer ſcheint vertraut mit ihr zu ſein. Dieſer Wunderliche hat ſich nämlich einen Eros zu meißeln vorgenommen, und hält es zu dieſem Zwecke für nöthig, ſich zuvor über das Weſen dieſes Gottes und ſeinen Begriff zu unterrichten. Denn ſo iſt er nun einmal geartet: er ſtrebt niemals nach den Dingen ſelber, ſondern immer nach ihrem Begriffe, nach der Wahrheit und Weisheit, wie er ſagt; weßhalb wir ihn auch immer nur den Weisheitsfreund, den Wahrheitſucher nennen. Gegenwärtig nun jagt er dem reinen Begriffe der L i e b e nach, und will ſich darüber von jener ſchönen Mileſierin belehren laſſen. Dieſe läßt, wie es ſcheint, den Sonderling gewähren und ich habe ſie einmal eine Stunde lang hier in dieſem Hofe, auf einem Steinblock ſitzend, ſich mit ihm unterreden ſehen. Hat nun wirklich nicht blos Dieſer, ſondern auch Alkamenes des geheimen Unterrichts der Mileſierin genoſſen, ſo mag er auch fernerhin auf dieſem Wege ſein Heil verſuchen. Mag er fortfahren, mehr von ſchönen Weibern zu lernen, als von den Meiſtern ſeiner Kunſt."

„Was hier vor Augen ſteht", rief Alkamenes aufwallend nach dieſen ſpöttiſchen Worten des Pheidias, „iſt m e i n e r H ä n d e W e r k; den Tadel, der es trifft, nehm' ich auf mich, und das Lob, das man ihm zollt, brauch' ich mit Keinem zu theilen!"

„Ei, doch!" rief Agorakritos finſter; „mit der Mileſierin haſt du es zu theilen! Sie ſchlich heimlich zu dir!" ...

Ein heller Purpur ſchoß in die Wangen des Alkamenes. „Und d u?" rief er, „Wer ſchlich zu d i r?" Meinſt du, wir

wiſſen es nicht? Pheidias ſelber war es, der Meiſter, der des Nachts in deine Werkſtätte ſchlich um die letzte vollendende Hand an das Werk ſeines Liebling zu legen.“ . .

Nun unterlief des Pheidias Angeſicht eine dunkle Röthe — er warf einen zornigen Blick auf den verwegenen Schüler und wollte etwas erwidern.

Aber Perikles trat zwiſchen die Beiden und ſagte begütigend: „Keinen Zank, ihr Trefflichen! Es ſei, wie ihr ſagt: zu Alkamenes iſt die Mileſierin, zu Agorakritos iſt Pheidias geſchlichen. Lerne Jeder, wo und wie er es vermag, und neide Keiner dem Andern das Schöne, das ihm durch die Gunſt der Muſen, oder der Charitinnen, oder irgend welcher andern Göttin zu Theil wird.“

„Ich habe nicht verſchmäht, von Pheidias zu lernen,“ ſagte Alkamenes, welcher von den Dreien zuerſt ſeine heitere Ruhe wieder gewonnen hatte; „aber auch der lebendigen Wirklichkeit ihr Schönes abzulauſchen iſt der verſtändigen Künſtler Art; und daß ich es offen geſtehe, mir ſcheint eine Mileſierin, oder ſonſt eine Tochter der lebensfrohen joniſchen Küſten weit beſſer geeignet, dem prüfenden Auge des Bildners die Geheimniſſe der ſchönen Natur zu enthüllen, als die Frauen und Jungfrauen unſeres heimiſchen attiſchen Landes. Es iſt nicht gleichviel, wie der Bildner das Weib erblickt: ob es in blöder Verſchämtheit dem Wurme ähnlich iſt, der ſich in ſich ſelber verkriechen zu wollen ſcheint, oder ob es die Blüte ſeiner Leiblichkeit in freier Anmuth entfaltet. Unſere Athenerinnen bringen ihr Leben unter ſtrenger Hut in der Zurückgezogenheit der Frauenwohnung hin. Will man eines Weibes Anblick genießen, das es verſteht, ohne Blödigkeit und ohne Frechheit das Auge mit ſeinem Reiz zu entzücken, ſo muß man ſich an dieſe Jonierinnen, an dieſe Lyderinnen halten, die, von der jenſeitigen Küſte herüberkommend und gleichſam einen Hauch von der ſchönen Ungebundenheit ihrer heimiſchen Taumelfeſte

mit herüberbringend, das heitere Geſetz der Schönheit und der Sinnenfreude verkündigen."

Viele von den Anweſenden ſtimmten dem Alkamenes bei, und prieſen ihn glücklich, daß er ein Weib wie dieſe Mileſierin willfährig gefunden.

„Willfährig?" ſagte Alkamenes, „Ich weiß nicht was ihr meint; die Willfährigkeit dieſes Weibes hat ihre Grenzen . . . fragt nur den Nachdenklichen dort, den Wahrheitſucher, ihren Freund" —

So ſprach Alkamenes und wies auf den jungen Steinmetz hin, der vorher auf der Straße zum Piräus ſinnend geſtanden und mittlerweile heimkehrend in den Raum des Hofes eingetreten war. Alle Umſtehenden blickten bei den Worten des Alkamenes auf den Nachdenklichen und lächelten; denn ſie fanden in ſeinem Weſen nichts, was ihn des Umgangs und der Freundſchaft eines ſchönen Weibes hätte würdig erſcheinen laſſen. Er war ſtumpfnaſig und ſein ganzes Anſehen war nicht das eines wohlgebildeten Griechen. Freilich, ſein Mund lächelte trotz der wulſtigen Lippe nicht unfein, und wenn ſeine Augen ſich nicht im Nachdenken allzu ſtarr auf einen Punkt hefteten, ſo blickten ſie hell und Vertrauen erweckend.

„Wir kommen von unſerm Gegenſtande ab," bemerkte jetzt Pheidias. „Alkamenes und Agorakritos ſtehen noch immer da und warten auf unſern Richterſpruch. Vorläufig ſcheinen wir nur darüber einig, daß Agorakritos eine Göttin, Alkamenes ein ſchönes Weib gemeißelt"

„Nun!" ſagte Perikles, „ich glaube wahrlich, unſer Alkamenes nicht bloß, ſondern auch unſer Agorakritos, ſo viel frömmer er ſich auch bedünken mag, werden die Unſterblichen erzürnen, weil ſie doch beide von ihrem Meiſter Pheidias gelernt haben, wenn ſie ein Götterweſen darſtellen wollen, der menſchlichen Leibesbildung bis in ihr feinſtes Geäder nachzugehen. Im Grunde ſeid ihr Bildner doch alle darin gleich,

daß ihr Götter zu bilden vorgebt, in welchen wir in der That ein Göttliches zu erblicken und anzustaunen glauben: sehen wir aber genauer zu, so finden wir, daß dieses Göttliche doch nur die reinste Blüte und Ausgestaltung des Menschlichen, und daß auch der ätherische Götterleib nur eine Verbindung menschlicher Pulse, Sehnen, Muskeln, Gelenke und Faserbündel ist. Vernehmt doch auch einmal jenen zweiten Schüler der schönen Milesierin, euren Nachdenklichen dort! Auch er ist berufen, ein Urtheil abzugeben."

„Was meinst du," rief Alkamenes dem Nachdenklichen zu; „ist die Natur des Menschen würdig, ein göttlich Wesen in sich darzustellen?" —

„Was den Homeros und den Hesiodos betrifft, und die andern Poeten," sagte der Nachdenkliche, „so erinnere ich mich, daß sie das Meer und die Erde und alles Mögliche göttlich nennen; es sollte mich daher wundern, wenn nicht auch die Menschennatur mit ihren Muskeln, Sehnen und Adern göttlich wäre. Pindaros scheint mir sogar noch weiter zu gehen, wenn er singt: „Eins ist von Anbeginn der Götter und der Sterblichen Geschlecht!" Und den weisen Anaxagoras erinnere ich mich gar kurzweg sagen gehört zu haben, daß Alles, was ist, lebendig, und alles Lebendige göttlich ist. Wollt ihr aber diese Alten nicht hören, so fragt die schöne Milesierin" . . .

„Ich denke," versetzte Perikles, „wir wären alle gar nicht abgeneigt, diesen Rath zu befolgen, wenn wir nur wüßten, wie wir es anzustellen haben, die Milesierin zur Entscheidung der Sache herbeizurufen. Kann uns etwa Pheidias diesen Dienst leisten, oder will uns Alkamenes das Geheimniß verrathen, wie man sich Rath von dieser Schönen holt, oder sollen wir uns dem Nachdenklichen anvertrauen?"

„Dem Nachdenklichen!" rief Alkamenes lebhaft. „Seid gewiß, daß Dieser, wenn er will, uns die Milesierin noch heute aus dem Hause des Hipponikos, wie ein Schlänglein aus

ſeinem Verſteck, durch Zaubermelodien und Beſprechungen herüberlockt!"

„Wenn Alkamenes ſelber uns an Dieſen weiſ't," ſagte Perikles, „ſo iſt wohl Der und kein Anderer der rechte Mann für uns in dieſer Sache. Was aber können wir dem Manne verſprechen, damit er ſich unſer erbarmt und hingeht und uns die Mileſierin herüberlockt?"

„Es dürfte nicht ſchwer ſein," verſetzte der Nachdenkliche. „Jemand zu bewegen, hier einzutreten, wenn er ſchon gleichſam wartend hinter der Thür ſteht."

„Die Mileſierin iſt alſo in der Nähe?" fragte Perikles.

„Als ich vordem," erwiderte der Nachdenkliche, „von meinem Spaziergange auf dem Wege nach dem Piräus zurückkehrte, und, von hinten her in das Haus tretend, hart an dem Gartengehege des Hipponikos vorüberkam, ſah ich die Mileſierin zwiſchen Blumenbeeten und blühenden Sträuchern ſtehen und einen Zweig von einem Lorbeerbuſche pflücken. Ich fragte ſie, welchen Helden oder Weiſen oder kunſtbegabten Mann ſie mit dieſem Lorbeer zu ſchmücken gedenke? Sie erwiderte, derſelbe ſei beſtimmt für denjenigen der beiden trefflichen Schüler des Pheidias, welcher heute nach dem Urtheile der Kunſtverſtändigen als Sieger aus dem Wettſtreite hervorgehen würde. „Du willſt alſo das Glück des Siegers ins Unendliche ſteigern?" ſagte ich, „ſuche doch auch den Unterliegenden einigermaſſen zu tröſten!" — „Gut," erwiderte die Mileſierin, „man muß ſich auch des Unterliegenden erbarmen; ich will eine Roſe für ihn pflücken." — „Eine Roſe?" verſetzte ich, „iſt das nicht etwa zu viel? Biſt du ſicher, daß dann nicht der Sieger den Unterliegenden gar noch beneidet?" — „So mag der Sieger wählen," rief ſie; „hier nimm den Lorbeer und hier die Roſe, und überbringe ſie." — „Sollteſt du ſie nicht ſelbſt überreichen?" fragte ich. „Meinſt du?" ſagte ſie. „Gewiß," erwiderte ich." Nun wohl!" gab ſie zurück; „ſchicke mir den Sieger und den Beſiegten hieher

an die Gartenpforte, ſobald die Kunſtrichter das Urtheil geſprochen und ſich entfernt haben." — „Wiſſet alſo," ſchloß der Nachdenkliche ſeine Rede, „daß die Mileſierin mit dem Lorbeerzweig und der Roſe hinter dem Gartengehege des Hipponikos ſteht."

„Gut," ſagte Pheidias, „ſo geh' und hole ſie herüber!"

„Wie kann ich das?" verſetzte Jener. „Wie ſoll ich ſie bewegen, herüber zu kommen in Gegenwart einer ſolchen Schaar von Männern?"

„Gleichviel wie du es anſtellſt," ſagte Pheidias; „das gehört zu deinen geheimen Kupplerkünſten, die brauchſt du uns nicht zu verraten. Geh' nur und hole ſie, da es Perikles ſo ſehr wünſcht."

Der Nachdenkliche gehorchte. Er gieng, und nach einigen Augenblicken kehrte er mit einem Weibe zurück, in deſſen Geſtalt die edelſte Feinheit mit reizender Ueppigkeit der Bildung in wunderbarer Weiſe vereinigt waren. Perikles erkannte ſogleich in ihr die Schöne, die er flüchtig geſehen, als er mit Pheidias ſich anſchickte, vom Markte aus nach dem Hafen zu gehen. Sie war ſchlank, und die Glieder dennoch von anmuthigſter Weichheit und Rundung. Ihr Gang war feſt und reizvoll zugleich. Ihr krauſes, weiches Haar ſchimmerte röthlich-braun, ihr Antlitz war von unvergleichlicher Schönheit. Das Bezauberndſte aber an ihr war ein feuchter Glanz, ein weicher aphrodiſiſcher Schimmer der wundervollen Augen, deſſen Zauber Keiner widerſtand, auf welchen dieſe Augen ſich richteten. Ihr Gewand aus gelbem, weichen Byſſos floß eng anſchließend über die feinen, aber doch ſchön gerundeten Hüften zu den Knöcheln hinab. Nach oben war der Vordertheil des Gewebes an der Schulterhöhe mit dem Hintertheile durch zierliche Agraffen ineinander geneſtelt. Der Ueberſchuß desſelben aber fiel von den Schultern wieder als eine Art von Obergewand in ſchönen Falten hinab bis zur Mitte des Leibes. Unbedeckt ließ das ärmelloſe Gewand die edelgeformten Arme, und verbarg nicht ganz den Umriß des

jugendlich zarten und doch voll und fest entwickelten Busens. Es war der gewöhnliche Chiton der griechischen Frauen, welchen die Fremde trug, aber reich und bunt, wie man ihn bei jonischen und lydischen Frauen der asiatischen Küste sah. Die Farbe des Gewandes war glänzend gelb, die Säume mit bunten Stickereien reich geziert.

Das röthlich-braun schimmernde Haar wallte gekräuselt, wie es war, über den Nacken hinab; ein Purpurband, welches an der Stelle, wo es auf dem Vorderhaupt ruhte, mit einer giebelartig gestalteten Metallplatte geziert war, hielt das reiche Gelock zusammen.

Als dies reizende Weib im Geleite des Nachdenklichen eintrat, und einen so großen Kreis angesehener Männer und darunter selbst den gewaltigen Perikles erblickte, zögerte sie ein wenig. Aber Alkamenes trat ihr entgegen, faßte sie bei der Hand, und sagte:

„Perikles, der Olympier, wünscht die schöne und weise Milesierin zu sehen."

„Wie groß und gerecht auch das Verlangen gewesen sein mag, ein so hochgepriesenes Weib zu sehen," sagte Perikles, „verschweigst du doch mit Unrecht, Alkamenes, daß wir zunächst durch die Verlegenheit, in welche die Entscheidung des Wettstreits zwischen dir und Agorakritos uns versetzte, auf den Rath des Wahrheitsuchers uns entschlossen, die Weisheit der schönen Milesierin zu Hilfe zu rufen. Es ist nämlich unter uns die Frage aufgeworfen worden, ob es erlaubt sei, eine Göttin unter dem Bilde eines schönen, hellenischen Weibes darzustellen. In den Athenäern, fromm und den Göttern ergeben, wie sie sind, beginnt sich das Gewissen zu regen, ob sie denn nicht etwa die Sterblichen übermüthig und die Götter neidisch machen, wenn sie das Göttliche allzu menschlich darstellen, und ob ihre Bildkunst überhaupt den Göttern wohlgefällig oder verhaßt sei?"

„Des griechischen Himmels Milde und Klarheit," begann die Milesierin mit einer Stimme, deren Silberklang nicht weniger bezaubernd war, als der Stral ihres Auges, „ist überall gepriesen, und die Leibesgestalt des Hellenen wird als die götterähnlichste selbst von Barbaren anerkannt. Die Götter von Hellas werden dem Athenäer nicht zürnen, wenn er ihnen Tempel baut, die so heiter-erhaben sind, wie der Aether, der sich über ihnen wölbt, und wenn er Bilder von ihnen aufrichtet, deren Wohlgestalt nicht hinter der Wohlgestalt Derjenigen zurückbleibt, welche vor diesen Bildern Opfer bringen. Wie das Land, so der Tempel, wie der Mensch, so seine Götter! Beweisen aber nicht auch sonst die Olympischen, daß es ihr Wille und ihre Lust ist, sich zu spiegeln in der Seele des Athenäers? Haben sie nicht ihm vor Allen den bildsamen Geist verliehen, und haben sie nicht der attischen Erde den besten Thon, das unvergleichlichste Gestein zum Bauen und zum Bilden anvertraut?"

„In der That!" fiel hier der feurige Alkamenes lebhaft ein, „Alles besitzen wir; nur noch nicht das rechte, schrankenlose Feld der Bethätigung! — Wahrhaftig, mir und uns Allen," fuhr er fort, auf seine Genossen weisend, „zuckt es längst in allen Fingerspitzen, und der Meißel in unseren Händen wird heiß vor Ungeduld" —

Ein Gemurmel der Zustimmung durchlief bei dieser plötzlichen Wendung des Gesprächs die ganze Werkstätte des Pheidias.

„Sei nur getrost, Alkamenes," sagte die Milesierin, mit Nachdruck die Worte betonend; „Athen ist reich geworden, übermäßig reich, und wohl nicht umsonst ist der goldene Schatz von Delos übers Meer zu euch herübergeschwommen" . . .

Das schöne Weib blickte bei diesen Worten mit dem bezaubernden Auge auf Perikles. Dieser war, während sie sprach, mit seinen Blicken am Geringel ihrer hellbraunen,

weichen und seinen Flechten gehangen, und sagte nun zu sich im Stillen: „Bei den Göttern, dieses Weibes Blondhaar selbst ist ein schimmernder Goldschatz von Delos und mit jenem gemünzten wäre dieser ungemünzte zu theuer nicht erkauft' . . ."

Dann senkte er eine geraume Zeit lang nachdenklich das Haupt, während Aller Blicke auf ihn gerichtet waren. Zuletzt begann er:

„Mit Recht erwartet ihr, Pfleger und Freunde der schönen Bildkunst, daß der delische Schatz nicht umsonst ans Gestade von Attika herübergeschwommen. Und hätt' ich nur nach des Herzens Belieben, nicht nach den Forderungen des Gemeinwesens zu fragen, wahrlich, ich hätte den Schatz am liebsten unmittelbar vom Piräus hieher schaffen lassen in die Werkstätte des Pheidias. Aber hört, wie die Dinge für Denjenigen, welchem die Sorge für das Gemeinwohl obliegt, sich darstellen. Als der Perser mit seinen Schaaren das Land verheerend überschwemmt und die gemeinsame Gefahr alle Hellenen vereinigt hatte, dann aber Jener geschlagen abgezogen, und die große Lehre, die uns der Kampf gegeben, wieder vergessen, und der Sondergeist allenthalben wieder erwacht war, da hoffte ich dennoch, daß es möglich sein würde, das, was wir, von der Noth des Krieges gedrängt, begonnen, auf friedlichem Wege fortzusetzen. Meinem Rathe folgend, lud das Volk der Athener alle Hellenen ein, ihre Vertreter nach Athen zu senden, um über die gemeinsamen Angelegenheiten Griechenlands zu verhandeln. Ich wollte bewirken, daß mit gemeinsamen Mitteln alle von den Persern verbrannten Tempel und Heiligthümer wieder hergestellt würden. Ferner sollten die Hellenen von da an frei und sicher verkehren dürfen auf allen hellenischen Meeren, an allen hellenischen Küsten; Bürgschaften sollen geboten werden, daß unter dem Schutze eines ungetrübten Friedens das Gemeinwohl aller Hellenen ungehindert erblühe. Zwanzig Männer

wählten wir aus dem Volke Männer, welche selbst mitgekämpft hatten in den großen Perserschlachten. Und welche Antworten brachten sie heim, diese Boten? Ausweichende von hier, unverholen ablehnende von dort. Vor allen aber bemühte sich Sparta, den Samen des Mißtrauens gegen Athen bei den Stammverwandten reichlich auszustreuen. So scheiterte der Versuch, und Athen gewann die Erfahrung, daß es auf die Eintracht der Hellenen nicht rechnen dürfe, daß der Neid seiner Nebenbuhler nicht schlummere. Wäre mein wohlmeinender Plan gelungen, so hätte sich Athen und ganz Hellas rückhaltlos den Künsten des Friedens hingeben, seine schönste und edelste Blüte unverweilt entfalten können. So aber ist es unsere erste Pflicht, nach immer größerer Macht, nach immer größeren Einfluß in Hellas zu trachten, und immer so, wie jetzt, unangreifbar gerüstet dazustehen. Diese erste der Nothwendigkeiten gebietet uns, hauszuhalten mit unseren Mitteln, so glänzend sie für den Augenblick auch sein mögen. Urtheilt nun selbst, ihr Männer, ob wir die Rücksichten, welche uns die Behauptung unseres Vorranges in Hellas auferlegt, aus dem Auge verlieren, und die goldenen Geschenke des Glücks schon jetzt an das Schöne und Angenehme verschwenden dürfen".

So sprach Perikles, und da die Männer seine Rede schweigend, aber doch, wie er zu bemerken glaubte, nicht ohne heimliches Bedenken hörten, so fuhr er fort: „Erwäget die Sache, oder gebt sie dem Nachdenklichen hier, dem Wahrheitsfreunde, oder, wenn man Frauen auch in politischen Dingen hören darf, dieser Schönen aus Milet zu erwägen".

„Wenn ich den Worten des Perikles mit meinem Verstande gefolgt bin," hub der Nachdenkliche in seiner etwas umständlichen Art zu reden an, da Alle im Kreise schwiegen, „so hat der große Staatsmann es als eine feststehende Thatsache hingestellt, daß Athen sich bemühen müsse, den Vorrang unter den griechischen Staaten zu behaupten. Auf welchem Wege

aber dieſe Sicherung des Vorrangs erzielt werden könne, dies hat er uns noch zu erwägen anheim geſtellt. Zwar hat er die bisherige allgemeine Anſicht, daß der Vorrang eines Gemeinweſens vor dem andern ſich allein auf eine gewaltige Kriegsmacht ſtützen müſſe, auch für die ſeinige ausgegeben. Aber weiſe wie er iſt, unterſcheidet er ſich von allen früheren Staatsmännern dadurch, daß er noch andere Mittel für möglich zu halten ſcheint; denn wenn er ſolche nicht für möglich hielte, wie hätte er uns zu ihrer Erwägung aufgefordert?"

„Biſt du es," ſagte Perikles, „der uns ſolche andere Mittel für den gleichen Zweck angeben kann, ſo ſprich!"

„Man müßte," verſetzte der Nachdenkliche, „um dieſe Mittel zu erfahren, ſolche Perſonen fragen, welche erwieſener Maßen ſich darauf verſtehen, Andern den Vorrang abzugewinnen und die Menſchen ohne Anwendung von Gewalt aufs Schönſte und Beſte zu unterwerfen und zu beherrſchen. Man müßte eben wieder die ſchöne Mileſierin hier befragen."

Die Fremde warf lächelnd einen Blick auf den Nachdenklichen, und dieſer fuhr in ſeiner gewohnten Redeweiſe zu ihr gewendet fort:

„Du haſt gehört, daß wir erwägen, ob ein Gemeinweſen vor dem andern nur durch Kriegsgewalt und Schätze ſich den Vorrang ſichert, oder auch noch durch etwas Anderes in der Welt, etwa durch die Pflege des Schönen und des Guten und jeder inneren Trefflichkeit. Du zählſt nun zu Denjenigen, welche ſich darauf verſtehen, Andern den Vorrang abzulaufen, und die Menſchen ohne Gewalt aufs Schönſte und Beſte zu beherrſchen. Willſt Du uns nicht ſagen, wie Du das anſtellſt?"

„Was uns Frauen betrifft," verſetzte die Mileſierin lächelnd, „ſo kann ich nur ſagen, daß es auf ein gewißes Maß von Wohlgeſtalt ankommt, und auf die Art ſich zu kleiden, und auf die Kunſt, anmuthig zu tanzen oder bezaubernd die Zither

zu ſpielen und was man ſonſt noch für Künſte des Gefallens unterſcheidet."

„So weit es ſich um Frauen handelt, wäre alſo die Frage gelöſ't!" ſagte Perikles. „Wie aber? ſollen auch wir Athenäer die Sparter und alle Inſelbewohner und Aſiaten durch Prunkgewänder und Wohlgeſtalt und anmuthige Tänze und Zitherſpiel zu unterwerfen und aufs Schönſte und Beſte zu beherrſchen ſuchen?"

„Allerdings!" verſetzte die Mileſierin. Dieſes dreiſt hingeworfene Wort verblüffte die Männer. Das reizende Weib aber fuhr fort:

„Jenes Gemeinweſen wird vor allen am meiſten zu Macht und Anſehen gelangen, wo man am anmuthigſten zu tanzen, am ſchönſten die Zither zu ſpielen, am beſten zu bauen, zu meißeln und zu malen verſteht, und wo die trefflichſten Poeten gedeihen!"

„Du ſcherzeſt!" ſagten einige von den Männern.

„Durchaus nicht!" erwiderte lächelnd die Schöne.

„Wenn man näher zuſieht," ſagte Hippodamos „ſo ſcheint die ſchöne Mileſierin mit ihrer kühnen Behauptung, die uns im erſten Augenblicke lächeln machte, nicht völlig Unrecht zu haben. In der That! Wenn die Schönheit nun einmal das Siegreiche in der Welt iſt, warum ſollte nicht auch ein Volk durch den Reiz des Schönen andern den Vorrang ablaufen, Ruhm, Bewunderung, Liebe, unberechenbaren Einfluß gewinnen, ganz wie eine ſchöne Frau?"

„Wenn nur die rückhaltloſe Pflege des Schönen," verſetzte Perikles, „die Gemüther nicht weichlich und weibiſch machten!"

„Weichlich und weibiſch?" rief die Mileſierin: „ihr Athener ſeid es zu wenig. Gibt es nicht Viele bei euch, welche euer Gemeinweſen ganz nach der düſtern und rauhen Art der Spartaner geſtalten möchten? Es iſt unrecht, zu ſagen, daß

das Schöne die Menschen verderbe. Das Schöne macht die Bürger heiter, zufrieden, fügsam, opferwillig, begeisterungsfähig. Was könnte beneidenswerther sein, als ein glücklich Volk, zu dessen Festen von nah' und ferne die Menschen strömen? Laßt den finstern, rauhen Sparter sich verhaßt machen: Athen wird salbenduftig und blumenbekränzt, wie eine Braut, sich die Herzen erobern!"

„Du meinst also," sagte Perikles, „daß die Zeit schon gekommen, in welcher wir das Schwert aus der Hand legen dürfen, um uns dem Schönen und allen Künsten des Friedens hinzugeben?" —

„Gestattest du mir, es auszusprechen, o Perikles," sagte die Fremde, „wann es nach meinem Bedünken Zeit ist, das Schöne zu schaffen?"

„Sprich es aus!" versetzte Perikles.

„Die Zeit, Großes und Schönes zu schaffen," sagte die Miletierin, „ist dann gekommen meine ich, wenn die Männer da sind, welche berufen sind, es zu schaffen! — Jetzt habt ihr den Pheidias und die anderen Meister: wollt ihr mit der Ausführung ihrer Gedanken zögern, bis sie thatlos gealtert? Leicht findet ihr das Gold, um Schönes zu bezahlen, aber nicht immer die Männer, um es auszuführen!" —

Lauter und allgemeiner Beifall erscholl bei diesen Worten im ganzen Kreise.

Es gibt Blicke, es gibt Worte, die dem zündenden Blitze ähnlich in eine Menschenseele fallen. Des Perikles Seele war von einem solchen Blicke und einem solchen Worte zugleich getroffen worden.

Der zündende Blick war aus dem bezauberndsten Auge das zündende Wort von der bezauberndsten Lippe gekommen. Der Macht des Wortes war Perikles sich bewußt; des Blickes Gewalt aber durchzuckte ihn mit einer süßen Flamme, aus deren Gluten er mehr, als er selbst es wußte, verwandelt hervorging.

Sein Auge begann heller zu leuchten, und er wiederholte vor sich hin die Worte der Fremden:

„Die Zeit Schönes zu schaffen ist dann gekommen, wenn die Männer da sind, welche im Stande sind, es zu schaffen!“ — „Ich muß gestehen,“ fuhr er fort, „dies Wort ist eines von den treffenden und schlagenden. Es ist fast so einleuchtend, als ob man sagte: Die Zeit zu lieben ist da, wenn die Schönheit da ist, welche die Liebe zu entflammen im Stande ist. Einen besseren Anwalt konnte das, was uns Allen am Herzen liegt, nicht finden. Ich glaube, du hast mich und Alle, die hier sind, überzeugt. Indessen, es wäre dir nicht so leicht gefallen, schöne Fremde, wenn das, was du sagtest, nicht schon im Hintergrunde unserer Herzen geschlummert hätte. Aber willst du es mir vergönnen, daß ich mich nicht ganz und gar überwunden gebe? Willst du dich mit mir in einen gütlichen Vergleich einlassen? Ich denke, wir werden uns bemühen, unser Athen kriegstüchtig und mächtig, wie es ist, zu erhalten; aber du hast Recht, wir dürfen auch nicht länger aus ängstlichen Rücksichten zögern, das zu thun, wofür die Zeit nun gekommen, weil, wie du uns zu bedenken gegeben, Männer da sind, die, wenn sie dahingegangen, niemals wiederkehren werden! — Dank es dieser Schönen, Pheidias, wenn meine Bedenken geschwunden, und wenn ich dir und den Deinigen, welchen, wie uns Alkamenes zurief, der Meißel in den Händen brennt vor Ungeduld, die Schranken öffnen zu helfen gelobe, damit ihr hingeht, wie ein begeistert Heer in die Schlacht, Zertrümmertes wieder aufzurichten und Schöneres, Herrlicheres, wovon ihr lange geträumt, neu zu begründen.

Sehet, nicht wenig ist geschehen, um unser Athen zu befestigen. Die Hafenstadt ist neu gestaltet, die mittlere Mauer nahezu vollendet. Eine geräumige Ringschule für die athenische Jugend zu erbauen, war seit längerer Zeit mein Gedanke;

auch den musischen Künsten, der Ton- und der Dichtkunst will ich eine würdige Stätte errichten. Mit prangenden Göttertempeln aber und mit herrlichen Standbildern krönen wir geziemend das Werk der Erneuerung, das im Piräus unten begonnen worden."

Freudiger Beifall erscholl bei diesen Worten des Perikles aus den Reihen der Bildner und der übrigen versammelten Männer.

„Mahnend ragen die Riesensäulen des Tempels," fuhr Perikles fort," welchen Peisistratos dem olympischen Zeus zu erbauen begonnen und an welchen seit dem Sturze dieses Gewaltigen Niemand wieder die Hände gelegt hat. Wär' es nicht billig, diesen zuerst zu vollenden?"

„Nein!" rief lebhaft der volksfreundliche Ephialtes. „Das hieße den Ruhm des Feindes der Volksfreiheit verewigen. Mag ein Tyrann vollenden, was ein Tyrann begonnen hat! Das freie Volk der Athener läßt das Denkmal des Peisistratos in seinen Trümmern liegen, zum Zeichen, daß kein Götterfegen ruht auf den Werken der Despoten!" —

„Ihr habt den Volksfreund Ephialtes gehört," sagte Perikles, „und wenn ihr den Ephialtes gehört, so habt ihr das gesammte Volk der Athenäer gehört. — Auf der Akropolis oben steht das uraltehrwürdige Heiligthum des Erechtheus und der Stadtgöttin Athene, halb zerstört und nur nothdürftig nach dem Perserkampfe für den Götterdienst wieder hergestellt" —

„Dort hausen die Eulen!" rief der freigesinnte Kallikrates. „Alt und düster sind dort die Tempelräume, alt und düster die Priester, und selbst die Götter sind dort vom alten düstern Moder angefressen."

„So bauen wir den Tempel licht und heiter wieder auf!" — sagte Perikles.

„Dann wird Pheidias zur Muße verdammt sein," versetzte Kallikrates; „du weißt niemals darf das uraltheilige,

vom Himmel gefallene Holzbild der Athene Polias im Tempel des Erechtheus durch ein anderes erſetzt werden — niemals darf es in ſeiner Unförmlichkeit verändert, ſondern immer nur mit neuem Flitter behängt werden!"

„So laſſen wir die alten Prieſter mit ihren alten Göttern in den alten Tempeln hauſen;" erwiderte Perikles, „und ſprechen wir mit Pheidias, damit er uns erzähle, was er mit wachen Augen träumt, wenn er ſeinen Blick auf die Akropolis richtet!" —

Pheidias ſtand in Gedanken.

Perikles trat zu ihm und ſagte, ſeine Schulter berührend: „Sinne du nur — rüttle ſie auf, die großen Gedanken in deinem Haupt, ſo viel ihrer ſind, denn ihre Zeit iſt gekommen!" —

Pheidias lächelte, dann ſagte er mit glänzenden Augen: „Iktinos hier mag dir erzählen, wie oft ich die Fläche des Burgberges und ſeine Felsterraſſen mit ihm abgeſchritten — wie wir maßen und rechneten und heimliche Pläne ſchmiedeten, nicht wiſſend, wann die Stunde kommen würde, ſie zu verwirklichen" —

„Und welche Pläne waren das?" fragten die Männer.

Pheidias verkündete, was ſtill ſeit langer Zeit in ſeinem Gemüthe gereift war. Begeiſtert hörten ſie ihn.

„Aber wird nicht" fragte Einer der Männer, „ein ſolches Werk, wie ſchon einmal, vereitelt werden vom Neide der Erechtheuspriester auf der Burg?"

„Wir werden über dieſen Neid triumphiren!" rief Ephialtes.

„Der Schatz von Delos," ſagte Perikles, „ſoll hinterlegt werden zu den Füßen der Göttin — im Hinterhauſe des Tempels ſoll er geborgen werden: und ſo ſoll auf leuchtender Höhe des Burgfelſens derſelbe Raum die Unterpfänder der Macht und Größe Athens vereinigen!"

Mit begeiſtertem Zurufe erwiderten die Anweſenden die letzten Worte des Perikles. Dieſer aber, wie ſich plötzlich beſinnend, begann wieder, mit einem Blick auf den Lorbeerzweig und die Roſe in den Händen der Schönen:

„Manches iſt hier entſchieden worden, nur nicht der Wettſtreit des Alkamenes und des Agorakritos. Welcher dieſer beiden Aphroditen gibt wohl die ſchöne und weiſe Fremde den Vorzug?“

„Iſt auch dies hier eine Aphrodite?“ fragte die Mileſierin, auf das Werk des Agorakritos blickend; „ich habe ſie für eine ſtrengere Göttin gehalten, etwa für eine Nemeſis“ —

Agorakritos, der die Zeit über finſter und grollend abſeits auf einem Steinblock geſeſſen, lächelte bitter und wie höhniſch bei dieſem Worte. „Eine Nemeſis?“ wiederholte Perikles, „in der That, die Bezeichnung iſt treffend. Iſt Nemeſis nicht die ſtrenge Göttin des Maßes, deſſen Ueberſchreitung immerdar ſich rächt? Nun, in dieſem Werke des Agorakritos ſcheint in der That alles Daſeins ernſtes, ſtrenges Geſetz und Maß lebendig verkörpert. Die Schönheit dieſer Göttin iſt faſt drohend, faſt erſchreckend. Im Uebrigen — ſind Kypris, die Göttin des holden Maßes, und Nemeſis, die Richterin des überſchrittenen Maßes, nicht von Anbeginn ein wenig verwandt? Wenn es ſich nun ſo verhält, daß die Athener eine Aphrodite im Bezirk der Gärten aufſtellen wollen, und nur Alkamenes eine Aphrodite gemeißelt, ſo können wir auch nur dieſe im Bezirk der Gärten aufſtellen. Das Werk des Agorakritos aber, welches eine herrliche Nemeſis vorſtellt, werden wir mit ſeiner Erlaubniß, denke ich, im Tempel dieſer Göttin zu Rhamnos aufrichten. Leicht iſt es dem Bildner, ihr noch einige äußere Kennzeichen und Symbole anzufügen.“ —

„Das werde ich! rief der finſtere Agorakritos mit einem dunkelerglühenden Blicke. „Zur Nemeſis ſoll ſie werden, meine kypriſche Göttin!“ — —

„Wem alſo, ſchöne Fremde," ſagte Perikles, „wem wirſt du nun den Lorbeer, und wem die Roſe reichen?" — „Beides dir!" erwiderte die Mileſierin. „Von dieſen beiden iſt Keiner Sieger und Keiner beſiegt. Und in dieſem Augenblicke ziemt es ſich, alle Kränze niederzulegen in die Hand des Mannes, welchem es Dieſe verdanken, wenn ihnen die Bahn eröffnet iſt, nach den edelſten Kränzen zu ringen!"

Damit reichte ſie Lorbeer und Roſe dem Perikles.

Die leuchtenden Blicke der Beiden begegneten ſich, flammten einen Moment bedeutungsvoll ineinander.

„Ich werde," ſagte Perikles, „den Lorbeer unter die beiden Jünglinge theilen, die duftige, wonnige Roſe aber zu eigen behalten."

Er brach den Lorbeerzweig in zwei Stücke und vertheilte ſie unter die Beiden. Dann ſagte er, im Kreiſe umherblickend: „Ich glaube nun keinen Unzufriedenen hier mehr zurückzulaſſen. Nur der Nachdenkliche dort ſcheint mir noch mit einer gewiſſen Unruhe und mit ernſter Miene vor ſich hinzublicken. Haſt du noch ein Bedenken, Weisheitsfreund?"

„Ich befragte vordem," erwiderte der Angeredete „die ſchöne Mileſierin in eurem Namen, ob bloß durch Gold und Kriegsmacht, oder etwa auch durch die Pflege des Schönen, des Guten und alles Trefflichen ein Gemeinweſen andern den Vorrang abgewinnen könne. Bezüglich des Schönen hat uns die Mileſierin bewieſen, daß es ſich zu dieſem Zwecke vorzüglich eigne. Ich möchte nun aber wiſſen, ob es ſich auch bezüglich deſſen, was ich ſonſt noch genannt habe, des Guten, und alles innerlich Trefflichen ſo verhalte." . .

„Ich denke," ſagte die Mileſierin, „daß das Gute Eins iſt mit dem Schönen; ſollte es aber dies nicht ſein, ſondern demſelben widerſtreiten, ſo würde ich es für jenen Zweck nicht geeignet halten."

„Denkſt du uns auch die Beweiſe dafür anzugeben?“ fragte der Nachdenkliche.

„Beweiſe?“ verſetzte die Mileſierin lächelnd; „ich weiß nicht, ob es Beweiſe dafür gibt. Wenn mir welche beifallen, ſo werde ich ſie dir ſagen.“

„Ganz recht!“ fiel Perikles ein; „wir wollen dieſe Erörterung auf ein anderes Mal verſchieben.“

Der Nachdenkliche zuckte die Achſeln und ging hinaus.

„Er ſcheint nicht ganz zufrieden, dieſer Wunderliche!“ bemerkte Perikles.

„Nein!“ verſetzte Alkamenes; „ich kenne ihn; er gibt ſich den Anſchein großer Beſcheidenheit, aber es wurmt ihn ſehr, wenn man ihm die Zügel der Unterredung entwindet, und wenn die Erörterung nicht haargenau an jenes Ziel gelangt welches er derſelben heimlich geſteckt hat. Doch, ſein Groll geht vorüber; er iſt eine gutgeartete, verſöhnliche Seele.“

„Wie nennt er ſich doch, der weisheitsfreundliche Sonderling?“ fragte Perikles.

„Sokrates, des Sophroniskos Sohn!“ erwiderte Alkamenes.

„Und die ſchöne Fremde, von welcher wir heute ſo viel gelernt, wie nennt ſie ſich?“ fuhr Perikles fort.

„Aſpaſia!“ ſagte Alkamenes.

„Aſpaſia?“ rief Perikles. „Der Name iſt weich und ſüß; er zerſchmilzt wie ein Kuß auf der Lippe.“

AD BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

Zweites Capitel.

Frau Teleſippe.

In wachen Gedanken hatte Perikles ſeit der Zuſammenkunft der Männer im Hauſe des Pheidias die Nächte hingebracht. Ihn beſchäftigte der Schatz von Delos, mit welchem eine neue Zeit für die Macht und Herrlichkeit der Athener gekommen; der Nachklang jener Geſpräche, welche im Hauſe des Pheidias geführt worden waren, hallte beſtändig in ſeiner Seele wieder, und ſchloß er, dem Wirbel dieſer Gedanken ſich zu entziehen, die Augen, ſo führte ein halbwacher, flüchtiger Traum ihm das anmuthreiche Bild der Mileſierin zurück, und der feuchte, aphrodiſiſche Glanz ihrer bezaubernden Augen durchſtralte ihm die Tiefen der Seele.

Mancherlei Pläne, ſeit langer Zeit erwogen, gährten in Perikles. Schwankende Gedanken befeſtigten ſich allmälig, und Entſchlüſſe ſprengten, reifend über Nacht, wie Roſen, die Knospe.

Sinnend ſaß er eines Morgens in ſeinem Gemache. Da kam, ihn zu beſuchen, ſein Freund Anaxagoras. Seit den erſten Jugendtagen mit dem weiſen Klazomenier vertraut, war Perikles ſo manche Morgenſtunde noch immer beſchäftigt, mit der offenen, feurigen Seele des Griechen die neuen Offenbarungen in ſich aufzunehmen, wie ſie kühne Denker jetzt, vor Allen Anaxagoras ſelbſt, über kindliche Anſchauungen der Väter ſich erhebend, aus der Tiefe des ſich auf ſich ſelbſt beſinnenden Geiſtes zu ſchöpfen begannen.

Heut aber merkte der weltweiſe Mann eintretend ſogleich, daß Gedanken andrer Art ſeinen Freund gefangen hielten; er

fand den ſonſt würdevoll Gefaßten erregt, und ſein Auge von jenem matten Feuer leuchtend, das eine in Gedanken durchwachte Nacht verräth.

„Iſt das Volk heute zu einer Verſammlung von Wichtigkeit auf den Hügel der Pnyx berufen?“ fragte der Greis, dem Olympier ins Antlitz blickend; „ich erinnere mich nur bei ſolcher Gelegenheit dich ſo nachdenklich getroffen zu haben.“

„In der That verſammelt ſich heute das Volk,“ ſagte Perikles „und wichtige Dinge ſind es, die ich da zu betreiben mir vorgeſetzt habe. Mir bangt, ob ich durchdringen werde. . .“

„Du biſt Stratege,“ erwiderte Anaxagoras, „du biſt Verwalter der öffentlichen Einkünfte, du biſt Leiter der öffentlichen Bauten, du biſt Ordner der öffentlichen Feſte, du biſt — die Götter wiſſen, wie ſie alle heißen, die Aemter und Würden, welche die Athenäer dir mit ordentlichen und außerordentlichen Vollmachten immer wieder vom Neuen übertragen; gleichviel: du biſt, was das allein Wichtige iſt, und in einem Freiſtaate die Hauptſache — du biſt der große Redner, welchen ſie den „Olympier“ nennen, weil mit dem Donner deiner Rede eine Art Herrſchergewalt verknüpft iſt, wie mit dem Donner des Zeus. Und du biſt ängſtlich?“

„Ich bin es!“ verſetzte Perikles, „und ich verſichere dich, daß ich niemals den Rednerſtein der Pnyx beſteige, ohne insgeheim die Götter anzurufen, damit meinen Lippen kein unbedachtes Wort entfahre, und damit ich nie einen Augenblick vergeſſe, daß es Athener ſind, zu welchen ich ſpreche. Du weißt, wie ungeduldig das Volk zuletzt ſch n geworden, als ich es immer wieder veranlaßte, neue Geldmittel zur Errichtung der mittleren langen Mauer und zur Erneuerung des Piräus zu bewilligen. Und nun hat mich Pheidias beſchwatzt, mich mit neuen großen Plänen angeſteckt. Sein und der Seinigen gährender Drang ſoll nicht länger gezügelt, unſer Athen ſoll mit den lang bedachten Werken dieſer Männer geſchmückt und vor

dem ganzen übrigen Hellas verherrlicht werden. Du weißt, ich gehöre zu Denjenigen, welche Neues nur mit Bedacht ergreifen, das Ergriffene aber feſt halten und mit feurigem Muthe betreiben. Und ſo habe ich auch in dieſer Sache mich anfangs viel bedacht; jetzt aber bin ich im Stillen vielleicht ſchon heißer entbrannt, als Pheidias ſelbſt und die Seinigen."

„Iſt das Volk der Athenäer nicht warm beſeelt, nicht kunſtliebend?" ſagte Anaxagoras. „Und iſt nicht der reiche Schatz von Delos angekommen?"

„Ich fürchte das Mißtrauen!" erwiderte Perikles, „welches geheime und offene Gegner ſäen. Die Partei der Oligarchen iſt nicht ganz überwältigt. Auch weißt du, daß es Lakonerfreunde gibt, und Solche, die dem Lichte und allem Heiter-Schönen abhold ſind. Haſt du doch ſelbſt es erfahren, ſeit du zwiſchen den Säulen der Agora zuerſt hervorgetreten, um uns Athenäern die Botſchaft der reinen, freien, geiſtgebornen Wahrheit zu verkündigen. Indeſſen, ich werde heut einen Trumpf ausſpielen, der vorerſt mir die Menge völlig verpflichtet. Es gibt arme Bürger, die von der Hand in den Mund leben, und die morgen hungern müſſen, wenn ſie heute ihre Arbeit ruhen laſſen, und, um ihre Bürgerpflicht nicht zu verſäumen, in die Volksverſammlung gehen. Warum ſollten ſie nicht mit ein paar Obolen aus der Staatskaſſe entſchädigt werden? Auch die armen Burſche dauern mich, die gern den öffentlichen Schauſpielen beiwohnen möchten, aber das Eintrittsgeld nicht aufbringen können. Sie ſollen von Staatswegen hingehen dürfen, um ſich an den Werken der Poeten unvermerkt zu bilden und zu veredeln, während ſie bloß ihrem Vergnügen nachzugehen glauben Und jene guten alten Käuze, welche zu Tauſenden aus dem Volke ausgelos't und den vielen Gerichtshöfen als Beiſitzer zugetheilt werden, ſie ſollen künftig nicht mehr ohne Entgelt den langen Tag verlieren, um die zahlloſen Streit-

händel ihrer Mitbürger im Schweiße des Angesichts zu schlichten. Athen ist reich, neue goldne Quellen rauschen um uns und ergießen sich von den Ländern der Bundesgenossen her in unseren Staatsschatz. Ein großer Ueberschuß ist in den Kassen. Ich habe mich gefragt: soll er als Hort der Zukunft zurückgelegt werden oder soll er der Gegenwart zu gute kommen? Nach einigem Schwanken ist mir klar geworden, daß die Gegenwart auf ihn ein größeres Recht hat. Das Volk soll die Frucht seiner Siege und seines Aufschwungs genießen, es soll frei und glücklich sein; ein schönes, beneidenswerthes, menschenwürdiges Dasein soll in unserm göttergeliebten Athen begründet werden."

„Ich habe den würdevollen Perikles öfter schon aufwallen sehen in solch' edler Glut," bemerkte Anaxagoras, „aber diese heutige Aufwallung scheint mir stärker zu sein als alle früheren."

„Ich danke den Göttern," erwiderte Perikles, „daß sie mir zur Besonnenheit der Erwägung das rasche Feuer des Entschlußes und den zähen Muth der Ausführung gegeben. Bist du etwa unzufrieden mit mir? Scheine ich dir allzu weit zu gehen in meinen Entwürfen, oder in meinen Rücksichten auf das freilich immer unberechenbare und zuweilen undankbare Volk?"

„Laß es mich offen gestehen," erwiderte der Greis, „ich befaße mich nicht mit Politik. Ich bin kein Athener, ich bin vielleicht nicht einmal ein Hellene, sondern Weltbürger, Philosoph. Mein Vaterland ist der unendliche Weltraum."

„Aber du bist weise," sagte Perikles, „und kannst das Thun der Staatsmänner beurtheilen, ob es zum Guten oder zum Bösen ausschlagen wird."

„Davor werde ich mich hüten!" rief Anaxagoras. „Nicht bloß die Poeten, auch die Staatsmänner folgen unwissend einem Götterwink, sind von einem Dämon besessen, der sie begeistert, und schier unbewußt sie treibt zu dem, was für den Augenblick wahrhaft nöthig und nützlich. Vorschnell urtheilen!

und irren wird oft der gemeine Menschenverstand, wenn es sich um das Thun gottbegeisterter Staatsmänner handelt. Ich habe mich in die Tiefen der Natur versenkt und überall den Geist in ihr waltend gefunden; der Geist aber ist unfehlbarer und mächtiger im Schaffen und Wirken als im Urtheilen..."

So besprachen sich vertraulich die beiden Männer im Gemache des Perikles. In diesem Augenblicke aber trat ein Sklave herein, von des Perikles Gattin Telesippe gesendet.

Eine wunderliche Botschaft war es, mit welcher dieser Sendling kam von der waltenden Herrin des Hauses. Vom Landgute des Perikles war der Schaffner diesen Morgen hereingekommen, und hatte einen jungen Widder mitgebracht, der auf besagtem Gute mit einem einzigen statt zweier Hörner zur Welt gekommen war. Dies Thier nun hatte der Schaffner soeben, nicht ohne ängstliches Bedenken, seiner Herrin vorgewiesen. Telesippe, eine Frau von frommen Gesinnungen, hatte rasch nach dem Seher Lampon gesendet, damit er sofort das Wunderzeichen deute. Nun rief sie den Gemahl, daß er komme, um das seltsame Gebilde mit anzusehen, und den Ausspruch des Sehers mit ihr zu vernehmen.

Perikles hörte die Erzählung des Sklaven an, und sagte dann gutmüthig zu dem Freunde:

„Laß uns der Frau den Willen thun, und hinausgehen, um den einhörnigen Widder anzustaunen."

Anaxagoras erhob sich und folgte willig dem Perikles.

Sie traten hinaus ins Peristyl des Hauses.

Das Haus des Perikles war einfach. Es war nicht größer, nicht reicher ausgeschmückt, als das eines andern atheniſchen Bürgers von bescheidenen Mitteln. Es war einfach wie die Lebensweise des Eigenthümers. In einem Freistaate muß der einflußreichste Mann einfach leben, wenn er sich gegen das Mißtrauen seiner Mitbürger behaupten will. Aber auch ohne Berechnung und Absicht wird ein Mann, der rastlos sich dem

Gemeinweſen widmet, ſein eigenes Hausweſen immer ein wenig vernachläſſigen. Einfach und ſchmucklos war auch das Periſtyl im Hauſe des Perikles. Aber es ermangelte nicht des traulichen Reizes, der mit dieſem eigenthümlichſten, anmuthendſten Theile des Hauſes, dieſem ſaalartigen, von Säulen umgebenen kleinen Hofe überall verbunden war. Fand man ſich hier doch im Innerſten und unter freiem Himmel zugleich. Abgeſchloſſen war man da von allem Lärm der Außenwelt, und doch im Verkehr mit den friſchen Lüften des Himmels, die von oben hereinwehten, mit Sonne, Mond und Sternen, die ungehindert aus der Höhe ihr Stralengold in die Marmorhalle warfen. Die Schwalben flogen vertraulich zwitſchend aus und ein und bauten ihre Neſter an Säulenkapitälern und Simſen. Nicht einladend nach Außen, wie der Tempel, ſondern nach Innen wendete, gleichſam abwehrend, das Wohnhaus ſeinen Säulenſchmuck, um den freien, und doch traulich-geborgenen, anmuthigen Familienraum zu ſchaffen. Hier ſaß man, hier erging man ſich, hier empfing man auch wohl die Beſucher. Hier nahm man auch zuweilen das Mahl ein. Hier brachte man auch die häuslichen Götteropfer; hier ſtand des Hauſes eigentlicher Herd, der Altar des herd-beſchützenden Zeus.

Hinter dem Säulengange, der alle vier Seiten des Periſtyls umſäumte, reihten ſich die Wohngemächer im Hauſe des Perikles. Die Thüren der Gemächer mündeten in denſelben. Geſchmackvoller Zierrath ſchmückte die Pfoſten und Geſimſe der Thüren; die Oeffnungen derſelben waren zum Theil nur durch farbige Teppiche maleriſch verhängt. Nach hinten ſchloß an's Periſtyl ſich die Frauenwohnung, und hinter dieſer lag der kleine, wohlumfriedete Garten.

Betrat man von der Straße her das Haus, ſo führte ein Gang, der durch das vordere Gelaß des Hauſes lief, geraden Wegs ins Periſtyl. Auf der Seite des Einganges ſelbſt nun, ſowie zur Linken und Rechten des im Viereck ſich öffnenden

Raumes, liefen die Säulenhallen; auf der Seite jedoch, welche dem Eingange gegenüberlag, grenzte durch ein Pfeilerpaar ein Mittelraum ſich ab, der, nach einwärts ſich vertiefend, einen nach dem Periſtyl hin offenen, auf den drei übrigen Seiten aber von Wänden eingeſchloſſenen Vorſaal bildete.

In dieſem Vorſaal ſtand Teleſippe, die Gattin des Perikles, von einigen Sklaven und Sklavinnen umgeben, und neben ihr der Schaffner, der vom Landgute hereingekommen war, mit dem einhörnigen jungen Widder auf den Armen.

Teleſippe war ein hochgewachſenes Weib von ſtrengen, nicht unſchönen, aber etwas plumpen Zügen. Sie war ſtattlich und wohlbeleibt, aber ihr Fleiſch war nicht mehr blühend. Schlaff hingen die Wangen, ſchlaff der Buſen, ſchlaff, nachläſſig und anmuthlos hingen auch die Gewande über ihre Glieder hinab. Ihr Haar war noch ungeordnet, nach hinten zu in einen großen Wulſt gebunden. Sie war bleich, denn ſie hatte dieſen Morgen ſich noch nicht geſchminkt. Dies Weib, des großen Perikles Gemahlin, war früher dem reichen Hipponikos angetraut geweſen. Dieſer trennte ſich von ihr und ſie gewann als neuen Gatten den Perikles. Damals war ſie noch von jugendlichem Anſehen; mit ihren kühlen, ſtrengen Augen verſöhnte die blühende Wange.

Als Teleſippe, in jenem, nach dem Periſtyl hin offenen Vorſaal ſtehend, ihren Gatten nicht allein, ſondern im Geleit des Anaxagoras ſich nähern ſah, machte ſie Miene, vor dem Fremden, wie es die Sitte gebot, ſich ins Frauengemach zurückzuziehen. Perikles winkte ihr, zu bleiben. Sie blieb, aber ohne das graue Haupt des Weiſen ferner eines Blickes zu würdigen. Sie glaubte Grund zu haben, dieſen greiſen Freund und Rathgeber ihres Gatten nicht zu lieben.

Mit einer Art von Angſt blickte ſie auf den Widder. „Ich habe den Seher Lampon rufen laſſen“, ſagte ſie; „ich fürchte eine ſchlimme Vorbedeutung“.

In diesem Augenblicke öffnete der Thürsteher die äußere Pforte und ließ den Seher ein, der sofort vom Eingang her durch den langen Gang sich näherte.

Der Seher Lampon war Priester eines kleinen Dionysos-Heiligthums, das nicht viel abwarf. Er verlegte sich daher auf die Mantik, und zwar mit Glück. Er erfreute sich eines beträchtlichen Rufes bei den Frommgesinnten. Er trug, um seinen Beruf äußerlich anzukündigen, die Priesterbinde um die Stirne, und überdies den apollinischen Lorbeer auf dem Haupte. Im Uebrigen suchte er, nach der Gewohnheit der Männer seines Schlages, durch nachläßiges Gewand, struppigen Bart, wirr flatterndes Haar, und einen scheuen, wie verloren schweifenden Blick das Erd-entrückte des Sehergemüthes anzudeuten.

„Dies Wunderthier", sagte Telesippe zu Lampon, „ist auf unserem Landgute geboren und diesen Morgen in die Stadt gebracht worden. Du bist der Kundigsten Einer unter den Zeichendeutern; deute uns dies Wunder, ob wir es als günstig betrachten sollen oder als verhängnißvoll?"

Lampon befahl den Widder auf den Altar des herdbeschirmenden Zeus zu legen.

Eine Kohle glimmte zufällig eben noch auf dem Altare. Lampon riß ein Haar aus der Stirn des Widders, und warf es auf die glimmende Kohle.

„Das Zeichen ist günstig, sagte er; „denn das Haar ist verbrannt ohne heftiges Knistern."

Dann wandte er den Blick auf Perikles und beobachtete die Stellung desselben zu dem Widder. Perikles stand zufällig rechts vom Widder. „Das Zeichen ist günstig für Perikles!" sagte der Seher mit gewichtiger Miene, und steckte, den Bräuchen der Mantik folgend, ein Lorbeerblatt in den Mund, und kaute es, um durch den Genuß des dem Sehergotte geweihten Krautes in den Zustand des heiligen Taumels sich zu ver-

ſetzen, das rechte Seherwort in hellem, gottbegeiſterten Schauen zu finden.

Die Augenſterne des Sehers begannen ſich wie in krampfhaften Zuckungen zu drehen. Plötzlich bog der Widder ſein Haupt zur Seite, das Horn in der Mitte ſeiner Stirn wies geradehin auf Perikles und er ließ einen eigenthümlichen Laut dabei vernehmen.

„Heil dir! Alkmäonide!“ rief Lampon; „Heil dir, Sohn des Xanthippos, des Perſerbeſiegers bei Mykale, des edlen Sproßen aus dem Geſchlechte der Buzygen, der heiligen Palladiumshüter! Heil dir, Sieger von Thrakia, von Phokis, von Euboia! Vordem beſaß der Widder Athen zwei Hörner: den Oligarchenführer Thukidydes, und Perikles, den Führer der Partei der Volksherrſchaft. Fortan aber wird der Widder Athen nur ein einzig Horn auf ſeiner Stirne haben: beſeitigt iſt für immer die Partei der Oligarchen, und Perikles allein lenkt mit Weisheit und Hochſinn die Geſchicke der Athenäer!“

Anaxagoras lächelte. Perikles nahm den Freund bei Seite und ſagte leiſe zu ihm: „Der Mann iſt ſchlau; er rechnet darauf, unter die Zeichendeuter mitaufgenommen zu werden, welche mich von Staatswegen in den nächſten Feldzug begleiten“.

„Was aber ſoll mit dem Widder geſchehen?“ fragte Teleſippe.

„Dieſer“, erwiderte Lampon, „muß ſo fett als möglich gefüttert, und hernach dem Dionyſos dargebracht werden. Denn für dieſen Gott eignen ſich die Böcke als Opfer, wegen des Schadens, den ſie den Weinſtöcken zufügen; eigentlich die Ziegenböcke — aber Bock iſt Bock, und in Ermanglung eines Ziegenbocks iſt auch ein Schafbock, wie dieſer, dem Gotte nicht mißfällig.“

So lautete der Beſcheid des Sehers. Er nahm drei Obolen in Empfang als Lohn für ſeine mantiſche Bemühung, neigte das Haupt, um welches die Locken wallend hingen, und ging von dannen.

„Herrin Teleſippe", ſagte Anaxagoras, „wie theuer bezahlt man doch heutzutage die Weisheit! drei Obolen gibt man für das Orakel eines Bocks der mit einem einzigen Horne geboren wurde, um uns das zu ſagen, was ohne Entgelt ſchon die Eulen Athens in ihren Löchern krächzen!"

Teleſippe warf dem Sprecher einen zornentflammten Blick zu, den dieſer mit der heiteren Ruhe des Weiſen aufnahm.

Teleſippe machte auch Miene, dem grollenden Blicke eine ſpitze Bemerkung folgen zu laſſen. Da ſcholl ein Klopfen von der äußeren Thüre her. Der Thürhüter öffnete, und hereinhuſchte eine Frau, begleitet von einer Sklavin, welche an der Thüre zurückblieb. Das Antlitz dieſer Frau hatte die Röthe, aber auch die Runzeln eines alten Apfels, welcher im langen Liegen eingeſchrumpft. Ein leichter Anflug kurzer dunkler Härchen überſchattete die obere Lippe.

„Elpinike, die Schweſter des Kimon!" ſagte Perikles dem Anaxagoras ins Ohr. „Gehen wir auf die Agora; denn gegen dieſe beiden Frauen zuſammen können wir hier im Hauſe nicht Stand halten".

So ſprechend zog Perikles den Freund ſeitwärts in die Säulenhalle, und trat mit ihm, nachdem er Elpinike vorbeigelaſſen, haſtig über die Schwelle des Hauſes auf die Straße hinaus.

Elpinike, die Schweſter des Kimon, war ein Frauenweſen ſonderlicher Art. Sie war die Tochter des gefeierten Helden Miltiades, die Schweſter des nicht weniger berühmten Feldherrn Kimon, und die Freundin des trefflichſten unter den helleniſchen Malern jener Tage, des Polygnotos. Sie war einmal ſchön und roſig geweſen, ſchön genug ſogar, um einen feinſinnigen Bildner zu entzücken. Aber ſie mußte Aphroditen gereizt haben, denn durch eine boshafte Laune der Göttin war in ihre Seele kein zartes Gefühl gepflanzt, als die Liebe für ihren Bruder. In ihrer mannweiblichen Bruſt war kein Ver-

langen nach Eheglück; ſie wünſchte nur, ihr Leben lang in der Nähe des Bruders weilen zu dürfen. Da begab es ſich aber, daß Kimon durch den Tod ſeines Vaters Miltiades in eine ſchlimme Bedrängniß gerieth. Miltiades war von den undankbaren Athenäern angeklagt und zu einer Geldſtrafe von fünfzig Talenten verurtheilt worden, und da er bald darauf ſtarb, ohne dieſe Summe bezahlt zu haben, ſo ging die Schuld von fünfzig Talenten, den harten Beſtimmungen des Geſetzes gemäß, auf ſeinen Sohn Kimon über. So lange Kimon dieſe fünfzig Talente nicht entrichtete, war er bürgerlich ehrlos. Aus Liebe zu ihrem Bruder hatte Elpinike unvermählt bleiben wollen; aus Liebe zu ihrem Bruder vermählte ſie ſich jetzt. Um den Preis ihrer Hand tilgte ein gewiſſer Kallias die Schuld des Kimon. Dieſer Kallias ſtarb nach einiger Zeit, und Elpinike ſuchte ungeſäumt das Haus des Bruders wieder auf.

Von der Belagerung und Unterwerfung der Inſel Thaſos brachte Kimon den Maler Polygnotos, einen gebornen Thaſier, mit nach Athen zurück. Kimon hatte des Jünglings Begabung erkannt, gewann ihn lieb, und wünſchte ſeiner Kunſt ein weiteres und würdiges Feld zu eröffnen. Durch ſeine Vermittlung erhielt Polygnotos von den Athenäern den Auftrag, den Tempel des Theſeus mit Gemälden zu ſchmücken; auch malte er auf der Agora in der großen Halle, welche nach eben dieſem Farbenſchmuck die „bunte“ oder die „gemalte“ genannt wurde, Scenen aus der Eroberung Trojas. Beſtändig aus und eingehend im Hauſe ſeines Freundes und Gönners Kimon, entbrannte der Jüngling in Liebe für Elpinike, und als das Gericht der griechiſchen Helden über die Gewaltthat des Ajas an der Kaſſandra in jener Halle fertig gemalt war, da trug unter den gefangenen troiſchen Frauen die ſchönſte von Priamos Töchtern, Laodike, die Züge der Schweſter Kimons. Elpinike war nicht undankbar für dieſe Huldigung. Sie verſagte zwar dem Künſtler Herz und Hand; aber ſie ſchenkte ihm ihre Freund-

Univ.-Bibl.
München.

ſchaft. Seitdem waren viele, viele Jahre verfloßen, aber das Freundſchaftsbündniß dieſer Beiden währte noch immer, nachdem Kimon geſtorben und Elpinike, wie Polygnotos, alt geworden

Ja, Elpinike war alt geworden, und zwar, ohne es zu wiſſen.

Nur eine ganz kurze Zeit ihres Lebens, und wider ihren Willen, vermählt, den ganzen Reſt ihrer Tage hindurch der unfruchtbaren Schwärmerei einer ſchweſterlichen Liebe hingegeben, hatte ſie, obgleich Witwe, doch in ihrem Weſen jenes Wunderliche ausgebildet, welches gattenlos gealterte Jungfrauen kennzeichnet. Altjüngferlichen Frauen aber iſt eben Dieſes eigen, daß ihnen nicht aufwachſende Sprößlinge als Markſteine der vorrückenden Zeit, als Meilenzeiger ihrer Lebenswanderung dienen, daß alſo das Alter ſich ihnen unvermerkt nähert. Sie fühlen ſich von innen ewig jung. Dieſe Miſchung von innerer Jugend und äußerem Alter drückt ihnen vor der Welt erſt leiſe, allmälig aber immer ſtärker den Stempel des Lächerlichen auf.

So war auch Elpinike alt und lächerlich geworden ohne es zu merken. Der hohe Preis, mit welchem Kallias ihre Hand bezahlte, die Huldigung, welche ihr der Farbenkünſtler dargebrachte, und Anderes dieſer Art hatte ſie eitel gemacht auf ihre Schönheit. Sie blieb noch eitel, als das, worauf ſie eitel war, ſchon längſt dahingeſchwunden Sie glaubte, ſie ſei noch immer wie Polygnotos ſie gemalt als die ſchönſte von Priamos Töchtern. Denn ſie war unverheiratet, ſie hatte keinen Gatten, der ihr ſagte: „du biſt alt!“ — Der ſanfte, ruhige, ehrenfeſte Polygnotos wollte und konnte ihr dies auch nicht ſagen. Er war Hageſtolz geblieben, und brachte die etwas ſteife, aber wohlgemeinte Huldigung eines alten Junggeſellen der einſtigen Erkorenen ſeines Herzens unverändert dar.

Ihr Bruder Kimon war einige Zeit vor ſeinem Tode von den Athenäern verbannt worden. Seine Anhänger be-

mühten sich, ihm die Erlaubniß zur Heimkehr beim Volke zu erwirken. Sie fürchteten aber den Einfluß des jungen Perikles, dessen Stern im Aufgehen war, und dem die Fernhaltung seines älteren Nebenbuhlers gewiß nur Vortheil bringen konnte.

Da faßte Elpinike, überspannt und abenteuerlichen Geistes, wie sie immer gewesen, einen kühnen Plan, um auch diesmal für das Heil ihres Bruders entscheidend einzuschreiten. Sie schminkte sich und salbte sich, warf sich in ein Prunkgewand, und ging zu Perikles. Sie wußte, daß der große Staatsmann nicht unempfindlich sei für weibliche Reize. Sie wollte vor ihn treten mit dem durch Kunst erhöhten Zauber einer Gestalt, die den Kallias entzückte, den Polygnotos begeisterte. Sie ging zu Perikles, um ihn zu veranlassen, daß er den olympischen Donner seiner Rede in der Volksversammlung zurückhalte, wenn der Antrag auf Zurückberufung des Kimon vorgebracht würde.

Als Perikles das wunderliche, grell geputzte, salbenduftige Weib vor sich stehen sah, mit einer Art von Siegeszuversicht im Angesicht, merkte er, daß es mit diesem Schritt auf die Empfänglichkeit seines Herzens abgesehen sei. Er wußte, daß er im Ruf einer solchen Empfänglichkeit stehe, und er ärgerte sich darüber. Es wurmte ihn, daß ein solcher Ruf sich befestigte, trotz seines ernsten, würdevollen Wesens. Und nun kam noch die gealterte Elpinike und vermaß sich, ihn mit den kahlen Resten ihrer Schönheit fangen zu wollen!

Perikles war sanftmüthig von Natur. Aber daß das grellgeputzte Weib mit dem Bartflaum über der Lippe es für eine so leichte Sache nahm, den Schönheitsfreund zu bezaubern, das machte nach Kronions verborgenem Rathschluß diesen mildgesinnten Mann für einen Augenblick zum Tyrannen.

Er sah die Fürsprecherin eine Zeit lang schweigend an, musterte ihren Putz, dann ihr Gesicht, und sagte zuletzt sehr ruhig:

‚Elpinike, du bist alt geworden!‘

Er sprach diese Worte im sanftesten Tone. Und doch waren sie boshaft. Sie sind die einzige Bosheit, welche die Ueberlieferung von Perikles, dem Olympier, berichtet.

Ein heimlicher Schauer überlief ihn selbst, als er das verhängnißvolle Wort gesprochen. Er ahnte, daß es eines von denjenigen sei, deren Folgen Klios Griffel zu verzeichnen hat. Von dem Worte: „Elpinike, du bist alt geworden!“ konnte eine Schicksalswendung des Perikles, Athens, des ganzen Hellas ihren Anfang nehmen . . . Bürgerkrieg, Persereinfall, Blut, Jammer, Thränen, Unheil jeder Art, des Hellenenvolkes Untergang konnte aus diesem Worte hervorwachsen. Denn was vermag nicht ein Weib, zu der man gesagt hat: Du bist alt? — —

Und der Gutmüthigste aller Hellenen hatte dies herbste aller Worte gesprochen!

Elpinike zuckte zusammen, warf einen grollenden Blick auf Perikles und ging.

Aber was half es dem guten Rufe des Perikles, daß er die gefallsüchtige Elpinike so wenig höflich behandelt hatte? Verdarb der Gutmüthige nicht Alles wieder dadurch, daß er geschaudert hatte vor dem ihm entschlüpften herben Worte, daß er es bereute, und daß er auf der Pnyx es gut zu machen suchte? Denn als das Volk versammelt war und der Antrag auf die Zurückberufung des Kimon gestellt wurde, und Alles auf Perikles blickte, in der Erwartung, daß er heftig dagegen sprechen werde, er aber schwieg und in's Blaue sah, als ob ihn die Sache nichts kümmerte, so daß die Anhänger Kimons gewonnenes Spiel hatten, da lachten die Athener, und einer flüsterte dem andern mit schlauem Blinzeln zu: „Da sehe doch einmal Einer die alternde Elpinike! Aufgedonnert ist sie zu Perikles gegangen, und der Weiberfreund hat richtig angebissen — angebissen auf den ranzigen Köder!“ —

Armer Perikles! —

Nach des Kimon Tode zürnte Elpinike der Welt, daß sie ohne Kimon ihren Gang so weiter gehe. Nun haßte sie den Perikles und die neue Zeit noch mehr.

Ihre Rede war immer gewürzt mit Ausdrücken wie: „Mein Bruder Kimon pflegte zu sagen" oder: „Mein Bruder Kimon pflegte dies oder Jenes zu thun," oder „Mein Bruder Kimon hätte in diesem Falle so oder so gehandelt."

War schon Kimon ein Lakonerfreund gewesen, ein Mann, der seine Sympathien für Sparta so wenig verheimlichte, daß er einem seiner Söhne den Namen Lakedaimonios gab, und der in seinem ganzen Wesen mehr von einem spartanischen Haudegen an sich hatte, als von einem musisch gebildeten, feinen und beweglichen Athenäer, so konnte es Niemand wundern, daß seine mannweibliche Schwester die Lakonerfreundschaft bis zum Zerrbild übertrieb. Sie diente der Partei, welche jedem freien und heiteren Aufschwunge des attischen Wesens abhold war, durch den Eifer, mit welchem sie das Familienleben der Gegner überwachte. Sie war gerade mit jenen Frauen am vertraulichsten befreundet, deren Männer sie haßte. So mit Telesippe, der Gattin des Perikles.

Immerhin aber war dies wandelnde Denkmal der guten alten Zeit, diese altjüngferliche Freundin des im Stillen gleichfalls mißvergnügten Hagestolzen Polygnotos, nicht durchaus unholden und widerwärtigen Wesens. Sie war boshaft und wohlmeinend, tückisch und ehrlich, gravitätisch und beweglich, lächerlich und ehrwürdig zugleich.

So geartet also war das Frauenwesen, vor welchem Perikles und sein Freund, der weise Anaxagoras, in solcher Eile die Flucht ergriffen, als sie kam, ihre Freundin Telesippe zu besuchen.

Telesippe half den magern Leib der Schwester des Kimon aus dem mantelartigen Himation loswickeln, mit welchem

Elpinike, als eine züchtige Athenerfrau, wenn sie über die Straße ging, nicht bloß ihren Oberleib, sondern auch ihr Haupt bis auf Mund und Augen zu umhüllen pflegte. Dann rückte Teleſippe einen Stuhl zurecht, legte ein Kiſſen darauf, und hieß ihre Freundin niederſitzen. Elpinike war ſehr reinlich und mit einer gewiſſen altväteriſchen Sorgfalt gekleidet. Nicht weniger ſorgfältig war ihr Haar geordnet. Auch paßte der Haarputz vortrefflich zum Weſen der Trägerin. Der Haarſchopf war am Hinterhaupte durch ein unten herumgeſchlungenes, und oben in gefälliger Form geknotetes Tuch, den ſogenannten Sakkos zuſammengehalten und in die Höhe gehoben, während das Vorderhaupt durch die Stephane geziert war, jene ſchon erwähnte Metallplatte, die, einigermaßen einem Diademe vergleichbar, über der Stirne ſpitz zuſammenlief. Große runde Ohrgehänge von altmodiſcher Form baumelten zu beiden Seiten des Angeſichts der ehrwürdigen Elpinike.

„Teleſippe," rief die Beſucherin, „du biſt heute bleicher als gewöhnlich. Was hat dies zu bedeuten?"

„Es mag eine Nachwirkung der Angſt ſein," erwiderte Teleſippe; „hatten wir doch heute ſchon ein Wunderzeichen im Hauſe."

„Was ſagſt du?" rief Elpinike. „Iſt Oel oder Wein bei der Spende verſchüttet worden? oder haben die Balken ohne Urſache gekracht? oder iſt euch ein fremder ſchwarzer Hund ins Haus gelaufen?"

„Ein Widder," verſetzte Teleſippe, „der ein einziges Horn und zwar mitten auf der Stirne trug, iſt auf unſerem Landgute geboren und dieſen Morgen vom Schaffner in die Stadt hereingebracht worden."

„Ein Widder mit einem einzigen Horne?" rief Elpinike. „Bei der Artemis! Es wundert mich nicht, wenn Zeichen und Wunder ſich ereignen. Am Briléſſos ſoll in der vorletzten Nacht ein großer Meteorſtein vom Himmel gefallen ſein.

Einige wollen auch einen Schwanzſtern in Geſtalt eines brennenden Balkens geſehen haben. Etliche Götterbilder ſollen in letzter Zeit zu ſchwitzen oder zu bluten angefangen haben. Kürzlich hat ſich gar ein Rabe auf das vergoldete Pallasbild zu Delphi geſetzt, und hat die Früchte der ehernen Palme, auf welcher es ſteht, mit ſeinem Schnabel losgehackt. Aber was das Schönſte von Allem — ſtelle dir vor: Der Eumeniden-Prieſterin zu Orchomenos ſoll ein langer, ſtarker Bart gewachſen ſein! — Ihr habt doch einen Zeichendeuter rufen laſſen?"

„Den Lampon!" erwiderte Teleſippe.

„Lampon iſt gut!" verſetzte Teleſippe mit beifälligem Nicken. „Er iſt der Beſte von Allen. Ein Thier ſchlachten und aus den Eingeweiden weisſagen kann Jeder. Aber man muß den Lampon ſehen und hören, wenn er ein Ei über's Feuer hält und aus dem Schwitzen oder Berſten desſelben ſeine Wahrzeichen ſchöpft, oder wenn er mit Getreidekörnern, die er auf den Boden legt, ganze Buchſtaben und Worte zuſammenſetzt, dann Hühner dazuläßt, und darauf achtet, was ſie hinwegpicken und was nicht. Auch aus der Hand und ſelbſt aus dem klaren Waſſer und aus Allem, was man will wahrzuſagen verſteht er wie Keiner. Lampon iſt tüchtig und verläßlich. Was Lampon ſagt, daran kannſt du glauben als hätte es die Prieſterin auf dem Dreifuß zu Delphi geſagt. — Aber du erzählſt ja nicht, wie er euch das Wunderzeichen gedeutet hat?" —

„Er hat das Einhorn auf die Herrſchaft des Perikles über Athen gedeutet," erwiderte Teleſippe. Elpinike rümpfte die Naſe. Sie ſagte nichts mehr zum Preiſe des Lampon.

„Mein Bruder Kimon," ſagte ſie, „achtete ſo gut wie Einer auf die Götterzeichen, und ließ einmal zwölf Tage hintereinander täglich einen Widder ſchlachten, bis die Eingeweide günſtig waren. Dann erſt griff er den Feind an. Aber er pflegte ſtets, wenn er ins Feld zog, dem Zeichendeuter der

ihm von Staatswegen mitgegeben wurde, zu ſagen: „Zeichendeuter, thu', was deines Amtes iſt, aber ſchmeichle mir nicht! fälſche nicht den Götterwink um mir zu gefallen!“ Die heutigen Staatsmänner dagegen, die wollen es freilich anders. Die Seher wiſſen wohl, wer die Wahrheit hören will, und wer nicht. Und mögen Leute, die ſich ſchmeicheln laſſen, auch eines flüchtigen Erfolgs ſich rühmen; wahrer Götterſegen iſt doch nimmer bei Solchen, welche die Götter nicht achten!“

„Meinſt du,“ erwiderte Teleſippe, „daß Perikles dem Lampon ſich ſonderlich dankbar erwies für ſeine Weisſagung? Er lächelte blos. Und ſein Freund, der alte, verkommene, von den Göttern verlaſſene Anaxagoras erlaubte ſich gar noch ſpöttiſche Bemerkungen.“

„Seit meines Bruders Kimon Tod,“ rief Elpinike, „haben wir die Sophiſten ins Land bekommen, die Götterverächter!“ —

„Und dieſe Leute,“ ſagte Teleſippe, „untergraben nicht bloß die Götterfurcht und die guten Sitten im Staate, ſie ſtören auch das Glück und das Gedeihen des Hauſes. Ich bin des reichen Hipponikos Frau geweſen, und ich hätte vor Dieſem gar den Archon Baſileus heirathen können, den Archon Baſileus, deſſen Gemahlin doch eigentlich die höchſte weibliche Würde im Staate bekleidet, weil ſie nach altem Brauch an den heiligſten oberprieſterlichen Verrichtungen ihres Mannes Antheil nimmt. Aber ich ließ mich erſt durch den reichen Hipponikos, dann durch des Perikles würdevolles und dabei ſanftes, einſchmeichelndes Weſen gewinnen. Und was muß ich hier nun erleben, die an Beſſeres gewöhnte Frau! In welches Hausweſen bin ich aus dem des Hipponikos herübergekommen! Und wie haben ſich die Dinge nur immer verſchlimmert! Perikles vernachläſſigt ſich und ſein Haus. Wenn ich zu ihm gehe, um über die wichtigſten häuslichen Angelegenheiten mit ihm zu berathen, ſo hat er keine Zeit dafür. Ich darf es kaum mehr

wagen, des Morgens ſein Gemach zu betreten. Er weiſ't mir ja förmlich die Thüre! „Liebe Teleſippe,“ ſagt er, „behellige mich am Morgen nicht mit ſolchen Dingen, oder komm wenigſtens nicht ungebadet und ungekämmt, damit du mir nicht die Ohren und die Augen zugleich beleidigſt!“ — Ich bin des reichen Hipponikos Frau geweſen, und er hat mir vergönnt, in Prunk zu leben; dennoch hat er zu keiner Zeit mit ſolchen Worten zu mir geſprochen. Hier dagegen, im Hauſe des Perikles, wo mich ſtatt jenes Prunks und jener Fülle nur Knauſerei und Armſeligkeit umgibt, hier ſoll ich dem geſtrengen Ehehern immer nur gebadet und geſalbt und bekränzt entgegen treten! Wie habe ich mich dagegen geſträubt, als er auf den Einfall kam, ſeine Beſitzungen kurzweg zu verpachten und alles Geld ſeinem vertrauten Sklaven Euangelos zu übergeben. Der iſt nun Säckelmeiſter und Schaffner im Hauſe, und ich, die Hausfrau, bin verurtheilt, das Geld aus der Hand des Sklaven zu nehmen. Weißt du, von wem Perikles dieſe ſchöne Art hauszuhalten gelernt, und wer ihm dabei mit ſeinem Beiſpiel vorangeleuchtet? Kein Anderer als ſein theurer Anaxagoras. Bevor dieſer heimtückiſche Grübler und Müſſiggänger von ſeiner Heimat Klazomenä aufbrach, um hieher nach Athen zu wandern, machten ſeine Verwandten ihm Vorwürfe und fragten ihn, warum er ſeine vom Vater ererbten Grundſtücke nicht bewirthſchafte. Er erwiderte: „Thut es ſelbſt, wenn es Euch Vergnügen macht!“ Und zuletzt ging er von dannen, und ließ all' das Seinige, wie es lag und ſtand, und ſagte den Klazomeniern, ſie ſollten die Ziegen der Gemeinde auf ſeine Aecker und Wieſen zur Weide treiben. — Von ſolcher Art ſind die Freunde und Rathgeber des Perikles!“

Teleſippes Klage wurde unterbrochen durch einen Sklaven, der ſich näherte, um ſich in einer häuslichen Angelegenheit Beſcheid zu holen. Andere Sklaven und Sklavinnen kamen vom Markte zurück, mit eingekauften Lebensmitteln für das

häusliche Mahl. Teleſippe prüfte den Geruch oder Geſchmack des einen oder des andern Stückes, ließ über die Friſche des Meerhechts auch Elpinike ihr Urtheil abgeben, und ertheilte dem Koche beſtimmte Weiſungen Auch übergab ſie einzelnen Sklavinnen Flachs, Geſpinnſt, Linnen, und anderes Gewebe, für die Tagesarbeit des Spinnens, Webens und Nähens im Hauſe.

Dann kehrte ſie zu ihrer Freundin zurück, um das abgebrochene Geſpräch fortzuſetzen.

„Ich habe das Schlimmſte noch nicht erwähnt!“ ſagte ſie. „Vordem war dies hier ein ärmlicher, aber doch friedlicher Hausſtand. Das iſt anders geworden ſeit der Zeit, als Perikles ſeinen Mündel, den Knaben Alkibiades, den verwaiſ'ten Sohn des Kleinias, aus unbedachter Gutmüthigkeit ins Haus genommen, um ihn da mit ſeinen eigenen Sproßen gemeinſam erziehen zu laſſen. Ich ſage aus Gutmüthigkeit: aber gutmüthig erwies er ſich dabei nur gegen ſeine Verwandten, rückſichtslos gegen mich und ſein eigen Fleiſch und Blut. Du weißt, wie gutgeartet meine beiden Knaben, Xanthippos und Paralos, immer geweſen, und in welcher Zucht ſie von mir gehalten wurden. Den ganzen Tag über ſaßen ſie ruhig in einem Winkel und der Pädagog ſchlief bei ihnen ein, ſo wenig machten ſie ihm zu ſchaffen. Perikles nannte ſie nur immer „Tuckmäuſer,“ und ſchalt ſie ob ihres Mangels an Regſamkeit In der That aber waren es eben wohlerzogene Kinder, wie ſie ſich alle Väter nur wünſchen können. Sie hatten gelernt auf den Wink zu gehorchen. Sie thaten nichts, was ihnen nicht befohlen war. Sie ſaßen, oder gingen, aßen und ſchliefen, wenn man es haben wollte. Wenn man ſagte: „Paralos, ſtecke nicht die Fauſt in den Mund!“ oder: „Xanthippos, bohre nicht mit dem Finger in der Naſe!“ ſo zog Paralos die Fauſt aus dem Munde, und Xanthippos den Finger aus der Naſe. Und machte doch einmal Einer

Miene ungeduldig zu werden, ſo brauchte man nur zu ſagen: „Die Mormo kommt“ oder „die Empuſa, oder die Akko, oder der Wolf iſt da,“ oder „das Pferd beißt,“ ſo erbleichten ſie und benahmen ſich zahm wie die Lämmer. Und jetzt? Du erkennſt die Knaben nicht wieder, ſeit jener Range Alkibiades ins Haus gekommen. Mit ihm iſt Gezeter und Gepolter und jede Art von ungefügem Weſen in die Kinderſtube eingezogen Das Erſte war, daß er die Kinderklappern und Kreiſel, welche für Xanthippos und Paralos ſchon als das Aeußerſte des Vergnügens galten, in den Winkel warf, und nach hölzernen Pferden und Wägelchen rief. Perikles gab ihm was er verlangte und damit polterte er lärmend im Periſtyl umher, als wäre er in der Rennbahn zu Olympia. Bald aber genügten ihm die hölzernen Pferde nicht mehr, und er ſpannte den Paralos und den Xanthippos, ja zuletzt ſogar auch den Pädagogen vor ſeinen „olympiſchen Siegeswagen,“ wie er ihn nannte. Zur Abwechslung fing er Schwalben im Periſtyl, ſtutzte ihnen die Flügel oder ließ ſie an langen Schnüren flattern.

Anfangs ſahen die beiden Knaben dem Treiben ihres neuen Gefährten mit einer Art von ängſtlichem Erſtaunen zu. Allmälig gewöhnten ſie ſich an die Sache, traten zu ihm heran, wenn er einen böſen Streich machte, und ſahen ihm mit Ernſt und Eifer zu. Später halfen ſie ihm dabei, und endlich begannen ſie gar, was der Wildfang that, gleich Aeffchen täppiſcher Weiſe nachzuahmen Aber die eingeborne beſſere Art zeigte ſich in ihnen doch, indem ſie gar niemals von ſelbſt auf einen ſchlimmen Einfall kamen. Sie thaten nur Alles getreulich was ihnen Alkibiades befahl. Wenn ich nun von der Mormo, der Empuſa, der Akko, dem Wolfe oder dem beißenden Pferde zu ſprechen anhub, ſo lachte Alkibiades. Als Xanthippos und Paralos ſahen, daß Alkibiades lachte, und daß Mormo und Empuſa und Wolf und Pferd ſich dies gefallen ließen, ſo lachten ſie ebenfalls. So verlor ich die Macht über

die Knaben Sie gehorchen mir nicht mehr. Der Pädagog ist ein alter Mann, ein im Dienste des Hauses ergrauter Sklave, der von einem Oelbaum fiel und sich das Bein brach, und den deshalb Perikles, wieder aus Gutmüthigkeit, damit er nichts Anstrengendes mehr zu arbeiten brauche, zum Knabenaufseher gemacht hat. Nun ist der Feuerbrand auf dem Herde vor den Wichten nicht sicher; sie verwüsten und zerbrechen, was verwüstet und zerbrochen werden kann, sie klettern hinan, wo hinanzuklettern, sie fallen herab, wo herabzufallen nur immer möglich ist. Die Sklavinnen im Hause werden geneckt und gekneipt, die Sklaven verspottet und geschlagen. Denke ich nun einmal ernstlich einzuschreiten, und gehe mit der Sandale in der Hand auf die Knaben drohend los, so verkriechen sich Xanthippos und Paralos blitzschnell unter Tischen und Lagerstätten, und Alkibiades schwingt sich wie ein Eichhörnchen an den Säulen des Peristyls bis zum Gesims empor. Und Perikles? Klage ich ihm die Noth, so lächelt er, und nimmt den Rädelsführer Alkibiades in Schutz gegen die „Duckmäuser.“.

In diesem Augenblicke wurde Telesippe durch den kleinen Paralos unterbrochen, der weinend gelaufen kam.

Die beiden anderen Knaben folgten ihm auf dem Fuße.

„Wir spielten den rasenden Ajas“, sagte Alkibiades „den rasenden Ajas, welcher die vielen Rinder erschlug, als er wahnsinnig wurde, weil er sie für Achäer hielt, und welcher der Ahnherr unseres Hauses ist, wie mir mein Vater Kleinias sagte. Ich machte den Ajas, Paralos und Xanthippos stellten die Rinder vor. Ich habe sie aber nur mäßig geschlagen.“

„Unmenschlicher Junge!“ rief Telesippe zornig aufwallend, winkte den Paralos und den Xanthippos zu sich, und liebkos'te sie, um sie zu trösten.

Indessen blickte Elpinike unverwandt auf den kleinen Alkibiades.

„Ein reizender Knabe ist es doch!“ sagte sie. „Diese schwarzfunkelnden Augen — diese blendend weiße Stirn — diese prächtigen, wallenden Locken“ —

„Ein unzähmbarer Range ist's! „rief Telesippe, gereizt durch die Worte der Bewunderung, die ihr die Freundin an den Knaben zu verschwenden schien. Dann rief sie den Pädagogen. Hinkend kam der Alte heran. „Warum hast du geduldet, daß Alkibiades die beiden Knaben mißhandelte?“ rief Telesippe.

„Dieser war ja selbst bei dem Spiele beschäftigt“, fiel der Knabe Alkibiades ein; „er stand schon bereit als trojanisches Pferd, mit welchem ich nachher in Ilion einziehen wollte.“

Erstaunt blickte Telesippe auf den Pädagogen.

„Herrin Telesippe“, erwiderte Dieser, „es ist das erste Mal nicht, daß ich mich gezwungen fand, der Laune des tollen Bürschchens meinen Rücken zu leihen. — Gestern hat er mich in die Hand gebissen, wie ein junger Hund.“ —

„Pfui! Sag' wie ein junger Löwe!“ rief unwillig der kleine Alkibiades.

„O Zeus und Apollon!“ rief Elpinike mit lebhafter Geberde Dann aber den Knaben zu sich heranziehend, fuhr sie schmeichelnd fort: „Du bist gewiß ein muthiger Knabe, und hättest du unter dem großen Kimon, meinem Bruder, gelebt, du hättest gewiß die Perser schlagen geholfen. Zu jener Zeit aber, mein Kind, da waren die Knaben anders geartet als heutigen Tages. Sie waren nicht zungengewandt und naseweise und vorlaut. Und sie verschmähten die Salben und die warmen Bäder. Bei Tische saßen sie fein artig, ohne die Schenkel zu kreuzen und ohne sich auch nur ein Stengelchen Gemüse mit eigenen Händen herauszulangen. In der Ringschule streckten sie, wenn sie im Sande saßen die Beine so aus, daß die Schamhaftigkeit nicht zu Schaden kam, und standen sie auf, so verwischten sie gleich die Spur ihrer jugendlichen Leibesformen

im Sande. Des Morgens sah man sie in luftigem Gewand, auch wenn es stürmte und stöberte, zum Musikmeister wandern, und sie lernten da alte kernige Sachen, wie „Pallas, du Städtebewältigerin", oder „Geschoren, gute Widder" von Simonides, nicht so weichliche Liederchen der heutigen Mode, mit Ausweichungen und Schnörkeln, für welche man solch' einem beifallslustigen Rangen die Ruthe geben sollte. Bedenke, Söhnlein des Kleinias, bald wirst auch du mit deinen Gespielen in die Häuser der Lehrer geschickt werden, du wirst Grammatik lernen und Gymnastik und die Laute spielen und die Flöte blasen" —

„Nein!" rief der kleine Alkibiades; die Flöte blasen mag ich nicht — das macht häßlich — es bläht die Backen auf — so" — Dabei blähte er seine Backen, so weit er konnte.

„O wie eitel!" rief Elpinike, und wollte den Knaben küssen.

Aber altjüngferliche Frauen haben bei Kindern wenig Glück. Der Knabe Alkibiades entlud, um sich dem Kusse der Schwester des Kimon zu entziehen, ihr ins Antlitz mit knabenhaftem Uebermuth die Luft seiner geblähten Backen und sprang mit spöttischem Lachen davon.

Elpinike war empört. Sie schoß von ihrem Sitz empor, um sich augenblicks zu entfernen. Sie nahm ihr Himation wieder auf, warf den einen Zipfel der Breitseite des langen Tuches zuerst über die linke Schulter nach vorn, und hielt ihn mit dem linken Arm am Körper fest. Dann zog sie das Gewebe über den Rücken nach der rechten Seite dargestellt, daß es diese Seite des Körpers nicht bloß, sondern auch das Haupt mit Ausnahme des Gesichts verhüllte. Zuletzt schob sie es unter dem Kinne wieder über die linke Schulter zurück, so daß der Zipfel desselben über den Rücken herabhing.

„Du siehst", sagte Telesippe, die Freundin an der Hand noch zurückhaltend, „du siehst, welches Geschick ich trage. So leb' ich hin, die böse Kinderplage auf dem Halse, an der Seite

des ſorgloſen Gatten, freudlos, geplagt, mißachtet, ich, die der Archon Baſileus zur Gattin haben wollte — zur Mittheilnehmerin an den heiligſten Verrichtungen des athenäiſchen Götterdienſtes!"

„Mein Bruder Kimon pflegte zu ſagen," gab Elpinike zurück, „Neue Zeiten, böſe Zeiten! — Die Welt geht ihren Gang, und vorwärts ſchiebt ſie der Männer ehrgeiziges Trachten; aber auch wir Frauen ſind da, und, gib Acht, Teleſippe, und laß dir, was ich ſage, für heute genug ſein: wenn wir zuſammenhalten, wir Frauen, und an die Räder uns hängen, ſo wird man ſie nicht ſo bald völlig hinauswälzen, die Welt, aus den alten Geleiſen!" —

Drittes Capitel.

Der Bandkrämer von Halimos.

Als der Staatsmann Perikles und sein Freund, der weise Anaxagoras, das Haus des Perikles verlassen hatten, gingen sie die Straße, welche vom großen Theater des Dionysos am Fuße des Südabhangs der Akropolis hinführte, hinunter, und wendeten sich dann nordwärts, um die Straße einzuschlagen, die zwischen dem westlichen Abhange der Akropolis und dem Hügel des Areopag bis zur Agora hindurchlief.

Nun hatten sie ihr Ziel erreicht. Sie standen auf der Agora.

Weithin dehnt sich im Stadtbezirke des Kerameikos dieser Mittelpunkt des athenischen Lebens und Verkehrs. Er liegt wie geborgen in der Hut der sämmtlichen Hügel Athens: auf der Seite des Mittags hat er den schroffen Fels des Areopag und die Akropolis, auf der abendlichen Seite den Nymphenhügel, an welchen in mittäglicher Richtung die berühmtere Höhe der Pnyx sich schließt, mitternachtwärts liegt die mäßige Erhöhung, welche den Tempel des Theseus trägt, und im Nordwesten grüßen die Hänge des gefeierten Kolonos herüber.

So blicken alle die sagenberühmten und geheiligten Höhen Athens hinunter auf die Agora.

In ihrer Mitte ragt der Altar der zwölf großen olympischen Götter. Hier erheben sich ferner die ehernen Standbilder der zehn sagenhaften Stammesheroen des attischen Volkes und Landes. Angesichts dieser Standbilder der Stammeshelden ist jedem der neun Archonten, dieser ehrwürdigsten obrigkeit-

lichen Männer Athens, die Stätte seiner öffentlichen Wirksamkeit im Banne der Agora zugetheilt. Hier steht auch die Mehrzahl der Gerichtshöfe; hier die Versammlungsörter des Rathes der Fünfhundert: das Bouleuterion, und das mit einer Kuppel bedeckte Rundgebäude des Tholos.

Dichter als gewöhnlich wogt heute der Volksschwarm vor diesen Versammlungsorten. In den Tholos sieht man eilig die Prytanen gehen, jene Männer, welche der eben amtirenden Abtheilung des Rathes angehören. Auch viele andere obrigkeitliche Personen werden über den Platz hinschreitend gesehen. Man beachtet sie wenig. Nun aber kommt Perikles, der Stratege. Auf ihn sind sogleich die Augen Aller gerichtet. Er verabschiedet sich von seinem Begleiter Anaxagoras und geht in den Tholos zu den Prytanen. Er hat mit diesen Männern, welche die Gegenstände der Volksversammlung zuvor berathen und in ihr selber den Vorsitz führen, noch Einiges für den heutigen Tag zu besprechen.

Auch stattliche Tempel ragen im Umkreise der weithin sich erstreckenden prangenden Agora der Athenäer, und es dehnen sich in edlem Schmucke der Kunst prangende Hallen.

Aug-erfrischend wirkt inmitten dieses weiten Kreises von sonneglänzenden Zinnen und Säulengängen das Grün der Platanen, welche, als ein dankenswerthes Erbe Kimons, die sommerliche Schwüle der Agora dämpfen und wohlthätig ihr heißes Getümmel beschatten.

Unter Ruthengeflechten, die vor Regen und Sonne schützen, entfaltet in zahllosen Buden sich der buntfarbige, duftige, vielgestaltige Reichthum des atheniſchen Marktes.

Lauch und Lattich, und Kümmel und Kresse, und Thymian, und Honig, und Rind und Fisch, Geflügel und Gewild — verdienen sie einen Blick, weil sie uns auf dem Markte des alten Athen begegnen? Warum nicht? Was unter Attikas Himmel reift, ist von edler Art, und die griechische Sonne hat es gewürzt mit feineren Säften.

Auch die Nachbarn liefern ihr Beſtes auf den Markt von Athen. Dies zarte, ſaftige Gemüſe hat Megara geſendet. Dieſe Gänſe, die ausgeſuchten Waſſerhühner und Strandläufer kommen aus dem fetten Böoterlande.

Schier das größte Getümmel des Marktes aber drängt ſich dort um die geſchuppte Waſſerbrut. Vom billigen Salzfiſch, dem Wohlfeilſten, was es gibt, und der doch mit Oel beſtrichen, in gewürzhafte Blätter gewickelt und in heißer Aſche gebraten, trefflich ſchmeckt, bis zum geprieſenſten und theuerſten Leckerbiſſen dieſer Gattung, dem Böoter-Aal, iſt hier Alles ausgelegt, was in den hundert Golfen der vielgezackten griechiſchen Küſten Genießbares und Leckeres wimmelt. Dieſe Sardellen da aus der nahen Bucht von Phaleron ſind ſo zart, daß ſie, um fertig gebraten zu ſein, das Feuer ſo zu ſagen nur zu ſehen brauchen.

Wer nicht Luſt hat, den Rohſtoff des Mahles nach Hauſe zu tragen, der kann am Orte ſein Verlangen ſtillen. Nach dem Geruche zu ſchließen, iſt ſelbſt der ſaftige Eſelsbraten dort nicht zu verachten; ſein Verkäufer rühmt wenigſtens das Bauchſtück als einen Leckerbiſſen. Der Nachbar bietet freilich mit hellaustönender Stimme die ganze Beredtſamkeit des Griechen auf, um zu beweiſen, daß ſein Ziegenfleiſch den Vorzug verdiene, und daß es das nahrhafteſte von allen Arten Fleiſches ſei, und eine wahrhafte „Athletenkoſt.“

Willſt du dich dem Fleiſch- und Blutgedüft entziehen — an welchem übrigens doch ſelbſt die opferfrohen Olympier ihr Wohlgefallen haben — und verlangſt du dich an feineren und zarteren Düften zu erlaben, ſo begib dich dort hinüber nach der Stelle, wo die ſchalkhaften Blicke einer Kranzwinderin oder eines roſigen Knaben dir winken. Der Athenäer liebt die Kränze in unglaublichem Maße. Sie begleiten ihn vom Mutterſchooße bis zur Gruft. Mit Kränzen ſchmückt ſich zu Athen nicht blos der Ruhm, die Liebe, der Tod, die Freude, und jede Art von Feſtesluſt; nicht blos der Zecher umwindet ſeine Stirn,

ja ſeinen ganzen Leib mit Kränzen beim Sympoſion, auch der Würdenträger ſetzt einen Kranz aufs Haupt, wenn er ſeines Amtes waltet, und der Redner thut desgleichen, wenn er ſich anſchickt, auf der Pnyx zu dem verſammelten Volke zu ſprechen. Aus Myrthen windet Athen ſeine Kränze, aus Roſen, den Epheu und ſelbſt das Laub der Silberpappel verſchmäht es nicht; Hyacinthen flicht es gern ins Grün der Myrthen; aber am Meiſten ſcheint es doch die ſinnigen Veilchen zu lieben, denn ſeine Dichter nennen es das „veilchenbekränzte".

Nun aber ſtehen wir auf dem Töpfermarkte, dem Stolz des atheniſchen Kunſthandwerks. Benennt ſich doch von den Töpfen ſeit uralten Zeiten dieſer ganze Stadtbezirk, und auf den Schiffen der Seefahrer gehen von hier die Erzeugniſſe der göttergeſegneten attiſchen Töpfererde in alle Welt. Der Athener formt dieſen geſegneten Thon ſeines heimiſchen Bodens, wie ſeinen attiſchen Marmor, mit dem bildſam-feinen Sinne, den ihm die Götter zu ſeinem trefflichen Thon und Marmor wohlbedacht hinzuverliehen.

Da ſieh! von der kleinen, flachen, henkel- und fußloſen Phiale bis zum rieſigen Pithos, der hundert Amphoren Weines faßt, und doch Töpferarbeit iſt, hat Alles ſein zugemeſſenes Theil von edler Zierlichkeit. Dieſe weitbauchigen, doppelhenkligen Amphoren, dieſe Hydrien, dieſe Salbenfläſchchen mit engem Halſe, aus welchem die Flüſſigkeit nur tropfenweiſe und mit einem gluckſenden Tone herausfließt, dieſe gewaltigen Miſchgefäße, dieſe Schöpfgefäße, dieſe hundertfach geſtalteten Becher, ſie alle ſind ſchön.

Kein einziges Stück iſt darunter, das formlos wäre, und nur dem Bedürfniß diente. Auch ſchon das Gefäß des täglichen Gebrauchs, auch ſchon das Gefäß, in welchem der Grieche ſeinen Wein, ſeinen Honig, ſein Speiſeöl, ſein Salböl aufbewahrt, iſt ſchön. Es entbehrt nicht des Reizes gefälliger Gliederung, wohlberechneter Umriſſe.

Wenn man hier wandelt, so glaubt man nicht auf einem Markte und unter Waaren zu wandeln. Denn das Schöne gehört nicht bloß dem, der es bezahlt, es erfreut Jeden, der vorübergeht, und wo die Dinge, mit welchen der Mensch sich umgibt, den herzerfreuenden Stempel der Schönheit tragen, da haben Alle an Allem Theil und es verwirklicht sich im besten Sinne das Ideal der Gütergemeinschaft.

Wir möchten wol auch den Salbenmarkt durchschreiten, und den Kleidermarkt, wo mit der heimischen Tracht Moden des Auslandes, megarische Mäntel, thessalische Hüte, amykläische und sikyonische Schuhe Liebhaber und Abnehmer finden. Und am liebsten wohl möchten wir die Bücherrollen mustern, die dort meist in cylindrisch geformten Behältern zur Schau stehen. Gern möchten wir die breiten Blätter des beschriebenen Papyros entrollen, die um runde an den beiden Enden mit elfenbeinernen oder metallenen Knöpfen verzierte Stäbe gewickelt, und von rothen oder gelben Pergamentbändern zusammengehalten sind.

Aber der Lärm der Ausrufer, das Getümmel des Marktes ist zu groß, als daß wir uns vertiefen könnten in die Bücherweisheit der Athenäer.

Ein Kohlenbrenner aus Acharnä und ein Bandkrämer aus Halimos wetteifern da soeben im Vorüberwandeln ihre Waare anzupreisen. Ihnen gesellt sich ein Dritter, welcher die Athenäer auffordert, seine vortrefflichen Lampendochte aus Binsenmark zu kaufen. Bald aber tönt es von allen Seiten: „Kauft Oel!", „kauft Essig!", „kauft Scheiter!" und dazwischen verkünden öffentliche Ausrufer, daß diese und jene Schiffe im Hafen angekommen, daß diese und jene Waaren ausgeschifft worden, oder machen den Preis bekannt, welcher für die Entdeckung des Thäters eines Diebstahles oder für die Wiederbringung eines entlaufenen Sklaven ausgesetzt worden ist.

Was man im Gedränge des Marktes vermißt, sind die Frauen. Kein Athenäer sendet seine Gattin oder Tochter

auf den Markt. Er ſendet ſeinen Sklaven, oder er — geht ſelbſt, und beſorgt in eigener Perſon den Einkauf für das Familienmahl.

Aber treibt nicht dort, beim Tempel der Aphrodite Pandemos, eine Anzahl von eigenartig geputzten Frauensperſonen ſich umher? Nicht zu den Käuferinnen des Marktes gehören dieſe, ſondern zu den Verkäuferinnen. Sie ſind Verkäuferinnen und Waare zugleich. Es ſind darunter Flötenbläſerinnen und Tänzerinnen, die ſich miethen laſſen für die Sympoſien der Reichen zur Ergötzung fröhlicher Zecher. Auf der Agora ſtehen auch Wechslertiſche, ſo gut wie im Piräus, und der Athenäer legt ſeinen Barvorrath bei dieſen Wechslern und Bankhaltern nieder, um ihn nach Bedarf in kleinen Beträgen wieder zurückzunehmen.

Der Athenäer hat unzählige Gründe, täglich wenigſtens einmal die Agora zu beſuchen, und wenn es ihm dennoch zufällig an einem Grunde fehlen ſollte, ſo begibt er ſich ohne Grund dahin. Er iſt überaus geſelliger Natur. Beſtändiger Verkehr mit ſeines Gleichen iſt ihm Bedürfniß. Ueberall ſchlägt dieſe Geſelligkeit und Geſprächigkeit ihren Tummelplatz auf: in den Hallen, in den Bädern, in den Barbierſtuben, in den Verkaufsläden, ſelbſt in Werkſtätten der Handarbeiter, nur nicht in Schenken: dieſe kennt der Athenäer jetzt noch kaum, oder überläßt ſie der unterſten Hefe des Volkes.

Was will der große wohlbewaffnete Schwarm von Leuten, der dort gerade in der Mitte der faſt unabſehbaren Agora gelagert iſt? das ſind die tauſend ſkythiſchen Bogenſchützen, welche als Söldlinge den Markt der Athenäer nach altem Herkommen bewachen, eine Art von Stadt- und Polizeiwache, die dem Rathe der Fünfhundert zur Hand iſt. Dieſe Söhne des fernen Skythenlandes ergötzen die Athenäer durch das barbariſche Kauderwelſch, mit welchem ſie das Griechiſche radebrechen, und durch — den unſtillbaren Durſt ihrer Kehlen.

Sie sind stumpfnasig und haben ausdruckslose Gesichter, die sich von den prächtig geschnittenen Köpfen und ausdrucksvollen Zügen der Eingebornen unvortheilhaft abheben. Jene Ausländer sind plump und ungeschlacht von Ansehen; diese Einheimischen dagegen sind fein gebaut, und doch ist Alles Feuer und Nerv an ihnen. Die Bewegungen Jener erscheinen bald träg und schleppend, bald unschön überhastet; in den Bewegungen Dieser liegt etwas edel Gemessenes. Selbst jener Kohlenbrenner aus Acharnä hält sich gerade, und jener Bandkrämer aus Halimos, der seinem ärmlichen Linnengewande mühselig durch etwas Kreide zu einigem neuen Glanze für den heutigen Volksversammlungstag verholfen hat, er blickt, seine Waare ausrufend, mit einer Art von Stolz um sich. Er wirft, über den Markt hinschreitend, die Hüften hin und her; aber sein Oberleib verharrt in würdevoller Ruhe In den Augen aller dieser Männer wohnt der sprichwörtliche „attische Blick." Was dieser Blick bedeutet? Es ist schwer zu sagen. Der „attische Blick" ist, wie das ganze Wesen des Athenäers, ein Spiegel sehr verschiedener, liebenswürdiger und unliebenswürdiger Eigenschaften. Jeden Moment ist dieser attische Blick bereit, sich in ein attisch gewürztes beißendes Scherzwort umzusetzen. Der Athenäer scheint ernst, aber aus seinem Ernst springt und sprüht unversehens ein sarkastischer Einfall, wie der Funke aus dem Stein. Er hat Mutterwitz und weiß ihn zu brauchen.

Durch das Getümmel der Agora bewegt sich seit einiger Zeit ein Mann, dessen Gewandung und stattliches Ansehen Wohlhabenheit verrathen, der aber hier offenbar mit den Augen des Neulings um sich blickt. Er ist hie und da zu den Buden der Händler hingetreten, hat nach dem Preise dieser, jener Waare gefragt, immer aber schien er Schwierigkeiten zu finden, wie sie einem Fremden begegnen.

Soeben schreitet der Bandkrämer von Halimos langsam an ihm vorüber.

„Ich werde nicht klug," spricht der Fremde den Bandkrämer an, vielleicht ermuntert durch einen Blick der Neugier oder des Antheils, den dieser ihm zugeworfen; „ich werde nicht klug aus den Forderungen dieser Händler. Ich glaube, man will mich prellen . . ."

„Bist du denn ein Fremder?" fragte der Bandkrämer.

„Allerdings!" erwiderte Jener. „Ich bin mit den Meinen aus Sikyon ausgewandert, und erst vor wenigen Tagen hier angekommen. Ich denke mich hier niederzulassen. Ich will künftig lieber Beisasse sein zu Athen, als Bürger in Sikyon, wo mir von meinen Feinden übel mitgespielt worden."

Der Bandkrämer von Halimos, da er hörte, daß dieser Mann, der ihn ansprach, kein atheniſcher Bürger, sondern nur ein Beisasse — er hatte ihn für einen Rathsherrn gehalten — richtete sich noch etwas strammer empor und sagte dann mit einer Art von Herablassung:

„Freund," sagte er, „wenn dir die Werthe unserer Münzen und die Preise unserer Waaren unbekannt, so mußt du dich eben bemühen, sie kennen zu lernen, und zwar wo möglich von einem ehrlichen Manne." — „Siehst du hier," fuhr er fort indem er ein ganz kleines dünnes Silberstück hervorzog und auf die Fläche seiner Hand legte, „siehst du, das ist attisches Silber, wie wir's da drüben in Laurion graben. In der ganzen Welt findest du kein so feines und reines Silber wie dieses. Die Münze da aber ist unser kleinstes Silberstück, ein halber Obolus; dafür kannst du dir einen gemeinen Käse, oder ein Würstlein mit kleinen Leberchen, oder auch ein ziemliches Stück Fleisch kaufen, wie du es bei gutem Appetit allein zu verzehren im Stande bist. Gibst du einen ganzen Obolus, so erhältst du ein Fleischgericht in trefflicher Zubereitung. Um den Preis von vier solchen Obolen aber kannst du einen leckeren Meerfisch nach Hause tragen. Hast du sechs Obolen beisammen, so ist das so viel wie eine Drachme, und du kannst

dir ein größeres Silberstück mit dem Kopfe der Athene auf der einen und der lorbeerumkränzten attischen Eule auf der andern Seite dafür einwechseln. Für eine solche Drachme nun bekommst du schon eine Schüssel gut zubereiteter Meerigel; für zwei Drachmen einen ganzen Scheffel Gerstengrütze, für drei einen Scheffel Weitzen oder einen kopaischen Aal, für zehn solcher Drachmen aber kannst du dir schon einen Chiton kaufen, wenn er nicht von besonders feiner Art sein soll. Hast du hundert Drachmen beisammen, so gibt das eine Mine, und für anderthalb solcher Minen kannst du dir einen Sklaven kaufen; für drei Minen ein Pferd oder ein ganz kleines Häuschen; willst du ein größeres und besseres, so mußt du freilich bis an die sechzig Minen geben, und das macht schon ein Talent. — Siehst du, in dieser Weise kannst du vielerlei Leckerbissen und Herrlichkeiten zu Athen kaufen für weniges Geld. Wenn dir aber auch dies Wenige gebricht, so mußt du es machen, wie wir andern ärmeren Leute: du mußt dich bescheiden nähren von unserm heimischen Gerstenfladen, und kannst dazu den würzigen heimischen Knoblauch kauen" —

In diesem Augenblick wurde der Sprecher unterbrochen durch den Klang einer gewaltigen Stimme, die über den Markt hintönte. Es war die Stimme des Herolds, welcher die vor dem Bouleuterion schriftlich an die Athenäer gerichtete Aufforderung, sich auf der Pnyx zu versammeln, nun mündlich wiederholte, beifügend, daß nach Ablauf einer Stunde von jetzt an die Versammlung eröffnet werden solle.

Zugleich wurde auf der Höhe der Pnyx eine große Fahne aufgezogen, welche als Zeichen der bevorstehenden Volksversammlung weithin sichtbar über der Stadt in den Lüften flatterte.

Ueberall staute um den Herold sich das Gedränge des Volkes und eine Art von Gährung griff in der Masse um sich. Schon seit dem frühen Morgen waren die Athenäer auf den

Beinen, und überall, wo ſich Leute zu verſammeln pflegten, hörte man lebhaftes, nicht ſelten haderndes Geſpräch. Der Ausruf des Herolds entfachte den Eifer des politiſchen Geſprächs zu neuen und helleren Flammen.

„Achtzehnhundert Talente ſoll der Schatz betragen, der mit dem Staatsſchiffe von Delos herübergebracht worden!“ rief Einer inmitten einer Gruppe von Bürgern.

„Dreitauſend Talente ſind's!“ rief ein Zweiter.

„Sechstauſend!“ fiel ein Dritter lebhaft ein. „Sechstauſend Talente, ſag' ich euch, ſind von Delos herübergekommen — baare ſechstauſend Talente“ —

„Juchhei!“ rief ein Vierter mit einem Freudenſprunge. „Wo Geld iſt, ſagt das Sprichwort, da geht das Ruder und bläſt der Wind!“ —

„Was die neuen Bauten betrifft,“ ſprach ein Fünfter im Kreiſe bedenklich, „insbeſondere das neue Feſthaus der Pallas auf der Burg, ſo laſſe ich mir dies gefallen; aber was den Richterſold anlangt, und insbeſondere die Schauſpielgelder“ —

„Was? gönnſt du dieſe dem Volke nicht?“ ſcholl es dem Sprecher von Seite der umſtehenden ärmeren Bürger entgegen.

„Ich wohl!“ verſetzte Jener. „Ich meine nur, der Antrag wird nicht durchgehen. Die Oligarchen werden ihn nicht durchgehen laſſen. Schauſpielgelder für's Volk? das werden die vielen Lakonerfreunde nicht bewilligen. Nein, gewiß nicht!“

„Ich dagegen glaube,“ warf ein Anderer ein, „die Schauſpielgelder werden leichtlich durchgeſetzt werden, denn die Maſſe des Volkes iſt ja doch auf der Pnyx gegen die Oligarchen in der Mehrzahl. Aber in Betreff der Bauten, und insbeſondere des neuen Feſthauſes der Pallas Athene“ —

„Was?“ unterbrachen mehrere lebhaft den Sprecher, „du willſt, daß wir nicht bauen ſollen?“

„Das nicht!“ entgegnete Jener. „Ich meine nur ....

„Ei, wartet doch!“ unterbrach ihn Einer, „hören wir erſt den Perikles!“

„Ja, hören wir erſt den Perikles!“ hallte es im Kreiſe nach. Nur der Wurſtmacher Pamphilos rümpfte die Naſe, und ſagte:

„Perikles und immer Perikles! Müſſen wir denn immer auf Dieſen hören?“

„Warum nicht?“ gab man ihm zur Antwort; „Perikles iſt klug — Perikles iſt wohlmeinend — Perikles iſt der Mann, dem wir Athenäer die Fettaugen auf der Suppe verdanken — Perikles iſt der Einzige hier zu Athen, dem ſeine Mitbürger nichts Böſes nachzuſagen wiſſen“ —

„Was?“ rief jener Widerſacher; „nichts Böſes? Sagen nicht alle älteren Leute, daß er in ſeinen Zügen eine gewiſſe Aehnlichkeit hat mit Peiſiſtratos, dem Tyrannen?“

„Das iſt wahr;“ bemerkte Phamphilos. „Auch hat er, was nicht Allen bekannt iſt, einen ſogenannten Zwiebelkopf.“

„Was? einen Zwiebelkopf?“ riefen die Hörer.

„Einen Zwiebelkopf!“ entgegnete Jener. „Wiſſet,“ fuhr er geheimnißvoll fort, wiſſet, daß der ſchöne und ſtattliche Perikles auf der Höhe ſeines Scheitels einen kleinen Höcker trägt, ſo daß ſein Kopf einigermaßen ſpitz zuläuft, einer Zwiebel nicht unähnlich“ —

„Poſſen!“ riefen die Andern. „Hat Einer dieſen Zwiebelkopf des Perikles geſehen?“

„Niemand!“ fuhr Jener lebhaft fort. „Niemand hat ihn geſehen! Das iſt gewiß. Aber wie käme denn auch Einer dazu, den Zwiebelkopf des Perikles zu ſehen? Im Felde trägt Perikles ſeinen Strategenhelm, und auch im Frieden werdet ihr ihn, wo es nur angeht, mit ſeinem Strategenhelm den Kopf bedecken ſehen. Und wo es nicht angeht, nun, da ſucht er ſich anders

zu helfen. Auf der Rednerbühne z. B. trägt er den üblichen Myrthenkranz des Redners auf dem Haupte; und für gewöhnlich sieht man ihn auf der Straße mit dem breitkrämpigen Theſſalerhut; Und ſo iſt es allerdings wahr, daß Niemand den Kopf des Perikles genau geſehen; aber eben weil ihn Keiner geſehen, liegt die Vermuthung nahe, daß ſein Kopf ein Zwiebelkopf; denn wäre er dies nicht, welchen Grund hätte Perikles, ihn ſo gefliſſentlich zu verbergen?". — „Freilich, Freilich!" ſagten Viele der Hörer mit zuſtimmendem Nicken; „es iſt kein Zweifel, daß des Perikles Kopf ein Zwiebelkopf" —

„Wenn das iſt," bemerkte lächelnd einer von der Oligarchenpartei, der ſich in der Gruppe befand, mit einem ſpöttiſchen Seitenblick auf einige ärmlich ausſehende Männer aus dem Volke, welche dem Geſpräch zuhörten, „wenn der Volksfreund Perikles einen Zwiebelkopf beſitzt, ſo mag er denſelben hüten vor der Liebe ſeiner beſten Freunde und Anhänger, der Zwiebel- und Knoblauchkauer" —

Einige belachten den Scherz des Oligarchen. Aber unter den Männern, welche der ſpöttiſche Seitenblick getroffen hatte, befand ſich auch der Bandkrämer von Halimos. Er antwortete zunächſt mit einem Blitz aus ſeinen ſchwarzen Augen, ballte die Fauſt, und ſtand auch auf dem Punkte, ein ſcharfes Wort gegen die Oligarchen zu ſchleudern.

Aber in dieſem Augenblicke näherte ſich ein Mann, der ſeinen Markteinkauf in der Buſenfalte des Gewandes trug.

„He da, Pheidippides!" rief Einer ihm entgegen; „haſt wieder eine halbe Stunde lang gefeilſcht, alter Knauſer! nicht wahr?"

„Allerdings!" verſetzte Pheidippides: „für dieſe beiden Fiſchlein da begehrte die Bettel zwei Obolen!" —

„Und zuletzt bekammſt du ſie — ?"

„Für Einen!" verſetzte ſchmunzelnd Pheidippides, fügte aber ſogleich hinzu: „Ohne Zweifel taugt die Waare nichts,

sonst hätte die Alte sie mir nicht so billig gelassen. Man ist immer der Betrogene."

Die Hörer lachten. „Pheidippides," fuhr Jener fort, „du bist ein Mann, der hauszuhalten weiß. Was sagst du zur Verschwendung des Perikles, der jetzt haben will, daß wir den hieher gebrachten Bundesschatz für allerlei Sold und Schauspielgelder und für ein großes, prächtiges Festhaus der Pallas auf der Akropolis verwenden sollen? Hast du nichts dagegen einzuwenden, Pheidippides?

„Pallas Athene bewahre mich davor!" rief Pheidippides. „Komme aller Götter Segen über das Haupt unseres großen und weisen Perikles! Ganz und gar nichts habe ich dagegen einzuwenden; im Gegentheil, ich sage: wir müssen bauen; das prächtige Festhaus der Athene auf dem Burgberge müssen wir haben, und wenn es die sämmtlichen Bundesgelder verschlingen sollte"—

„Was? Du knauserst im eigenen Hause, du spaltest den Kümmel für den Tagesbedarf, und mit den öffentlichen Geldern bist du so freigebig?" fragten Einige.

„Ja seht," erwiderte Pheidippides „zu Hause, da lohnt sich's nicht der Mühe freigebig zu sein, sich's verschwenderisch einzurichten. Wann ist denn unser Einer zu Hause? Wann erlauben es dem athenäischen Bürger seine Geschäfte, zu Hause zu sein? Jetzt muß er auf den Markt gehen, jetzt in die Volksversammlung, jetzt in die Stammesgenossenschafts-Versammlung, jetzt in die Bruderschaftsgenossen-Versammlung, jetzt in die Gaugenossenschafts-Versammlung, jetzt in diesen, jetzt in jenen Gerichtshof, jetzt in den einen oder den andern Club, jetzt in den Piräus, jetzt aufs Land um nach seinen Aeckern und seinen Schafen zu sehen — wann also, frag' ich, ist der athenäische Bürger zu Hause? Der athenäische Bürger gehört der Oeffentlichkeit und die Oeffentlichkeit ihm; darum ist immer mein Wahlspruch: bescheiden am häuslichen Herd, aber großmüthig und freigebig fürs Gemeinwesen, für's Allgemeine! Womit ich mein eigenes Haus schmücke,

das ergötzt mich kurze Zeit, und vielleicht schon mein Sohn und Erbe verzettelt's. Was ich auf der Akropolis droben bauen helfe, das währt, und das vererb' ich den spätesten Enkeln!"

„Pheidippides hat Recht!" sagten die Männer, einander anblickend und dabei mit den Häuptern nickend.

Aber der Mann von der Oligarchenpartei, der früher den volksfeindlichen Scherz sich erlaubt hatte, erhob nun seine Stimme auf's Neue. „Alles mit Maß!" sagte er. „Man muß mit der Hand und nicht mit dem Sacke säen. Halten wir nicht Maß, so geht das Gemeinwesen abwärts und das stolze Gebäude der atheniſchen Macht und Größe kommt zu schmählichem Falle!"

„Fall' es dir auf die Nase!" rief der noch immer grollende Bandkrämer von Halimos, die Faust gegen den Oligarchen gewendet.

Die Umstehenden lachten. Pheidippides aber begann wieder: „Seht doch einmal die reichsten Männer Athens Sie wissen es gar wohl, womit sie sich den meisten Ruhm verschaffen können: nicht indem sie großartige Behausungen für sich herstellen, sondern indem sie Schiffe für den Staat ausrüsten und Chöre für die öffentlichen Schauspiele auf ihre Kosten einüben, und Anderes dieser Art leisten, wozu das Gesetz sie verpflichtet, worin sie aber untereinander einen rühmlichen Wetteifer, mehr als das Verlangte zu leisten, entwickeln. Gibt es Etwas, worauf sie ihre Reichthümer lieber verwenden, als auf Solches, obgleich sie damit nur den Glanz des Gemeinwesens mehren, sich selbst aber beinahe in Armuth stürzen?"

„In der That," fiel der Oligarch hier ein, „so handeln die Reichen. Aber leider kommt man jetzt dahin, bei den Leistungen mehr auf äußern Glanz und Tand, als auf das Tüchtige und wirklich Ersprießliche zu sehen. Die Trierarchen gehen oft an Bord, ohne sich für ihre Mannschaft mit etwas Anderem, als Mehl, Zwiebeln und Käse zu versehen. Diejenigen aber,

welche einen tragischen Chor auf ihre Kosten auszustatten und einzuüben übernehmen, füttern diese Choreuten zur Ausbildung und Erhaltung ihrer Stimme eine geraume Zeit hindurch mit allen Süssigkeiten und Leckerbissen, und müssen sich, wenn ihr Chor gegen einen anderen im Wettkampfe zurückbleibt, noch überdies verlachen und beschimpfen lassen. Diese Gewohnheiten werden uns weichlich machen. Wollten wir doch nur ein wenig mehr auf das Beispiel der mannhaften Lakedaimonier achten" —

„Ein Lakonerfreund!" riefen spottend Einige im Kreise.

„Ja, ein Lakonerfreund!" sagte der Oligarch. „Ich wiederhole es, wir müssen das Beispiel der Spartaner nachahmen, sonst wird unsere Herrlichkeit nicht lange währen, insonderheit wenn wir fortfahren, die Zügel des Gemeinwesens immer mehr in die Hände der unbemittelten, hungrigen, bestechlichen Klasse schlüpfen zu lassen" —

Der Bandkrämer von Halimos, aus der Entfernung zuhörend, ballte bei diesen Worten des Oligarchen neuerdings die Faust. Mit Mühe beschwichtigte ihn einer seiner Gefährten.

„Ich habe die verwichene Nacht einen wunderlichen Traum gehabt," begann jetzt Einer im Kreise der Männer, „und möchte wohl wissen, was er etwa bedeutet. Ich sah zuerst eine große Finsterniß rings umher verbreitet. Dann sah ich einen Mann kommen — er trug die Züge des Perikles — und eine Fackel aufstecken, die immer größer wurde, bis sie zuletzt als feurige heiße Sonne vom Himmel leuchtete. Da glänzte Alles rings im heiteren Tagesglanz. Aber jene riesige Sonnenfackel begann eben durch ihren heißen Stral wieder Dünste aus der Erde an sich zu ziehen — diese wurden immer dichter und trüber, und ballten sich zu Wolken, und zuletzt verschwand die Fackel ganz hinter ihnen und es war so dunkel als zuvor. Es war ein seltsamer Kreislauf von Licht und Finsterniß. Ob dieser Traum nicht etwa Unheil bedeutet?"

„Nicht alle Träume ſenden die Götter!“ erwiderte Einer der Zuhörer.

„Du irrſt!“ warf der Oligarch ein. „Träume ſind immer bedeutungsvoll. Mich ſelbſt rettete einmal ein warnender Traum, als ich ein Schiff zu beſteigen die Abſicht hatte, welches nachher mit allen darauf Befindlichen in den Wellen unterging. Die Götter haben nicht gewollt, daß ich auf ſolche Art umkommen ſollte.“ . . .

„Vielleicht wollten ſie, daß du gehangen werden ſollteſt!“, rief der Bandkrämer von Halimos herüber, ſeinen lang verhaltenen Groll nicht länger bezähmend.

Finſteren Blickes ſah der Oligarch auf den Mann, der ſo geſprochen. Er hatte das Anſehen, als ob er den kühnen Spötter zur Rechenſchaft ziehen wollte.

Aber im Kreiſe umher blickend, begegnete er nur ſolchen Mienen, welche dem Spötter Beifall lachten, und da Dieſer überdieß ſo kampfluſtig auf ihn zutrat, als ob er ihm mit der Ferſe an die Hüfte ſpringen wollte, ſo zog er es vor, im Gedränge der Gruppe des Volkes zu verſchwinden, welche ſich in Bewegung ſetzte, um den Weg gegen die Höhe der Pnyx einzuſchlagen, denn die Stunde der Verſammlung war gekommen.

Auch der Bandkrämer von Halimos ſchloß ſich an, noch immer erregt vom Zorne gegen den Oligarchen. Der Sikyonier war in ſeiner Nähe. „Haſt du gehört, ſprach er, ſich ihm wieder geſellend, „was ein Schurke von Oligarch noch immer zu Athen ſich erlaubt? Das gemeine Volk zu verachten! Unſer Einen zu verachten, weil man arm iſt — als ob man deshalb weniger atheniſcher Bürger wäre! Es iſt wahr, ich bin ein Bandkrämer, und mein Weib hat ſich im Drange der Noth ſchon ein paar Mal als Amme verdingen müſſen. Aber das Geſetz verbietet ausdrücklich, daß man einen atheniſchen Bürger, wenn er aus Armuth rechtlich ein Gewerbe treibt, dieſes zum Vorwurf mache.

Und bei der Pallas, ich bin ein atheniſcher Bürger ſo gut als irgend Einer, wenn ich auch nicht in der Tripodenſtraße wohne, ſondern in einem kleinen Vororte drunten an der Bucht von Phaleron. Nun, ich denke, beſſer iſt's, mit dem Bündel auf dem Rücken ſeinen Unterhalt ſuchen, als in der Weiſe Derjenigen leben, welche lieber verhungen würden, als arbeiten, es aber nicht unter ihrer Würde halten, als Schmarotzer die Teller anderer Leute rein zu lecken, oder umherzugehen und zu lauern, wo etwa irgend ein Menſch wiſſentlich oder unwiſſentlich gegen eines der unzähligen Geſetze Athens verſtößt, damit man ihn anklagen und von der Geldſtrafe, in die er verfällt, ſeinen beſtimmten Antheil einſtreichen könne. Halten ſie's für eine Ehre, als Paraſiten oder als Sykophanten zu leben, wohl bekomm's! Ich aber dünke mich beſſer als dieſe, und wer meiner ſpotten will, der komme heran: da ſteh' ich, und fürchte Keinen, ich, der Bandkrämer von Halimos! Ich thue meine Bürgerpflicht ſo gut als Einer; ich ſtecke etwas Brot und Zwiebeln in meinen Ranzen und ſtehe dann wohlgemuth dem Vaterlande den ganzen Tag zu Dienſten auf der Pnyx! Ich danke den Göttern, daß ſie mich als Athener geboren werden ließen; und wenn ich ſo am frühen Morgen von Halimos gegen die Stadt her wandere und die Akropolis im Glanz der Morgenſonne mir entgegenleuchten ſehe, und die rieſige Vorkämpferin Athene mir zu winken und zu ſagen ſcheint: „Auch du biſt einer von meinen Söhnen!“ da geht das Herz mir auf, und im Stillen ſag' ich dem alten Helden Theſeus Dank, daß er uns Kinder des attiſchen Landes alle, gleichviel ob wir in der Stadt oder in den ländlichen Gauen hauſen, in Urväter-Zeiten zu einem einzigen Gemeinweſen vereinigte. Denn das müßt ihr anderen Hellenen doch zugeben: wie ſich Städte von Dörfern unterſcheiden, ſo unterſcheidet ſich wieder unſer Athen von allen übrigen helleniſchen Städten. Wir Athener ſind nun einmal Autochthonen und anerkanntermaßen das reinſte, unver-

miſchteſte Hellenenblut. Du begreifſt aber auch, daß es nichts Geringes iſt, ein Gemeinweſen, wie dieſes, als Bürger regieren und verwalten zu helfen. Ich habe mir in den letzten Tagen weidlich den Kopf zerbrochen, in wie weit man den Anträgen des Strategen Perikles gerecht werden könnte. Perikles iſt klug, ſehr klug, und ich bin ganz einverſtanden mit der Uebertragung der Bundeskaſſe von Delos nach Athen, auch mit der volksthümlichen Verwendung der Gelder, und mit dem neuen Tempelhauſe der Pallas Athene auf der Burg. Aber wir Bürger können doch andererſeits auch nicht Alles gleich ſo obenhin bewilligen, als ob es ſein müßte — wir müſſen immer merken laſſen, daß wir die Herren ſind, und daß wir zu entſcheiden haben, wir, das Volk, und daß wir die Volksherrſchaft haben hier zu Athen.“ . . .

So ſprach der Bandkrämer von Halimos nachdrucksvoll als atheniſcher Bürger, zu dem neuen Beiſaſſen aus Sikyon. Dann trat er in den Laden ſeines Freundes, des Bartſcheerers Sporgilos, ließ ſich von ihm das Kinn und die Wange glatt raſiren, damit er unter den andern Bürgern in der Volksverſammlung würdig erſcheine; zugleich übergab er dem Sporgilos ſein Krämerbündel, damit er es ihm bis zur Zurückkunft aus der Volksverſammlung aufbewahre.

Mittlerweile war durch eine Anzahl der ſkythiſchen Bogenſchützen unter Anführung eines der ſogenannten Lexiarchen im Umkreiſe der Agora ein Seil geſpannt worden, in der Art, daß nur die Straße frei blieb, welche auf den Hügel der Pnyx hinaufführte — ein alter Brauch, deſſen Sinn und Zweck nur war, die Athener, welche gern auf dem Markte ſchwatzend ſäumten, zu erinnern, welchen Weg ſie einzuſchlagen hätten. Und da das Seil mit Mennig beſtrichen war, um Diejenigen, welche es überſpringen wollten, roth zu zeichnen, ſo mußte der Ausreißer fürchten, ſich dem Gelächter der ſpottluſtigen Menge auszuſetzen.

Der Bandkrämer nahm mit dem Schwarme der übrigen Bürger seinen Weg nach der Pnyx. Der Beisasse blieb an seiner Seite, begierig, noch Manches von ihm zu erfahren. Bis an die Schranken des Volksversammlungsplatzes durfte er ihn ja begleiten.

Der Hügel der Pnyx ist der mittlere von jenen dreien, welche auf der Abendseite der Stadt von Mittag her sich erstrecken. Nordwestlich trennt ihn eine Schlucht von dem sogenannten Nymphenhügel, auf der Mittagsseite eine noch tiefere Einsenkung, durch welche ein in den Felsen gehauener Fahrweg läuft, von dem Hügel des Museion, der am höchsten ansteigt in dieser Gruppe meist schroffer Erhebungen. Gen Norden und Süden senkt der Hügel sich ziemlich sanft gegen die Ebene; auf dem östlichen Abhange aber, gegen die Akropolis hin, stützt eine schroffe Mauerterrasse in Form eines Kreisausschnittes das Erdreich, erweitert die Oberfläche des Hügels und gleicht die Unebenheiten derselben aus. Felstreppen und durch Kunst gebahnte Wege führen zu dieser theils natürlichen, theils durch Menschenhand erweiterten und geebneten Hochfläche hinauf, die in Urzeiten den Felsaltar des obersten Gottes trug.

Der Bandkrämer von Halimos und sein Gefährte aus Sikyon hatten die Höhe erreicht. Die Schranken waren geöffnet, am Eingange aber standen die Lexiarchen, sechs an der Zahl, Amtspersonen, in deren Hände die Verzeichnisse der atheniſchen Bürger hinterlegt waren und welche hier an den Schranken dafür sorgten, daß kein Unberechtigter in die Versammlung der Bürger sich einschleiche. Dreißig Gehilfen standen ihnen zur Seite.

Das Volk strömte ins Innere des weiten, eingehegten Bezirkes, über welchen nur der blaue Himmel sich wölbte. Der Bandkrämer aber leistete dem Beisassen, welcher vor den Schranken zurückbleiben mußte, noch ein wenig Gesellschaft. Mit

neugierigen Blicken musterte der Sikyonier über die Schranken hinweg den Raum, der mit den dichten Massen des herandrängenden Athenervolks sich füllte. Er sah den Hintergrund der Hochfläche durch eine Felswand abgeschlossen aus welcher ein hoher, würfelförmiger Stein vorsprang. Dieser im Viereck zubehauene Stein war die Bühne, von welcher herab die Redner zum Volke sprachen Zu beiden Seiten führte eine schmale Treppe auf dieselbe hinauf. In alten Zeiten war dieser Raum ein Heiligthum, dieser Steinwürfel der Altar des höchsten Zeus gewesen. Der Rednerbühne gegenüber reihte sich hintereinander eine Anzahl von steinernen Bänken, auf welcher ein Theil der Versammelten sich niederlassen konnte.

Nachdem der Fremde diese Dinge betrachtet, wendete er sich rückwärts und ließ seine Blicke von der Höhe des weitschauenden Hügels gegen die Stadt hin schweifen. Er sah vor sich die gesammte Stadt der Athenäer, im Kreise gelagert um den heiligen Felsberg der Akropolis, der in geringer Entfernung, der Pnyx gerade gegenüber, emporragte. Die Glimmeradern seiner übereinander gethürmten Felsmassen funkelten in der Sonne. Zur Linken des Berges der Akropolis erhob sich, viel niedriger von Ansehen aber aufstarrend als ein einziger riesiger, wildzerklüfteter Felsblock der Areshügel, die geheiligte Stätte des Areopags, umweht zugleich von den Schauern ihres alten Eumenidenheiligthums.

Immer dichter ward das Gedränge des Volks um den Standort der Lexiarchen an der Schranke des Eingangs. Lebhaft zeigte sich auch hier, wie auf der Agora, das Wesen des Atheners. Jeden Augenblick erschollen die Zurufe des Lexiarchen: „Vorwärts Eubulides! nicht so lange geschwatzt hier vor den Schranken!“ — „Ruhig, Charondas! nicht so gezaudert mitten im Gedränge! Platz gemacht für die Hintermänner! —

Der Bandkrämer von Halimos drückte sich bei Seite, um, unbemerkt von den gestrengen Amtsleuten, seinen wißbegierigen

sikyonischen Gefährten im Gedränge der Zuströmenden einzelne Gestalten zu weisen, die ihn zu der einen oder der anderen Glosse veranlaßten.

„Siehst du", sagte er, „die Beiden dort mit den langen, struppigen Bärten, den blassen, finsteren Gesichtern, den kurzen und grobwolligen Mänteln und mit den dicken Stöcken in der Hand? Ihre Ohren sind platt eingedrückt, als ob sie täglich den erzgebuckelten Faustriemen einander um den Kopf schlügen. Sie möchten aussehen wie Athleten, die mindestens schon einmal in Olympia gesiegt. Das sind die Leute, die wir Lakonisten zu nennen pflegen, weißt du? die für Sparta schwärmen, und hier Alles so haben möchten, wie es dort ist." . . .

Wieder stieß der Bandkrämer seinen Gefährten an: „Jener dort ist Pheidias — Pheidias, der Bildner, der die große Vorkämpferin Athene gefertigt auf der Burg — die Schaar, die ihn umgibt, das sind die Seinen, seine Schüler und Helfer — die stimmen Alle für Perikles!"

Jetzt kamen die Prytanen herangeschritten. Der Bandkrämer zeigte sie seinem Gefährten. Bald aber stieß er diesen noch heftiger an: „Da sieh — Perikles! der Stratege Perikles!"

„Und seine Begleiter?" fragte der Sikyonier. — „Sind ebenfalls Strategen!" erwiderte der Bandkrämer.

„Wie heißen sie?" fragte Jener weiter.

„Das mögen die Götter wissen!" gab der Krämer zurück. „Es gibt, glaub' ich, zehn Strategen in Athen, aber wir kennen nur den Perikles."

„Und die ehrwürdigen Männer, die da mit so würdevollen Schritten sich nähern?" fuhr der Sikyonier fort zu fragen.

„Das sind die neun Archonten!" sagte der Bandkrämer.

„Sind es nicht diese," fragte der Sikyonier, „welche bei euch von allen obrigkeitlichen Personen die meiste Ehre genießen?"

„Ehre wohl," erwiderte der Bandkrämer, „aber höher schätzen wir im Grunde doch die Strategen" —

„Wie das?" fragte Jener.

„Weil wir unsere besten Köpfe dazu wählen," versetzte mit schlauer Miene der Krämer. „Bei den Archonten sehen wir auf Alter, fleckenlosen Ruf, und ehrwürdiges Aussehen. Große Ehre genießt ein solcher Archont, sehr große Ehre, das ist nicht zu leugnen; seine Person wird beinahe für heilig geachtet. Dafür ergeht es ihm aber auch schlimm, wenn seine Amtszeit verflossen, und wir mit ihm nicht ganz zufrieden sind. Wir verurtheilen ihn — rathe wozu? Ein Standbild aus purem Gold in Lebensgröße nach Delphi zu stiften" —

„Ein Standbild aus purem Gold in Lebensgröße?" rief erstaunt der Sikyonier, das ist ja doch Keiner zu bezahlen im Stande" —

„Ebendarum!" versetzte der Bandkrämer. „Ein Schuldner des Staats, der nicht zahlen kann, ist nach unserem Gesetze bürgerlich ehrlos Ein solcher Archont bleibt also zeitlebens ehrlos. Und mit Recht. Hat er früher die große Ehre genossen, so soll er jetzt auch die große Schande dafür haben."

„Wer ist denn nur jener lahme, krüppelhafte, mit Lumpen behängte Mann, mit dem Bettlerranzen um die Schultern, der sich dort mit tollen Geberden um den Eingang der Volksversammlung drängt?"

„Jenen tückisch-grinsenden Bettler meinst du?" erwiderte der Bandkrämer. „Dies stadtbekannte Menschenkind ist als Sclave in einem Prozesse seines Herrn gefoltert worden und seither verkrüppelt geblieben, hat auch seinen Verstand halb eingebüßt, und ist jetzt, als Bettler sich herumtreibend, von der Sucht befallen, sich überall einzudrängen, wo atheniſche Bürger sich versammeln, auf dem Markte, auf der Pnyx. Immer wird er hier von den Lexiarchen zurückgestoßen; dann antwortet er mit Schmähungen und läſtert das ganze Athenervolk, wofür er oft geschlagen oder gar mit Steinen beworfen wird, wenn ihn der junge Steinmetz Sokrates nicht bei Seite führt, der

des tollen Menon — so wird er genannt — sich gern erbarmt, und den du auch jetzt wieder in seiner Nähe dort erblickst." —

Nunmehr wurde die Fahne eingezogen, welche von der Höhe der Pnyx den Athenern die bevorstehende Volksversammlung angekündigt hatte. Mit ihrem Einziehen war das Zeichen der Eröffnung gegeben. Jetzt beeilte sich auch der Krämer von Halimos den umhegten Raum zu betreten, mit einem Gemisch von Stolz und Mitleid sich von dem Sikyonier verabschiedend, der vor den Schranken zurückbleiben mußte. Dem Gezwitscher eines vollen Vogelnestes ähnlich erscholl das Gemisch von Stimmen der Athenäer, die in dem weiten Raume sich drängten.

Nun gebot ein Herold Ruhe. Sein heller Ausruf klang weithin über die Höhe. Es ward stille.

Der Sikyonier war stehen geblieben, wo er zuvor im Gespräch mit dem Krämer von Halimos gestanden, und betrachtete, so gut es aus dieser Entfernung möglich war, die Vorgänge innerhalb des weitgedehnten, von Menschen dichtgefüllten Raums der Versammlung. Sein Standort war ein wenig erhöht, so daß er über die Köpfe der Menge hinweg zu blicken vermochte.

Er sah, wie jetzt, nach vollkommen hergestellter Ruhe, ein als Reinigungsopfer geschlachtetes Ferkel unter dem Vortritt eines Priesters umhergetragen, und mit dem Blute desselben der Platz, so wie die Bänke besprengt wurden. Er sah dann, wie ein helles Feuer angefacht und das eigentliche Rauchopfer gebracht wurde. Und neuerdings wurde ihm des Herolds Stimme vernehmlich, welcher die Götter feierlich anrief. Er sah, wie aus der Mitte der Prytanen sich Einer erhob, wie die Athener der Vorlesung eines Schriftstücks lauschten, das ohne Zweifel die dem Volke gestellten Anträge des Strategen Perikles und die Vorbeschlüsse des Raths enthielt, wie dann wieder der Herold sich erhob, um zu fragen, wer über diesen Gegenstand

zu ſprechen verlange; er ſah, wie nunmehr die Redner zur Bühne emporſtiegen, wie ſie nach altem Brauche ſich den Myrthenkranz aufs Haupt ſetzten, wie ſie zum Volke ſprachen; er ſah, wie das Volk zuſtimmend oder mißbilligend ſich äußerte, jetzt athemlos lauſchte, jetzt unruhig aufwallte, erſt ſacht, wie ein Aehrenfeld, welches von mäßigen Winden gekräuſelt wird, dann aber ungeſtüm aufgährend, lärmend, tobend, wie ein ſturmgeſchüttelter Bergwald, ſo daß der Herold auf den Wink des erſten der Prytanen Ruhe gebieten mußte; er ſah, wie zuweilen der Widerſtreit der Meinungen in den Volksmaſſen zum Kampf der Hände zu entarten drohte, wie hier ein Mann aus dem Volke die Fauſt gegen einen Oligarchen ſchüttelte, dort ein Lakonerfreund den Knotenſtock mit lauten Verwünſchungen gegen die Volksmänner emporhob; er ſah jetzt die große Maſſe des Volks wie Ein Mann jubelnden Beifall zollen, während die Oligarchen murrten, oder grollend verſtummten; dann ſah er wieder Dieſe durch Mienen, Geberden und Ausrufe ihre Befriedigung an den Tag legen, Jene aber in Lauten des Unmuths lärmend ſich Luft machen.

So gingen im erregtem Gewoge der Meinungen und Stimmungen einige Stunden hin.

Jetzt ſah der Sikyonier den Strategen Perikles der ſchon früher, aber nur mit wenigen Worten, zum Volke geſprochen, neuerdings die Rednerbühne beſteigen. Wieder herrſchte völlige Stille im Schwarm der Athenäer. Ruhig und würdevoll ragte die Geſtalt des Mannes, den ſie den Olympier nannten, inmitten des Volks empor. Er machte keine lebhaften Bewegungen. Seine Hand verbarg ſich ruhig im Obergewande. Aber ſeine Stimme erſcholl mit eindringlichem und wunderbarem Klange hin über die Häupter der Lauſchenden. Der Sikyonier vernahm den Klang dieſer Stimme, und ohne die Worte ſelbſt zu erfaſſen, horchte er wie durch einen Zauber gebannt nach jenen Lauten hin, welche einſchmeichelnd waren

wie der säuselnde Westwind, und doch markig zugleich, wie der Laut des sacht rollenden Donners in den Lüften.

Plötzlich sah der Sikyonier den Perikles die Rechte unter dem Obergewande, in welchem er sie bisher verborgen hatte, hervorziehen, und sie gerade vor sich hin ausstrecken, hinüberweisend auf die nachbarliche, gegenüber aufragende Höhe der Akropolis.

Bei dieser Geberde des Perikles wendeten alle die Tausende der Athenäer die Häupter, und alle blickten, der Richtung folgend, welche ihnen die ausgestreckte Rechte des Redners wies, nach der in hellem Tagesglanze leuchtenden heiligen Höhe der Akropolis hinüber. Der Sikyonier that desgleichen. Es war, als ob jene geheiligte Höhe immer heller erglänzte, als ob sie ein neuer, ahnungsvoller Schimmer umzitterte Der ahnungsvolle Glanz aber, welchen die Akropolis ausstrahlte, schien sich in den Augen der unverwandt hinüberblickenden Athenäer widerscheinend zu spiegeln. Es war, als sähen sie dort bei dem Klange der Worte des Perikles vor ihren geistigen Augen Etwas emporsteigen, was für die leiblichen Augen noch nicht sichtbar. Es schien, als wolle der Berg sich mit einer Zauberkrone schmücken, welche viele Herrscherkronen überdauern und viele Geschlechter der Menschen an sich vorüberziehen sehen würde, und welche in reinem Glanze geruhig fortleuchten würde bis ans Ende der Tage. — —

Der lauschende Sikyonier hörte den Rededonner des Olympiers Perikles verhallen; er sah wie der Redner den Kranz vom Haupte nahm, wie er herabstieg von der Bühne unter dem Jubel der Athenäer, wie der vorsitzende Prytane das Volk zur Abstimmung aufforderte, wie dieses durch Emporheben der Hände der Aufforderung nachkam wie die Entscheidung verkündet, und zuletzt durch den Herold auf den Wink des Prytanen das Ende der Versammlung angesagt wurde.

Das Volk strömte zurück durch die geöffneten Schranken. In aufgeregten Wogen ergoß der Strom sich den Abhang der Pnyx hinunter. Fragend trat der Sikyonier seinem Befreundeten aus Halimos entgegen, als er ihn wiedersah:

„Wie ist's abgelaufen, Freund?"

„Wir haben Alles bewilligt!" rief der Mann aus Halimos mit leuchtenden Augen. „Wir haben zuerst die Oligarchen und Lakonerfreunde niedergestimmt," fuhr er fort, „und den Kriegersold, den Richtersold und die Schauspielgelder bewilligt. Denke dir den Jubel des ärmeren Volkes, als wir den Oligarchen zum Trotz uns selber alle diese schönen Dinge bewilligten! Und was das neue prächtige Festhaus der Pallas auf der Burg betrifft, mitsammt dem Hinterhause für den öffentlichen Schatz und mit dem großen Standbilde der Pallas, und der dreifach gegliederten Prachtvorhalle, durch welche der Festzug der Panathenäen künftig die Akropolis beschreiten soll, und deren Plan von Pheidias ebenfalls schon entworfen wurde, so gibt es keinen athenischen Bürger, so viel ihrer jetzt innerhalb der Schranken gewesen, der nicht die Hälfte dessen, was er sein nennt, dafür hingäbe, wenn der Prachttempel schon so vollendet droben stünde, wie ihn Perikles uns geschildert und förmlich mit dem Finger gezeigt hat. Nur Einige von Jenen mit den langen Bärten und den dicken Lakonerstöcken — du weißt schon — machten Einwendungen: es sei schon viel gebaut worden; die neue Ringschule und das Odeion sei auch schon in Angriff genommen; man könne mit dem großen Marmortempel auf der Burg noch warten; der Bau werde ungeheure Summen verschlingen. Da kam aber Perikles. „Wenn ihr Athener" sagte er, „dies herrliche Werk nach dem Plane des Pheidias und des Iktinos nicht ausführen wollt auf öffentliche Kosten, so haben schon Hippias und Hipponikos, und Dionysodoros und Pyrilampes und viele andere der reichsten Männer Athens das Gelöbniß gethan,

den Bau mit ihren Mitteln zu betreiben und dieſe Männer, nicht das Volk der Athenäer, werden ſodann den Ruhm davon haben für immerwährende Zeiten!" Das war genug. Du kannſt dir vorſtellen, wie wir uns beeilten, die Hände mit lautem Ausruf emporzuſtrecken und zu bewilligen, was Perikles und Pheidias wollten. Und denke dir, wie wir eben im größten Eifer der Bewilligung ſind, tritt Pheidias hervor, von Perikles gerufen, damit er uns die Koſten des Baues und der Bildwerke auseinanderſetze, und ſagt: „Aus Elfenbein und Gold gefertigt, wird meine Pallas Athene ſo und ſo viel koſten; aus Marmor oder Erz aber nur ſo und ſo viel" — Da ſcholl es von allen Seiten: „Aus Gold und Elfenbein! Nur nicht gekauſert, Pheidias, und geh' ſogleich an die Arbeit!" —

So erzählte der atheniſche Mann aus dem Volke unter lebhaften Geberden dem neuen Beiſaſſen aus Sikyon.

Ganz Athen war in einer Art von Aufregung, welche die von der Pnyx Herabkommenden überall hin verbreiteten.

Stolz wie ein König, träumend von Schauſpielgeldern, öffentlichen Spielen, Prachttempeln, Schatzhäuſern, Gold- und Elfenbeinbildern, ſich freuend über all' Dieſes, als ſtünde es ſchon fertig da und wäre ſeines eigenen Hauſes Zier, ſchritt durch das Thor des Südens der Bandkrämer von Halimos ſeiner Heimat zu. Er erzählte Allen, denen er begegnete, von den Verhandlungen auf der Pnyx, und begrüßte, in ſeinem Flecken angelangt, ſogar ſein braunes Weib, das ihm mit dem Kinde auf dem Arme an der Schwelle des Hauſes entgegen kam, feierlichſt mit den Worten: „Wir haben Alles bewilligt!" —

Viertes Capitel.

Die Pansgrotte.

Hoch und weit, in ungetrübter Bläue, wölbte der Horizont des Friedens sich über der Stadt der Athenäer. Ihr Ruhm wuchs zusehends, und ihre Macht schien kein Nebenbuhler mehr antasten zu wollen. Getrieben von einem starken Drange, und mit einer Eile, als fürchteten sie, den rechten Augenblick zu versäumen, gingen die Athenäer an die Ausführung der Pläne des Perikles und des Pheidias. Aus allen Gegenden Griechenlands waren dem Pheidias geschickte und strebsame Kunstjünger zugeströmt. Viele Bildhauer waren nöthig, um für die Bauten der Akropolis die ausschmückenden Werke des Meißels herzustellen. Für die Giebel des Hauses der Pallas galt es eine nicht geringe Anzahl von Götterkolossen, für die Metopenfelder und Friese desselben lange Reihen sinnvoller Gebilde zu vollenden. Ueberdies wetteiferten die reichen Athener, bei den Bildnern Weihegeschenke zu bestellen, die sie gleichzeitig mit der Eröffnung des großen neuen Tempels auf der Akropolis aufzustellen gedachten. Und die Künstler selbst wetteiferten miteinander, für denselben Zeitpunkt und um desselben Zweckes willen ihr Schönstes und Bestes darzubringen. Unzählige Bau- und Zimmerleute waren bei den Bauten der großen Ringschule und des Odeion beschäftigt; noch mehr bei den Arbeiten auf der Akropolis. In den Steinbrüchen des Pentelikos erwachte jetzt ein doppelt reges Leben. Unablässig zogen von da die maulthier- und rinderbespannten Lastwagen gegen die Stadt.

Der Abhang des Felsberges der Akropolis widerhallte beständig von dem Rufe der Lastthiertreiber, denn es kostete große Mühe, die gewaltigen Marmorblöcke auf die Höhe des Berges hinaufzuschaffen. Und wie nach ihrem Marmor auf dem Pentelikos, gruben die Athenäer jetzt fleißiger denn je nach ihrem Edelmetall in Laurion, und nach ihrer vortrefflichen Töpfererde in dem heimischen Boden. Und was sie nicht schon hatten, das brachten ihnen die Kauffahrer übers Meer herüber: so das Cypressen- und das Ebenholz, und manches Erz, und Färbestoffe, und aus dem fernen Morgenlande das Elfenbein. Die Steine und die Hölzer mußten behauen werden, die Erze mußten geschmolzen werden, das Elfenbein mußte durch die Hände von Leuten gehen, welche es für die Zwecke der Kunst vorzubereiten, und sogar geschmeidig zu machen verstanden; die Gold- und Silbersticker waren vollauf beschäftigt, allerlei Tempelschmuck und Weihegeschenke anzufertigen; die Seildreher mußten den Bau- und Zimmerleuten und den Führern der Lastwagen Taue von ungewöhnlicher Stärke liefern, die Wegmacher mußten Wege für den vielen Transport ebnen, und so gab es Arbeit überall, und Alles wurde in den gährenden Wirbel der Betriebsamkeit mit hineingezogen. Für die beschwerlichste Handarbeit bei den Bauten wurden auch ausländische Helfer gedungen. Vor Andern brauchbar erschien der schweigsam-ernste, zähe, geduldige Aegypter. Wie bei seinen heimischen Pyramiden, ermüdete er auch als Söldling in der Fremde nicht, mit der Ausdauer des Lastthiers geruhig Quadern auf Quadern übereinander zu thürmen. Ganz Athen war in jenem Zeitpunkte eine große Künstlerwerkstätte.

Als der eigentliche Herd aber, auf welchem die Opferflamme des den Göttern wohlgefälligen neuen Bestrebens am mächtigsten emporloderte, stand die luftige Höhe der Akropolis da, ein altes Heiligthum, und eine feste Burg der Athener zugleich, um deren Fuß sich nach und nach die Behausungen

der Ansiedler zur Stadt vereinigt hatten. Zur „Burg" machten diese Höhe nur ihre natürlichen Felsen, und die gewaltigen Mauern, welche die nördliche und die südliche Seite derselben schützten

Noch ist es kein dem Auge erfreulicher Anblick, was uns in diesem Augenblick auf der Höhe begegnet. Wüst und kraus erscheint die geräumige Hochfläche. Uralter Schutt liegt noch umher, mit Trümmern zerstörter Werke, zu neuer Verwendung ausgeschieden. Gegen den Südabhang ist zum Theil das Erdreich aufgegraben und aus der Vertiefung sieht man schon einen massigen Quaderunterbau, zum größten Theil auf den Ueberresten eines alten, bis zur Bodenfläche und darüber empor sich erheben. Die übrige Fläche ist größtentheils verdeckt von Marmorblöcken, welche soeben zubehauen werden. Haufen von Erde, Geröll und Sand sind aufgeschüttet, Werkstätten verschiedener Art schließen im Hintergrund der Baustätte sich an. Ueberall ist das Klopfen der Hämmer zu vernehmen, und das Knarren der Taue, und der dumpfe erderschütternde Hall gewälzter Steine und Balken, dazu die Rufe der Aufseher, welche das Heer der Werkthätigen leiten und spornen.

Aber mitten in diesem wirren und unruhigen Getriebe des Werdenden auf der Akropolis steht noch ein festbegründetes ehrwürdiges Denkmal der alten Zeit, etwa wie ein grauer halbverfallener Thurm am Meergestade, welchen die stürmischen Wellen umrauschen, begierig, ihn mit ihren Brandungen zu unterhöhlen, zu stürzen und hinwegzuschwemmen. Dies Denkmal war die Stätte des ältesten religiösen Cults der Athenäer; das geheimnißreiche, düstere Tempelhaus des schlangenfüßigen Erechtheus, des attischen Stammesheroen, zugleich den Cult des Meergottes Poseidon, der Kekropstochter Pandrosos und der Athene Polias in seinen Räumen umschließend, halb zerstört im Perserkriege, und vorläufig nur zur Noth wieder aufgerichtet.

Wunderſam klangen die Sagen von Erechtheus aus den Urzeiten des attiſchen Landes und Volkes: wie in wohlverwahrtem Behälter Pallas Athene den Töchtern des auf der Akropolis herrſchenden Königs Kekrops das neugeborne, ſchlangenfüßige Kind von ungewiſſer Herkunft übergab, mit dem ernſtlichen Verbot, den Behälter zu öffnen, wie aber die Kekropstöchter — ſie hießen Pandroſos, Aglauros und Herſe — dennoch, von Neugier getrieben, die Kiſte öffneten und das Knäblein fanden, von einem gräulichen Schlangenungethüm ganz umringelt; und wie dann, wahnſinnig vor Entſetzen über den Anblick, die Jungfrauen ſich hinunterſtürzten über die Felswände der Akropolis. Aber das Schlangenkind Erechtheus wuchs heran, in des Königs Kekrops Obhut, und ward zum gewaltigen Hort der Athenäer. Jener Tempelraum umſchließt ſein Grab und des Halbgotts wohlverwahrte Gruft gilt als ein feſter Schirm und Landeshort noch immer. Des alten Stammeshelden Seele aber lebt, nach dem Glauben der Athenäer, in einer Schlange fort, welche beſtändig in dem Heiligthume genährt wird. Als des Tempels geheimnißvolle Hüterin gilt das Thier, und allmonatlich bringt man ihm Honigkuchen zum Opfer.

Ein heiliger Quell entſpringt im Bezirk des Tempels; ſeine Flut iſt ſalziges Meergewäſſer, als ob er unterirdiſch mit dem Meere zuſammenhinge, und beim Wehen des Südwinds, ſagen die Athener, vernimmt man in demſelben das leiſe Brauſen der Meereswellen. Kein Wunder, denn dieſen Quell entlockte, ſagen die Athener, der Meergott Poſeidon mit einem Schlage ſeines mächtigen Dreizacks dem Felſen der Akropolis, als er mit Pallas Athene ſich ſtritt um den Beſitz des attiſchen Landes. Noch ſind im Felsgrunde die Dreizackſpuren des Gottes vorhanden, und Jeder kann ſie ſchauen. Pallas Athene aber ließ dem Quell gegenüber einen Oelbaum aufſproßen, den Oelbaum, von welchem die andern Oelbäume in Attika alle, dieſer Stolz und höchſte Segen des attiſchen Landes, ſtammen. Durch den

Oelbaum aber behauptete im Wetteifer der Segensspenden die weise Göttin Pallas Athene den Sieg über den gewaltigen Dreizackschwinger. Auch jenen uralt heiligen Oelbaum umschließt noch der Tempelbezirk Niederbrannte ihn der Perser; am nächsten Morgen aber war er durch Götterhuld schon wieder ellenhoch emporgegrünt. Das höchste Heiligthum aber im Bezirke des Erechtheions ist das uralte Bild der Athene Polias, aus Oelbaumholz, nicht von Menschenhand geschnitzt sondern vom Himmel gefallen Erechtheus selber hat es aufgestellt, und unverändert, — so lehrt das Priestergeschlecht, das im Tempelhause des Erechtheus waltet — muß es an dieser Stelle aufbewahrt werden für immerwährende Zeiten. Eine ewige Lampe brennt vor demselben im düstern Raume des Tempels. Auch Weihegeschenke von merkwürdiger Art sind da zu finden: ein aus Holz geschnitzter Hermes, beständig von lebendigen Myrthenzweigen wurzellos umgrünt, aus den Zeiten des Kekrops herrührend, ein eigenthümlich geformter Sessel, den der Tausendkünstler Dädalus in Urzeiten gefertigt, auch Trophäen aus den Perserkriegen: erbeutete Panzer und Schwerter besiegter persischer Heerführer.

Vor dem Tempel aber im Freien steht ein Altar des Zeus Nichts Lebendes darf auf diesem geopfert werden; auch keine Weinspende darf ausgegossen werden; nur Opferkuchen werden hier dem höchsten Gotte dargebracht

So beschaffen ist das im Liede des Homeros erwähnte „Haus des Erechtheus" welches, mehrere geschiedene Tempelräume für den Cult der oben genannten Gottheiten umfassend, gegen den Nordabhang des Berges hin, ungleichmäßig auf ungleichem Boden, sich erhebt, und welchem gerade gegenüber man das neue Prachthaus der Pallas Athene zu errichten im Begriffe ist.

Eine heilige Handlung wird eben in diesem Augenblicke vor dem Eingange des Tempels vollzogen.

Gereinigt und neu bekleidet wird von Zeit zu Zeit das alte Holzbild der Stadtschirmerin Athene, und in feierlicher Weise pflegt diese Reinigung zu geschehen. Ein religiöses Fest ist's wie ein anderes, und dieses Fest nun findet eben statt. Seinen Schmuck und sein Gewand hat man dem Bilde abgenommen, und eine Hülle wird über dieses gebreitet, während das Gewand eigens hierzu bestimmte Personen zu waschen beschäftigt sind. Und damit Niemand während dieser Verrichtung den Tempel unberufen betrete, bleibt derselbe, so lange die heilige Handlung dauert, mit einem gespannten Seil umzogen.

Die Reinigung ist nun vollbracht, die Göttin wird wieder bekleidet, ihr Haar — denn sie ist mit weiblich behaartem Haupte gebildet — wird sorgsam neu gekämmt und geordnet, ihr Leib aufs Neue geschmückt mit Kränzen, Tiademen, Halsketten und Ohrgehängen.

Die Personen, welche an dem heiligen Gebrauche Theil genommen, entfernen sich. Bald sieht man nur mehr zwei Männer auf den Stufen vor dem Eingange des Tempels stehen und sich unterreden. Der Eine von ihnen ist der Priester des Erechtheustempels, Diopeithes. Seine Miene ist umdüstert, und er wirft von der Schwelle des Tempels grollende Blicke hinüber nach dem Schwarm der Werkleute, deren Getümmel und Gelärme als eine frevle Störung der heiligen Verrichtung ihm erschienen war.

Das Geschlecht der Eteobutaden, aus welchen seit Urzeiten der Priester des Erechtheus und die ihm zur Seite stehende Priesterin der Athene Polias stammten, war das älteste und lange Zeit auch das angesehenste Priestergeschlecht in ganz Attika. Aber in neuerer Zeit hatten die verwandten Eumolpiden, das Priestergeschlecht der Demeter zu Eleusis, mit deren Cult die großen Mysterien verbunden waren, als Hierophanten oder Oberpriester dieser Geheimfeier von Eleusis zu einem

noch höheren Range in der attiſchen Hierarchie ſich emporgeſchwungen. Nicht ohne geheimen Groll ertrugen die Eteobutaden dieſe Zurückſetzung. Aber dieſer Groll war es nicht allein, was das Gemüth des Diopeithes, des nunmehrigen Prieſters im Heiligthum des Erechtheus auf der Burg, verdüſterte.

Neuerdings einen Blick des Unmuths nach den Arbeiten des Parthenon hinüber werfend, begann er zu dem Manne, welcher mit der ergebenen Miene eines Vertrauten und Helfers neben ihm ſtand und welcher kein Anderer als jener Lampon war, der Seher, welcher ins Haus des Perikles berufen worden, um das Wunderzeichen des einhörnigen Widders zu deuten:

„Der Friede," ſagte er, „iſt gewichen von dieſer geweihten Höhe, ſeit auf ihr jene lärmvolle Schaar des Pheidias und des Kallikrates ihr Weſen treibt, und wundern ſollt' es mich, wenn nicht bald die Götter ſelbſt vor dem Getümmel jenes thörichten und unfrommen Thuns ſich entweichend zurückziehen. Denn thöricht und unfromm iſt, was Jene beginnen, und niemals kann es den Göttern gefallen. Statt zu allererſt das uraltheilige Haus des Erechtheus glänzender herzuſtellen, das nach dem Frevel, welchen der Perſer daran verübt, vorerſt nur nothdürftig wieder aufgerichtet worden, beginnen jener Perikles und jener Pheidias damit, einen ganz neuen, unnützen Prunktempel dieſem echten alten Heiligthum gerade gegenüber aufzuthürmen. Schweifte mir bisher der Blick ungehemmt von dieſer Stelle in die weite Ferne hinaus, ſo legt nun bald jenes Prunkgebäude ſich wie ein Wall dahier vor meine Augen. O, ich weiß, was ſie wollen, jene heimlichen Götterverächter! Sie wollen dieſen altehrwürdigen Tempel und ſeine Götter in den Hintergrund drängen; ausrotten wollen ſie den alten ſtrengen Götterdienſt und mit ihm den frommen Sinn; ſie wollen an die Stelle der alten Tempel und der alten Götterbilder ſolche ſetzen, welche durch eitlen Prunk und leeren Glanz das

Auge bestechen, aber kein Gefühl der wahren Götterfurcht in den Herzen erwecken. Was soll es werden, dieses „Haus der Jungfrau," dieser Parthenon? Ein Tempel ohne Priester, ohne Cult, ein praleriſches Schauſtück, ein Ziel- und Mittelpunkt bloß für das Feſtgepräng' der Panathenäen, und daneben — doch nein, nicht nebenbei, ſondern in ſeinem eigentlichen Weſen, o Schmach! ein Schatzhaus, ein Aufbewahrungsort für das Gold der Athenäer, das ſie wohl oder übel an ſich bringen! Nur als Hüterin dieſes Goldes ſtellen ſie im Tempelraum die Göttin auf! Und welche Göttin! Was will das Prunkgebild aus Gold und Elfenbein? Ein Machwerk wird es ſein von Menſchenhänden. Das alte Holzbild, welches dieſer unſcheinbare Tempel birgt, iſt durch keines Sterblichen Ruhmbegier gefertigt worden — göttlich iſt ſein Urſprung und durch Götterhuld iſt es den Athenäern zu Theil geworden!"

So Diopeithes. — „Es iſt eine vermeſſene Zeit," ſagte zuſtimmend Lampon. „Das Einfache, das Alte, das Ehrwürdige, das Heilige, iſt bei Manchen nicht mehr geachtet und bald wird dünkelhaft das Menſchliche über das Göttliche ſich erheben wollen."

Leiſer und mit geheimnißvoller Miene, begann jetzt Diopeithes wieder:

„Jener Perikles und jener Pheidias welche die Athenäer zu dem neuen Baue beredet haben, wiſſen auch Eines nicht, was wir Erechtheuspriester wiſſen, und was wir, immer hier oben wohnend auf der Höhe des Burgberges, vor anderen Menſchen zu wiſſen im Stande ſind: daß gerade jene Stelle, gerade die Stelle dort, wo ſie den ſchmuckreichen Giebel und den Haupteingang ihres neuen Tempels errichten wollen, zu denjenigen Orten gehört, welche man „unterweltliche" nennt, zu den Orten, wo niemals aus den Lüften ein Vogel ſich niederläßt, oder derjenige, der es thut, verendend hinfällt, wie von einem giftigen Hauche getroffen. Laß ſie nur bauen, die

Athenäer, an jener Unglücksstelle; sie werden keinen Segen, sie werden nur Fluch davon haben! Es ist das Erbe der Athenäer, unbedacht zu handeln. Wenige wissen, woher es kommt. Wir Eteobutaden wissen es: Poseidon, besiegt im Wettstreit mit Pallas Athene, grollend ob seiner Zurücksetzung, verhängte für alle Zeit unweisen Rath den Athenäern!" —

„Unweise sind sie," versetzte Lampon, „und unweise sind ihre Führer, weil sie auf die Lehren Derjenigen hören, welche sich Weltweise und Wahrheitsfreunde nennen. Auf Perikles hören die Athenäer; Perikles selbst aber hört auf Anaxagoras, den Klazomenier, welcher die Natur erforscht, und welcher, weil er Alles auf natürliche Ursachen zurückführen zu können glaubt, deshalb die Götter für entbehrlich hält. Kürzlich wurde ich in das Haus des Perikles gerufen, um ein Wunderzeichen zu deuten, das sich dort begeben hatte. Es war nämlich dem Perikles auf seinem Landgute ein Widder mit einem einzigen Horne mitten auf der Stirn geboren worden. Ich that, was man verlangte, nach den Regeln meiner Kunst, und Perikles konnte mit meinem Seherspruche zufrieden sein. Aber ich hatte schlechten Dank dafür, denn Perikles schwieg völlig, und Anaxagoras, welcher ihm zufällig eben zur Seite war, lächelte, als ob mein Beginnen eitel und meine Rede thöricht wäre!" —

„Ich kenne ihn," erwiderte Diopeithes, und ein düsteres Feuer blitzte dabei in seinen Augen auf, „ich kenne ihn wohl, den Klazomenier; „ich habe vorlängst auf dem Wege zum Piräus über Götter und göttliche Dinge ein Gespräch mit ihm gepflogen, und ich habe gesehen, daß seine Weisheit von der verderblichen Art ist. Solche Männer können in unserm Gemeinwesen nicht geduldet werden. Oder ist es so weit mit uns gekommen, daß die Gesetze zu Athen unkräftig sind gegen die Götterleugner? Nein! noch erbebt die Mehrzahl der Athenäer in leisem Schauder bei diesem Namen!" So sprach Diopeithes. Jetzt aber mit scharfem Auge rechtshin blickend, wies er auf

einige Männer hin, welche, in lebhaftem Gespräch miteinander begriffen, den einzigen auf die Höhe der Akropolis führenden Weg über den westlichen Abhang des Berges hinaufgeschritten kamen. „Mich dünkt," sagte Diopeithes, „ich sehe dort den unweisen Berather des Athenervolks, den Freund und Gönner des Anaxagoras, soeben heraufkommen. An seiner Seite geht, wenn mein Auge mich nicht trügt, einer von jenen neumodischen Schauspieldichtern, welche den ehrwürdigen Aischylos überwunden zu haben glauben. Wer ist aber jener Dritte, die feine, geschmeidige Jünglingsgestalt, welche dem Perikles zur anderen Seite geht?"

Das ist wohl," erwiderte Lampon, „jener junge Zitherspieler aus Milet, den Perikles, wie ich höre, liebgewonnen, und der jetzt überall an seiner Seite gesehen wird."

„Ein junger Zitherspieler aus Milet?" sagte Diopeithes, und musterte die Wohlgestalt des milesischen Jünglings; „ich habe bisher nur gewußt, daß Perikles ein Kenner und Liebhaber der Reize des anderen Geschlechtes ist; nun sehe ich, daß er das Schöne überall zu schätzen weiß. Denn dieser Jüngling, bei den Göttern, ist würdig, nicht bloß dem sogenannten Olympier Perikles, sondern dem Beherrscher des Olymps selber, dem höchsten Zeus, als Mundschenk zu dienen. Es wundert mich nur, daß dieser sogenannte Olympier, der würdevolle Perikles, kein Bedenken trägt sich vor den Augen der Athenäer so ganz öffentlich mit erlesenen Lieblingen zu zeigen!"

Während so der Erechtheuspriester den im Geleite des Perikles gehenden Jüngling mit Blicken der Mißgunst und der Lüsternheit zugleich musterte, waren jene drei näher gekommen. Immer anmuthiger entwickelte sich die weiche, jugendliche Gestalt, welche Lampon dem Diopeithes als einen Zitherspieler aus Milet bezeichnet hatte. Der Tragödiendichter, welcher ebenfalls in der Gesellschaft des Perikles ging, warf zuweilen einen warmleuchtenden Blick auf das reizende Jünglingsbild, und richtete auch mit Vorliebe sein Wort an den

Mileſier. Er ſelbſt, der Dichter, war ſchön und ſtattlich von Anſehen. Seine reine Stirn ſchien wie von einem heiteren ätheriſchen Lichte umfloſſen.

Jetzt trat den Ankömmlingen aus dem Schwarme der an dem Baue Beſchäftigten Kallikrates entgegen, der wackere Meiſter, welchem die werkthätige Ausführung Deſſen oblag, was Pheidias und Iktinos in der Zurückgezogenheit ſinnend und grübelnd entwarfen. Man merkte es leicht an dem Manne, daß es ſeine Sache war, unabläſſig hin- und herzuwandeln im Sonnenbrande zwiſchen den Steinblöcken und den ſchweißtriefenden Arbeiterſchaaren auf der Höhe der Akropolis. Sein Geſicht war verbrannt, und die Farbe desſelben hob von dem dunklen Barte, der es umrahmte, kaum ſich ab. Das nicht minder ſchwarze, ſtechende und blitzende Auge ſchien gleichſam vollgeſogen von der Sonnenglut. Die ganze ſehnige Geſtalt ſah wie geröſtet aus. Seine Gewandung unterſchied ſich kaum von der Gewandung Derer, die ihn umgaben. Nachläßig und von unbeſtimmbar gewordener Farbe hing das Stück Zeuges, das er ſeinen Chiton nannte, ihm um die ſchwarzbraunen Glieder. Und ſo wie er jetzt im Schwarme der Werkleute auf der Akropolis umherging, ſo war er vordem ſchon manches Jahr lang umhergegangen bei der mittleren langen Mauer unten, die ſein Werk war, und die er kürzlich zur Freude des Perikles vollendet hatte.

Perikles that an Kallikrates verſchiedene Fragen, welche ſich auf den Fortgang der Arbeiten bezogen. Mit Genugthuung wies Kallikrates hin auf den nun vollendeten Unterbau, gefügt aus rieſigen Quadern von feinem, gelblichem Muſchelkalk. „Ihr ſeht," ſagte er, „der Grund ſteht vollendet, mitſammt den drei großen Marmorſtufen, die ihn umſäumen. Seht nur, wie ſich's da ſchier die ganze Mittagsſeite der Bergeshöhe entlang erſtreckt! Schon ſind auch die Zwiſchenweiten der Säulen abgeſteckt, desgleichen die Umriſſe der Innen-

mauern, sowohl des Gemachs für das Bild der Göttin, als des Hinterhauses für den Schatz, und auch an den Säulentrommeln wie an den Gebälkstücken wird gearbeitet: Alles freilich vorerst nur aus dem Groben gehauen; denn die feinere Arbeit folgt erst nach, wenn das Ganze im allgemeinen Umriß wohlgefügt dasteht,' und ihr dürft vorläufig nichts nach dem, wie es im Augenblicke sich darstellt, beurtheilen Ihr werdet Euch gedulden müssen, denn Iktinos ist ein Zauberer und Pheidias desgleichen" . . .

„Wohl kann ich mir's vorstellen," sagte Perikles, „daß der Grübler Iktinos niemals sich selber genugthut" —

„Und Pheidias desgleichen," wiederholte Kallikrates beinahe mit Unmuth. „Taglang sitzen sie flüsternd beisammen, und haben vor sich ihre beschriebenen Blätter und Tafeln, und rechnen und messen, grübelnd über die rechten Zwischenweiten und Schwellungen und Neigungen der Säulen, und über die Verhältnisse der Gesimse und Kapitäler, und gehen dann wieder zum Theseustempel hinab, und messen dort herum an Säulen und Gebälk, und sehen sich auch dort nicht befriedigt, indem sie finden, daß dort das Gebälk ein wenig zu lastend, die Zwischenweite der Säulen ein wenig zu groß sei und daß man es hier besser machen müsse. Und dann rechnen sie wieder und zanken sich auch wohl ein wenig, und stellen Versuche an, zu erproben, um wie viel die Eckſäulen stärker gebildet sein müssen als die übrigen, und um wie viel der für das Auge gar nicht merkliche Abstand der Eckſäule von der ihr benachbarten enger sein muß als der der übrigen von einander, und wie groß ihre leise Verjüngung nach oben und nach unten ausfallen muß, und wie viel hier von der dorischen, dort von der jonischen Art entlehnt werden muß, und um wie viele Linien die Ausladung an diesem Gebälk, oder an jenem Gesims oder Kapitäl oder Fries stärker oder geringer gemacht werden muß, damit Alles in einer bisher nie gesehenen Weise auf's Schönste und Wohlthuendste zusammenstimme."

„Wer möchte einen Iktinos nicht um ſein feingebildetes Kenner- und Meiſterauge beneiden!“ rief Perikles.

„Es iſt das Auge eines Falken!“ ſagte Kallikrates. „Ihr könnt euch nicht vorſtellen, wie wunderſam geſteigert und ausgebildet die Wahrnehmung dieſes Mannes iſt. Er trägt immer den Maßſtab in der Hand, aber er braucht ihn wenig, denn Sehen iſt bei ihm ſchon Meſſen und Rechnen. Die eingeborne Meßkunſt ſeines Auges iſt ſo erſtaunlich, daß er mit rechnendem Bewußtſein Wirkungen unterſcheidet, von welchen die Laien kaum ein halbes Gefühl, kaum einen unbewußten Eindruck haben. Er ſieht, ſo zu ſagen, mit taſtenden Augen, und taſtet mit ſehendem Finger. Und bei Pheidias iſt's ebenſo. Der pflegt zu ſagen, und ihr habt es wohl ſchon aus ſeinem Munde vernommen: Gebt mir eine Löwenklaue, und ich ſtelle euch nach ihr den ganzen Löwen wieder her! — So ſcharf und wohlgeübt iſt auch des Pheidias Betrachtung der Dinge, und ſein Sinn für Alles, was man Form und Geſtaltung und Zuſammenſtimmung nennt.“

Warum ſollte das Auge des Hellenen nicht auch ſo feinfühlig werden können, wie ſein Ohr?“ ſagte der Dichter. „Empfinden wir Poeten und Muſiker doch“ – er blickte dabei den jungen Zitherſpieler an — „die geringſten Feinheiten und Unterſchiede des Rhythmus, und hören Mitteltöne heraus, die für das Ohr des Laien verloren ſind!“

„Es iſt ſehr rühmlich von Iktinos und Pheidias,“ fuhr Kallikrates lächelnd fort, „daß ſie Alles ſo fein erſinnen und mit Strichen und Zeichen feſtſtellen auf dem Papyros. Aber nun bedenkt, daß all' das Feingedachte, was dieſe Männer ergrübeln und entwerfen auf dem Papyros, auch *ausgeführt* ſein will — ausgeführt in maſſigem, widerſtrebendem Stoffe. Da ſeht die Tafel, auf welcher mir Iktinos die Maße und Berechnungen verzeichnet hat, wie er ſie braucht und haben will — die ſoll ich nun im Quadergeſtein verwirklichen, in

kolossalem Maßstabe, und doch so genau, mit allen Feinheiten des Entwurfes, als ob ich sie mit einem feinen Messerchen aus Ebenholz schnitzelte."

„Leicht ist die Mühe begreiflich," sagte der Dichter, „die es kostet, all' die feinen Maße und schnurgeraden Linien jener Entwürfe in der Riesenschrift der Quadern und in wechselnder Formfülle überall festzuhalten" —

„Schnurgerade Linien sagst du?" rief Kallikrates mit einem beinahe spöttischen Lächeln." Schnurgerade Linien? Wollten die Götter! Mit schnurgeraden Linien würde wohl auch ein Stümper fertig. Aber dergleichen gibt es nicht in den Maßen des Iktinos und des Pheidias. Wißt ihr, was Iktinos sagt? „Um gerade zu erscheinen, darf die Linie in großen Verhältnißen es niemals wirklich sein!" — Seht Euch einmal den Unterbau hier an, und die Stufen, welche zu seiner Oberfläche hinaufführen. Ihr meint wohl, daß diese Oberfläche wirklich so schnurgerade läuft, als sie eurem Auge sich darstellt? Ihr irrt: Die Linie dieser Oberfläche erhebt sich gegen die Mitte zu in leise schwellender, für das Auge unmerklicher, und dennoch auf das Auge berechneter Krümmung. Und diese selbe leise, unmerkliche Krümmung könnet ihr später auch beim Gebälk, wenn auch in geringerem Maße, finden, ja überall, in der ganzen Außen-Architektur des Tempels will sie Iktinos durchgeführt wissen; und wie vom Kranzgesims bis zur Grundfeste herunter nichts wirklich Wagerechtes zu finden sein soll, so will er auch nichts völlig Senkrechtes dulden, und die nach oben gekrümmten Linien ebenso leise nach innen geneigt wissen. Ohne dieses auf die Gesetze der Sehkraft und auf die Brechungen des Lichtes berechnete Spiel der leisen Krümmungen, sagt Iktinos, erschiene das Ganze schwunglos, und hätte, statt frei und leicht emporzustreben, das Ansehn, als wolle es in den Boden sinken. Haltet was ihr wollt von diesen und ähnlichen Kunstgeheimnissen der beiden Meister;

aber bedenket nun, wie ich, um nur Eins zu erwähnen, es anstellen soll, daß trotz jener leisen Krümmungen nach oben und unmerklichen Neigungen nach innen die einzelnen Werkstücke, die Quadern, die Säulentrommeln, nach jenen feinen Maßen verschieden berechnet und zugeschnitten, dennoch haarscharf und fest und sicher ineinander sich fügen?"

„Du wirst es vermögen, wackerer Kallikrates!" sagte Perikles lebhaft; „ich kenne dich! — Lassen wir im Uebrigen den Iktinos und den Pheidias mit ihrem feinfühligen Auge messen und rechnen; es ist ja doch im Grunde ein inneres, göttlich begeistertes Schauen, welchem jene Männer messend und rechnend folgen. Ihnen ist es durch die Götter in die Seele gelegt worden, zu erkennen, auf welchem Wege und durch welche Mittel sie auch uns in äußerlicher Schau Dasjenige rein zu genießen geben mögen was sie im innerlichen Schauen uns gleichsam vorgekostet."

„So lange ein Stein hier über dem andern ruht," sagte der Dichter zustimmend, „wird wohl Das, was gottbegeisterte Männer, wie diese Beiden, erst mit der Seele geschaut, und dann in Zahlen und Maßen ergriffen und begriffen haben, Sinn und Herz der Betrachter bewältigen."

„Nur nicht Sinn und Herz des Lauschers da drüben," fiel Kallikrates lächelnd ein, nachdem er eine Weile scharf den Erechtheuspriester und seinen Vertrauten ins Auge gefaßt, welche Beide, lauernd und horchend, noch immer am Eingange des Erechtheions standen.

„Mit Blicken des Ingrimms," fuhr Kallikrates fort, „schaut Jener beständig nach unserem Thun herüber, aber ich trage kein Bedenken, diese Blicke zu erwidern. Wir necken einander und zwischen meinen Leuten und seinen Tempeldienern herrscht eine offene Fehde."

„Es darf uns nicht wundern," sagte Perikles, „wenn der Erechtheuspriester zürnt. Bauen wir doch, statt sein altes

Tempelhaus wieder herzustellen, vor seinen Augen ein neues. Aber wer möchte es auch wagen, mit freigestaltender Hand an die altehrwürdigen Geheimnisse jenes düsteren Heiligthums zu rühren?"

„Ja," sagte Kallikrates, „man thut besser die Eulen dort weiter nisten zu lassen. Die sitzen unter dem alten Tempeldache Tag und Nacht. Jene da drüben wollen nichts wissen von den neuen Götterbildern des Pheidias. Sie wollen keine neuen Götter; sie waschen und kämmen die alten und behängen sie äußerlich mit neuem Kleiderland, und glauben, so könnten sie ewig dauern. Diese Leute möchten die Pallas Athene am liebsten noch immer mit dem Eulengesichte gebildet sehen!" —

„Dort nähern sich Pheidias und Iktinos," sagte der Dichter, nach der anderen Seite blickend. „Wir werden nun sie selber hören" —

„Ihr werdet nicht viel hören," versetzte Kallikrates. „Pheidias ist schweigsam, wie Ihr wißt, und Iktinos zürnt einem Jeden, der ihn über sein künstlerisches Bestreben zu reden zwingen will. Beide Männer sind nur unter einander, aber mit sonst Niemand in der Welt gesprächig."

Inzwischen waren Pheidias und Iktinos näher gekommen. Iktinos war ein unscheinbares, etwas gebücktes Männchen. Seine Züge waren schlaff, sein Antlitz gelblich, seine Augen matt, wie von vielem Wachen und Sinnen. Aber in seinen Schritten hatte er dennoch etwas Hastiges, Unruhiges, das auf Erregbarkeit und eine bewegliche Seele schließen ließ.

Pheidias erwiderte den Händedruck des Perikles, sowie des ihm gesellten Dichters. Auf den schönen Zitherspieler mit den jugendlichen und weichen Gliederformen warf er einen sonderbaren Blick. Er schien ihn zu kennen, und doch nicht kennen zu wollen. Iktinos hatte das Ansehen eines Mannes, dem die Begegnung der Menschen selten erwünscht ist, und schien gesonnen, seinen Weg ohne Pheidias fortzusetzen.

Aber der Dichter wollte die Wahrheit Dessen erproben, was Kallikrates gesagt, und wendete sich an den geschäftigen und eiligen Mann, um ihn zu versuchen, mit der Frage: „Meister Iktinos, willst du nicht als ein Kundiger eine Frage entscheiden, welche den Perikles und mich und den jungen Zitherspieler hier vor Kurzem eine geraume Weile beschäftigt hat? Wir sprachen über die Gründe, welche wohl euch Baumeister veranlassen mögen, daß ihr den Architrav nicht unmittelbar auf dem Säulenschafte aufruhen lasset, sondern ein etwas breiteres Glied, sei es in der Form des dorischen Capitäls oder der jonischen Schnecke, dazwischen schiebt? Einige behaupten, dies geschehe, damit es das Ansehen habe, als ob die Last des Gebälks die Masse der Säulen gleichsam auseinanderdrücke — sie an der Spitze gleichsam breit quetsche" —

Iktinos lachte in sich hinein. „Also Säulen von Lehm, von Teig oder Butter?" rief er in sarkastischem Tone. „Schöne Säulen das — Säulen von Lehm, die sich breit quetschen lassen — ha, ha, ha — Schöne Säulen das" —

„Du spottest dieser Erklärer?" rief der Dichter „Sag' also selbst, warum thut ihr so?"

„Weil das Gegentheil häßlich, und abscheulich, und unerträglich wäre!"

Diese Worte stieß Iktinos kurz heraus, warf dem Frager einen flüchtigen Blitz aus seinen grauen Augen zu und huschte vorüber.

Die Männer lachten. —

„Ich sehe," fuhr Perikles hierauf, zu Pheidas gewendet, fort, „daß die Arbeiten rüstig fortschreiten. Das ist erfreulich. Wir müssen rasch und mit Eifer arbeiten. Wir müssen die vielleicht nie so wiederkehrende Gunst der Zeiten benützen Ein ausbrechender großer Krieg würde Alles in's Stocken bringen und bald würden uns vielleicht die Mittel fehlen, das Begonnene zu vollenden."

„Schon wird auch an den Entwürfen und Thonmodellen der gewaltigen Giebelgruppen, sowie der Friese und Metopenbilder in den Werkstätten mit Eifer geschaffen!“ erwiderte Pheidias.

„Gedenkst du nicht,“ fragte Perikles, „den Polygnotos heranzuziehen, damit auch hier, wie es unten am Theseion geschehen, Meißel und Pinsel in die Ausführung der Metopenfelder sich theile? Doch, ich erinnere mich, du denkst nicht am besten von der Schwesterkunst des Pinsels, welche freilich noch ein wenig unbeholfen hinter den Riesenfortschritten des Meißels einherhinkt“ —

„Habe ich doch selbst als Jüngling es mit dem Pinsel versucht;“ erwiderte Pheidias; „aber er genügte mir nicht. Voll und rund und rein wollte ich das, was ich innerlich schaute, hinstellen, und das konnte ich nur mit dem Meißel.“

„Wohlan!“ sagte Perikles; „so möge am neuen Hause der Pallas nur die reifste Kunst sich bethätigen, damit es ein Denkmal des Besten sei, was wir vermögen. Wir wollen den Polygnotos bei anderer Gelegenheit zu entschädigen suchen. Wir wollen späterhin auch erwägen, was sich etwa thun läßt für das alte Tempelhaus des grollenden Priesters, und auch für das dort so keck auf die höchste Felsterrasse hingepflanzte, halbvollendete Tempelchen der ungeflügelten Siegesgöttin! Möchte doch, wenn ich dereinst vom Schauplatze abtrete, keinem Athener etwas zu wünschen übrig bleiben. So Viele noch unzufrieden mit mir zu wissen, ist mir ein peinlicher Gedanke. Du lächelst? Freilich, der ernste, strenge Pheidias will nur sich selber genügen“ —

„Das ist eben das Schwerste!“ erwiderte Pheidias.

„Die Gegner fürchtest du nicht?“ fuhr Perikles fort. „Gibt Acht, es fehlt uns nicht an Solchen! Auch du bist beneidet, und was du schaffst, ist nicht Allen wohlgefällig!“

„Nie läßt mich zittern Pallas Athene!“ erwiderte Pheidias mit den Worten des Homeros, und wies mit der Hand nach dem ehernen Riesenbilde seiner Vorkämpferin,

das mitten in dieſem Wuſte des Alten und Neuen auf der Akropolis ſo erhaben in den ruhigen reinen Aether hinaufragte

Dann entfernte ſich Pheidias, um den Ikinos wieder aufzuſuchen.

Perikles, der Tragödiendichter und der Jüngling aus Milet ſetzten ihren Rundgang über die Höhe der Akropolis fort.

Der tragiſche Dichter vertiefte ſich in anmuthige Geſpräche mit dem jungen Zitherſpieler. War er doch ſelbſt ein trefflicher Meiſter des Saitenſpiels. So fein und ſcharfſinnig wußte im Geſpräch mit dem Dichter ſich der Jüngling auszudrücken, daß Jener zuletzt verwundert ſagte:

„Ich wußte, daß die Mileſier ſehr liebenswürdig ſind, aber ich wußte noch nicht, daß ſie ſo weiſe ſind“ —

„Und ich,“ entgegnete der Jüngling, „habe die tragiſchen Dichter der Athenäer immer für ſehr weiſe gehalten, aber ich glaubte nicht, daß ſie auch ſo liebenswürdig ſein könnten Ich ſchloß nämlich voreilig von den Werken der Dichter auf die Dichter ſelbſt. Wie kommt es, daß eure tragiſche Poeſie bisher den zarteren Regungen des menſchlichen Herzens ſo wenig Rechnung trug? Großartig iſt da Alles, erhaben, nicht ſelten grauenerweckend, aber der zarteſten, und doch zugleich mächtigſten Leidenſchaft, welche die Liebe benannt wird, gönnt ihr den Spielraum nicht, den ſie verdient. Wiſſen doch Anakreon und Sappho, jener heiter und dieſe ſchmerzlich, ſo viel von ihr zu ſagen; warum verſchmähte es nur der tragiſche Dichter bisher, dem Großen und Uebermenſchlichen nachtrachtend, Töne jener zärtlichen, echt-menſchlichen Regung anzuſchlagen?“

„Junger Freund,“ ſagte lächelnd der Dichter, „keinen Würdigeren als dich hätte der zarte, geflügelte, pfeilbewehrte Gott finden können, ſich ſeiner anzunehmen. Wenige Tage ſind es, daß mir der Gedanke einer Tragödie durch den Kopf gelaufen, in welcher Demjenigen zu deſſen Anwalt du dich machſt, wohl ein Spielraum gegönnt werden könnte. Ich weiß nicht,

ob mir der flüchtige Gedanke wiedergekehrt wäre; aber es trifft sich schön, daß ich von dir in dieser Art daran erinnert werde. Ich denke jene Tragödie nun wirklich zu schreiben, so sehr haben deine Worte, und mehr noch deine leuchtenden Blicke, zu Gunsten der Sache, die du vertrittst, mich entflammt und begeistert!"

„Vortrefflich!" erwiderte der Jüngling; „ich würde dir den duftigsten Kranz für den Siegestag deiner Tragödie bereit halten" —

„Einen Kranz von rothen Rosen!" rief der Poet, „weil ich ja in meinem Gedichte den Allsieger Eros zu preisen gedenke!"

„Gewiß!" erwiderte der Jüngling, „und da sieh! der dankbare geflügelte Gott scheint zu wünschen daß ich die Rosen für jenen Kranz sogleich pflücke." Damit schwang die weiche, behende Gestalt des Jünglings sich auf einen vorragenden Fels hinauf, in dessen Spalte ein vielleicht jahrhundert-alter mächtiger Strauch grünte, der ganz von blühenden Rosen bedeckt war.

„Gib Acht, junger Freund," sagte der Dichter, „du weißt nicht an welcher Unglücksstätte du stehst! Von der Spitze dieses Felsens hat der Athenerkönig sich ins Meer hinabgestürzt, weil sein herrlicher Sohn, von der Bekämpfung des Minotaurus heimkehrend versäumte, im Angesicht Athens als Lebens- und Siegeszeichen das weiße Segel aufzuspannen! Freilich kann der Fuß auf dieser geweihten Höhe keine Stelle betreten, wo nicht Funken der Vergangenheit unter dem Tritte aus dem Boden stäuben und uralte Sagen den Waller umflüstern."

„Doch während der Fuß im Staube der Vergangenheit wandelt," sagte Perikles, „schweifen die Blicke von dieser Höhe frei hinaus und schwelgen in aller vollen Schöne und Frische der Gegenwart. Bist du so kühn und so behend, milesischer Freund, so folg' uns über den Fels zur weitschauenden Quaderfläche, in welche hier die gewaltige Schutzmauer der Akropolis ausläuft."

Lächelnd eilte der Jüngling voran und bald standen die Drei auf der hochragenden Warte.

„Horche doch einmal hin," ſagte Perikles, „was dir dieſe ſchön geſchwungenen attiſchen Geſtade, dieſe leuchtenden Golfe, dieſe Inſeln erzählen, die mit ihren Bergeshäuptern aus dem ſchönſten Meeresblau in's ſchönſte Aetherblau ſich erheben! Dort ſteigt aus den Wellen des ſaroniſchen Buſens vielgegipfelt Aegina. Im Geklüft bargen ſich dort die wilden „Ameiſenmenſchen" der Urzeit. Heut aber ragt auf des Eilands höchſtem Berge in waldſchattiger Einſamkeit, unſer Volk zu einem ſeiner ſchönſten Feſte verſammelnd, der Tempel des panhelleniſchen Zeus. Näher da zur Rechten in derſelben Meereswoge grünt Salamis, die Heldenwiege. Aber braucht der ſpäte Enkel vor dem Schatten des unſterblichen Helden zu erröthen, der von dort gen Ilion auszog? Ward nicht ebendort im ſchimmernden Sunde, der jetzt ſo friedlich herübergrüßt, von uns die ruhmvollſte aller Meeresſchlachten geſchlagen? Und mitternachtwärts, wo Kithairon und Pentelikos und Parneſos wallartig als Schutzwehr vor das attiſche Land ſich legen, auf der Seite des Sonnenaufgangs dem von der Mittagsſeite her ſich erſtreckenden Hymettos die Hand reichend, dort erzählt Urväter-Sage von Löwen, welche in den Waldſchluchten hauſten. Aber unſere Väter haben die Löwen erwürgt und ihre am Feuer geſchmorten Herzen gegeſſen, damit ſie Löwenmuth und Löwenkraft ihren Enkeln vererbten. Und es war wohl jener ſo vererbte Löwenmuth, durch welchen unmittelbar hinter jenen Höhen, auf dem Gefilde von Marathon, dem ſchönſten aller Meeresſiege der ſchönſte aller Feſtlandsſiege geſellt iſt! Die Löwen und Wölfe jener Schluchten ſind erlegt die Barbaren von jenem Wall des attiſchen Landes für immer weggeſcheucht, ruhig graben wir auf der Stätte der alten Löwenjagd den prächtigen penteliſchen Marmor, und ſammeln den Honig der geprieſenen Hymettosbienen. Dort hinter Akrokorinth ſteht das mächtige Kyllenegebirg in Silberduft, und wenn die letzten Nebelſchleier der weſtlichen Ferne zerreißen, ſo zeigen ſich wohl auch noch die

Zinnen von Korinth sammt der blauschimmernden Meeresenge den Blicken. Aber vergessen wir der ernsten Grüsse nicht, die uns über Aegina und Salamis der nicht allzuferne Peloponnesos herübersendet. Siehst du jene vielbuchtigen Küsten mit den zackigen Höhen von Argolis und hinter ihnen Arkadias Berge? — So oft ich über die Denkmäler und Stätten atheniſchen Ruhmes hinweg nach jenen Bergen des Poloponneſos blicke, faßt mich ſtets ein Drang von ſeltſamer Art, und mir iſt, als ſollt' ich die Hand an den Griff eines Schwertes legen — mir iſt, als reckte ſich hinter jenen Bergen das finſtere Lakedaimon empor und blickte drohend herüber"...

„Daß doch der Blick der Staatsmänner und Feldherrn immer ſo in die Weite ſchweift!" fiel der Dichter ein. „Sollen wir ſtatt der fernen Berge des Peloponneſos nicht lieber erſt völlig betrachtend genießen, was uns ganz nahe vor Augen liegt? Jüngling, laß dich nicht nach dem Peloponneſos und ſeinen drohenden Vergeshäuptern locken! Verſenke dich in das heitere Bild des welligen, beſonnten Binnenlandes da unten, wo zahllos im Gefild die Markſteine der attiſchen Gaue ſtehen und wo überall in der Runde die weißen Weiler blinken, der Landbeſitz des niemals wegmüden Athenäers, der, wenn möglich, Tag für Tag hinausgeht aus der Stadt zu ſeinen Fruchtbäumen und Saatfeldern, und nachſieht, wie die Sklaven ſeiner Rinder warten und ſeiner Lämmer und Ziegen. Und wie lieblich ſchlängeln zwiſchen den Weilern, Fluren, Oelbaumhainen, offenen Götteraltären, ſteinernen Denkmälern nach allen Seiten die Wege ſich hinaus! Nach dem Piräus hier, und dort nach Rhamnos und Marathon. Am ſchönſten aber geht abendwärts der Weg nach Eleuſis, der heiligen Myſterienſtadt, zwiſchen unzähligen weiß glänzenden Heiligthümern und zwiſchen Silberpappeln und Oel- und Feigenbäumen hin. Und wie glanzhell liegt die Stadt ſelber da unten verbreitet zwiſchen dem Iliſſos und dem Kephiſſos, den kriſtallklaren aber freilich kurz-

lebigen Flüßlein; in den nahen Bergen entſpringen ſie, und gelangen doch nicht einmal hinunter bis in das nahe Meer, ſondern begnügen ſich, als Rieſelwelle und Sprengthau die Blumengärten der Athenäer zu netzen, oder tanzend in tauſend Springbrunnen ihr junges Leben ſchön zu verſchwenden. Am Iliſſos grünen die Gärten, von Menſchen gepflanzt; aber ein Garten von Natur und eine liebliche Schatten-Oaſe im ſonnigen Land Attika ſind die Thäler, wo aus dem hellen Grün der Olive die ſchönen Gewäſſer des Kephiſſos blitzen. Dies Gelände preiſ' ich mit Stolz, denn es iſt mein Heimatgau, der Gau von Kolonos! Dein kriegeriſcher Freund Perikles würde dir erzählen, daß in dieſem Gau die ſchönſten Roſſe gedeihen, und daß es die wilden Prachtfüllen von Kolonos waren, für welche in Urzeiten der Meergott die Zügel erfunden; ich aber ſage dir, daß in jenem Thal des Kephiſſos niemals rauhe Winde wehen, daß dort der Weinſtock und die Feige grünt, daß, befeuchtet vom reinſten Thaue, dort die Narziſſen blühen, und die Veilchen, und goldiger Krokos, und weinfarbiger Epheu . . ."

Des Dichters Züge hatten ſich feurig belebt, indem er, in die hellen Augenſterne des Jünglings blickend, die Reize ſeines Heimatgaues pries. Zuletzt faßte er die Hand desſelben und ſagte: „Komm doch ſelbſt einmal in meinen ſchönen Gau, oder noch beſſer, folge mir ſogleich, und verlebe den Tag in meinem ländlichen Hauſe am Kephiſſosufer; ich werde dir meine Zithern und Lyren zeigen, und wenn es dir beliebt, können wir in der Weiſe arkadiſcher Hirten einen kleinen Wettſtreit anſtellen mit Saitenſpiel und Geſang!"

Der Zitherſpieler lächelte und Perikles ſagte nach einer kleinen Pauſe: „Ich ſelbſt werde nächſtens einmal dem jungen Aſpaſios als Wegweiſer zu deinem ländlichen Hauſe dienen; auch bedürft ihr für euren Wettſtreit in Saitenſpiel und Geſang doch wohl eines Kampfrichters" —

„Aspasios nennt sich der Jüngling?“ rief der Dichter; „der Name erinnert mich an den einer schönen Milesierin, von welcher ich in letzter Zeit habe sprechen hören“ —

Der Zitherspieler erröthete.

Dies Erröthen verblüffte den Dichter. Er hielt noch immer die zum Abschied ergriffene Hand des Jünglings in der seinigen. Und siehe, in diesem Augenblicke ward eine Empfindung in ihm klar, die er ohne Zweifel schon früher gehabt, aber ohne sich derselben bewußt zu sein.

Er fühlte nämlich mit einem Male überaus deutlich, daß die Hand des jungen Milesiers sehr fein, sehr warm und sehr weich war. Einen Augenblick später war er sogar überzeugt, daß diese Hand zu fein, zu warm und zu weich war, um einem männlichen Arme, und wär's auch der jugendlich-zarteste, anzugehören.

Die eine Hälfte des schönsten Geheimnisses las er in Purpurschrift auf den Wangen des Zitherspielers, die andere Hälfte desselben hielt er so zu sagen in der Hand . . .

Der Dichter irrte nicht. Die Hand, welche er in der seinigen hielt, war nicht die eines Jünglings. Es war die Hand der schönen Aspasia.

Perikles und die Milesierin hatten sich im Laufe der Monde wiedergesehen seit jener ersten Begegnung im Hause des Pheidias, zuerst bei Hipponikos selbst, dem gutmüthigen Schwelger, welcher dem Perikles befreundet war. Sie sahen oft sich wieder und zuletzt wären sie am liebsten unzertrennlich gewesen. Aspasia warf sich in männliches Gewand, und begleitete den Freund zuweilen unter der Maske des „Zitherspielers von Milet“. So war sie heute mit ihm auf die Akropolis gegangen. Auf dem Wege hatte sich der tragische Dichter ihnen angeschlossen. Und dieser offensten, empfänglichsten aller Griechenseelen war es wunderbar ergangen Durch einen Zauber hatte der Dichter sich in dieser Gesellschaft bestrickt gefunden, der ihm selbst ein

Räthſel war. Nun ſah er dies Räthſel gelöſt. Verwirrt ließ er die feine weiche Hand fahren. Bald aber faßte er ſich wieder und ſagte mit bedeutſamem Lächeln zu ſeinem Freunde Perikles: „Ich merke, daß der Seher- und Dichtergott Apollon mir noch immer günſtig iſt. Er hat den weiten Weg nach Delphi mir erſpart, und nicht einmal mein nächtliches Einſchlummern hat er abgewartet, um mir mit Offenbarungen im Traume zu erſcheinen, ſondern plötzlich hat er mir die Gabe verliehen, untrüglich aus der Hand des Menſchen wahrzuſagen, und inſonderheit ihr Geſchlecht daraus zu beſtimmen, auch wenn ſie es noch ſo ſehr verbergen wollen" –

„Du biſt von jeher ein Götterliebling" ſagte Perikles, „und vor dir haben die Olympier keine Geheimniſſe" –

„Daran thun ſie wohl", verſetzte der Dichter. „Ich rechne zu ihnen auch den Olympier Perikles" –

„Was auch immer deine cheiromantiſche Kunſt dir über das Geſchlecht des mileſiſchen Zitherſpielers verrathen haben mag," ſagte Perikles, „gewiß iſt, daß derſelbe ein Recht hat, in männlichen Kleidern zu gehen und ſich einen männlichen Namen beizulegen. Der Frauen Art iſt's, ſich überall empfangend und leidend zu verhalten. Dieſer hingegen iſt von einer durchaus thätigen und befruchtenden Natur, und du kannſt dich ihm nicht nähern, ohne daß er auf dich wirkt, und ein Samenkorn in deiner Seele zurückläßt."

„Ich kann es bezeugen," ſagte der Dichter; „auch in mir hat er ſoeben einen dichteriſchen Funken ſo leichthin und gleichſam ſpielend, mit ein paar hingeworfenen Worten, zu hellen Flammen angefacht. Es iſt wunderbar, welche Kraft weiſe Gedanken aus ſchönem Munde haben! — Wie verlockend wär' es, ſich ſo erwünſchten Wirkungen noch länger preiszugeben! Aber die Sonne neigt ſich hinter den Höhen von Akrokorinth zum Niedergange. In jenem Buſch ſchlägt eine Nachtigall, von welcher ich glaube, daß ſie aus dem Gau von

Kolonos herüberflog, mich zur Heimkehr zu mahnen. Von der höchsten Warte der Akropolis bis zu jenem Weiler, den ihr dort auf dem Abhange des kleinen, von den Wellen des Kephissos umsäumten Hügels aus dem Laube der Oliven blicken seht, ist ein ziemlich weiter Weg zurückzulegen. So nehme ich denn Abschied von Euch, und trotz der Verwandlungen, welche inzwischen vorgefallen, und welche anmuthiger sind als alle, von welchen unser Mythos berichtet, wiederhole ich das Wort: „Kommt hinüber nach dem Gau von Kolonos! Flüchtet dorthin, wenn euch der Menschen Nähe lästig wird, und lebt einen Tag lang in schöner Einsamkeit!“ —

„Wir werden deines Wortes gedenken!“ sagte Perikles: „Einstweilen laß die Muse dir folgen in deine Einsamkeit. Im Wettstreit aller Künste muß auch die tragische zum höchsten Gipfel emporstreben. Du hast sie von der herben Strenge deiner Vorgänger weitergeführt zur Milde und zu reiner Menschlichkeit. Laß dein neues Werk des Schöpfers der „Electra“ würdig sein, damit wir es bald als die mildeste und reifste Frucht der sophokleischen Muse preisend genießen!“

„Schwebe nur über mir,“ versetzte der Dichter, „der Geist dieses Zitherspielers, von welchem ich zwar noch keinen Laut auf der Zither gehört, der mich aber doch schon bezaubert hat. Es scheint, daß er sich die Herzen der Staatsmänner und Dichter auserwählt, um seine Melodien darauf zu spielen“...

So sprach der Mann mit der hellen Stirne und den klaren, warmbeseelten, freundlichen Augen, drückte seinem Freunde die Hand, neigte sich vor der verkleideten Milesierin, und wendete sich dann, um langsam, nicht ohne sich noch einmal umzublicken, die Akropolis hinabzugehen.

„Fürchte nichts von diesem Mitwisser unserer Geheimnisse!“ sagte Perikles zu Aspasia.

„Ich wollte soeben die gleiche Mahnung an dich richten!“ erwiderte lächelnd Aspasia.

„Du haſt dieſe edle Dichterſeele raſch durchſchaut?“ fragte Perikles.

„Sie iſt ſo heiter und ſpiegelklar bis zum Grunde, wie die Wellen des Kephiſſos,“ erwiderte Aspaſia. „Aber laß uns nun auch den Abhang hinunter gehen, denn ich fühle mich durchſtrömt von der ganzen Schwüle des Sommerabends, und meine Lippen lechzen nach erfriſchender Feuchte“ —

„Komm!“ ſagte Perikles; „wir wenden uns nur wenige Schritte rechtshin, außerhalb der Mauer da hinab, und wir haben die Pansgrotte mit der geprieſenen Quelle vor uns, die deinen Lippen unverweilt das erwünſchte Labſal bieten wird.“

Perikles und Aspaſia ſtiegen eine Anzahl von Stufen, die in den Felſen gehauen waren, hinab. Da kamen ſie an die Grotte, und an die Quelle, welche vor derſelben aus dem Boden ſprudelte. Es war die Quelle Klepſydra, deren Gewäſſer ſich zuweilen ganz verlor, dann plötzlich wiederkam.

Aspaſia ſchöpfte Waſſer in ihre hohle Hand und trank.

Hierauf ſchöpfte ſie neuerdings und bot die Handvoll des klaren erfriſchenden Naſſes mit neckiſcher Anmuth dem Perikles. Und dieſer trank das Waſſer lächelnd aus ihrer hohlen Hand.

„Kein Perſerkönig,“ ſagte er, „hat jemals aus einer ſo köſtlichen Schale getrunken! Nur iſt ſie ſo klein, daß ich ſchier fürchten muß, ſie mit dem Trunke hinabzuſchlucken!“

Aspaſia lachte und wollte den Scherz erwidern, erſchrack aber im ſelben Augenblicke, denn ſie bemerkte plötzlich ein Geſicht, das aus dem Hintergrunde der dämmernden Grotte mit einer Art von gutmüthig bäuriſchem Lächeln auf ſie herausblickte. Näher tretend fand ſie ein ziemlich roh gearbeitetes Standbild des Gottes Pan, dem die Grotte geheiligt war.

„Fürchte nichts!“ ſagte Perikles; „der Hirtengott iſt von gutmüthiger Art!“

„Zuweilen auch von boshafter!“ gab Aspaſia zurück; „die Erzählungen der Hirten von ihm lauten verſchiedenartig.“

„Uns Athenern wenigstens“ versetzte Perikles „hat er sich über die Maßen gutmüthig erwiesen. Dem Schnellläufer Pheidippides, der nach Sparta lief, um die Sparter eiligst zum Mitkampfe gegen die Perser herbeizurufen, erschien der Gott auf dem Grenzgebirge von Argolis und Arkadien, wo er ja heimisch ist; es gefiel ihm, daß der Bursche aus Vaterlandsliebe so athemlos über die argolischen Berge lief, und er gewann einen guten Begriff von den Athenäern, um welche er sich früher nicht viel gekümmert hatte. Er kam selber, uns zu helfen, nach Marathon, und wir siegten bekanntlich, und die dankbaren Athenäer säumten nicht, ihm nach dem Siege dies kleine Grottenheiligthum auf der Akropolis einzurichten.“

„Pan mag so gutmüthig sein als er will,“ sagte Aspasia, „diese Grotte aber ist zu anmuthig für den Bauern- und Hirtengott.“

„Du hast Recht,“ erwiderte Perikles, „und mehr noch als du denkst: wenn es nämlich wahr ist, was die alte Kunde berichtet, daß eben diese Grotte die Stätte des bedeutungsvollsten Brautlagers gewesen, das jemals innerhalb der hellenischen Welt gefeiert worden — daß hier in der traulichen Dämmerung der Grotte sich der Lichtgott Apollon liebend zur rosigen Erechtheustochter Kreusa gesellte, und daß als die Frucht ihrer Liebesstunde Jon hervorging, der Ahnherr unseres jonischen Stammes!“

„Wie?“ rief Aspasia erregt, halb scherzend und halb ernst, „dies hier ist die Wiege des edelsten der Griechenstämme, der da blüht in den Gauen Attika's und drüben auf den Gestaden meiner Heimat? Und die Jungfrauen Athens behängen die Wände dieser Grotte nicht Tag für Tag mit Kränzen von Rosen und Lilien? Und statt des leuchtenden Gottes Apollon steht hier mit breitem Gesichte grinsend der plumpe Arkadier, ein Fremdling aus jenen feindselig-düsteren Bergen des Peloponnesos?“

Lächelnd erwiderte Perikles: „Warum ereiferst du dich so sehr wider den Gott der Berg- und Waldesstille? Wüßte ich doch keinen, unter dessen Schutze sich ein feurig Paar traulicher begegnen könnte, als unter dem des idyllischen Friedens- und Freudenspenders“ —

„Nun,“ rief Aspasia, „für Eines zum mindesten, für die Schattenkühle, die er hier in seiner Grotte mir spendet, bin ich ihm dankbar!“

„Damit zog sie den Thessalerhut vom Haupte, und setzte ihn auf das Haupt des Hirtengottes. Die goldbraunen, herrlichen Locken fielen ihr herab über die Schultern.

„O könnt' ich doch bald,“ fuhr sie lächelnd fort, „des Zitherspielers ganze Gewandung dem ehrlichen Pan opfern, wie diese Kopfbedeckung! Wahrlich, sie beläſtigt mich. Wie lange muß ich mich diesem Zwange noch fügen? O ihr Athenäer, wann gestattet ihr dem Weibe Weib zu sein? Gib es nur zu, Perikles, ihr Athenäer seid nicht die würdigsten der Söhne des Jon, der in dieser Grotte seines Daseins Ursprung nahm. Ihr habt zu viel des dorischen Wesens in euch gesogen. Ihr solltet euch beugen vor den Enkeln der Auswanderer eures eigenen Stammes, die drüben auf den Küsten Asias sich reiner, freier, feuriger entwickelt haben“ —

„Thun wir es nicht?“ sagte Perikles mit bedeutsamem Lächeln, zu Aspasia sich niederlassend, welche zur Rast auf ein breitvorragendes, mit Moos bedecktes Felsstück der Grotte sich gesetzt. „Thun wir es nicht?“ wiederholte er und zog ihr duftiges Lockenhaupt an seine Brust.

„Pan ist tückisch!“ sagte Aspasia; „er versprach Erfrischung in seiner Grotte, aber er scheint mit seinem Odem insgeheim die Schwüle des Abends hier noch anzufachen“ —

„In der That,“ sagte Perikles; „fast berauschend wehen die Lüfte herein, vom Gedüft des Thymians und wilder Rosen geschwängert.“

Während Perikles und Aspasia so sprachen, hatte das Blau des Himmels sich in glühend Roth verwandelt. Der langgestreckte Hymettos war ganz in Rosenglanz getaucht. Langsam war die Sonne hinter die Berge Arkadias hinabgesunken. Ueber den Hängen des Brilessos zuckte aus dunstigem Gewölk von Zeit zu Zeit durch den schwülen Aether hin ein mattes Wetterleuchten.

„Aspasia!“ rief Perikles, „die Botschaft, die du als Griechin zu Griechen aus dem heitern Jonien herüberbringst, sie wetterleuchtet, gleich jener sommerabendlichen Gewitterwolke, schwül und segenschwanger in meiner Seele und über allen Geistern Attika's! Sie soll verwirklicht werden, diese Botschaft: im engsten Kreise von mir und dir, im weitesten vom gesammten Volke der Athenäer! Wir fühlen alle eine neue Kraft, ein neues Feuer in uns, und wir sehen, das hellenische Leben trachtet empor zu seinen Gipfeln!“ —

So sprach Perikles und drückte einen Flammenkuß auf die Lippen Aspasias: Es war eine und dieselbe Glut, es war ein und derselbe Ueberschwang, es war die Würze einer und derselben Lebensblüte und Lebensschöne, welche die Faust des Marathon-Kämpfers, den Meißel des Pheidias, den Griffel des Sophokles, den Rededonner des Perikles auf der Pnyx, und seinen Flammenkuß auf den Lippen des schönsten Hellenenweibes beseelte . . .

Wenn trautgesellt ein Paar wie dies, in welchem das menschliche Dasein zur reinsten, üppigsten und edelsten Blüte entfaltet ist, im Kusse sich berührt, so ist dies des höchsten Lebens Feier und Vollzug und ein Freudenschauer zuckt geheim durchs Herz der Welt von einem Pole zum andern — auch er vergleichbar jenem Wetterleuchten des schwülen Sommerabendgewitters über den Hängen des Brilessos — —

Seelen begegnen sich wie funkenschwangere Wolken.

Aber die Wolken entladen ſich — des Menſchen Seele nährt die Glut. Trunken war die Seele des Perikles, als er mit Aspaſia den Abhang des Berges beim blitzenden Geſunkel des Abendſterns hinunterſtieg. Er drückte die Schöne leiſ' an ſich, und ſagte, den Blick zum mondbeglänzten Rieſenbilde der Göttin des Pheidias zurückgewandt:

„O Pallas Athene, leg' ab den Erzhelm, und gönn' es den Nachtigallen der Kephiſſosthäler, in ſeinem Raume zu niſten!" —

Univ. Bibl. München

Fünftes Capitel.

Die Pfaue des Pyrilampes.

Zur Zeit, als die hier erzählten Dinge sich ereigneten, gab es unter den reichen und angesehenen Bürgern zu Athen zwei Männer, welche zuerst den Versuch machten, nicht bloß, wie es Brauch war, durch glänzende Leistungen für den Staat, sondern auch durch einen bis dahin ungewohnten häuslichen Aufwand sich in einen Wettstreit mit einander einzulassen.

Der eine dieser beiden Männer war Hipponikos, in dessen gastlichem Hause Aspasia lebte, ein Mann von edlem Geschlechte.

Der andere war Pyrilampes, ein Emporkömmling, ein reich gewordener Wechsler aus dem Piräus.

Hipponikos leitete den Ursprung seines Geschlechts auf keinen Geringeren als den Triptolemos zurück, den Liebling der Demeter, Stifter der eleusinischen Mysterien, Erfinder des Pfluges, Verbreiter des Ackerbau's und jeglicher Art von Gesittung. Ohne Zweifel hatte das Geschlecht des Hipponikos es der Abkunft von diesem eleusinischen Heros zu danken, daß das Amt eines Daduchen, eines priesterlichen Würdenträgers bei den Mysterien von Eleusis, in ihm erblich war.

Auch unser Hipponikos bekleidete diese Würde. Aber sie beläſtigte den Lebemann wenig. Nur einmal im Laufe des Jahres, zur Zeit der großen Mysterien, war er auf kurze Zeit nach Eleusis sich zu begeben genöthigt.

Eine wunderliche Eigenthümlichkeit eben dieses Geschlechtes des Hipponikos war es, daß die Stammhalter desselben

immer abwechselnd Kallias und Hipponikos hießen Jeder Kallias nannte seinen Erstgebornen Hipponikos, und jeder Hipponikos den seinigen Kallias.

Die Lebensschicksale aller dieser verschiedenen Kalliasse und Hipponikosse waren fast durchgehends sehr denkwürdig. Insbesondere war die Art, in welcher sie zu ihren Reichthümern gelangten, eine meist absonderliche

Dem Hipponikos, welcher zur Zeit des Solon lebte, und ein persönlicher Freund dieses Gesetzgebers war, wurde vorgeworfen, daß er den Grund zur Wohlhabenheit seines Geschlechts durch den Mißbrauch einer vertraulichen Mittheilung jenes berühmten Mannes legte. Zur Zeit des Peisistratos hatte ein Hipponikos ganz allein den Muth, die Güter des vertriebenen Tyrannen käuflich an sich zu bringen. In den Perserkriegen verarmten Viele, die Familie der Kalliasse und Hipponikosse wurde nur immer reicher. Ein Hipponikos war es nämlich, dem ein gewisser Eretrier, Diomnestos mit Namen, die Schätze in Verwahrung gab, welche er beim ersten Einfall der Asiaten einem feindlichen Feldherrn abgenommen. Beim zweiten Einfall führten die Perser bekanntlich sämmtliche Eretrier und unter ihnen auch jenen Diomnestos, in die Gefangenschaft hinweg, und seine Schätze blieben in den Händen des Hipponikos. Dann war es wieder ein Kallias, welchen bei Marathon ein Perser, um sein Leben von ihm zu erkaufen, heimlich an einen Ort führte, wo seine Landsleute vieles Gold vergraben hatten. Kallias gebrauchte die Vorsicht, den Perser, nachdem ihm derselbe die Grube gezeigt, zu tödten, damit er nicht etwa das Geheimniß auch einem Andern verrathe, bevor Kallias Zeit gefunden, den Schatz völlig zu heben und bei Seite zu schaffen.

Von solcher Art waren die Ueberlieferungen, welche für das in diesem Geschlechte forterbende Talent, Reichthümer an sich zu bringen, Zeugniß ablegten. Selbstverständlich gelangten

die Sproſſen desſelben auch zu bedeutendem Anſehen im Gemeinweſen.

Mancher Kallias und Hipponikos diente ſeinen Mitbürgern als Geſandter an den Perſerkönig, oder ſonſt in Sendungen zur Friedensvermittlung; dem einen und dem andern von ihnen wurde auch von Staatswegen eine öffentliche Bildſäule geſetzt.

Unſer Hipponikos nun, der Gaſtfreund Aspaſias, machte ſeinen Vätern Ehre. Er war gutmüthiger Natur und ſehr beliebt beim Volke. Er opferte der Göttin Pallas Athene zuweilen eine wohlgezählte Hekatombe, bewirthete das Volk bei feſtlichen Gelegenheiten nach Stämmen und Geſchlechtern, und beim großen Dionyſosfeſte veranſtaltete er für Alle, die kommen wollten, im Kerameikos ein Zechgelag im Freien, und gab ihnen mit Epheu gefüllte Polſter dazu, auf welche die Zecher ſich niederlaſſen konnten. Als er einmal nach Korinth reiſte, um einen ſeiner Freunde dort zu beſuchen, unterwegs aber hörte, daß der Mann auf dem Punkte ſtehe, von ſeinen Gläubigern gepfändet zu werden, ſchickte er einen Boten mit dem zur Befriedigung der Gläubiger nöthigen Gelde voraus, weil es ihm unangenehm geweſen wäre, bei ſeiner Ankunft den Freund in übler Laune anzutreffen. Sein Haus zu Athen unterſchied ſich, wie ſchon geſagt, gar ſehr von den damaligen Behauſungen der übrigen Athener.

Nur der reich gewordene Geldwechsler Pyrilampes verſuchte es ihm gleichzuthun. Dieſer beſaß ein Haus im Piräus, das er ſo einrichtete, wie das Haus des Hipponikos eingerichtet war. Er ſuchte überhaupt dem Hipponikos in allen Dingen ſo viel als möglich nachzueifern. Wenn Hipponikos ſich ein kleines Hündchen von der durch ihre Zierlichkeit berühmten melitäiſchen Raſſe anſchaffte, ſo ſchaffte ſich Pyrilampes ein noch kleineres von derſelben Raſſe an. Vermehrte dagegen Hipponikos die Zahl ſeiner Hunde mit einem neuen Lakoner-, Moloſſer- oder

Kreterhunde, deſſen Größe die Leute bewunderten, ſo ruhte Pyrilampes nicht, bis er einen noch größeren beſaß. Hipponikos hatte einen Rieſen als Thierhüter und da Pyrilampes keinen noch höher gewachſenen Mann für ſich auftreiben konnte ſo ſchmückte er die Pforte ſeines Hauſes mit einem drolligen Zwerge, welcher Aufſehen erregte. Des Hipponikos erſtgebornes Söhnlein, welches, wie ſich von ſelbſt verſteht, Kallias hieß, machte Schwierigkeiten, ſich die Namen der vier und zwanzig Buchſtaben des Alphabets zu merken. Da ließ Hipponikos die Spielgenoſſen des kleinen Kallias, ſeine Hausſklaven und andere Perſonen in des Knaben Umgebung mit den Namen der Buchſtaben des Alphabets benennen. Pyrilampes hatte ebenfalls ein Söhnlein, Demos geheißen, und da der kleine Demos am liebſten mit jungen Hunden ſpielte, ſo ſchaffte er vierundzwanzig Hündlein ins Haus, von welchen jedes den Namen eines Buchſtaben auf einem Täfelchen um den Hals trug. Hipponikos war berühmt durch die Zucht ausgezeichneter Roſſe; da Pyrilampes ihn in dieſer Richtung nicht überbieten konnte, ſo ſuchte er die Roſſe des Hipponikos durch eine Anzahl ſeltener und merkwürdiger Affen, die er hielt, in Schatten zu ſtellen. Hipponikos nährte immer viele Hähne und Wachteln, um ſie mit einander kämpfen zu laſſen, ein Schauſpiel, woran die Athener mit Vorliebe ſich ergötzten. Ganz beſonders aber hatte er ſich in letzter Zeit auf die Zucht ſikeliſcher Tauben geworfen, welche zu Athen ſehr beliebt waren und welche bald nirgends ſo ſchön und trefflich zu finden waren, als bei Hipponikos. Den Pyrilampes ließ dieſer Triumph ſeines Nebenbuhlers nicht ſchlafen. Er ſann lange, womit er die Tauben des Hipponikos ausſtechen könnte. Da erhielt er aus Samos ein Paar jener prachtvollen, durch einen mit hundert Augen geſchmückten Schweif ausgezeichneten, der Hera geweihten Vögel, welche damals in Athen faſt nur erſt dem Namen nach bekannt waren. Pyrilampes ließ die gefiederten Fremdlinge ſich

vermehren, wartete ihrer sorgsam, und bald schritt eine gute Anzahl der erstaunlich schönen Thiere prunkend-stolz in seinem weiten Geflügelhof, ja selbst auf seines Hauses flachem Dache zum Entzücken der Vorübergehenden umher.

Mit diesen samischen Vögeln schlug Pyrilampes den Hipponikos und seine Tauben aus dem Felde. Zahlreich strömten die neugierigen Athener herbei, um die Pfaue des Pyrilampes anzusehen. Man sprach eine Zeitlang fast nur von den Pfauen des Pyrilampes.

Der glückliche Nebenbuhler des Hipponikos ruhte nicht, bis ihm auch von Perikles das Versprechen geworden, daß er kommen wolle, um seine Pfaue anzusehen. Perikles ging zu ihm in Begleitung Aspasias, welche sich auch hier wieder in der Verkleidung des milesischen Zitherspielers barg.

Wer in jenem Zeitpunkte zu Athen seiner schönen Freundin ein besonders werthes Geschenk machen wollte, der kaufte und verehrte ihr einen der jungen Pfaue des Pyrilampes. Aspasia sprach sich über die prächtigen Vögel mit so unverkennbarem Wohlgefallen aus, und Perikles glaubte den Gedanken, welchen Schmuck ein solcher Vogel dem Peristyl ihrer Behausung verleihen würde, so deutlich in ihren Augen zu lesen, daß er nicht umhin konnte, den Pyrilampes bei Seite zu ziehen und ihm insgeheim den Auftrag zu geben, einen der jungen Pfaue zur Milesierin Aspasia, welche im Nebenhause des Hipponikes wohne, zu senden. Der Freundin selbst verschwieg Perikles die Sache, um sie durch das Geschenk zu überraschen.

Am Morgen, der auf diesen Besuch des Perikles und der verkleideten Milesierin folgte, trat Hipponikos unerwartet ins Gemach der seine Gastfreundschaft genießenden Schönen. Hipponikos war ein Mann von ziemlich starker Leibesfülle. Sein Gesicht war roth und etwas aufgedunsen. Seine Augen leuchteten gutmüthig, und auf seinen ziemlich dicken Lippen schwebte immer

ein Lächeln. Mit dieſem Lächeln auf den Lippen, das aber doch für diesmal, ſo weit Solches bei Hipponikos möglich war, einen leiſen ſpöttiſchen Anflug hatte, ſagte er zu Aspaſia:

„Schöne Gaſtfreundin, ich höre, daß es dir ſehr wohlgefällt in der Stadt der Athener“ —

„Das Verdienſt iſt dein,“ erwiderte Aspaſia.

„Nicht ganz!“ gab Hipponikos zurück; „du haſt von Anfang an ergötzlichen Verkehr gehabt mit den Kunſtgenoſſen des Pheidias, und in neuerer Zeit auch mit meinem Freunde, dem großen Perikles. Ich höre, daß du ihn bisweilen, der größeren Bequemlichkeit wegen, in der Verkleidung eines Zitherſpielers begleiteſt. Und wenn ich recht unterrichtet bin, ſo gefallen dir die ſikeliſchen Tauben des Hipponikos gar nicht mehr, ſondern du ziehſt es vor, in Geſellſchaft des Perikles hinüberzugehen nach dem Piräus und die Pfaue des Pyrilampes zu bewundern“ —

„Dieſe Pfaue ſind ſchön,“ ſagte Aspaſia unbefangen, „und du ſollteſt ſelber gehen, ſie anzuſehen.“

„Ich bin kürzlich am Hauſe des Pyrilampes vorbeigekommen,“ erwiderte Hipponikos, „und ich habe dieſe Thiere *ſchreien* gehört. Das war mir genug. Nun, es iſt eines Jeden Sache, ſein Vergnügen dort zu ſuchen, wo er es findet. Ein Vergnügen, das man im Hauſe hat, langweilt. Und es lohnt ſich, wie ich merke, beſſer, Jemand zu *unterhalten*, als ihn zu *bewirthen*“ . . .

Hipponikos blickte bei dieſen Worten Aspaſia ſcharf an und hoffte, daß ſie etwas ſagen werde.

Da ſie aber ſchwieg, ſo fuhr er fort: „Du weißt, Aspaſia, ich habe dich zu Megara aus unangenehmen Verwicklungen befreit; ich habe dich hieher geführt nach Athen; ich habe dich gaſtfreundlich bewirthet. Ich habe viel für dich gethan. Und nun ſage, welchen Dank hab' ich dafür? Hörſt du, Aspaſia? Welchen Dank hab' ich dafür?“

„Wer nach dem Dank in solcher Weise fragt," entgegnete Aspasia, „der will Bezahlung, keinen Dank. Auch du willst bezahlt sein, wie ich sehe, für das was du für mich gethan. Deine Wohlthaten haben, wie es scheint, einen bestimmten Preis. Aber du hast versäumt, Hipponikos, diesen Preis deines Wohlthuns vorher auszubedingen. Und nun ärgerst du dich, gleich einem Hökerweibe auf dem Markte, daß dieser Preis dem Käufer zu hoch ist!"

„Verdrehe nicht die Dinge, Aspasia," sagte schmunzelnd Hipponikos; „du weißt, ich war der Käufer, und deine Gunst war es, die ich mit Allem, was dir genehm, zu erkaufen bereit war" —

„So bin ich die Waare?" rief Aspasia; „es sei! ich bin Waare, wenn du willst, und habe einen Preis" —

„Und diesen Preis — ?" fragte Hipponikos.

„Wirst du mit allen deinen Reichthümern niemals bezahlen!" entgegnete rasch Aspasia.

Hipponikos machte eine Bewegung auf seinem Sitze.

„Keine Redensarten!" sagte er dann, und seine Züge gewannen den gutmüthigen Ausdruck wieder. „Du bist nicht mehr zu haben! Das ist Alles. — Ein Anderer hat dich gekauft. Um welchen Preis — das ist seine Sache. Da es der große Perikles ist, so grolle ich weder ihm noch dir. Ich liebe den Perikles und gönne ihm alles Gute; er hat mir einmal einen großen Gefallen erzeigt, den ich ihm nie vergessen werde. Er hat mir eine lästige Ehefrau, die damals noch schöne, aber zänkische Telesippe, abgenommen. Mögen es die Götter ihm lohnen!" —

Mit diesem Ausspruche, den er stets, wenn auf Perikles die Rede kam, von sich zu geben pflegte, erhob sich Hipponikos und ging.

Aspasias erster Gedanke, nachdem er sich entfernt hatte,

war, daß es ihr nicht länger gezieme, die Gastfreundschaft des Hipponikos in Anspruch zu nehmen.

Sie rief ihre Sklavin, ließ ein paar Maulthiere mit ihren Habseligkeiten beladen und dieselben zu einer ihr befreundeten Milesierin bringen, einer Matrone, welche seit Jahren in Athen lebte. Mit Aspasias Mutter war sie von Jugend auf vertraut gewesen, und liebte nun selbst fast mütterlich ihre jugendlich blühende Landsmännin.

Nachdem Aspasia noch dem Hipponikos ihre Danksagung für die erzeugte Gastfreundschaft, und ihren Entschluß, sein Haus zu verlassen, hatte melden lassen, warf sie sich in die gewohnte Verkleidung des Zitherspielers, und machte sich in Begleitung eines Sklaven auf den Weg, um den Perikles in seinem Hause aufzusuchen.

Sie hatte bis auf diesen Tag einen solchen Schritt noch nicht gewagt, auch nicht in der Verkleidung. Heut aber spornte sie die Ungeduld, die Gelegenheit einer Unterredung mit dem Freunde unverweilt zu suchen, und mit ihm zu berathen, was sie nach ihrer Entfernung aus dem Hause des Hipponikos nun weiter beginnen solle.

Kurze Zeit, nachdem Aspasia hinweggegangen, wurde dem Hipponikos von seinen Leuten gemeldet, es sei ein Sklave von Pyrilampes da gewesen, und habe einen jungen Pfau gebracht, bestimmt für die Milesierin, welche in seinem Nebenhause wohne.

Hipponikos haßte nichts so sehr in der Welt, als die Pfaue des Pyrilampes, und wäre er der ersten flüchtigen Erregung seines Herzens gefolgt, so hätte er jenem Vogel sofort den Hals umdrehen lassen.

Aber er begnügte sich, mit gerunzelten Brauen zu sagen: „Die Milesierin ist fort, und ich weiß nicht, wohin sie gezogen. Tragt den Pfau in das Haus des Perikles! Dieser ist's ohne Zweifel, der ihn gekauft hat." —

Mittlerweile war Aspasia auf ihrem Wege zu Perikles auf der Agora angelangt.

Während sie mit einer gewissen Hast durch das Gedränge unbekannter Menschen sich wand, begegnete ihr plötzlich Alkamenes.

Der Bildner blieb vor ihr stehen, sah ihr mit seinen hellen Augen ins Gesicht, und sagte, überlegen lächelnd: „Wohin, schöner Zitherspieler? Ohne Zweifel zu Perikles? — Mögen die neuen Freunde mit ihren Ansprüchen auf dich und deine Gunst glücklicher sein als die alten!"

„Wem gab ich je ein Recht auf mich?" fragte Aspasia.

„Unter Anderen auch mir!" erwiderte Alkamenes.

„Dir?" sagte Aspasia. „Ich gab dir was du bedurftest, was dem Bildner nöthig war. Nicht mehr, noch weniger!"

„Ein Weib muß nichts oder Alles geben!" versetzte Alkamenes.

„Dann vergiß, daß ich etwas gegeben!" rief Aspasia, und verschwand im Gedränge.

Rasch waren diese wenigen Worte gewechselt worden. Alkamenes lächelte bitter und spöttisch. Aspasia setzte ihren Weg in Eile fort. — —

Im Hause des Perikles war an diesem Morgen Frau Telesippe mit einer frommen Verrichtung beschäftigt.

Sie hoffte Ersatz für das, was ihrer Vorstellung nach Perikles in der Führung des Haushalts versäumte, von der Gunst des Zeus Ktesios, des Schützers und Mehrers der Habe, welcher von allen frommgesinnten Athenern mit häuslichem Cult geehrt zu werden pflegte. Niemand verstand sich auf heilige Urväterbräuche so gut wie Frau Telesippe. Sie umwand ihre Stirn und ihre rechte Schulter mit wollenen Fäden, nahm dann ein noch ungebrauchtes, mit einem Deckel versehenes thönernes Gefäß, umwickelte den Henkel desselben mit weißer Wolle, that in das Gefäß selbst ein Gemisch von allerlei

Früchten, mit reinem Waſſer und Oel, und ſtellte dieſe Spende zu Ehren des beſagten Gottes in die Vorrathskammer

Sie war eben mit ihrem frommen Werke zu Ende, als ſie bemerkte, daß der Thürhüter einen Sklaven einließ, der einen großen fremden Vogel mit langem Schwanzgefieder, die Füſſe zuſammengebunden, auf den Armen dahergetragen brachte.

Der Sklave ſagte, dieſer Vogel gehöre dem Perikles, ſetzte denſelben ab, und ging ſeines Weges

Teleſippe verwunderte ſich, und wußte nicht recht, was ſie von der Sache halten ſollte.

Hatte Perikles den Vogel auf dem Markte eingekauft, und ſollte derſelbe für die Mahlzeit gerupft und gebraten werden?

Aber Perikles pflegte ſich ja ſonſt ſehr wenig um häusliche Dinge zu kümmern.

Sie beſchloß die Rückkehr des abweſenden Gatten zu erwarten. Vorläufig ließ ſie den Vogel in den kleinen Hühnerhof des Hauſes bringen.

Jetzt huſchte eine Frauengeſtalt, begleitet von einer Sklavin, zur äußeren Thüre herein, und als Teleſippe derſelben entgegentrat, wickelte ſich aus dem dichten Himation das wohlbekannte Haupt und Angeſicht ihrer Freundin Elpinike los.

Die Mienen Elpinike's zeigten diesmal einen ungewöhnlichen Ernſt. Ihr Weſen war erregt, ihre Bewegung haſtig, ihre Augen rollten unſtät und ihre Lippen zitterten, wie vor Ungeduld, etwas zu ſagen, ſich auszuſchütten, ſich eines wichtigen Geheimniſſes zu entlaſten.

„Teleſippe," ſagte ſie, „entferne alle Zeugen, oder ziehe dich mit mir zurück in das Innerſte deiner Gemächer!"

Die Gattin des Perikles war es nicht ganz ungewohnt, ihre Freundin in ſolch' aufgeregter Art bei ihr ſich einführen zu ſehen. Hatte dieſe doch vielen Verkehr und bildete gleichſam des weiblichen Stadtgeſpräches Mittelpunkt. Sie wußte viel

und warf den Zunder aufregender Neuigkeiten in die Stille ſo mancher Frauengemächer. Als die beiden im innerſten Gelaſſe des Hauſes allein und ungeſtört waren, begann die Schweſter Kimons mit einer Art von Feierlichkeit:

„Teleſippe, was hältſt du von der Treue deines Gemahls?“

Teleſippe wußte nicht ſogleich, was ſie ſagen ſollte.

„Was hältſt du von der Neigung deines Mannes für unſer Geſchlecht im Allgemeinen?“ fuhr Elpinike fort.

„Ach,“ erwiderte Jene, „der Kopf dieſes Mannes ſteckt ſo gänzlich voll von Staatsgeſchäften“ . . .

„Daß er an die Weiber nicht mehr denkt, meinſt Du?“ fiel die Schweſter des Kimon ein, und verzog den Mund zu einem mitleidig-ſpöttiſchen Lächeln. „Natürlich!“ fuhr ſie lauernd fort, „du vor Allen mußt es wiſſen, als ſeine angetraute Ehefrau, als ſeine rechtmäßige Lagergenoſſin!“

Freilich!“ erwiderte harmlos das Weib des Perikles.

Elpinike ergriff ihre Hand, lächelte noch einmal mitleidig, und ſagte:

„Teleſippe, iſt deines Mannes Art und Weſen dir unbekannt? Denke doch ein wenig nach! Erinnere dich an die ſchöne Chryſilla — die Geliebte des tragiſchen Dichters Jon, welcher dein Gatte, wie alle Welt weiß, eine geraume Zeit hindurch den Hof machte“ —

„Aber das iſt nun wohl lange vorbei!“ entgegnete Teleſippe

„Möglich!“ ſagte die Schweſter des Kimon. „Aber iſt in der letzten Zeit niemals ein Verdacht in dir aufgeſtiegen? Hat nichts in deines Mannes Betragen dich mehr als ſonſt befremdet? nichts deine Seele mit Ahnungen böſer Art erfüllt?

Jene beſann ſich und ſchüttelte das Haupt.

„Arme Freundin!“ rief Elpinike. „So trifft es dich denn unvorbereitet und du vernimmſt Alles auf Ein Mal!“ —

„Sprich!“ ſagte die Gattin des Perikles.

„Iſt der Name Aspaſia noch nicht zu deinen Ohren gedrungen?“ fragte Elpinike.

„Der Name iſt mir fremd!“ erwiderte Jene.

„So höre!“ ſprach die Schweſter des Kimon „Aspaſia iſt der Name einer jungen Mileſierin, welche, die Götter wiſſen durch welche Irrfahrten und Abenteuer, nach Megara verſchlagen, und von dort durch deinen ehemaligen Gatten, Hipponikos nach Athen herübergebracht wurde. Ich denke, dir iſt nicht unbekannt, von welcher Art, und was ſie werth ſind, dieſe Mileſierinnen, dieſe Jonierinnen überhaupt, dieſe Weiber von den jenſeitigen Küſten? Es ſind Bachantinnen, welche ſich über Griechenland verbreiten, und mit brennenden Fackeln die Herzen der Männer in Brand ſtecken. Aspaſia iſt von allen dieſen Bachantinnen die gefährlichſte, die durchtriebenſte, die ſchlaueſte, die verwegenſte! . . . In die Schlingen dieſes Weibes iſt dein Gatte gefallen!“ —

„Was ſagſt du?“ rief betroffen das Weib des Perikles. „Wo findet er ſich mit dieſer Fremden zuſammen?“

„Im Hauſe des Hipponikos!“ verſetzte Elpinike. „Denn ſie wohnt im Hauſe des Hipponikos. — Dort haben dieſe Hetären ihre Zuſammenkünfte. Dort werden Orgien gefeiert, Orgien, Teleſippe — ſchauerlich iſt's, was man ſich zuflüſtert von den Orgien im Hauſe des Hipponikos! Und dein Gatte mitten darin! — Aber das iſt noch nicht das Schlimmſte. Gib Acht! er verſchwendet ſeine Habe mit der mileſiſchen Buhlerin! Er macht ihr Sklaven, Hausrath, Teppiche, Tauben, ſprechende Staare, alles Mögliche zum Geſchenke! Seit geſtern iſt das Alles ſtadtbekannt! Bisher trieb man's ſo geheim als möglich. Es verbreitete ſich ſo ſchnell wie ein Lauffeuer. Denn geſtern hat Perikles ſeinem ſchamloſen Treiben die Krone aufgeſetzt. Geſtern hat er von Pyrilampes einen fremdländiſchen Vogel, einen Pfau, gekauft für die Mileſierin Aspaſia! Alle Welt ſpricht

heute von diesem Pfau. Und diesen Morgen ist der Vogel von einem Sklaven des Pyrilampes in das Haus des Hipponikos getragen worden. Ich selbst habe auf dem Wege hieher mit Leuten gesprochen, welche jenen Sklaven den Pfau auf den Armen tragen sahen. Aber nun denke dir! Dieselben Leute erzählten mir, der Pfau sei im Hause des Hipponikos nicht angenommen worden; die Milesierin wohne nicht mehr bei Hipponikos! Merkst du, wie das zusammenhängt? Sie ist von Hipponikos weggezogen in ein anderes Haus. Und wer hat ihr dies andere Haus gekauft oder gemiethet? Dein Gatte Perikles! — Was starrst du mir so nachdenklich in's Gesicht?"

„Ich denke nach", sagte Telesippe, „über den ausländischen Vogel, von dem du mir erzählst. Wenige Augenblicke bevor du kamst, ist ein fremder Vogel von einem Sklaven hieher in's Haus gebracht worden, mit dem Bedeuten, Perikles habe ihn gekauft."

„Wo ist der Vogel? rief Elpinike. Telesippe führte ihre Freundin in den Hühnerhof, wo der junge Pfau kläglich zappelnd auf dem Boden lag, denn man hatte ihm noch gar nicht die Bande von den Füssen genommen.

„Es ist der Pfau!" sagte Elpinike; „gerade so habe ich die Pfaue des Pyrilampes beschreiben hören. Die Sache ist klar. Der Pfau ist im Hause des Hipponikos nicht angenommen worden; der Sklave wollte oder konnte die Milesierin selbst nicht weiter suchen, und brachte den Vogel kurzweg hieher zu dem Käufer. Das ist Götterfügung, Telesippe! Bringe doch der Hera ein Opfer, der Schützerin und Rächerin heiliger Bande!"

„Unseliger Vogel!" rief Telesippe und warf einen Blick des Zornes auf das Thier, „du sollst nicht umsonst in meine Hände gefallen sein!"

„Schlachte ihn!" rief die Schwester des Kimon; „schlachte ihn und schmore ihn am Feuer, und bereite deinem treulosen Gatten ein Thyestesmahl damit!" —

„Das will ich!“ erwiderte Teleſippe, „und Perikles darf mir nicht einmal einen Vorwurf machen. Um einen Vogel wie dieſen, frei umher gehen zu laſſen, hat unſer Hühnerhof zu geringen Umfang. Wenn er ihn alſo kaufte, ſo konnte ich nur vorausſetzen, daß derſelbe gerupft und geſchmort und gegeſſen werden ſolle. Perikles muß ſchweigen. Er kann gegen dieſe Entſchuldigung nichts einwenden. Er ſoll ſchweigen und heimlich berſten vor Aerger, wenn ich ihm den Vogel gebraten vorſetze. Und erſt wenn er die verwünſchte Speiſe grollend hinabwürgt, will ich meinen Mund öffnen, um das Bild ſeiner offenbar gewordenen Schändlichkeit ihm rückhaltlos vor Augen zu ſtellen!“

„Du thuſt wohl!“ ſagte Elpinike, und rieb ſich lächelnd die Hände.

„Siehſt du nun“, fuhr ſie fort, „von welcher Art die Staatsgeſchäfte ſind, die deinen Gemahl ſeiner rechtmäßigen ehelichen Lagergenoſſin entfremden?“

„Seine Freunde ſind es, die ihn verderbt haben!“ ſagte Teleſippe. „Sein Herz iſt allenthalben leicht zu entflammen, immer offen iſt es für jeglichen Eindruck. Der Umgang mit Götterleugnern hat ihn unfromm gemacht. Ja, er iſt unfromm geworden, er betreibt den häuslichen Dienſt der Götter mit lauem Gemüthe, und thut oder duldet Manches dieſer Art im Hauſe nur um meinetwillen. Du erinnerſt dich, wie er kürzlich einige Tage am Fieber krank lag. Du riethſt mir, ein Amulet um ſeinen Hals zu hängen, einen Ring mit eingeritzten magiſchen Zeichen, oder ein mit wirkſamen Sprüchen beſchriebenes Stück Pergament, in Leder genäht. Ich verſchaffte mir ein ſolches Amulet, und hing es dem Kranken um den Hals. Er lag in halbem Schlummer und achtete nicht darauf. Bald darnach kam einer ſeiner Freunde, um ihn zu beſuchen. Als dieſer das Amulet auf der Bruſt des Perikles erblickte, nahm er es weg, und warf es bei Seite. Perikles erwachte aus ſeinem Halbſchlummer; da ſagte der Freund zu ihm, wie mir ein

Sklave erzählte, der eben ihm Gemache war: „Die Weiber haben dir ein Amulet um den Hals gehängt: ich bin ein aufgeklärter Mann, und habe das Ding hinweggenommen!“ — „Es ist gut;“ erwiderte Perikles, „aber ich würde dich für noch aufgeklärter gehalten haben, wenn du es hättest hängen lassen.“

„Das war gewiß Einer von den neumodischen Bildnern,“ sagte Elpinike. „Ich habe den Perikles nie geliebt — wie hätte ich den Nebenbuhler meines herrlichen und unvergleichlichen Bruders lieben können? Aber er ist mir sogar verhaßt geworden, seit er sich ganz und gar zum Spiel- und Werkzeug in den Händen des Pheidias, des Iktinos, des Kallikrates, und all' jener Leute gemacht hat, welche jetzt mit ihrem ehrsüchtigen Treiben so viel Lärm machen und welche jedes echte Verdienst in den Hintergrund drängen. Weißt du, daß, während alle Diese mit Meißel und Kelle sich auf der Akropolis wichtig machen, der edle Polygnotos, der treffliche Meister, welchen mein Bruder Kimon so hoch schätzte, müßig gehen muß?“

Elpinike ergoß sich noch einige Zeit in Klagen solcher Art, erhob sich aber doch zuletzt, um zu gehen. Teleſippe begleitete sie bis ins Peristyl. Dort unterredeten die Beiden, nach Art der Frauen, welche beim Abſchiede ſchwer das letzte Wort finden, noch eine Weile zwiſchen Thür und Angel ſich lebhaft über die große Angelegenheit des Tages.

Da wurde plötzlich die äußere Pforte geöffnet und ein Jüngling trat ins Haus.

Der Jüngling war von auffallender Schönheit.

Die beiden Frauen hätten beim Anblick eines fremden männlichen Ankömmlings, der ſtrengen atheniſchen Sitte gemäß, ſich zurückziehen ſollen. Aber ſie waren wie feſtgebannt.

Und war es denn ein Mann, war es nicht ein bartloſer Jüngling, was ſie erblickten?

Auch hatte, bevor Teleſippe ſich recht beſinnen konnte,

Dieſer ſchon ebenſo beſcheiden als anmuthig ſich an ſie mit der Frage gewendet, ob Perikles im Hauſe und geneigt ſei, den Beſuch eines Fremden zu empfangen.

„Mein Gemahl iſt ausgegangen!“ erwiderte Teleſippe.

„Ich freue mich, ſeine Gemahlin, die Herrin des Hauſes begrüßen zu dürfen!“ ſagte der Jüngling. „Ich bin,“ fuhr er fort, die rauhklingenden Namen wie mit Abſicht ſchärfer betonend, „Paſikompſos, der Sohn des Exekeſtides aus —“, er durfte nicht ſagen aus Milet, denn ein Blick auf die beiden Frauen, in deren Hände er gefallen war, hatte ihn belehrt, daß er mit der Nennung des fröhlichen Milet hier keinen beſonders günſtigen Eindruck machen würde. Den geringſten Verdacht erregte er jedenfalls, wenn er aus dem ſittenſtrengen Sparta kam —

„Ich bin“, ſagte er alſo, „Paſikompſos, der Sohn des Exekeſtides aus Sparta. Meines Vaters Exekeſtides Vater Aſtrampſychos war mit dem Vater des Vaters des Perikles verbunden durch Bande der Gaſtfreundſchaft.“

Als Elpinike, die Lakonerfreundin, hörte, der Jüngling komme aus Sparta, war ſie entzückt.

„Willkommen, Fremdling!“ ſagte ſie, „wenn du aus dem Lande der guten alten Sitte kommſt! Aber welcher Mutter Sohn biſt du, daß du, ein Sproß des rauhen Sparta, ſo reichumlockt, und ſo ſchlanken, geſchmeidigen Weſens erſcheinſt?“

„Ich ſchlug aus der Art!“ erwiderte der Jüngling. „Man hat mich daheim zu Sparta immer für ein Weib gehalten. Und doch habe ich vor Keinem gezittert, der ſich mit mir meſſen wollte. Ich habe Manchen vor mir im Staube geſehen. Aber das half nichts. Sie nahmen mich doch immer für ein Weib. Das bekam ich ſatt, und um den Spöttern auszuweichen, beſchloß ich in die Fremde zu gehen, und nicht früher ins rauhe Sparta zurückzukehren, als bis mir ein Bart um

das Kinn und die Lippen geſproßt ſein würde. Einſtweilen denke ich mich hier zu Athen den ſchönen Künſten, welche da blühen, zu widmen."

„Ich werde dich dem edlen Meiſter Polygnotos empfehlen;" ſagte Elpinike; „ich hoffe, du biſt ein Maler, nicht einer von den hier zu Lande ſchon ſo zahlreichen und übermüthigen Steinklopfern!"

„Allerdings habe ich Steine zu klopfen nicht gelernt," verſetzte der Jüngling; „aber vom Farbenauftrag glaube ich etwas zu verſtehen, ſo gut als irgend Einer meines Geſchlechts, obgleich ich ſolche Kunſtausübung vor der Hand nicht nöthig habe, denn ich zehre, den Göttern ſei Dank, von den eigenen Mitteln —"

„Wie gefällt dir Athen?" fuhr Elpinike zu fragen fort, „und wie gefallen dir ſeine Bewohner?"

„Sie würden mir wohlgefallen," ſagte der Jüngling, „wenn ſie alle ſo ehrwürdig und ſo liebenswürdig zugleich wären, wie die, welche die Götter ſo bald nach meiner Ankunft mich in dieſem Hauſe begegnen ließen" —

„Jüngling!" rief Elpinike begeiſtert, „du machſt deiner Heimat Ehre! Ach, wenn unſere atheniſche Jugend doch auch ſo artig und ſo beſcheiden wäre! O glückliches Sparta! glückliche ſpartaniſche Mütter und Frauen und Jungfrauen!" —

„Iſt es wahr," nahm Teleſippe das Wort, „daß die ſpartaniſchen Frauen die ſchönſten in ganz Hellas ſind? Ich habe das oft verſichern hören."

Der Jüngling ſchien nicht angenehm berührt von dieſer Frage. Seine Naſenflügel geriethen in eine leiſe Bewegung, und ſeine Lippen zuckten ein wenig, als er geringſchätzend ſagte:

„Wenn derbe Geſtalt Eins iſt mit weiblicher Schönheit, dann ſind die ſpartaniſchen Frauen die ſchönſten!" — „Wenn aber Feinheit und Adel der Formen entſcheidet," fügte der

lockige Fremdling nach einer kleinen Pauſe mit dem liebenswürdigſten Lächeln von der Welt hinzu, und ließ dabei ſeinen Blick über Geſtalt und Antlitz Elpinikes gleiten, „ſo iſt es billig, den Preis der Schönheit den Athenäerinnen zuzuerkennen!“

„Spartaniſcher Jüngling,“ ſagte Elpinike. „du ſprichſt, wie der Meiſter Polygnotos ſprach, als er mit meinem Bruder Kimon von Thaſos nach Athen herüberkam, und mich bat, für die ſchönſte der Töchter des Priamos auf dem Bilde, mit welchem er die bunte Halle ſchmückte, meine Züge entlehnen zu dürfen. Ich ſaß ihm fünfzehn Tage lang in der bunten Halle, und er malte mich Zug für Zug.“

„Du biſt Elpinike, die Schweſter des Kimon?“ rief der Jüngling mit lebhafter Geberde des Erſtaunens. „Sei mir gegrüßt! Von dir und deinem Bruder Kimon, dem Lakonerfreund, ſprach mir mein Großvater Aſtrampſychos zu Sparta, wenn er mich als Knabe auf den Knien ſchaukelte! Und genau wie er dich mir ſchilderte, ſo ſtehſt du vor mir! Und nun erinnere ich mich auch an die ſchönſte von Priamos Töchtern auf dem Bilde des Polygnotos. Ich ſah ſie geſtern als ich durch die bunte Halle ging und ich weiß nicht, ſoll ich mehr dem Bilde des Polygnotos Glück wünſchen, daß es dir ſo ähnlich ausgefallen, oder dir, daß du jenem Bilde ſo ähnlich biſt!“ —

Die Schweſter des Kimon ſtand da, Hoheit in den Mienen. Aber eine Thräne drang ihr ins Auge, und ſie mußte dieſelbe hinwegwiſchen. Ihr Herz war berauſcht. Wie dieſer junge Sparter zu ihr ſprach, ſo hatte ſeit dreißig Jahren kein heimiſcher Jüngling mehr zu ihr geſprochen. Sie hätte ganz Sparta, ſie hätte alle Sparter umarmen mögen, und ſie durfte nicht einmal dieſen Einen, der vor ihr ſtand, dem Drange ihres Buſens folgend, umarmen! Aber ſie lohnte ihn mit einem zärtlichen Blicke.

„Amykle", sagte jetzt die Gattin des Perikles, sich zu einem Weibe wendend, das, mit irgend einer häuslichen Verrichtung beschäftigt, im Peristyl erschien, „hier magst du einen Landsmann begrüßen: der Jüngling kommt aus Sparta!" — Und zu dem Jüngling wendete sie sich mit den Worten: „Dies Weib war die Amme des kleinen Alkibiades, welchen mein Gemal, als den ihm blutsverwandten verwaisten Sproß des Kleinias, ins Haus genommen. Die gesunden und kräftigen Lakonerinnen sind ja als Ammen überall gesucht. Wir haben Amykle lieb gewonnen, und gegenwärtig dient sie uns als Schaffnerin im Hause."

Der Jüngling erwiderte die kurze Begrüßung, welche das derbe, rothwangige, vollbusige Lakonerweib in ihrer breiten heimischen Mundart an ihn richtete, mit einem spöttischen Lächeln, und die Amme ihrerseits musterte mit Blicken, in welchen sich einiger Zweifel spiegelte, die feinen und dabei weichlichen, fast üppigen Glieder des angeblichen Stammesverwandten.

„Zu solchen derben, wuchtigen Formen," sagte Telesippe, der sich entfernenden Schaffnerin nachblickend, „wachsen diese Lakonerfrauen heran."

„Hätten sie nicht den großen Ammenbusen," sagte der Jüngling, „so würde man sie für Lastträger halten. Nun mögt ihr, in so weit von den Ammen auf die Jungfrauen zurückzuschließen erlaubt ist, euch die Spartermädchen vorstellen, welche laufen, ringen, springen, sich im Diskos- und Speerwurf üben, und mit den Jünglingen sich in Wettkämpfe einlassen. Sie sind derb und keck und tragen das Röckchen kurz, kaum bis ans Knie und obendrein noch an der Seite aufgeschlitzt" —

Unbemerkt von den Frauen, hatte inzwischen der Knabe Alkibiades sich ins Peristyl geschlichen, hatte den fremden schönen Jüngling betrachtet und die letzten Worte desselben mitangehört.

„Wie aber werden die spartaniſchen Knaben erzogen?“ fragte er, plötzlich hinter einer Säule hervortretend und mit ſeinem tiefdunklen prächtigen Augenpaare dem Fremden gerade ins Geſicht blickend.

Dieſer war überraſcht durch die plötzliche Erſcheinung des anmuthvollen Knaben.

„Das eben iſt der kleine Alkibiades, der Sohn des Kleinias!“ ſagte Teleſippe.

„Alkibiades,“ fuhr ſie fort, zu dem Knaben ſelbſt gewendet „mache deinen Erziehern nicht Unehre durch Unbeſcheidenheit! Ein Sparterjüngling iſt's, vor dem du ſtehſt!“

Der Fremde neigte ſich zu dem Knaben hinab, um ihn auf die Stirne zu küſſen.

„Unbeſchuht,“ ſagte er hierauf zu ihm, „gehen in Sparta die Knaben, ſchlafen auf Stroh, Schilf oder Rohr, dürfen ſich niemals völlig ſatt eſſen, werden jährlich einmal am Altare der Artemis, zur Abhärtung gegen Schmerzen, bis aufs Blut gegeißelt, erhalten Unterricht in jeder Art von Turnübung, im Gebrauche der Waffen, in Waffentänzen, und in der Kunſt zu ſtehlen, ohne ſich ertappen zu laſſen; dagegen brauchen ſie die Buchſtaben nicht zu lernen, und es iſt ihnen ausdrücklich verboten, ſich öfter als ein oder zwei Mal im Jahre zu baden und zu ſalben“ —

„Pfui!“ rief der kleine Alkibiades.

„Im Uebrigen,“ fuhr der Fremde fort,“ ſind ſie immer in Rotten zuſammengeordnet und die Jüngeren haben Aeltere zu Freunden, von welchen ſie allerlei Tüchtiges zu lernen ſuchen, um deren Beifall ſie buhlen, und welchen ſie mit Leib und Seele überall ergeben ſind.“

„Wenn ich ein Sparterknabe ſein und einen ſolchen Freund wählen müßte,“ ſagte der Kleine mit funkelnden Augen, „ſo würde ich Dich wählen!“

Der Jüngling lachte und beugte sich noch einmal zu dem Knaben hinab, um ihn zu küssen.

In diesem Augenblick zeigte sich in den Zügen Elpinike's, welche bisher ruhig neben dem Jüngling, in seiner unmittelbaren Nähe, gestanden, urplötzlich eine Aufregung sonder Gleichen.

Es war als ob ein Schauer ihre Glieder durchzuckte.

Hastig zog sie Telesippe bei Seite und flüsterte ihr leise zu:

„Telesippe, dieser Jüngling" —

„Nun?" fragte Jene ebenso leise.

„O Zeus und Apollon!" seufzte die Schwester des Kimon mit v 'erdrückter Stimme.

„Was ist's?" fragte Telesippe gespannt

Wieder näherte sich Elpinike dem Ohr der Freundin.

„Telesippe", flüsterte sie, „ich sah vorhin" —

„Was sahst du?" fragte das Weib des Perikles ängstlich.

„Als der Fremde sich mit halbem Leibe zu dem Knaben hinunterneigte und der Rand des Chitons an seiner Brust sich ein wenig lüftete, da sah ich" — Neuerdings erstickte die Aufregung den Laut in der Kehle der Schwester des Kimon.

„Was sahst du?" fragte nochmals Telesippe.

„Ein Weib!" stieß Elpinike heraus.

„Ein Weib?"

„Ein Weib! — Es ist die Milesierin. Schicke den Knaben hinweg und überlaß mir das Uebrige!"

Telesippe befahl dem Knaben, zu seinen Gespielen zurückzukehren. Er wollte nicht; er wünschte bei seinem „Freunde" zu bleiben. Telesippe mußte Amykle rufen, um den Widerspenstigen hinwegzuführen.

Nachdem dies geschehen, warf Elpinike ihrer Freundin einen bedeutungsvollen Blick zu, richtete sich sodann stolz und streng empor, trat auf den Fremden zu und sah ihm eine Zeitlang mit durchdringendem Auge ins Gesicht.

Der Fremde verſuchte Anfangs den Blick der Schweſter des Kimon auszuhalten.

Aber ihr Blick ſchien den ſeinigen zu packen und feſtzuhalten, wie der Häſcher den ertappten Verbrecher. Unwillkürlich machte der Blick des Schuldbewußten einen leiſen Verſuch ſich dem Banne des Häſcherblicks zu entziehen — und jetzt erſt, nachdem ſie aus dieſem Zweikampf der Augen als Siegerin hervorgegangen, brach Elpinike das gewitterſchwüle Schweigen und begann in ſchneidigem Tone:

„Spartaniſcher Jüngling! Iſſeſt du gerne gebratene Pfaue? Perikles wird heute einen ſolchen auf ſeiner Tafel haben. Möchteſt du nicht ſein Gaſt ſein?“

„Ja,“ nahm Teleſippe das Wort, und der Ausdruck ihres Angeſichts überbot beinahe noch den vernichtenden Hohn Elpinikes: „Ein Pfau von Pyrilampes iſt's! Ein Pfau, den geſtern Perikles gekauft. Er wollte ihn einer joniſchen Buhlerin zum Geſchenk machen, aber nun zieht er vor, ihn gebraten zu eſſen!“

„Bürſchchen,“ rief Elpinike von der andern Seite, „iſt es wahr, daß deine Altersgenoſſen am Eurotas behauptet haben, du ſeieſt ein Weib? Denke! auch hier zu Athen gibt es Leute, welche behaupten, daß du kein Mann biſt, ſondern — eine Hetäre von Milet!“ —

„Elende!“ rief nun wieder Teleſippe mit rückhaltloſem Zorn; „genügte dirs nicht, daß du die Männer außerhalb des Hauſes buhleriſch bethörſt? Mußt du dich einſchleichen ſogar in's Heiligthum des häuslichen Herdes? Scheu'ſt du nicht die Götterbilder dieſes Hauſes, welche mit Blicken des Unmuths auf die Störerin und Entweiherin der geheiligten Familienſtätte herunterblicken? — Stelle dich geſalbt und geſchmückt vor deines eigenen Hauſes Thür, und ziehe die Vorübergehenden am Gewande hinein! — Wie? du wagſt es noch immer, mir in's Angeſicht zu blicken? Du gehſt noch nicht?“ —

„Rufe Amykle herbei", sagte die Schwester des Kimon zur empört aufwallenden Freundin, „damit sie mit ihren echten Lakonerfäusten diesen unechten „Landsmann", diese üppige milesische Zierpuppe, zur Thüre hinausstoße!" —

„Vorher," rief Telesippe, welche, nachdem ihr schwerbewegliches Wesen einmal erregt war, nun immer heftiger aufbrauste: „vorher will ich ihr noch das Auge mit diesen Fingern aus dem Gesichte kratzen — ihr das erborgte Truggewand von den Gliedern reißen!"

In dieser Weise tobten die beiden Frauen, jene zur Linken, diese zur Rechten der verkleideten und entlarvten Milesierin gestellt, schrankenlos sich ereifernd auf sie ein.

Diese selbst ließ die erste und heftigste Flut der Beschimpfungen über sich ergehen, bis die Zornentfesselten, wie verblüfft über die ruhige Fassung der Geschmähten, beide zugleich einen Augenblick verstummten.

Dann aber begann sie:

„Habt ihr nun eure schärfsten, eure giftgetränktesten Pfeile versendet? Ich habe diesen Hagel eurer Zorngeschosse ruhig über mein Haupt ergehen lassen, denn ich begab mich nun einmal in die Gefahr, ich wagte mich in den Bereich dieser zornigen Hausgötter, und ich habe, obgleich ihr mein Kleid Lügen straft, doch so viel Männliches in mir, um mich in das, was begreiflich und unausbleiblich ist, zu finden. Aber auch du, o Herrin des Hauses Telesippe, und du, ehrwürdige Elpinike, werdet es begreifen und ertragen, daß ich auf so viele Anreden Einiges, wenn auch in einem Tone, der mit dem eurigen nichts gemein haben will, erwidere. — Was ist es denn, Herrin Telesippe, angetraute Gemahlin des großen Perikles, um dessentwillen du mich in so harten Worten schmähst und beschuldigst? Sage, was hab' ich dir geraubt? Deine Hausgötter? deine Kinder? deinen guten Ruf? deinen Tugendstolz? deine Habe? dein Geschmeide? deine Salben- und Schminktöpfe? Nichts von all'

dem! Nur ein Kleines kann ich dir entriſſen zu haben ſcheinen: Das, was dir das Letzte war von Allem, was du ſelber preisgegeben, was du im Grunde nie wahrhaft beſeſſen, was du zu erwerben und zu erhalten niemals ernſtlich bedacht geweſen: die Liebe deines Gatten! Und wenn es in der That ſich ſo verhielte, wenn dein Gatte mich liebte dich aber nicht, wäre es meine Schuld? Nein! es wäre die deine! Bin ich nach Athen gekommen, um die Athener zu zwingen, ihre Frauen zu lieben? Beſſer geziemt es und leichter fällt es mir, die atheniſchen Frauen zu lehren, wie ſie es anfangen ſollen, um von ihren Männern geliebt zu werden. Ihr atheniſchen Hausfrauen, kindergebärende Sklavinnen, verkümmernd in der Verborgenheit eurer Frauengemächer, ihr verſteht ſie nicht, dieſe Kunſt, des Mannes Herz zu unterjochen, und ihr zürnt uns Jonierinnen, weil wir ſie verſtehen? Iſt es ein Verbrechen, ſie zu verſtehen? Nein! es iſt ein Verbrechen, ſie nicht zu verſtehen! Was heißt geliebt werden? Es heißt gefallen! Willſt du geliebt werden, ſo gefalle! Da hilft nicht Band, nicht Eidſchwur, nicht Berufung auf göttliches oder menſchliches Geſetz; da gilt nur der Wahrſpruch: Wiſſe zu gefallen! — Und wann gefällt das Weib? Vor Allem wenn es will! Und womit muß es zu gefallen ſuchen? Mit Allem was gefällt. Nicht lange wird es feſſeln, wenn es bloß die Sinne beſticht, nicht lange, wenn es bloß die Einbildungskraft bezaubert, oder den Geiſt anſpricht, oder das Herz rührt — es muß das Alles in ſich zu vereinigen wiſſen, es muß, um es mit Einem Worte zu ſagen, liebenswürdig ſein! — Aber um den Sieg der Liebenswürdigkeit zu vollenden und fremde Leidenſchaft deſto ſicherer zu erwecken, wird es die eigne ſorgfältiger zu verbergen als zu verrathen ſuchen. Ernüchternd wirkt des Weibes zuvorkommende Glut auf den Entflammten, anwidernd auf den Erkalteten. Sie beginnt damit, den Mann ſtolz zu machen, und endet damit, ihn zu langweilen. Des

Mannes Langweile aber iſt des Eheglücks, der Frauenherrſchaft ſich'res Grab. Koſen oder grollen, girren oder fluchen mag der Mann, gleichviel! nur gähnen, gähnen darf er nicht! — Du, o Teleſippe, thateſt zu wenig und zu viel: zu wenig, denn du boteſt dem Gatten nur deinen Leib und deine Treue; zu viel, denn du brachteſt ihm das, was du boteſt, dar, wie auf dem Teller die Speiſe! Das Weib ſoll aber nicht Speiſe auf dem Teller ſein, noch Geräth im Hauſe, noch Sklavin, ſelbſt nicht „Ehefrau," wie man es nennt, denn Hymen iſt das Eros räuberiſcher Feind. Täglich neu muß es um ſich werben laſſen, und die wunderliche Kunſt muß es verſtehen, Abends als Braut ſein Lager zu beſteigen, und des Morgens als Mädchen wieder aufzuſtehen! — Das ſind die Regeln jener Kunſt; befolge ſie, wenn du willſt und wenn du kannſt. Wo nicht, ſo verzichte auf Das, was durch dieſe Kunſt gewonnen wird, und gönne neidlos Anderen, die Früchte derſelben zu ernten!" —

So ſprach Aspaſia.

Hochmüthig aber blickte das Weib des Perikles auf ſie herab und verzog die Winkel des Mundes zu einem verachtenden Lächeln.

„Behalte ſie für dich, die Weisheit deiner Buhlerkünſte," ſagte ſie, „du magſt ihrer bedürfen. Unterlaß' es, mich belehren zu wollen, wie man eines Mannes Wohlgefallen und Hochſchätzung gewinnt, mich, die der Archon Baſileus zur Gattin haben wollte! Was glaubſt du denn zu erreichen mit all' deinen Künſten, du, die Fremde, die Buhlerin? Du kannſt mir den Gatten verlocken zu heimlicher Buhlſchaft, aber fremd bleibſt du ſeinem Hauſe, ſeinem Herd; und ſelbſt, wenn er mich verſtieße, du kannſt ſein vollberechtigtes Weib nicht werden, du kannſt ihm keinen rechtmäßigen Erben gebären, denn du biſt eine Hergelaufene, du biſt keine Athenerin! Ob mein Gemahl nach mir mit Liebesſeufzern girrt, oder nicht, gleichviel: ich ſtehe waltend hier am Herd ſeines Hauſes; ich bin

des Hauſes Herrin, du aber biſt ein Eindringling. Ich ſage dir: „Geh!“ und du mußt gehorchen!“ —

„Ich gehorche und gehe! erwiderte Aspaſia. — „Wir haben ehrlich getheilt!“ fügte ſie ſcharfbetonend hinzu. „Dir ſein Haus und Herd, mir ſein Herz! — „Behaupte nun Jede das Ihrige! — Lebe wohl, Teleſippe!“ —

Mit dieſen Worten entfernte ſich Aspaſia.

Teleſippe und Elpinike waren wieder allein. Elpinike billigte den Stolz ihrer Freundin, lobte die Antwort, welche ſie der Fremden gegeben

Nach erneutem langen Zwiegeſpräch entfernte auch ſie ſich; das Weib des Perikles ging an die Beſorgung häuslicher Angelegenheiten.

Der kleine Alkibiades ſprach den Tag über viel von ſeinem „ſpartaniſchen Freunde,“ zum Aerger der ehrlichen Amykle, welche dabei den Kopf ſchüttelte und ſagte:

„Jenes Bürſchchen iſt niemals durch den Eurotas geſchwommen!“

Teleſippe verbot Beiden, jenes Fremden in Gegenwart des Perikles zu gedenken.

Der Tag verſtrich, die Stunde des Mahls war herangekommen.

Perikles war heimgekehrt und ging mit den Seinen zu Tiſche.

Er aß von den Speiſen, welche aufgetragen wurden, beantwortete die Fragen des kleinen Alkibiades und der beiden anderen Knaben, und richtete zuweilen auch ein Wort an Teleſippe, welche jedoch in ein halb finſteres, halb höhniſches Stillſchweigen verſunken blieb.

Perikles ſah die Menſchen um ſich gern heiter. Das herbe, ſchweigſame Weſen ſeiner Gattin machte ihn unruhig.

Nun wurde noch ein Gericht aufgetragen. Es war der gebratene Pfau.

Perikles warf einen sonderbaren Blick auf den Vogel.

„Was ist das?“ fragte er.

„Das ist der Pfau,“ erwiderte Telesippe, „der auf dein Geheiß diesen Morgen ins Haus gebracht wurde.“

Perikles verstummte. Nach einer Pause, während welcher er sich den Zusammenhang der Dinge klar zu machen suchte, fragte er in einem Tone, der aus der Brust des heldenhaften Mannes etwas gepreßt klang:

„Wer sagte dir, daß ich den Vogel gebraten haben wollte?“

„Was sonst?“ erwiderte Telesippe. „Um ein so großes Thier zu füttern und frei umhergehen zu lassen, ist unser Geflügelhof nicht groß genug. Ich konnte also nur denken, daß du den Vogel auf dem Markte eingekauft, damit er für das heutige Mahl bereitet werde. Warum auch nicht? Er ist schmackhaft, und trefflich gebraten. Versuche nur ein Stück!“

Damit legte sie ein schöngebräuntes Stück auf den Teller des Gatten.

Perikles, den sie den Olympier nannten, Perikles, der siegreiche Feldherr, der gewaltige Redner, der Lenker der Geschicke Athens, der mit würdevollem Gleichmuth auf die wildbewegte Masse der Athenäer wie auf die Heerhaufen anrückender Feinde im Schlachtgefild zu schauen pflegte, — er schlug die Augen nieder vor dem Stückchen Pfau, das ihm seine angetraute Gemahlin Telesippe auf den Teller legte.

Aber er faßte sich bald. Er erhob sich mit der Entschuldigung, daß er sich gesättigt fühle und wollte sich in seine Gemächer zurückziehen.

In diesem Augenblick that der kleine Alkibiades die Frage:

„Haben die Schwäne im Eurotas ebenfalls ein so prächtiges Gefieder wie dieser Pfau?“ —

Und ohne die zögernde Antwort abzuwarten, fuhr er fort:

„Amykle ist eine alte Thörin, wenn sie behauptet, daß mein spartanischer Freund niemals durch den Eurotas geschwommen!“

Bei dieſer Erwähnung eines ſpartaniſchen Freundes ſah Perikles erſt den Knaben und dann Teleſippe fragend an.

„Von welchem ſpartaniſchen Freunde ſprichſt du?“ ſagte er zuletzt

Weder der Knabe, noch Teleſippe gab ihm Beſcheid.

Perikles verließ den Speiſeſaal Teleſippe folgte ihm.

An der Schwelle der inneren Gemächer ſagte ſie leiſe, aber in ſcharfem Tone zu dem Gatten:

„Verbiete den mileſiſchen Buhlerinnen, dich hier in deiner Behauſung aufzuſuchen, damit ſie nicht auch ſchon die Knaben verführen. Gib ihnen dein Herz, dieſen Buhlerinnen, o Perikles, wenn du willſt; aber dein Haus, deinen Herd ſollen ſie nicht entweihen. Folge du Jenen, wohin du willſt, hier aber, in dieſem Hauſe, an dieſem Herde, behaupte ich mein Recht. Hier bin ich Herrin, ich allein!“

Seltſam ward Perikles berührt von dem Tone dieſer Worte. Das war nicht eines gekränkten Weiberherzens Laut, es war der verletzte kalte Stolz der Herrin des Hauſes.

Kühl erwiderte er den kühlen Blick der Sprecherin, und ſagte ruhig:

„Es ſei wie du ſagſt, Teleſippe!“ —

Denſelben Tag kam noch ein fremder Sklave zu Perikles mit ſchriftlicher Botſchaft.

Perikles öffnete ſie und las folgende Zeilen von der Hand Aſpaſias: „Ich habe das Haus des Hipponikos verlaſſen. Viel habe ich dir zu berichten. Beſuche mich, wenn du kannſt, im Hauſe der Mileſierin Agariſte.“

Perikles antwortete wie folgt:

„Komm morgen in das Landhaus des Dichters Sophokles am Kephiſſosufer. Du wirſt mich dort finden. Komm verkleidet, oder laß dich ohne Verkleidung in einer Sänfte dahin tragen.“

Sechstes Capitel.

Am Kephissosufer.

Wenn man in mitternächtiger Richtung die alte Stadt Athen verließ, etwas zur Linken gewandt den äußeren Kerameikos durchschritt, über die Gärten und Platanengänge der „Akademie“ hinaus seinen Weg fortsetzte, dann noch eine Strecke mitternachtwärts im Freien auf besonnter Straße zurücklegte, so erreichte man das anmuthige, hold umschattete Kephissosthal.

Man hatte beim Eintritt in dieses Thal sofort einen flüsternden, üppig grünenden Olivenwald zur Linken. Er erstreckte wie ein grüner Wall sich weithin immer zur Seite des Weges. Baumhoch sproßte dazwischen der Keuschlammstrauch, dessen blaue Blüte gegen das sanfte Grün der schmalen Blätter angenehm abstach. Epheuranken hingen von den Aesten überall herab; auch Taxusbäume wuchsen den Abhang empor und bedeckten ihn dergestalt, daß man nichts als Grünes sah.

Zur andern Seite des Weges aber, zur Rechten, kamen die kristallklaren Murmelwellen des Kephissos aus dem Innern des Thales über blitzend weiße Kiesel dem Wanderer entgegen gerieselt, hie und da in den Rosenlorber- und Keuschlammbüschen sich bergend.

Jenseits des Kephissos sah man aus einiger Entfernung den nicht minder lieblich umlaubten, sagenreichen Hügel Kolonos herüberwinken.

Ging man, nachdem man das Thal betreten, eine kurze Strecke zwischen dem Olivenhain und dem fließenden Gewässer

hin, so sah man am jenseitigen Ufer des Kephissos, auf wiesigem, sanft ansteigendem Boden einen anmuthigen Weiler im Schein der Sonne glänzen, umgrünt von einzelnen uralten, hochgewipfelten Cypressen, Platanen und Pinien, und von einem Garten, der fast bis an den Kephissos herüberreichte. Aber nicht bloß von dieser Seite erstreckte sich jenes Gartengelände bis an's Ufer des Flüßchens, sondern dieses, seinen Weg aus dem Innern des Thals gegen den Eingang desselben fortsetzend, machte eine Krümmung nach der rechten Seite hin, und bespülte sonach auch dort die Gründe, in welche der Frucht- und Blumengarten, der das Landhaus umgab, nach jener Seite hin auslief. Nur daß dort der Boden des Gartens einigermassen sich abdachte, und der Bach in seiner Vertiefung zwischen höherem, von den Strahlen der Sonne durchblitzten und von Nachtigallen durchtönten Gebüsch um so traulicher plätschernd dahinfloß.

In der Mitte des weiten Raumes zwischen diesem sich abdachenden Kephissosufer und dem Wohnhause stand ein von Rosen umbüschtes Gartenhäuschen. An den Ecken des Gartens trat Lorber-, Myrthen- und Rosengebüsch zu dichten, traulichverschwiegenen Lauben zusammen. Auch die Scharlachblüte des Granatbaums fehlte nicht. Doppelreihen von Oliven-, Feigen- und anderen Fruchtbäumen umsäumten, von einer dieser Lauben zur andern führend, den Garten.

Wo der Boden gegen den Kolonoshügel hin sanft anstieg, da bräunten sich an sonnigen Hängen die Trauben. Das ländliche Wohnhaus selbst umschlangen Rebengewinde, ja selbst an den Bäumen wanden sie in üppiger Fülle sprossend sich empor. Mit ihnen wetteiferte wuchernd der Epheu, dessen große schwarze Dolden von Wänden und Baumstämmen, nicht minder Trauben ähnlich, herunterhingen, und dessen üppiges Geblätter, sich fortschlängelnd, selbst das Gefild der thauigen Wiese besäumte.

Zwischen den blühenden Hecken und freien Rasenplätzen waren kleine Beete von Blumen angelegt. Wenig hatte von

den schöntraubigen Narzissen, vom goldenen Schmelz des Krokos, von den Lilien, Irisblumen und Veilchen die vorgerückte Jahreszeit und die kranzwindende Lust des Atheners übrig gelassen, aber unzählig flammten die Rosen überall, von Violen umsäumt, in purpurn lachenden Fluren auf dem Boden hin sich verbreitend, oder auf hohen Sträuchern prunkend, niemals angeweht von rauhen Winden, und allmorgendlich erfrischt vom reinsten Thaue des Himmels.

Leicht erscheint es, so der Dinge, die hier zu schauen waren, Namen und äußere Gestalt mit Worten anzugeben; unmöglich aber ist es, den heitern und glücklichen Frieden zu schildern, welcher über diesem üppig grünen, waldumsäumten, von den Wässern des Kephissos bethauten, von Nachtigallen durchschwärmten Thalgrunde verbreitet lag. Man war der lauten Stadt so nahe, und fühlte sich ihr doch weltenweit entrückt. Es war, als müsse der ländliche Gott Pan hier aus schattendunkler Waldstille treten, eine Najade dort unter helllaubigem Schattendach aus dem Bade der Kephissoswellen steigen. Weiter innen in der lauschigen Tiefe des Hains tummelten sich gewiß bocksfüssige Satyrn, und man konnte das Gekicher vollbusiger, reigenschlingender, oder auf grünem Laub zur Ruhe hingelagerter Hamadryaden vernehmen. Zuweilen ging ein Schauer durch die Kronen der Bäume, die in der reinsten Bläue des hellenischen Himmels zitterten, wie ein Wonneahnungsschauer, einherwehend vor dem Schritt des Freudengottes Dionysos. Will er etwa vom Thalgewässer des Kephissos erobernd hinaufstürmen gegen den von ernsten Kunden der Vorwelt umflüsterten Eumenidenhain auf dem Hügel Kolonos?

Aber auch der Reigen apollinischer Gefährtinnen war diesem Orte nicht fern. Hier hauf'te ja der Musenliebling Sophokles. Dies hier war seine heimische Stätte, wie er sie von der Höhe der Akropolis dem Perikles und der Aspasia lobpreisend aus der Ferne gewiesen. Hier war er geboren,

und hier lebte er. Unter den weißen, von Epheu und Blumen überwucherten Denksteinen, welche hie und da aus dem Grün des Gartens und der Büsche hervorblinkten, schliefen seine Väter.

Eben saß er, umsäuselt von den Lüften des Morgens, in einer Rosenlaube, und hatte vor sich Wachstäfelchen auf den Knien liegen, auf deren Fläche er zuweilen einige Verse mit einem spitzen Griffel einritzte, mehrmals mit des Griffels stumpfem Ende das Wachs wieder glättend und das Geschriebene austilgend, wenn die erste Eingebung der Muse ihn nicht völlig befriedigte.

Dazwischen einen Blick nach dem Thalwege hinüberwerfend, sah er einen stattlichen Mann leichten behenden Fusses das Thal durchschreiten.

„Wer ist der Frühwache," dachte er bei sich, „der da schier beflügelt wie Hermes, der Götterbote, heranschreitet?"

Bald war der Wanderer näher gekommen, und der Dichter erkannte den liebsten seiner Freunde. Er ging ihm freudig erregt bis zum Eingange des Gartens entgegen.

Perikles schüttelte ihm die Hand. „Ich folge deiner Einladung" sagte er; „ich bin für heute dein Gast, dem Lärm und Getriebe der Stadt und allen Staatsgeschäften entflohen. Auch der Zitherspieler aus Milet — du erinnerst dich seiner ohne Zweifel — wird kommen und den Tag mit uns zubringen, wenn du es gestattest. Ich habe Vieles mit ihm zu besprechen, und weiß keinen Ort, wo ich es ungestört thun könnte."

Der schöne Zitherspieler aus Milet also wird kommen?" rief Sophokles freudig. „Dacht' ich's doch, daß es etwas sehr Begeisterndes sein müsse, was dich herführte, als ich dich so feurig und errregt des Weges kommen sah. Da war nicht viel zu sehen von der ruhigen Würde des Redners auf der Pnyx; ich erkannte dich kaum, so warfst du das Haupt und die Hüften hin und her, mich schier an den bekannten edlen Renner beim

Homeros gemahnend, von welchem es heißt, daß er die Halfter in ſeinem Stalle zerreißt, und hochgehobenen Hauptes mit fliegenden Mähnen dahineilt zur Weide der . . .“

„Schweig!“ rief Perikles, und ſchloß dem Freunde mit der Hand den Mund. „Es waren die würzigen Lüfte des Kephiſſosthals, die ſo voll beſeelend in der Morgenfriſche auf mich wirkten!“

„Warum nicht auch das Verlangen, die ſchöne Mileſierin zu ſehen?“ ſagte Sophokles; „iſt ſie nicht das reizendſte aller Weiber?“

„Sie iſt zart wie eine Lyderin, würdevoll wie eine Athenerin, ſtark wie eine Lakonerin!“ ſagte Perikles.

„Du brauchſt den Jon um die blonde, lilienwangige Chryſilla nicht mehr zu beneiden!“ bemerkte Sophokles mit ſchalkhaftem Lächeln.

„Laß die Chryſilla!“ rief Perikles. „Aspaſia iſt unvergleichlich!. Man weiß nicht ob ſie mehr von einer Muſe oder von einer Charis an ſich hat.“

„Auch Parze iſt ſie dir vielleicht,“ ſagte Sophokles; „ſie kann dir Gutes und Böſes in den Lebensfaden ſpinnen!“

„Warum nicht gar auch Lamia und Empuſa?“ rief Perikles. „Und wäre ſie's — wir haben reichliches Blut in den Adern, und ein Schwert an der Seite, um es, wie Held Odyſſeus, jeder Kirke gegenüber im rechten Augenblick aus der Scheide reißen zu können“ —

„Ich komme zu dir als ein müde Gehetzter,“ fuhr Perikles fort, ſich den Schweiß des ſommerlichen Weges von der Stirne trocknend; „ich habe mich den unzähligen Sorgen und Mühen meiner unzähligen Aemter und Würden einmal entriſſen, um einen Tag der ſchönen Muſe, und ihrem liebſten Pflegekind, der Liebe, zu leben“ —

„Du thuſt wohl“ ſagte Sophokles, „wenn du die Muße ſuchſt, um zu lieben. Zur heißen Sommerszeit ſoll man entweder nicht lieben, oder nichts Anderes thun, als lieben.

„Ich glaube, du ſelber ſündigſt gegen dieſen Ausſpruch," bemerkte Perikles; „die Wachstäfelchen da in deiner Hand beweiſen, daß du fleißig Vers an Verſe reihſt. Das hindert dich aber nicht, wie man erzählt, die ſchöne Epheſierin Philainion in jenen verſchwiegenen Myrthen- und Roſengehegen zu bewirthen" —

„Iſt Poeſie Arbeit?" fragte Sophokles; „ich wußte das nicht. Wenn die heiße Stirn den Dichter macht, ſo iſt wol die Poeſie ein klingendes Ausathmen all' des ſchönen Lichts und all' des göttlichen Feuers, das man ſo mit ſeinen ſterblichen Sinnen aus dem himmliſchen Aether in ſich trinkt. Licht verwandelt ſich in Klang. Und ſo möchte ich auch die Liebe am Sommertag nicht miſſen, denn da iſt ſie am Feurigſten und am Süſſeſten und am Meiſten des Gottes voll. Und am Wenigſten möchte ich ſie miſſen, während ich dichte. Da fließt ſo ſchön eine Glut in die andere: von apolliniſchen Flammen erhitzt, ſuchſt du Erfriſchung im Wonnehauch der Liebe, und kehrſt mit wunſchloſer, ſchön befriedigter, harmoniſch geſtimmter Seele zur Muſe zurück. Zuletzt vertauſchen Eros und die Muſe gar die Rollen: die Muſe wird zur Kupplerin der Liebesglut, und der Geliebten Auge oder Buſen beſchenkt dich mit den ſchönſten Dichtergedanken."

„Ich glaube, man iſt niemals ſo müde," ſagte Perikles, „daß die Liebe nicht Erholung wäre. Wir alle von einem Thaten- oder Schaffensdrange mächtig Befeuerten wiſſen das!" —

So unterredeten ſich die beiden warmbeſeelten, in des Lebens reifer Vollblüte ſtehenden Männer.

Jetzt hielt eine Sänfte vor dem Hauſe des Sophokles.

Aus derſelben ſtieg Aspaſia. Sie war in Frauengewändern. Sophokles begrüßte ſie und führte ſie zu Perikles in's reichbebüſchte Gehege des duftigen Gartens.

Geborgen vor unberufenen Späheraugen ſchlug ſie den Schleier zurück, ließ das Himation, das über das Hinterhaupt

heraufgezogen war, vom Haupte und von den Schultern gleiten, und ſtand da im farbenhellen, ſchmuckreich geränderten Frauen-Chiton das krauſe, goldbraune Haar in Wellenlinien an den Schläfen geordnet, und auf dem Haupte als einzige Zier eine breite purpurne Haarbinde tragend, die von der oberen Fläche des Scheitels nach hinten ringartig um das reiche Gelock zuſammenlief. In der Hand trug ſie einen kleinen, überaus zierlich geſtalteten Schirm gegen die Stralen der Sonne, und im Gürtel, der ihr Gewand in der Mitte des Leibes zuſammenhielt, ſtak ein nicht weniger anmuthiger, blattförmig geſtalteter, buntbemalter Fächer.

Sophokles ſah Aspaſia jetzt zum erſten Mal in Frauengewändern. Ein Ausruf der Bewunderung entfuhr ihm. Die Mileſierin fiel in die Idylle des Kephiſſosthales als ein faſt allzu blendendes, beſtechendes Wunder hinein. Sie erſchien fremdartig in dieſer ländlichen Stille. Sie brachte ein Arom mit ſich, ein berauſchendes Arom von Schönheit und Jugend, das alle Duftwürze des Hains und den Odem aller Blüten des Gartens in den Hintergrund zu drängen ſchien.

„Laß dir genügen, Aspaſia," ſagte Sophokles, indem er die Schöne mit ihrem Freunde einen durch reichbelaubte Ranken verſehenen Gang entlang führte, „laß dir genügen an dem, was die Natur für dieſen Ort gethan. Die Gartenkunſt der Athener zu bewundern, wirſt du keinen Anlaß haben. Ich weiß ſehr wohl, daß ihr aſiatiſchen Hellenen es beſſer verſteht, als wir diesſeits des Meeres, anmuthige Luſtgärten kunſtreich anzulegen, mit Labyrinthen, Siedeleien und Grotten. Ihr habt ja dort des Perſers weitgedehnte, großartig angelegte Paradeiſe als Muſter vor Augen. Wir Athener glauben, daß die ſchöne Natur, wie eine ſchöne Frau, auch ungeſchmückt ſchön iſt."

„Laß nur Aspaſia eine kurze Zeit in dieſem Gehege wandeln," ſagte Perikles, „und du wirſt bald mit der ungeſchminkten Natur nicht mehr zufrieden ſein. Sie wird dich bald ſammt

deinem Garten verzaubern und verwandeln. Das iſt ſo ihre Art. Wo ſie hintritt, da ſproßt es unter ihren Füſſen. Den Menſchen weiß ſie unvermerkt einen Stachel ins Herz zu pflanzen, und wenn ſie ein paar Worte über deinen Garten fallen läßt, ſo wirſt du nicht früher zur Ruhe kommen, als bis du etwas hergeſtellt, was mit dem Fruchthain der Heſperiden, oder dem Garten des Phoibos an der äußerſten Meeresgrenze, oder den kyrenäiſchen Gärten des Zeus und der Aphrodite, oder den Gärten des Midas mit ihren hundertblättrigen Roſen zu vergleichen, oder wenigſtens mit der Gartenkunſt des homeriſchen Phäakenfürſten Alkinoos auf Scheria ſich meſſen kann."

„Wohl weiß ich," entgegnete Sophokles, „daß dieſes Frauenweſen Unruhe zaubert in der Menſchen Gemüther. Habe Mitleid, ſchöne Zauberin, und laß mich und meinen Garten hier unverwandelt! Ich war bisher ſo zufrieden und ſo glücklich hier. Glänzte Phoibos am Himmelszelte, ſo freute ich mich, daß meine Oliven, meine Feigen, meine Granatäpfel reiften; regnete Zeus, ſo dankte ich ihm, weil meine Wieſen grünten. Ich begnügte mich mit dem, was da zu finden war: Blumen im Frühling, Schatten im Sommer, Fruchtfülle im Herbſt, erfriſchender Lufthauch und muſengeſegnete Stille im Winter. Vor Allem aber, mächtige Aspaſia, beſprich und verwandle mir nicht durch eine Zauberformel Das, was mir durch Gewöhnung das Liebſte geworden, und was dem Liebenden und dem Dichter immer das Erwünſchteſte: die trauliche Heimlichkeit dieſer Lorbeerbüſche, dieſer Myrthen und Roſenlauben!"

„Sollte in der That," warf Aspaſia ein „die lorberumſchattete Einſamkeit das Zuträglichſte für den Dichter ſein? Sollte er nicht lieber, um völlig zu reifen, aus dem ſtillen Schatten hinaustreten ins volle Licht der Welt und des Lebens?"

„Man glaubt ſo lange," erwiderte Sophokles, „daß es die Sonne iſt, und nur die Sonne, welche die Beeren des Wein-

ſtocks reift, bis man entdeckt, daß gerade die größten, die üppigſten, die farbigſten Trauben verborgen unter dem Schatten der dichteſten Blätter hängen. Und wenn du bezweifelſt, daß dieſe Einſamkeit dem Dichter nützt, ſo wirſt du doch geſtehen, daß ſie dem Liebenden willkommen iſt? Hier könnt ihr, ſo ihr wollt, euch Tage lang derſelben erfreuen, nur geſtört von zwitſchenden Vögeln oder rieſelnden Wellen. Kein Sklave betritt dieſen Garten jemals ungerufen Wollt ihr aber die traulichſte von den Muſen und den Charitinnen am Meiſten geſegnete Stelle kennen lernen, ſo kommt!"

Perikles und Aſpaſia folgten dem Dichter. Er führte ſie hinab bis dorthin, wo, wie ſchon erwähnt, der Kephiſſos, eine Krümmung machend, das Gartengelände auch von der anderen Seite begrenzte. Hier dachte ſich der Boden gegen den Bach hin ab, der in etwas vertiefterem Grunde dahinfloß. Aber nicht ſteil fiel das Ufer unmittelbar in das Gewäſſer ab, ſondern es war zwiſchen dem Bache und der anſteigenden Fläche ein überaus lieblicher Raum gelaſſen, der eben breit genug war, daß zwei Menſchen, traulich geſellt, unter grünem, von ſpielenden Sonnenſtrahlen durchblitzten Laubdache den Bach entlang zu wandeln vermochten.

Der Dichter führte ſeine Gäſte dieſen reizenden Pfad. Hier erklang das Geplätſcher und Gerieſel der Wellen am Lieblichſten, hier trillerten und flöteten die Vögel am Süſſeſten, hier ſpielten wie neckiſche Geiſter die Schatten und Lichter auf den Wellen und zwiſchen den Aeſten. Hie und da fand ſich ein üppiger Raſenplatz, wo man zur Raſt ſich hinſtrecken, und die erfriſchende Kühle des Schattens ruhend und träumend genießen konnte. Auch eine Felsgrotte war hier zu finden, von außen halb verhangen durch blumiges Gerank, das Innere mit Sitzen und Kiſſen zur Einkehr in den heißeſten Tagesſtunden einladend ausgeſtattet.

Aſpaſia war beim Anblicke dieſes holden Ruheplatzes

entzückt und folgte gerne der Aufforderung des Freundes, sich niederzulaſſen. Perikles und der Dichter ſelbſt folgten ihrem Beiſpiel. Man ſah auf die klaren Wellen des Bach's, der hier in einem natürlichen Felsbecken ſich ein wenig ſtaute, hinunter. Farbig ſchimmernde Libellen ſchwebten und tanzten wie ſonnetrunken über den Uferblumen, und ein prächtiges Paar ſchadloſer Waſſernattern beſchrieb, ſich ungeſehen wähnend, in der Kriſtallflut lautlos ſich ſchlängelnd, ſeine behenden, reizvollen Windungen. Raſch aber huſchten ſie, als ihre Betrachter durch ein leiſes Geräuſch ſich verriethen, unter das buſchige Kräuticht, das üppig wuchernd vom Ufer in das Gewäſſer des Bach's hinunterhing.

„Ein bräutlich Paar," ſagte Sophokles: „ich belauſche ſie hier oft Sie ſind unzertrennlich."

„Schwer iſt's," begann Perikles nach einer kleinen Pauſe, während welcher Alle ſich dem Anhauch der ſie umathmenden Natur unbewußt hingaben — „ſchwer iſt's, aus dieſer friedlichen Welt ſich wieder im Geiſte zurückzuverſetzen zu den Menſchen und Dingen, welchen man eben entflohen, welche man weit hinter ſich zurückgelaſſen. Und doch würde der Zweck unſerer heutigen Wanderung, Aſpaſia, nur halb erreicht werden, wenn wir jener Menſchen und Dinge, vor welchen wir hieher geflüchtet, gar nicht gedächten. Wir müſſen im Gegentheil uns mit ihnen zuerſt und vor allem Andern beſchäftigen, denn nicht bloß du haſt von den Ereigniſſen der letzten Tage mir Vieles mitzutheilen, ſondern ich ſelbſt habe dich über Manches, was dir räthſelhaft geblieben, aufzuklären. Hier ſchweben über den Waſſern anmuthig die Libellen, und aalglatte behende Schlänglein ziehen in der Flut ihre reizenden Kreiſe; aber nicht dieſer dürfen wir zunächſt achten, ſondern von Thieren ganz verſchiedener Art habe ich zu ſprechen, von unſeligen Vögeln, die mir und dir geſtern verhängnißvoll geworden: von den verwünſchten Pfauen des Pyrilampes. Durch des

Hipponikos Verrath ward einer jener Vögel, der zum Geſchenke für dich beſtimmt war, in mein Haus gebracht, und fiel in die Hände der Herrin Teleſippe."

„Und was war dort des Fremdlings Loos?" fragte Aspaſia.

„O frage mich nicht nach meinem und ſeinem Schickſal an jenem Tage!" rief lächelnd Perikles. „Stelle dir den Mann vor, dem man, wie die Sage berichtet, ſeine Kinder, lecker zubereitet, zum Male vorſetzte; ſeines Gemüthes Staunen und Entſetzen weiß ich erſt zu ermeſſen, ſeit mir das zwar nicht ganz ſo Grauſenhafte, aber kaum minder Verblüffende widerfuhr, den prächtigen Vogel, von dem ich glaubte, daß er ſoeben ſein herrliches Gefieder vor der entzückten Aspaſia entfalte, und daß ſie einen Argus in ihm erblicke, von dem Geliebten ihr zugeſendet, um ſie an ſeiner Statt mit hundert Augen der Liebe zu bewachen — daß ich dieſen Vogel todt, entfiedert, zu formloſer, ſchnöde gebräunter Maſſe entſtellt auf meinem Teller erblickte!"

Heiter lachte bei dieſer Erzählung Sophokles. „Du haſt dich verſündigt," ſagte er, „indem du dieſen der Ehegöttin Hera geweihten Vogel verwendeteſt im Dienſte ihrer Widerſacherin, der goldenen Aphrodite" —

„Weit ärger als über dich und deinen Pfau, o Perikles," ſagte Aspaſia, „hat der Zorn der Götter am ſelben Tage über mein Haupt ſich entladen. Wiſſe, daß ich am ſelben Morgen verkleidet in deinem Hauſe dich aufſuchte, daß auch ich, wie jener Pfau, in die Hände Teleſippens fiel, und daß ich, wenn auch nicht geſchlachtet, wie der Vogel, doch einen kaum weniger tückiſchen und grauſamen Empfang als er gefunden. Bei den Göttern, Teleſippe wünſchte bloß, ich hätte hundert Augen, wie der Pfau, um ſie mir alle auskratzen zu können! In der Geſellſchaft deiner tobenden Gattin war ein betagtes, lächerliches Frauenweſen, Elpinike geheißen. Dieſe Matrone ent-

brannte in heller Liebesbrunſt für den jungen Zitherſpieler, und verfiel in einen unbeſchreiblichen Aerger, als ſie entdeckte, daß er ein Weib war. Ich wurde beſudelt von dieſen beiden Harpyen, mit Schmähungen überhäuft, aus dem Hauſe geſtoſſen! „Ich ſtehe als Herrin an dieſes Hauſes Herd!“ rief Teleſippe; „du aber biſt eine Hergelaufene, eine Buhlerin! ich befehle dir von hinnen zu weichen!“ Sie fügte hinzu, auf dein Herz wolle ſie verzichten, aber deinen Herd ſei ſie nicht geſonnen preiszugeben. Willig gönn' ich ihr deinen Herd, o Perikles; aber gedenkſt du dem Weibe, welches an deinem Herde waltet, das Recht zuzuerkennen, über das Weib, welches dein Herz beſitzt, mit Schmähungen und wilden Drohungen herzufallen?“

„Was vermag ich zu thun?“ verſetzte Perikles. „Der atheniſchen Frauen Rechte ſind gering. Aber diejenigen, die ſie nun einmal haben, müſſen wir achten. Reichen ſie doch nur bis an die Schwelle des Hauſes“ . . .

„Es ſcheint alſo,“ erwiderte Aspaſia, „daß ihr Männer von Athen nicht Herren im Hauſe, ſondern bloß außer dem Hauſe ſeid . . . Wie ſonderbar! ihr macht das Weib zur Sklavin, und dann erklärt ihr euch ſelbſt wieder zu Sklaven dieſer Sklavinnen!“

„Das iſt die Ehe!“ ſagte Perikles achſelzuckend.

„Wenn dies die Ehe iſt,“ erwiderte Aspaſia, „ſo wäre es vielleicht beſſer, es gäbe keine Ehe in der Welt“ —

„Den Freudenbund der Herzen ſchließt die Liebe,“ ſagte Perikles; „zur Gattin aber und zur Herrin des Hauſes wird das Weib durch das Geſetz“ —

„Durch das Geſetz?“ entgegnete Aspaſia; „ich meinte immer, es ſei eigentlich nur die Mutterſchaft, durch welche ein geliebtes Weib zur Gattin würde, und die Ehe beginne, ſo zu ſagen, erſt mit dem Kinde“ —

„Nicht nach atheniſchem Bürgergeſetz!“ wendete Perikles ein.

„So ändert euer Bürgergeſetz," rief Aspaſia, „denn es taugt nichts!"

„Frommer Götterliebling Sophokles," rief Perikles, zu dem Freunde ſich wendend, „hilf mir doch dieſe zürnende Schöne zur Beſonnenheit zurückführen, damit ſie uns nicht mit ihrer kleinen weißen Hand das geſammte Staatsweſen der Athenäer über den Haufen werfe!

„Wie könnte ich glauben," ſagte der Dichter, „daß unſerer hochgeſinnten Aspaſia des Menſchen und ſeines Glückes beſter Theil, die Beſonnenheit, verloren gehen könne? — Sie weiß es ſo gut, daß ſie es uns wieder lehren könnte, wenn wir es je vergäßen, daß ein Leben ohne Luſt kein Leben iſt, daß aber, um des Lebens Luſt in ſchöner Heiterkeit zu genießen, wir uns vor Allem hüten müſſen, die finſtere Göttin Ate, die Göttin der Verblendung und des blindhaſtigen, leidenſchaftlichen Vorwärtsſtürmens, wider uns zu erregen; daß wir niemals gegen etwas ankämpfen ſollen, ohne das Maß unſerer Kraft vorher weiſe zu prüfen; daß frohes Behagen unmöglich iſt ohne Selbſtbeherrſchung; daß wir die Menſchen lieben ſollen, denn ſie ſind die Geſpielen unſerer Luſt, und die Götter ehren, denn ſie ſind nicht leere Namen, ſondern bezeichnen die Schranken unſerer Kraft und ſtehen mächtig waltend auf der Grenze zwiſchen unſerem Eigenwillen und dem Verhängniß, zwiſchen der Freiheit und der ewigen Nothwendigkeit; daß wir" —

„Genug!" fiel lächelnd Aspaſia dem Dichter hier in's Wort; „ich fürchte ſonſt, daß wir aus dem heiteren Aether des reinen Gedankens, in welchen uns deine weiſen und ſchönen Worte emporgetragen, den Weg nicht wieder zurück finden zu den kleinlichen, aber greifbaren Dingen, von welchen wir in unſerer Unterredung ausgegangen. Wenn es aber erlaubt iſt, allgemein Geſagtes auf Beſonderes anzuwenden, ſo ſcheint es mir, o Sophokles, du habeſt ſagen wollen, daß die ausländ-

diſchen Vögel und die ausländiſchen Frauen zu Athen ſich darein ergeben ſollen, gerupft und gezauſ't zu werden, und daß ſie, in frommer Scheu ſich fügend, nicht ankämpfen ſollen gegen Landesgeſetze, welche ſie rechtlos machen" . . .

„Unſerem Freunde hier," fügte Perikles zu dem was Aspaſia geſprochen, hinzu, auf Sophokles weiſend, „fällt es freilich leicht, für menſchliches Thun und Laſſen, inſonderheit der Ehemänner, weiſe Regeln aufzuſtellen, und ebenſo leicht, ſie zu befolgen. Sein Leben fließt ohne Widerſtreit dahin; denn er lebt unvermählt, und keine Teleſippe tritt ſeinen Aspaſien mit einem vom Herde des Hauſes geriſſenen Feuerbrande drohend entgegen" —

„So ergeht es ſtets den Vermittlern", erwiderte Sophokles lächelnd, „und Allen, welche ſich, wenn auch aufgefordert, in die Angelegenheiten der Liebenden miſchen. Ich werde nun verſpottet und faſt geſcholten, weil ich, Beſinnung predigend, ſelbſt ſo unbeſonnen war, Verliebten Rath ertheilen zu wollen. Dafür will ich mich ſelbſt nun ſtrafen, indem ich euch ſofort ganz eurer eigenen Weisheit überlaſſe, und von euch für eine kurze Zeit Abſchied nehme, damit ihr eure Angelegenheiten unter euch ins Reine bringt. Ich gehe, um dafür zu ſorgen, daß ihr den Tag über hier nicht ohne Labung durch Trank und Speiſe bleibt. Und wenn ich nebenbei, während ihr den Gegenſtand eurer Erörterung erledigt, ein wenig in jenen Lorberbüſchen ſäume, ſo wiſſet, daß dort keine Aspaſia mich erwartet, ſondern daß ich in jener Schattendämmerung, die Täfelchen auf den Knien und den Griffel in der Hand, die Klageſeufzer der edlen Oedipustochter belauſche" —

„Du biſt alſo," ſagte Aspaſia, „jenes dichteriſchen Planes, deſſen du auf der Akropolis Erwähnung thateſt, eingedenk geblieben?"

„Schon iſt des Werkes Hälfte vollendet," erwiderte Sophokles, „und ein Sklave ſitzt Tag für Tag mit dem ſchwarz-

befeuchteten Schilfrohrkiel in Händen, um das Vollendete und Gefeilte von den Wachstäfelchen auf den Papyros zu übertragen."

„Wirst du uns nichts davon zum Vorgenuße bescheren?" fragte Perikles.

„Eure Zeit ist zu kostbar!" erwiderte der Dichter und entfernte sich.

Nachdem in solcher Weise Perikles und Aspasia allein geblieben, kamen sie auf die Gegenstände der Unterredung zurück, welche sich in Gegenwart des vertrauten Freundes entsponnen hatte.

Aber es geschah, was bei den Gesprächen der Liebenden gewöhnlich ist: sie irrten häufig von ihrem Gegenstande ab, sie strebten nicht nach strenger Folgerichtigkeit der Erörterung, weil in ihr Denken sich zu vieles Empfinden mischte, und sie erlaubten sich viele Unterbrechungen. Sie horchten dazwischen auf den Gesang eines Vogels in den Zweigen, athmeten den würzigen Duft der Wiesen mit besonderem Wohlbehagen in sich, nahmen hie und da eine lockende Beere aus einer fruchtschwer niederhängenden Traube, oder eine rothwangige, saftige Frucht vom Baume. Aspasia biß einen Apfel an und reichte ihn dem Perikles, und dieser dankte mit dem Lächeln des Glücklichen, denn es war ihm nicht unbekannt, was das Geschenk eines angebissenen Apfels in der Zeichensprache der Liebe bedeute. Auch blieben Gelegenheiten, Liebesorakel zu befragen, nicht ungenützt. Aspasia flocht während des Gesprächs einen Kranz, gab ihn dann dem Perikles zu tragen, und lachte, wenn demselben Blätter entfielen, denn dies deutete für die Kundigen auf große Liebesglut im Herzen des Kranzträgers. Perikles dagegen pflückte solche Blüten, deren Kelche die Eigenschaft hatten, wenn man sie zwischen den Fingern zusammendrückte, mit einem kleinen Knall zu zerplatzen, und er verschmähte nicht, aus der Stärke dieses Knalles ein Orakel in

Betreff des von Liebesfülle geſchwellten Herzens der Geliebten zu ſchöpfen.

Aber wie ſehr auch die Liebesglut des Perikles ausſtrömend den Kranz, den er in der Hand trug, zum Welken und zum Entfallen der Blätter bringen, und die Liebesfülle im Herzen Aspaſias dem klatſchenden Blumenorakel Ehre machen mochte, beide verſuchten doch immer wieder auf ein beſonnenes Geſpräch zurückzukommen. Viele Fragen wurden aufgeworfen; aber freilich nur wenige erledigt. Es wurde erwogen, wie Aspaſia mit Hilfe des Perikles ihr neues Hausweſen am beſten einrichten könne, ferner, wie ſie ihren Verkehr ſo ungeſtört als möglich fortſetzen könnten und da Liebende von nichts lieber plaudern, als von der Geſchichte ihrer erſten Begegnung, ſo kamen auch Perikles und Aspaſia auf die ihrige im Hauſe des Pheidias zurück, und Perikles erwähnte, was in Folge jener erſten Begegnung ſeither ſich ereignet, wie ſeit jenem Tage ſo Großes begonnen worden, wie er damals gegen die Vorwürfe der Freunde ſich vertheidigen mußte, zuletzt aber alle befriedigt hinweggingen, bis auf des Sophroniskos Sohn, den Wahrheitſucher, welcher durchaus noch die Frage erörtert ſehen wollte, ob die Pflege des Schönen die Pflege des Sittlichen entbehrlich mache?

Dieſe Frage war damals fallen gelaſſen und ſeither geradezu vergeſſen worden. Da aber Aspaſia bei der Wiedererinnerung an dieſelbe ſogleich wieder ſehr entſchieden ihre Lieblingsbehauptung hinwarf, die Forderung des Schönen ſei in der Welt ebenſo berechtigt, oder noch berechtigter als die Forderung des Sittlichen, und ein Pfau ſoviel werth, als eine Ente, obgleich letztere ſich beſſer mäſten laſſe — und Perikles nicht gleich wußte, ob er ihr ſo viel zugeſtehen dürfe, ſo wurde das luſtwandelnde Liebespaar im Garten des Sophokles durch das Wiedererſcheinen des Dichters gerade zur rechten Zeit unterbrochen.

Dieſer kam, um ſie zu einem kleinen Morgenimbiſſe einzuladen. Er führte ſie in das Gartenhäuschen, welches in des Gartenraumes Mitte gelegen war. Sie fanden das Innere desſelben anmuthig ausgeſchmückt, beinahe weichlich eingerichtet für bequeme Raſt, und in dieſem Augenblicke in ein zierliches Speiſegemach verwandelt. Bereit ſtanden Pfühle jener Art, auf welche zu Zweien gelagert die Tiſchgenoſſen, den emporgerichteten Oberleib auf den linken Arm geſtützt, ihr Mahl einzunehmen pflegten. Vor den Pfühlen aber ſtanden die Tiſchchen mit den Speiſen, für jeden Pfühl ein beſonderes.

Perikles und Aspaſia lagerten ſich, der Einladung des Sophokles folgend, und ſtreckten die Hände nach den dargebotenen Erfriſchungen aus. Es gab da Geflügel, Kuchen, ſikeliſchen Käſe, Feigen, Mandeln, Nüſſe, Trauben und dazu köſtlichen Feuerwein von den Inſeln.

„Ich hoffe, frommer Sophokles," ſcherzte Aspaſia, „daß daß du uns keine gebratenen heimiſchen Nachtigallen vorſetzeſt, obgleich in einer Stadt, wo man Pfaue zu braten ſich nicht ſcheut, wohl auch Nachtigallen der Bratpfanne verfallen könnten."

„Schmähe nicht um der einen Frevlerin willen das geſammte Athenervolk!" bat Sophokles.

„Ein Weib," rief Aspaſia, neuerdings aufwallend „das fähig war, einen Pfau zu ſchlachten, ihm ſein ſchönes Gefieder auszurupfen und ihn ſelbſt in eine Pfanne zu werfen, verdiente mit Ruthen aus Hellas hinausgepeitſcht zu werden. Wenn über irgend Jemand, muß über ſie der Zorn der Griechengötter kommen, denn ſie hat ſich verſündigt am Heiligſten was es gibt, am Schönen!" —

„Wenn wir unſerer ſchönen und weiſen Aspaſia glauben dürfen," fiel Perikles ein, zu Sophokles gewendet, „ſo iſt Schönheit das oberſte Geſetz des Lebens, und, die Seele wie den Leib durchdringend, aller Tugenden erſte und letzte."

„Der Gedanke ſpricht mich lieblich an," ſagte der Dichter,

„ob ich gleich nicht weiß, was Anaxagoras und jener bekannte Steinmetz des Pheidias, und die anderen weisen Männer davon urtheilen würden. Aber auch von Dieſen wird keiner die hohe Macht der Schönheit, und deſſen, was durch ſie in den Herzen der Menſchen bewirkt wird, der Liebe, beſtreiten. Ich habe an eben dieſem Morgen, ganz deinem Wunſche gemäß, Aspaſia, um die unüberwindliche Gewalt der Liebe zu zeigen, meinem Werke eine Scene eingefügt, in welcher ich den Haimon, des Königs Kreon Sohn, freiwillig in den Hades hinabſteigen laſſe, um ſeiner geliebten Braut Antigone dahin zu folgen" —

„Das iſt zu viel, o Sophokles!" erwiderte Aspaſia dem einigermaſſen betroffenen Dichter, der es ihr doch zu Danke gemacht zu haben glaubte. „Von ſo düſterer Seite ſoll der Griffel der Poeten die Liebe nicht zeigen. Die Liebe iſt heiter in ihrem Weſen, und ſoll eher ſich ſelbſt als ihre Heiterkeit aufgeben. Sie ſoll es nicht ſein, die eine menſchliche Seele in den Hades hinabführt. Sie ſoll die Menſchen nur mit dem Leben, nicht mit dem Tode befreunden. Düſtre, ſchwärmeriſche Leidenſchaft ſollte unter Hellenen nicht mit dem Namen der Liebe bezeichnet werden. Sie iſt Krankheit, ſie iſt Sklaverei" ...

„Du haſt Recht, Aspaſia!" gab Sophokles zurück. „Die Regel, die du da ausſprichſt, iſt einleuchtend; und du, und Perikles, und ich, wir werden gewiß immer nur der ſchönen, freien, heitern Liebe huldigen; und wir wollen, wenn es dir genehm, noch heut den Göttern ein Opfer bringen, damit ſie uns das holde Feuer im Buſen niemals zu tod- und verderbenſchwangerer Glut entfachen. Aber in der Dicht- und Bildkunſt drängt der Geiſt die Poeten und die Bildner, daß ſie Das, was ſie ausdrücken wollen, auf eine ſcharfe, eindringliche Spitze hinaustreiben. Mir galt es zu zeigen, daß Eros ein mächtiger Gott ſei; aber ich wünſche von Herzen, daß er die ganze Schärfe ſeiner Macht niemals wieder in ſolcher Art gegen einen Hel-

lenen kehre. Möge er nur vor Allem die Herzen der Schönen mild und willfährig ſtimmen, denn wer anders als die Schönheit verſchuldet die Uebel und das Ungemach der Liebe in der Welt? In der That, die Schönheit iſt eine verhängnißvolle, vielfach entſcheidende, beſtimmende Macht im Leben der Sterblichen. Sie ſitzt, wenn es ſo mich auszudrücken erlaubt iſt, mitrathend im Rathe höchſter Gewalten."

„Schönheit ſitzt mitrathend im Rath höchſter Gewalten!" wiederholte Aspaſia. „Dieſer Ausſpruch verdiente, meines Erachtens, den Sprüchen der Weiſen von Hellas beigeſellt zu werden."

„Wenn du Wohlgefallen an demſelben haſt, verſetzte der Dichter, ſo will ich ihn vor ganz Hellas laut wiederholen, und ihn einem Chorgeſange auf den Eros in meiner Tragödie einflechten. Wann könnte ich dieſes Chorlied auf den Eros unter beſſerer Vorbedeutung vollenden, als während dein Fuß noch auf dieſem Gartenplane wandelt? Ihr dürfet von hier nicht ſcheiden, bevor ich den Hymnus niedergeſchrieben und ihr euer Urtheil darüber abgegeben."

„Kein ſchöneres Gaſtgeſchenk könnteſt du uns beſcheren!" erwiderte Perikles.

„Für jetzt verzeihet," hub Sophokles wieder an, „wenn ich euch ſo gar nichts biete, womit man ſonſt einen Imbiß zu würzen pflegt. Ich führe auch keine Tänzerin und keine Flötenbläſerin vor; denn heute ſind, wie mich dünkt, meine Gäſte ſich ſelbſt genug; und überdieß wer möchte vor dem ſchönen, „Zitherſpieler aus Milet" mit der Zither ſich vernehmen laſſen, und es wagen, gleichſam in einen Wettſtreit mit einem ſolchen Kunſtgenoſſen einzugehen?"

„Vor Allen du ſelbſt!" rief Perikles; „du biſt uns den Wettkampf ſogar ſchuldig, denn du haſt uns ja auf der Akropolis etwas dergleichen verſprochen. Hole nur dein Saitenſpiel herbei, o Sophokles, und bringe auch ein zweites für Aspaſia; und

dann beginnt in der Art ſikeliſcher Hirten mit Spiel und Geſang zu wetteifern, gewärtig meines unparteiiſchen Spruches — denn daß ihr mich als Kampfrichter gelten laſſet, verſteht ſich wohl von ſelbſt, da ihr außer mir keinen Zuhörer vor euch habt!" —

„Das Vergnügen, Aspaſia's Geſang und Saitenſpiel zu vernehmen," erwiderte Sophokles, „wird für mich um den Preis einer Niederlage nicht zu theuer erkauft ſein".

Er entfernte ſich, brachte nach kurzer Zeit zwei ſchönverzierte Saitenſpiele und bat Aspaſia, ſich eines davon auszuwählen.

Prüfend ſtreifte die Schöne mit den Fingern die Saiten, und ein liebliches Tongerieſel entſtob ſogleich, wie Funken der Eſſe, dem beſeelten Tonwerkzeug.

Und nun begannen der Dichter und die ſchöne Mileſierin, erwärmt vom ſüßen Feuer des Inſelweines, zum Klange der Saiten Liederchen von Anakreon und Sappho zu ſingen, und Skolien, und geflügelte Diſtichen, darunter auch Neues und eigen Gedachtes in raſcher Erfindung.

Einer der kleinen Wettſänge des Sophokles lautete, wie folgt:

„Was heißt Leben und Luſt, wenn die lächelnde Kypria mangelt?
Möcht' ich nur ſterben, ſobald wonniger Reize Genuß
Nimmer das Herz mir erfreut und ergötzliche Huld und Umarmung:
Blüten der Jugend, wie ſchnell mäht euch die Senſe der Zeit!"

Feurig erwiderte Aspaſia:

„Kurz wohl iſt ſie, die Zeit für den Sterblichen; aber es ladet
Bacchos, ladet der Tanz, und der blühende Kranz und die Lieb'!
Dies, nur dies heißt Leben; nur Luſt iſt Leben — Hinweg denn,
Sorgen! genieße das Heut, denn das Morgende liegt im Verborg'nen!" —

Mit leuchtendem Blick auf Aspaſia ſang der Dichter:

„Süß iſt', ſüß, beim Pan, dem arkadiſchen, was du zur Laute
Singſt, o Aspaſia! ſüß tönet der holde Geſang!
Könnt' ich entfliehen? Umlagert mich nicht die Macht der Eroten
In der Sirene Geſtalt, die mir die Seele beſtrickt?" —

Mit bezauberndem Lächeln auf den roſigen Lippen ſang jetzt Aspaſia:

„Scherzend ergötzte ſich jüngſt mit Neära der Freund. Um die Hüften
Schlang ihr Kypris ein Band, bunt und von Blumen gewebt.
Goldene Schrift umgab es. Sie lautete: Liebe mich immer,
Aber betrübe dich nicht, wenn mich ein Andrer beſitzt!“ —

„Wie lange willſt du noch ſäumen, o Perikles,“ ſagte der Dichter, „Aspaſien den Kranz des Sieges zuzuerkennen?“

„Reich' ihn dem Dichter, o Perikles,“ ſagte Aspaſia, „aber ſtelle ihm vorher noch eine Bedingung: er ſoll uns noch ein Diſtichon auf die ſchöne Philainion ſingen!“

„Hörſt du, was Aspaſia verlangt?“ ſagte Perikles zu dem Dichter; „du ſollſt Philainion beſingen, die ſchöne Epheſierin, welche jetzt, wie man erzählt, die Genoſſin deiner ſchönſten Stunden iſt, und welche wir beiden fremden Gäſte vielleicht für dieſen Tag, zu deiner heimlichen Qual, aus dieſem reizenden Orte verdrängt haben!“ —

„Die Bedingung iſt nicht ohne geheime Tücke und Grauſamkeit,“ erwiderte Sophokles lächend: „aber ich will ſie nicht unerfüllt laſſen.“

Und er ſang:

„Klein zwar iſt und ſchwärzlich Philainion, aber der Eppich
Iſt nicht krauſer und nicht zarter die Blüte des Mohns.
Mehr als Kypriens Gürtel beſtrickt ihr holdes Geſchwätz mich;
Was ſie gewährt, das gewährt lächelnd von Herzen ſie ſtets.
Traun, Philainion lieb' ich, die reizende, bis mir die gold'ne
Kypris eine beſchert, welche noch reizender iſt!“ —

„Biſt du zufrieden, Aspaſia?“ fragte Perikles, und als dieſe lächelnd nickte, wandte er ſich zu Sophokles und reichte ihm den Preis des Wettkampfs mit den Worten:

„Empfange den Kranz, gaſtfreundlicher Sänger!“

„Nicht wär' ich dies,“ entgegnete Sophokles,“ wollte ich nicht ſchließen mit dem Lobe der Schönſten:

Kypriens Schönheit haſt du, der Peitho Lippen, der Horen

Frühlingsblüte dazu, und der Kalliope Ton,
Themis' sittliches Maß, und der Pallas Sinn, und der Charis
Lächelnden Reiz mit dem Ernst sinnender Muse vereint."

„Das heißt uns beschämen," sagte Aspasia, „und uns zu größerem Danke verpflichten, als wir jemals entrichten können!" —

So endete der Wettsang. Der Dichter und die Milesierin erörterten dann noch Manches über die Tonkunst, und Aspasia sprach dabei so gelehrt von dorischen, phrygischen, lydischen, hypodorischen, hypophrygischen Tonarten, von den feinen Unterschieden derselben und von den Vorzügen der einen vor der andern, daß Perikles erstaunte und zuletzt ausrief:

„Sage mir doch, Aspasia, wie hieß der Mann, der sich rühmen darf, dein erstes aufsprossendes Alter in diese schwierigen Künste eingeweiht und eingeübt zu haben?"

„Du wirst es erfahren," entgegnete Aspasia, „wenn ich dir einmal die Geschichte meiner ersten Jugend erzähle."

„Warum thatest du es noch nie?" gab Perikles zurück. „Wie lange willst du es verschieben? Thu' es heute noch! Die Gelegenheit ist günstig, und Sophokles ist so sehr unser vertrauter Freund, und so verschwiegen, daß du dich nicht zu scheuen brauchtest, ihn zum Zeugen und Mithörer deiner Erzählung zu machen."

„Nein!" sagte Sophokles; „so anmuthend ich mir auch Aspasias Jugendgeschichte vorstelle, muß ich doch fürchten, daß, wenn du das Vergnügen, sie zu hören, mit einem Andern theilen mußt, die Erzählung nicht halb so lang ausfallen wird, als wenn du sie allein vernimmst. Ueberdieß erinnere dich, daß ich gelobt, Euch nicht zu entlassen, bis ich Aspasia durch einen Chorgesang auf den Eros wieder völlig versöhnt habe, und so muß ich wohl neuerdings meine Einsamkeit aufsuchen, euch aber der eurigen, nicht minder erwünschten, überlassen. Indem ich an demselben Tage, an welchem ich für

mein tragisches Werk einen Lobgesang auf den Eros dichte, ein liebend Paar, wie ihr seid, in meinem Asyl beherberge, glaube ich mir ein so großes Verdienst um den Liebesgott erwerben, daß es mich nicht wundern sollte, wenn mir das schönste Lied als Götterdank dafür gelänge."

Mit diesen Worten entfernte sich der Dichter.

Scherzend rief dem Abgehenden Aspasia nach, er solle nicht zurückkehren, ohne die reizende, krausgelockte Philainion mitzubringen.

Perikles und Aspasia waren nun wieder in den traulichen, stillverschwiegenen, duftschwülen Gartenräumen sich selbst überlassen.

Noch angeregt von dem heiteren Gespräch bei Becherklang und Saitenspiel, und doch in einer Art von sanfter Abspannung, brachten sie, jetzt lustwandelnd, jetzt ruhend, die nächste Zeit in jenem süßen, träumerischen Zustande hin, welcher das Gemüth, namentlich im Walde, auf der Flur, oder in duftigen, schattigen Gärten befängt in den Stunden des Mittags, wenn Pan schläft, und seine Geister herrenlos in den einsamen Gründen ihr neckendes Spiel treiben —

Die fettglänzende Frucht der Olive funkelte in der Mittagssonne. Keine Lerche mit buschiger Krone schwärmte mehr umher, die Eidechslein lagen schlummernd in den Hecken. Nur die Baumgrille begann hie und da leise und melodisch auf den Aesten zu zirpen.

So erwärmt, so angeregt, so durchtränkt von Sonnenschein und Würzeduft ist in solchen Momenten des Lustwandelnden Natur, daß, wenn er zur Rast sich hinstreckt auf beschatteten Rasen unter säuselnden Bäumen, seine Lebensgeister nicht wissen, ob es ein süßes Ermatten ist, was sie durchzittert, oder das ungenützte Uebermaß ihrer Schwungkraft.

Die beiden Liebenden weilten zuletzt wieder an jenem epheuverhangenen Ruheorte, wo die Wellen des Kephissos

unter durchsonnten Zweigen plätscherten, und wo in schwüler Mittagsstille das scharfe Paar von Wassernattern, von gaukelnden Libellen überschwebt, sacht hingleitend in der Kristallflut seine Kreise zu beschreiben pflegte.

Aus dem Halbschlummer einer träumerischen und wonnigen Siesta erwachend, wiederholte Perikles seine Bitte an Aspasia, das traute Beisammensein dieses Tages durch die lang versprochene Erzählung der ersten Schicksale ihrer Jugend zu krönen.

Aber es ist ein eigen Ding um eine Erzählerin, deren Lippen fein, weichgeschwellt, und würzig süß sind wie attischer Honigseim. Perikles gestand, daß er nicht wisse, ob er begieriger sei nach den Küssen seiner Freundin oder nach ihrer Erzählung. Endlich kam sie zu Worte.

„Du weißt," sagte sie lächelnd, „ich bin nicht alt genug, um dich mit einer langen, abenteuerlichen und bunten Erzählung ergötzen zu können. Aber du hast ein Recht, nach meiner Herkunft zu fragen, und zu erkunden, von welcher Art mein Geschick war, bevor es mit dem deinigen sich verknüpfte."

„Philammon hieß der Mann, nach welchem du zuvor gefragt, welchem ich meine Kenntnisse in der Tonkunst und in den anderen Künsten und überhaupt Alles verdanke, was ein Mensch dem andern danken mag, und was freilich zuletzt, wie ich glaube, nicht allzuviel sein mag; denn das Meiste entscheidet ja doch bei dem Menschenkinde, insonderheit bei dem Weibe, der Boden, auf welchem es emporgesproßt, und der Heimathäther, den es in sich geathmet, und der Dinge Gestalt, die es früh um sich gesehen, vor Allem aber die eingeborne Sendung, und das Verhängniß, und der Stern, unter dem es geboren worden.

Der gute Philammon! ich glaube nicht, daß ich jemals wieder mit einem Manne in so glücklichem Frieden zusammenleben werde als mit ihm; denn er machte keine Ansprüche mehr an mein Geschlecht und ich noch keine an das seinige. Er

zählte achtzig Jahre, und ich zehn. Freilich erſchien er um den vierten Theil ſeiner Jahre jünger und ich um den vierten Theil der meinigen älter.

Nach meines Vaters Axiochos und meiner Mutter Tode zu Milet war ich von ihm als väterlichem Freunde und Vormunde in ſein Haus aufgenommen worden. Er war der gelehrteſte, weiſeſte, beredteſte, und zugleich heiterſte Greis im heiteren Milet, der liebenswürdigſte Greis vielleicht, den ſeit Anakreon die Erde getragen. Ich weiß nicht, ob ſich irgend etwas ſchöner befreundet, als ein jugendlicher Greis und ein frühreifes weibliches Kind. Die ſchönſten Gegenſätze des Lebens ſuchen und berühren ſich da aufs Sinnigſte. Ich war bis zur Leidenſchaft entflammt in des Philammon ſchneeweißen, lang hinabwallenden Bart, in ſeine hellen Augen, aus welchen mir alles Wiſſenslicht der Welt zu leuchten ſchien, in ſeine Lyren und Zithern, in ſeine Bücherrollen, in die Erz- und Marmorbilder ſeines Hauſes, und in den herrlichen Blumenflor ſeines Gartens. Was ihn betrifft, ſchien er an mir nicht weniger Freude zu haben; von der Stunde an, wo ich in ſein Haus gebracht worden, trug er ein Lächeln auf den Lippen, wie ich es nie wieder ſo ſchön bei einem Glücklichen geſehen, und das zuletzt nicht einmal der Tod auf denſelben völlig auszulöſchen vermochte. Fünf Jahre lang lebte ich im Dufte der Roſen, mit welchen dieſer göttliche Greis ſeine Becher umkränzte, trank die Weisheit ſeiner wiſſenshellen Augen und ſeiner von Beredtſamkeit überſtrömenden Lippen, ſpielte auf ſeinen Lyren und Zithern, entfaltete mit entflammten Wangen ſeine Bücherrollen, betrachtete ſeine Erz- und Marmorbilder, und pflegte die Blumen ſeines Gartens. Die Welt der Poeſie, der Töne und des Frühlings war für ihn ſelbſt aufs Neue lebendig geworden, indem er ſie noch einmal mit dem Kinde durchgenoß. Er ſagte, er ſei achtzig Jahre alt geworden, und er verſtehe manche ſeiner Bücherrollen erſt, ſeit ich, das Kind, ſie ihm vorgeleſen.

Als er todt war, nannten mich die Milesier das schönste Mädchen der jonischen Gestade, und ich sah zum erstenmal in einen Spiegel. Das Leben der reichen Stadt, wo früh der Hellenengeist an Asias Sonne zu üppiger Milde gereift ist, begann mich mit rauschenden Wellen zu umdrängen.

Aber ich war unzufrieden.

Bei Philammons Bücherrollen und Marmorbildern war ich heiter gewesen; im rauschenden Reigen der Freude, von Huldigungen umgeben, wurde ich ernst, nachdenklich, eigenwillig, launenhaft, anspruchsvoll. Ich vermißte etwas

Die Männer von Milet erschienen mir geckenhaft. Sie umwarben mich; ich verachtete sie.

Ich stand nach des Philammon Tode verwais't, jung, arm, unerfahren in der Welt.

Da sah mich ein persischer Satrap und faßte sofort den Plan, das vielgepriesene jonische Mädchen nach Persepolis zu bringen, sie dem großen König zuzuführen. Meine thörichte Mädchenseele ward entflammt. Ich dachte an Rhodopis, welche den Aegypterkönig, an meine Landsmännin Thargelia, welche den Thessalerkönig zum Gemahl gewann. Der Perserkönig selbst aber, der Mächtigste der Erde, schwebte meiner Seele vor als der Inbegriff alles männlich Schönen, Erhabenen, Liebenswerthen und geistig Gewaltigen. Als Kind bei Philammon war ich altklug gewesen; jetzt, als heranreifende Jungfrau, ward ich thöricht. Zu Persepolis angelangt, wurde ich auf's Reichste geschmückt und sodann in die mit blendender Pracht ausgestattete Königsburg geführt. Inmitten dieser Pracht saß der Perserkönig, nicht minder prunkvoll behängt, aber mit dem Antlitz eines gewöhnlichen Menschen. Er glotzte mich mit matten Despotenaugen an. Zuletzt begann er schläfrig nach mir die Hand wie nach einer Waare prüfend auszustrecken. Das empörte mich; Thränen des Unmuths traten mir in die Augen. Dem Perser aber gefiel das und er lächelte mit schlaffen Zügen.

Er ſchonte meiner ſogar ſeit jenem Augenblicke, und ſagte, der Stolz der Griechinnen gefalle ihm beſſer als die ſklaviſche Willenloſigkeit der anderen Weiber. Nach wenigen Wochen war des Despoten Herz für mich entflammt. Mich aber befiel eine Angſt; ich verſank in Schwermuth. Fremd, einförmig, ernſt erſchien mir das Leben um mich her. Dieſe Menſchen ließen nicht auf ſich wirken. Dumpf lebten ſie hin in ihren, von erſchlaffenden Aromen durchwürzten Prunkgemächern. Fremdartig und beängſtigend ſtarrte des Morgenlandes Prunk mich an, und raſch war der Zauber gewichen, mit welchem er anfangs meine Phantaſie gefangen nahm. Ein kühler Schauer ergriff mich vor den Tempeln und Götzen der Fremde; ich ſehnte mich zurück zu den Göttern von Hellas.

Ich floh nach kurzer Zeit. Hoch athmete ich auf, als ich den joniſchen Boden wieder betrat, als ich das griechiſche Meer, neues und ſchöneres Glück verheißend, wieder ans Geſtade branden ſah. Im Geleit einer einzigen treuen Sklavin ſuchte ich im Hafen von Milet ein Schiff, das mich nach Hellas bringen konnte. Ich fand einen megariſchen Kauffahrer, welcher bereit war, mich nach Megara zu bringen. Von dort konnte ich raſch das nahe, ſtolzaufblühende Athen, nach welchem meine Seele längſt ſich geſehnt, erreichen. Zu Megara mit meiner Sklavin angekommen, ſtand ich für den Augenblick allein und rathlos da. Der betagte Schiffsherr, der mich von Milet auf ſeinem Fahrzeug mit herübergebracht, lud mich in ſein Haus, und verſprach, mich in den nächſten Tagen nach Athen zu entſenden. Ich folgte ſeiner Einladung. Er aber verzögerte von Tag zu Tag die Vorbereitungen meiner Entſendung, und zuletzt merkte ich, daß er die Abſicht habe, in ſeinem Hauſe mich feſtzuhalten. Bald aber ſah ich zugleich mit dem Vater den heranwachſenden Sohn in Leidenſchaft entbrannt, und, im Hauſe wie eine Gefangene zurückgehalten, ward ich zu meiner Qual verfolgt von doppelter Liebeswerbung. Für ſie, meinten jene Thoren, hätte ich, dem Perſerkönig unverletzt entflohen, mich

aufgespart. Als ich nun spröde blieb und Alles that, um die Fesseln die man tückisch mir angelegt, zu sprengen, da brach der Groll jener Beiden in helle Flammen aus. Des Schiffsherrn Gattin aber hatte von Anfang an die jugendliche Fremde mit argwöhnischem Auge gesehen; und da nun diese, während die beiden Männer mir grollten und unter sich um meinetwillen grimmig haderten, von wilder Eifersucht ergriffen wurde, so sah ich mich wie von Furien umgeben, und schwer bedroht von den Leidenschaften aller dieser Erregten. Dem Weibe kam der Gedanke, die Megarer gegen mich als fremde Bethörerin, als Störerin des Friedens aufzuhetzen, und da die beiden Männer durch meine Sprödigkeit und die Unmöglichkeit mich länger zu halten, aufs Aeußerste erbittert waren, so unterstützten sie aus Rachedurst das Beginnen des Weibes. Ihr Bemühen war nicht erfolglos. War ich doch in Megara, unter Leuten dorischen Stammes; unter Leuten, welche mitten unter umwohnenden Joniern, losgetrennt von ihren Stammesgenossen im Peloponnesos, dem mächtig drohenden Athen so nahe, nur um so bewußter ihr dorisches Wesen hervorzukehren, nur um so sklavischer mit Spartersitte liebäugeln zu müssen vermeinen. Streng und männlich in ihrem Thun wollen sie erscheinen, aber sie sind doppelt zügellos, wenn die Leidenschaft sie ergreift, denn ihr Gemüth ist roh, gemein ihr Sinn. Ihr heftiges Empfinden ist fremd der Sänftigung, welche über die Gemüther anderer Menschen verbreitet wird vom Hauche der Anmuth.

Auf mein dringendes Verlangen gab man sich endlich den Anschein, mich ruhig ziehen zu lassen. Ein Maulthier stand bereit für meine Habe, eine Sänfte für mich und meine Sklavin. Als ich aber aus dem Hause des Megarers trat, fand ich das gegen mich aufgehetzte Volk auf der Straße versammelt, sah mich mit spottenden und schmähenden Worten empfangen. Dem Megarervolke hatte es genügt zu hören, daß ich eine Milesierin sei, um mich zu hassen, und mich in blinder Wuth

zu verfolgen. Ich weiß nicht, was mit solchem Muthe, mit solchem Stolz mich beseelte, als ich diesen Dorer-Pöbel grinsend, schreiend, drohend um mich versammelt sah. Mit erhobenem Haupte durchschritt ich die Menge, hinter mir die zitternde Sklavin. Die Vordersten, welche ein wenig vor mir zurückwichen, wurden von Denjenigen, welche hinter ihnen standen, neuerdings gegen mich gedrängt; ich sah mich im Knäuel der Verwirrung festgehalten, gestoßen, und da ich aufglühend ein Wort des Zornes gegen die Menge schleuderte, so faßten Einige mit frecher Bedrohung mich an den Armen und am Gewande.

In diesem Augenblicke kam ein von Rossen bespanntes Reisegefährt des Weges. In dem Gefährte saß ein Mann, ansehnlich und begütert, wie es schien, von Sklaven umgeben.

Als dieser Mann mich erblickte, inmitten des bedrohlichen Getümmels, während Einige der Verwegensten schon Hand an mich legten, ließ er halten, befahl den Seinigen, mich und meine Sklavin in den geräumigen Reisewagen zu heben, und nachdem dies geschehen, sah ich in wenigen Augenblicken durch das Gespann des Fremden mich der unvergeßlichen Schmach, die mich bedrohte und dem für immer verwünschten Megara entführt."

„Ich begreife nun, Aspasia", fiel hier Perikles ein, „warum du, deinem sonst so maßvollen Wesen zuwider, so feindselig entflammt dich zeigst, sobald der Dorer und dorischen Wesens gedacht wird!"

„Ich leugne es nicht", erwiderte Aspasia, „ich habe seit jenem Tage von Megara allen Dorern Feindschaft und Rache geschworen für immer!"

„Jener Mann, der dich rettend entführte", sagte Perikles „war ohne Zweifel kein Anderer, als Hipponikos?"

„Er war es!" erwiderte Aspasia.

„Du hast", fuhr Perikles fort, „des jonischen Wesens

üppigſte Blüte zu Milet, und des doriſchen plumpes Uebermaß zu Megara kennen gelernt. Auf dem Boden Athens angelangt, fühlſt du dich, wie ich hoffe, in jener ſchönen und glücklichen Mitte, welche die Verſöhnung und die Harmonie der Gegenſätze in ſich ſchließt."

„Es war mir ſogleich ein gutes Zeichen", gab Aſpaſia zur Antwort, „daß, nachdem ich den Boden Athens betreten, der Zufall mich mit jener Stätte in Berührung brachte, in welcher des neuen atheniſchen Geiſtes lebendigſte Funken ſprühen — der Werkſtätte des Pheidias!" —

„Und dort", fiel Perikles ein, „dort fandeſt du die Männer, die du am Hofe des Perſers vermißteſt, die Regſamen, Empfänglichen, auf welche du wirken konnteſt — dort fandeſt du den feurigen, blühenden Alkamenes . . ."

„Und den grübelnden, nicht feurigen, noch blühenden Sohn des Sophroniskos", verſetzte Aſpaſia; „und beiden ſtrebte ich Das zu bieten, weſſen ſie mir für ihr eigenſtes Weſen zu bedürfen ſchienen. Dem Bildner zeigte ich, daß er nicht bloß von Meiſter Pheidias lernen könne, und die falſche Beſcheidenheit des Wahrheitſuchers, der alle Welt mit ſeinen grübelnden Fragen quält, gelang es mir zum Theil in eine wirkliche umzuwandeln. Aber noch fehlte der Mann, dem ich nicht bloß Dieſes und Jenes, dem ich Alles, dem ich mein ganzes Selbſt darzubringen nicht zurückſchreckte. Endlich fand ich ihn. Seitdem bin ich der Eſſe, wo des neuen helleniſchen Geiſtes und Lebens ureigenſte Funken ſprühen, noch näher gekommen, als in der Werkſtätte des Pheidias" —

„Und wo war dies?" fragte Perikles.

„Am Herzen des Gemahls der Pfauenſchlächterin Teleſippe!" erwiderte lächelnd Aſpaſia und lehnte ihr ſchön umlocktes Haupt mit bedeutungsvoller Geberde an die Bruſt des herrlichen Mannes.

Dieſer neigte ſich mit einem Kuſſe zu ihr hinab und erwiderte:

„Mancher von jenen Lebensfunken des helleniſchen Geiſtes ſchliefe vielleicht unerweckt in dieſer Bruſt, o Aſpaſia, wenn du dein ſchönes Haupt niemals an dieſelbe gelehnt hätteſt!“ —

So verfloß dem glücklichen Paare der Tag in den Gärten des Sophokles.

Der Abend begann zu dämmern, die Büſche dufteten ſtärker, die Nachtigallen begannen ihr Lied in den Zweigen, und als wollten ſie mit dieſen wetteifern, erhoben ihre hellen Stimmen im Graſe die Cicaden; Glühwürmer leuchteten aus dem tieferen Dunkel der Büſche, und Heſperus ſprühte Funken am Abendhimmel.

Jetzt erſchien der Dichter wieder, um ſeine Gäſte zum Mahle zu laden. Wieder führte er ſie in jenes trauliche, lieblich ausgeſchmückte Gartenhaus.

„Du haſt mir,“ ſagte Sophokles, zu Aſpaſia gewendet, „als ich von euch ſchied, einen Befehl mit auf den Weg gegeben. Und wer möchte ſäumen, dir zu gehorchen in Allem was du wünſchen magſt?“

Damit deutete er nach dem Hintergrunde des Gemaches, aus welchem lächelnd Philainion hervortrat.

Perikles und Aſpaſia waren angenehm überraſcht. Philainion war klein, aber von bezauberndem Ebenmaß der Geſtalt; dabei kräftig an Gliedern, und doch voll Anmuth in den Bewegungen. Sie hatte die ſchwärzeſten Augen, und über der etwas niedrigen Stirne das ſchwärzeſte Kraushaar, das man ſehen konnte.

Aſpaſia dankte dem Dichter in anmuthigen Worten für ſeinen Gehorſam und küßte Philainion auf die Stirne. Fröhlich lagerte man ſich dann zum Mahle. Viel der ſüßen Labe ward geboten, und wieder floß der feurige Chierwein unter heiterem, geiſtbeflügeltem Geſpräch und Gelächter.

Dann las Sophokles den Gäſten ſeinen verſprochenen Lobgeſang auf den Eros, das unſterbliche Chorlied auf den „Allſieger im Kampfe.“

Berauſcht von ſchöner Begeiſterung, begannen Aſpaſia und der Dichter das Lied ſogleich auch zum Klange der Saiten zu ſingen. Die Melodie dazu floß wie von ſelbſt von ihren Lippen: ſie erfanden dieſelbe gemeinſam —

Philainion, von der gleichen Trunkenheit ergriffen, ſtimmte ein, und, vom Liede ſo wie vom feurigen Chier begeiſtert, fing ſie bald auch an, den Geſang mit den reizendſten, ausdrucksvollſten Tanzbewegungen zu begleiten.

Wer vermöchte das Glück dieſer begnadeten Menſchen zu ſchildern?

Sie waren heiter-ſelig, wie die olympiſchen Götter.

Als Perikles mit Aſpaſia den Gartenraum durchſchritt in ſpäter Stunde der Heimkehr, dufteten die Roſen berauſchend; die ſcharlachrothe, geheimnißvoll flammende Blüte der Lichtnelke wetterleuchtete im Dunkeln.

Und niemals ſchmetterten die Nachtigallen am Kephiſſosufer lauter als in jener Nacht.

„Weißt du, was ſie ſingen, ſagte Perikles zur lächelnden, an ſeiner Seite wandelnden Aſpaſia. „Sie ſingen alle das Chorlied des Sophokles an den Eros; ſie ſingen alle:

„Eros, du Allſieger im Kampf,
Du ruhſt auf zarten Wangen
Des Mädchens und übernachteſt" —

Sie ſingen alle:

„Siegenden Zauber ſpielt
Die göttliche Schaumgeborne!"

Sie ſingen alle:

„Strahlender Schönheit Reiz
Siegt mitrathend im Rath
Höchſter Gewalten!" — —

Siebentes Capitel.

Der Diskoswurf.

Seit das von Perikles den tonkünſtleriſchen Aufführungen gewidmete Prachthaus mit einem Wettkampfe der Tonmeiſter eingeweiht und eröffnet worden, ſtrömten die Athenäer fleißig herbei gegen den mittäglichen Fuß der Akropolis, um das eigenthümliche Bauwerk und ſein keilförmig zulaufendes, aus den Maſten erbeuteter Perſerſchiffe erbautes Dach zu bewundern.

Aber gar bald folgte der Vollendung des Odeion, die des Lykeion, und wie eben erſt zu jenem, ſo drängt der Schwarm der Athenäer jetzt ſich hinaus vor das gegen Sonnenaufgang gewendete Thor nach dem Iliſſos hin, um die neu herrliche Ringſchule, die nicht ihres Gleichen hatte, zu ſehen.

Obgleich noch neu, ſind Wände und Säulen doch ſchon hie und da bekritzelt mit ſchmeichelnden Inſchriften, welche das Lob des einen oder des andern ſchönen Knaben verkündigen. Denn nicht die ſchaffenden Bildner allein, welchen die Wohlgeſtalt der Jünglinge, bei vielen Leibesübungen hier ohne Hülle ſich zeigend, eine willkommene Schule des Naturgemäßen und des Schönen in der Bildkunſt iſt, auch die müſſigen Schönheitsfreunde kommen hieher, um an dem Anblick reinentwickelter Jugendblüte ſich zu ergetzen. Mit ihren begeiſterten Kennerblicken wetteifert das Auge zärtlicher und ehrgeiziger Väter, welche mit ſtolzer Befriedigung die Uebungen und Wettkämpfe ihrer Erzeugten verfolgen, die Kraftentfaltung und den Eifer derſelben mit mancher lebhaften Geberde, mit manchem lauten

Zurufe spornend Im Uebrigen gibt es auch schwärmerische Liebhaber der gymnischen Künste, welchen die Schau derselben an und für sich selbst ein Labsal ist, und welche mit alternden Gliedern, wie verjüngt durch den Eifer, die Bewegungen und Uebungen der Jugend, soviel deren vor ihren Augen gemacht werden, im Zusehen bewußt oder unbewußt mitmachen. Ja, bis auf einen solchen Grad steigt bei manchen dieser leidenschaftlichen Liebhaber die eingeborne Lust, daß sie nicht damit sich begnügen, tagelang müssige Zuschauer im Lykeion so wie in den Palästren abzugeben, sondern geraden Weges, wenn der Drang sie überkommt, werfen sie sich unter die Jünglinge, um an ihren Uebungen theilzunehmen, oder sie fordern gar einen Altersgenossen aus der Menge zu einem kleinen Ringkampfe auf dem Sande des Gymnasions heraus. „He da, Charisios," heißt es, „wollen wir nicht noch einmal ein Wettspielchen mit einander wagen, wie so oft in unserer glücklichen Epheben-zeit? Welche jungen Herkulesse waren doch wir — wie anders, als diese Knäblein von heute!" So heißt es, und die beiden Männer gedenken ihrer blühenden Jugendtage, und faßen sich, und ringen mit einander nach unvergessenen Regeln der Kunst im Kreise ermunternder Zuschauer.

Aber nicht bloß den körperlichen Uebungen dient der Ort: er ist ein riesiger Gesellschaftssaal. Und so sehr ist er dies, daß alle die eigentlichen Uebungsräume auf der einen mittäglichen Seite des Peristyls hinter der doppelten Säulenhalle liegen, die drei übrigen Hallen aber, so wie die Baumpflanzungen, welche an die Ringschule sich schließen, nur dem geselligen Verkehre der Athener gewidmet sind. Hier finden mit ihren Bewunderern, Freunden, Schülern sich vielgesuchte Männer zusammen. Mag man hier doch immer noch ungestörter sich unterreden, als in den Hallen der lärmvollen Agora. Was die Nachwelt eifrig in bestaubten Bücherrollen lesen wird, das strömt lebendig hier von den Lippen der Denker. An

den Meiſter und ſeine vorerſt nur wenigen Schüler, die hier an ſeiner Seite horchend dahin ſchreiten, ſchließt aus der Menge wer da will ſich an. Wenige Tage ſind es, ſeit des Lykeions Räume ihre Pforten erſchloſſen, und ſchon könnt ihr den kühnen Flügelſchlag des helleniſchen Gedankens in denſelben rauſchen hören. In jenem Greiſe mit den hellen Augen erkennt ihr den Freund des Perikles, den edlen Anaxagoras wieder.

Von ihm hat mancher Athenäer ſchon gelernt, nach des Naturlaufs Gründen zu fragen, und über olympiſche Götterlaunen hinaus ewige Geſetze des natürlichen Geſchehens aufzuſuchen. Aber Viele noch gibt es auch, die geneigt ſind, eine unheimliche Art von Magier in ihm zu erblicken.

„Iſt dies nicht der Weiſe von Klazomenä?“ fragt ein Athener, an einen der Schüler und Hörer in der Gruppe ſich wendend, welche den Philoſophen umgibt; „iſt's nicht derſelbe, von welchem man ſagt, daß er einmal bei den Spielen zu Olympia mit einer Wildſchur um den Leib ſich hinſetzte, während die Sonne am heiteren Himmel ſchien, und Denjenigen, die ihn deshalb beſpöttelten, ſagte, daß, bevor noch eine Stunde verfloſſen, ein Ungewitter losbrechen würde; was denn auch in der That zu Aller Verwunderung eintraf. Woher ſchöpfte wohl der Mann eine ſolche Vorausſicht, wenn er nicht beſſer als irgend Einer auf übernatürliche Dinge und auf die Ausübung der mantiſchen Künſte ſich verſteht?“

„Frage doch ihn ſelbſt!“ erwidert der Schüler.

Der Athener befolgt den Rath und wiederholt ſeine Frage dem Anaxagoras ins Angeſicht: „Biſt du der Mann, der zu Olympia in einer Wildſchur ſich hingeſetzt und ein Ungewitter vorausgeſagt bei heiterem Himmel und hellem Sonnenſchein?“

„Allerdings!“ erwidert lächelnd Anaxagoras. „Und auch du hätteſt dasſelbe vermocht, ohne Anwendung von magiſchen oder mantiſchen Künſten, wenn dich, wie mich, ein

arkadiſcher Hirt belehrt hätte über die Haube des Erymanthos“ —

„Was willſt du ſagen mit der Haube des Erymanthos?“ fragt der Athener.

„Der Erymanthos,“ verſetzt Anaxagoras, „ſteht als ein hoher Gebirgsſtock dort, wo die Grenzen von Arkadien, Achaja und Elis zuſammenſtoßen; und ſieht man von Olympia aus einen gewiſſen Gipfel dieſes Gebirges bei großer Hitze und wehendem Nordoſt ſich mit der leichteſten Wolkenhaube bedecken, ſo entladet binnen weniger als Stundenfriſt ſich ein Gewitter, das kühlen Schauer bringt und gewaltigen Regenerguß über die piſatiſchen Auen.“

Und als hierauf von den Umſtehenden die Rede auf Entſtehung und Urſachen der Gewitter gebracht wird, verſichert Anaxagoras, der Blitz entſtehe durch eine gewiſſe Art von Reibung der Wolken aneinander. Er geht auch auf andere Naturerſcheinungen über und bringt ganz neue, ungewöhnliche Behauptungen vor; ſo z. B. will er wiſſen, die Sonne beſtehe aus einer glühenden Erzmaſſe und ſei größer als der Peloponneſos. Der Mond, behauptet er, ſei bewohnt und habe Hügel und Thäler.

Während ſolchergeſtalt der Weltweiſe mit ſeinen Hörern luſtwandelt, anderswo lebendig erregte Kreiſe um den Politiker ſich bilden oder um den Neuigkeitskrämer, ſitzt in einer menſchenleeren Ecke der entfernteſten mitternächtigen Halle des Lykeion auf der glattgemeißelten umlaufenden Marmorbank ein Paar, das über wichtige Dinge in der Zurückgezogenheit mit Eifer zu verhandeln ſcheint.

Es iſt ein Jüngling von ausnehmender Schönheit, und ein junger Mann von einer Geſichtsbildung, welche der ſeines Gefährten und Mitunterredners ſehr unähnlich iſt.

Es gab unter den Einzelnen, welche vorübergingen, kaum Einen, der nicht ſtehen geblieben, oder im Vorüber-

wandeln sich wenigstens umgesehen hätte, um die auffallende Schönheit des Jünglings mit einem aufmerksamen Blicke zu mustern. Einige kamen sogar wieder zurück, oder blieben in der Nähe, und behielten den Jüngling im Auge, des Augenblickes harrend, wenn er, um an den gymnischen Uebungen Theil zu nehmen — denn zu diesem Zwecke schien er doch wohl gekommen — die ganze enthüllte Wohlgestalt seiner Glieder den Blicken darbieten würde.

Aber sie täuschten sich, die Solches erwarteten. Denn der bezaubernde Jüngling war eben wieder die schöne Freundin des Perikles, die heute noch einmal zu dem Hilfsmittel der männlichen Verkleidung zu greifen sich entschlossen hatte, um eine der Lieblingsschöpfungen ihres Freundes, das nun vollendete Lykeion, zu besichtigen Sie hatte sich diesmal den lang befreundeten Sokrates zum Begleiter erkoren. Sich mit Perikles in dieser Verkleidung öffentlich zu zeigen, konnte sie kaum mehr wagen, da das Geheimniß des im Geleite des allbekannten Mannes gehenden Zitherspielers schon von allzu Vielen durchschaut war. Sokrates hatte willig auf sich genommen, was Perikles sich selbst und der Freundin versagen mußte.

Er hatte sich am frühen Morgen mit ihr dort eingefunden, um ihr das Innere der Ringschule zu zeigen, bevor die Uebungen der Knaben und Jünglinge beginnen würden. Er that mit Eifer das Seinige, indem er Aspasia umhergeleitete in des Gymnasions Mittelpunkte, dem ins Ungeheure ausgedehnten, von Säulenhallen umgebenen Hofe, hinter welchen geräumige Säle sich reihten, auch die Bäder nicht vergaß, noch die jungen Baumpflanzungen, die neben dem Gymnasion, als eine den Lustwandelnden willkommene Ergänzung desselben, auf dem wiesigen Grunde des Ilissosufers sich hinzogen.

Den „Wahrheitsucher", den „Weisheitsfreund," den Grübler aus der Werkstätte des Pheidias zum Begleiter wählen, ohne den geheimen Anschlägen des unterredungslusti-

gen Mannes zum Opfer zu fallen, war unmöglich. Und so hatte er denn auch jetzt vorerst in seiner nachdenklichen Art sprechend erwogen, wie sinnvoll Perikles das Odeion durch das Lykeion ergänzte und wie er damit vielleicht habe sagen wollen, daß die musischen und die Turnkünste immer verschwistert bleiben müßten, und daß sie vereinigt die harmonische Tüchtigkeit des Leibes und der Seele erzeugten, und daß nicht bloß in Erz und Gestein der Grieche das Schöne bildend und schauend genießen wolle, sondern im eigenen lebendigen Wesen, dem leiblichen und seelischen, es zu verwirklichen durch einen starken Drang seiner Natur sich getrieben fühle.

Und nachdem er schon der Führerpflicht genügt, wußte er Aspasia noch immer festzuhalten, sie noch tiefer in ein Gespräch zu verstricken. Mit ihr auf der zierlichen Steinbank einer der am wenigsten von Menschen erfüllten, entferntesten Hallen sich niederlassend, war er wieder auf jenen Lieblingsgegenstand zurückgekommen, den er auf die Bahn zu bringen nie versäumte, so oft er der schönen Milesierin habhaft werden konnte. Unglücklicher Weise fielen, während er auch jetzt sich bemühte, von ihr die lang gewünschte Aufklärung über den Begriff und das Wesen der Liebe zu erhalten, die Antworten Aspasias so aus, daß Sokrates immer zu erwidern sich genöthigt glaubte:

„Was du da beschreibst, Aspasia, das ist ja nicht Liebe des Andern — das ist ja Alles nur Liebe zu sich selbst“ —

Er wollte nämlich wissen, was es denn eigentlich heiße, wenn man z. B. sagt, Perikles liebt die Aspasia oder Aspasia liebt den Perikles. Aber welche schönen Wendungen die Milesierin der Sache geben mochte. Sokrates drehte und wendete sie stets noch geschickter, und zog aus Aspasias Worten, sie mochte sagen was sie wollte, stets nur die Erklärung, daß, wer eine andere Person zu lieben scheine, doch im Grunde nur sich

ſelbſt und ſein perſönliches Vergnügen liebe und ſuche. Ihm ſchwebte dunkel der Gedanke einer Liebe vor, welche wirklich Liebe eines Andern, nicht bloß ſeiner ſelbſt wäre. Und grillenhaft, wie er war, ſtellte er ſich an, als könne er in den Erklärungen Aſpaſias auch nicht die geringſte Spur einer ſolchen Liebe finden. Er fand darin immer nur einen Egoismus — einen Egoismus zu Zweien.

Der Wahrheitſucher und die Schöne hatten ſchon geraume Zeit über dieſen Gegenſtand verhandelt, als ſie den weiſen Anaxagoras mit einigen Begleitern langſam die Halle heraufkommen ſahen.

„Die Götter ſenden uns," ſagte Sokrates, „ohne Zweifel dieſen Mann, damit er im Vorübergehen uns aus der Verlegenheit rette."

„Meinſt du nicht," erwiderte Aſpaſia lächelnd, „daß die Jugend ſich ſchämen müßte, wenn ſie ſich nach der Liebe bei dem Alter erkundigte?"

Anaxagoras war, langſam die Halle heraufkommend und zuweilen einen Augenblick im Gehen einhaltend, ſoeben beſchäftigt, ſeinen Zuhörern auseinanderzuſetzen, der Anfang aller Dinge ſeien kleine, untereinander ganz ähnliche Theilchen: denn wie das Gold aus Goldſtaub, ſo beſtehe das ganze Weltall aus kleinſten, ſtaubkornähnlichen Theilchen, welche durch die in allen waltende Vernunft den erſten Anſtoß zu Form und Harmonie erhielten. Dieſe Vernunft, die er auch den Nus, das iſt den Geiſt nannte, ſei nicht bloß im bewußten Menſchenweſen vorhanden, ſondern auch des Naturlebens ſcheinbar dunkelſte Tiefen durchwalte ſie, und Alles ſei voll Seelen —

Als der Philoſoph mit ſeinen Begleitern ganz nahe jener Stelle gekommen war, wo Sokrates mit Aſpaſia ſich unterredend ſaß, wendete er von ſelbſt, ohne einen Gruß des jüngeren Mannes abzuwarten, mit einem freundlichen Blicke ſich

zu ihm, denn er war ihm gewogen Sokrates erhob ſich von ſeinem Sitze und ſagte:

„Wie ſehr beneide ich dieſe deine Freunde da, o Anaxagoras, welche dich den ganzen Tag zu begleiten, und jeden Augenblick ihren Wiſſensdurſt aus deinem Born zu löſchen im Stande ſind. Wir Anderen, die wir dir nur ſelten begegnen, tragen die ungelöſten Zweifel Tage lang in uns umher und quälen uns oder unſere nicht minder wiſſensdurſtigen Freunde mit Bemühungen ab, die zu keinem Ergebniſſe führen. Da plage ich nun ſchon eine Stunde lang den Sohn des Axiochos, und will von ihm erfahren, was die Liebe ſei, denn er verſteht ſich auf ſolche Dinge. Aber er hält wie es ſcheint, mit ſeiner Weisheit gefliſſentlich zurück, und gibt mit boshafter Neckerei mir Dinge zu hören, bei welchen ich noch unklüger werde als zuvor. Erbarme du dich meiner, Anaxagoras, und ſage mir: was iſt die Liebe?“

„Im Anfang,“ erwiderte der Philoſoph, die Frage mißverſtehend und den Gegenſtand von ſeiner übernatürlichen Seite faſſend, „waren die Urſtoffe und Samen der Dinge in blinder Unordnung gemiſcht. Da war Alles Chaos und Nacht und Erebos. Nicht Himmel, noch Erde, noch Luft war da, bis die ſchattenbeſchwingte Nacht, vom Winde befruchtet, das Urei gebar, aus welchem die verlangende Liebe zur Welt kam, oder der geflügelte Eros, wie die Dichter ſagen, durch deſſen waltende Macht der innere Streit und Zwieſpalt der Dinge ſich löſ'te, und Anderes mit Anderem liebend ſich miſchte, bis Waſſer und Erd' und Himmel und Menſchen und Götter in geſonderten Geſtalten hervortraten aus dem Schooße der allbefruchtenden Natur, als Kinder der Liebe“ . . .

„So wäre alſo Eros das Urweſen,“ ſagte Sokrates, einen Augenblick dem ins übermenſchliche Gebiet abſchweifenden Philoſophen folgend; „aber ich habe von dir, o Anaxagoras, auch den Nus als Erſtes und Höchſtes nennen hören. Sollten Nus

und Eros, allwaltende Vernunft und allzeugende Liebe dasſelbe ſein?"

„Es iſt wohl möglich," verſetzte Anaxagoras, „daß ſie Eins ſind im innerſten Grunde, und daß ſie nach demſelben Ziele trachten — jenes wiſſend, dieſes blind" . . .

„Dann wäre es mit einem Male erklärt," rief Sokrates, „was es beſagen will, wenn man von der Blindheit der Liebe von den verbundenen Augen des Eros ſpricht. Wenn ich dich recht verſtanden, Anaxagoras, ſo iſt Eros nichts Anderes, als der Nus mit verbundenen Augen" —

„Nimm es immerhin ſo, wenn es dir ſo gefällt", ſagte Anaxagoras lächelnd.

„Nun ſieh' aber, Anaxagoras," fuhr Sokrates fort, „wie du mich und dieſen Jüngling hier, den Sprößling des Mileſiers Axiochos, von unſerem eigentlichen Gegenſtande abgebracht haſt, indem du uns in die oberſten Höhen der Weisheit entführteſt. Denn ich und dieſer Jüngling, wir hatten bei unſerem Geſpräch eine andere Art von Liebe im Auge, als die du uns in deiner Rede vom Streit der Dinge und vom Erebos und vom Urei ſoeben gedeutet haſt. Wir fragten nämlich — und auch Dieſes erſcheint der Frage vielleicht nicht unwerth — welches denn die eigentliche Natur, das Weſen und der Zweck jener Empfindung ſei, kraft welcher ein Menſch den andern, insbeſondere aber jener Mann dieſes Weib, oder jenes Weib dieſen Mann zu lieben behauptet?"

„Ein Verlangen dieſer Art," verſetzte Anaxagoras, „durch welches der Mann zum Weibe, aber nicht zum Weibe überhaupt, ſondern zu einem beſtimmten Weibe, und hinwiederum ein Weib nicht zum Manne überhaupt, ſondern zu einem beſtimmten Manne in leidenſchaftlicher und willenloſer Begierde hingezogen wird, iſt eine Art von Erkrankung der Seele, und als ſolche wohl beklagenswerth. Denn eine krankhafte Begier und leidenſchaftliche Neigung dieſer Art ſtürzt

nicht bloß Denjenigen, deſſen Begierde von dem Gegenſtande, auf welchen ſie ſich ausſchließlich richtet, ungeſtillt bleibt, in die kläglichſte Verzweiflung und in den trübſeligſten Jammer, ſondern ſie bringt, auch wenn ſie Hoffnung hat, geſtillt zu werden, oder wirklich zum Theile geſtillt wird, den von ihr Behafteten in eine Abhängigkeit von dem geliebten Weibe, welche er ſchon an ſich als ſeiner unwürdig und als ſchmählich erkennen müßte, welche aber auch deshalb für den Weiſen durchaus zu vermeiden iſt, weil er, um den Gleichmuth und die innere Zufriedenheit der Seele zu behaupten, niemals ſich an irgend Etwas mit leidenſchaftlicher Vorliebe hängen darf. Denn Alles, woran wir uns in ſolcher Weiſe durch Gewöhnung feſſeln laſſen, kann uns wieder entriſſen werden, und ſein Verluſt bereitet uns dann unerträgliche Qualen. Solch krankhafte Liebesleidenſchaft verwirrt das Gemüth, erfüllt es mit beſtändiger Angſt und Eiferſucht, macht den Kühnſten zag, den Stärkſten ſchwach, den Beſten gleichgiltig gegen Ehre und Schmach, und den Sparſamſten zum Verſchwender. Untereinander aber entflammt ſie die Menſchen zu erbittertem Hader und ſtiftet Unheil für ganze Völker und Städte, ſo wie ja auch um eines Weibes willen Ilion zerſtört worden und die Griechen ein Jahrzehend lang alle erdenkliche Mühſal und das vergoſſene Blut ihrer Beſten ertrugen."

Anaxagoras hatte noch kaum ſeine Rede beendet, als Perikles, mit einem Begleiter im Geſpräch die Halle heraufkam. Er ſah den Anaxagoras mit Sokrates ſich unterreden. Er erkannte auch die verkleidete Aspaſia an der Seite des Sokrates und warf ihr einen verwundert fragenden Blick zu, den ſie mit einem unbefangenen Lächeln erwiderte.

Perikles blieb ſtehen, und da er die letzten Worte der Rede des Anaxagoras gehört, ſo fragte er die ihn Grüßenden, über welchen Gegenſtand ſie ſich denn eben mit ſo geſpannter Aufmerkſamkeit von Anaxagoras hätten belehren laſſen.

„Laß dir Dieſes, o Perikles," ſagte Sokrates mit ſchlauem Lächeln, „von dem Jüngling hier, dem Sohn des Mileſiers Ariochos, auseinanderſetzen; denn er eben iſt Schuld, daß Anaxagoras gezwungen wurde an dieſer Stelle Halt zu machen und Einiges über einen der nach meinem Bedünken ſchwierigſten Punkte des menſchlichen Erkennens zu äußern."

„Die Rede des weiſen Klazomeniers," ſagte Aſpaſia, „war veranlaßt durch die Frage des Sokrates, was zu halten ſei von der Liebe."

„Und was antwortete der weiſe Klazomenier in Betreff deſſen, was zu halten ſei von der Liebe?" fragte Perikles.

„Er ſagte," gab Aſpaſia zurück, „wenn ich anders ſeinen Gedanken und nicht bloß ſeinen Worten gefolgt bin, daß die Liebe, ſo feurig ſie ſein möge, doch immer nur Sache des heiteren fröhlichen Lebensgenuſſes bleiben müſſe, und daß ſie nicht zu krankhafter trübſeliger Schwärmerei entarten dürfe, noch zur Tyrannei, noch zu herznagender Eiferſucht" —

„Er ſagte," fiel Sokrates mit bedeutungsvollem Lächeln ein, „daß wenn Einer den Jüngling, der ihm theuer, oder die Schöne, die er liebt, an der Seite eines anderen, ſchönen oder häßlichen Mannes erblicken ſollte, er deshalb nicht ſogleich für nöthig halten dürfe, olympiſche Brauen zu runzeln, oder eine Griechenflotte in Aulis zu verſammeln, um in wildem Rachedurſt Völker auszutilgen und Städte zu verwüſten" —

Perikles lächelte. Er fand die Silensgeſtalt des Wahrheitſuchers beinahe drollig neben dem ſtrahlenden Liebreiz der ihm zur Seite ſitzenden verkleideten Aſpaſia. Es war im erſten Augenblick allerdings befremdend für ihn geweſen, Aſpaſia hier zu treffen, und ſeine olympiſchen Brauen hatten ſich in der That bei ihrem Anblicke ein wenig zuſammengezogen; aber nun ſchämte er ſich beinahe dieſer erſten Regung. Er zweifelte nicht an der Abſicht ſeiner ſchönen Freundin, ſich, wie es mit Rückſicht auf ihr Geſchlecht ihr geziemte, vor Beginn der Leibesübungen

aus der Ringschule zu entfernen. Aber er hielt es doch für gerathen, sie durch eine versteckte Mahnung daran zu erinnern, daß dieser Zeitpunkt nahe sei, und daß sie bedacht sein müsse, denselben nicht zu versäumen. Er ließ die Aeußerung fallen, daß die Uebungen unverweilt beginnen würden. Er fügte hinzu, daß es heute für ihn selbst Ehrensache sei, sich hier einzufinden, da seine beiden Söhnlein, Xanthippos und Paralos, so wie sein Mündel Alkibiades, nachdem sie schon eine kleine gymnische Vorschule in der Palästra durchgemacht, zum ersten Mal an den öffentlichen Uebungen der Knaben in der Ringschule theilnehmen würden. Nicht länger sei der kleine Alkibiades zurückzuhalten gewesen, der nichts mehr von der armseligen Palästra hören wolle und darnach glühe, sich auf dem öffentlichen Felde der Ehren, im Lykeion, mit seinen Altersgenossen zu messen.

Anaxagoras und seine Begleiter vernahmen diese Nachricht nicht ohne lebhafte Theilnahm: und schlossen dem Perikles sich an, um Zeugen der Wettkämpfe des kleinen Alkibiades zu sein, von welchem die Athenäer, so jung er war, doch schon zu sprechen begannen.

Aspasia erhob sich ebenfalls mit Sokrates, wie um den Uebrigen zu folgen, forderte jedoch insgeheim den Wahrheitsucher auf, sie aus dem Lykeion hinwegzugeleiten.

Aber der grüblerische junge Steinmetz aus der Werkstätte des Pheidias schritt, nachdem er mit der verkleideten Schönen aus dem Gedränge entwichen, wie traumwandelnd neben ihr hin, und ohne es zu wissen und zu wollen führte er sie, statt aus der Ringschule hinaus, in die abgelegenste, eben völlig verödete Halle derselben, weitab von dem Schauplatze, wo die Jünglinge und Knaben sich übten.

Sein Inneres war ganz ausgefüllt durch die schweigsame Erwägung dessen, was Anaxagoras über die Leidenschaft der Liebe geäußert hatte. Die Worte des Weisen waren sehr tief in seine Seele gedrungen.

Aspasia fragte ihn zuletzt nach dem Grunde seines nachdenklichen Schweigens.

Er antwortete lange nicht; dann aber, wie aus einem tiefen Traume erwachend, begann er, nachdem er seine Begleiterin eingeladen, sich neben ihm auf einen Marmorsitz in der völlig menschenleeren Halle niederzulassen:

„Weißt du, Aspasia, wann in meinem Leben zum ersten Male mein Dämon sich bei mir meldete?"

„Was nennst du deinen Dämon?" fragte Aspasia.

„Mein Dämon," erwiderte Jener, „ist ein Mittelwesen zwischen göttlicher und menschlicher Natur Er ist kein Phantom, kein Hirngespinnst: denn ich höre zuweilen ganz deutlich, so deutlich, als man nur etwas vernehmen kann, seine Stimme in meinem Innern. Aber er verschmäht es leider, mir die Tiefen der Weisheit in geheimer Offenbarung aufzuschließen; was Erkenntniß anlangt, scheint er nicht stärker und nicht weiser als ich selbst. Er begnügt sich damit, mir in einzelnen Fällen kurz und ohne alle Begründung mit seiner innerlich vernehmlichen Stimme zu sagen was ich thun oder was ich lassen soll. Zum ersten Mal in meinem Leben vernahm ich diese seine Stimme, als ich dich, Aspasia, zum ersten Mal erblickte!"

Aspasia fühlte sich sonderbar berührt, als sie den jungen Grübler so ernsthaft und wie von einer wirklichen Person und der natürlichsten Sache von der Welt von seinem Dämon reden hörte.

„Und was gebot dir der Dämon in jenem Augenblicke?" fragte sie lächelnd.

„Als ich dich erblickte und der Gedanke sogleich sich meiner bemächtigte, dich nach dem Wesen der Liebe zu fragen, da ließ er sich leise, aber deutlich vernehmen. „Thue das nicht!" sagte er. Aber ich dachte: Was will dieser Fremdling? was kümmern ihn meine Angelegenheiten? — Ich gehorchte nicht, und fragte dich. fragte dich oft, und immer nach dem Wesen der Liebe.

Aber nun bin ich entſchloſſen, ihm für die Zukunft in Allem, was er mir gebieten oder verbieten mag, zu gehorchen; denn ich habe mich indeſſen überzeugt, daß er der rechten Einſicht voll, und mein Freund, und alles Vertrauens würdig iſt."

„Du biſt ein Träumer, Freund!" ſagte Aspaſia, „obgleich du vorgibſt, nach den klaren Begriffen der Dinge zu jagen. Zu ſehr nach innen gekehrt iſt dein Weſen, o Sohn des Sophroniskos! Blick' um dich, und ſieh den reinen, ruhigen, geſunden, von heiterer Schönheit geſättigten Umriß des Lebens dich überall umgeben! Opfere den Charitinnen, o Sokrates! opfere den Charitinnen! Und vergiß nicht, daß du ein Grieche biſt!" –

„Ein Grieche?" erwiderte lächelnd Sokrates. „Bin ich nicht zu häßlich, um ein Grieche zu ſein? Meine Stumpfnaſe fällt hinaus aus der Sphäre des reinen Griechenthums. Ich mache aus der Noth eine Tugend, und ſuche ein Lebensideal, das verträglich iſt mit der Unſchönheit!" –

Aspaſia blickte nach dieſen Worten dem Sokrates mit einem Gemiſch von Verblüffung und von Mitleid in's Geſicht.

Der arme Sohn des Sophroniskos! Er ſchritt unter den heiter befriedigten Menſchen dahin als der einzig Unbefriedigte. Man fing an, ihn zu den Weiſen zu zählen. Aber Niemand hatte ihn jemals etwas behaupten gehört. Er fragte nur immer. Er wandelte durch ſeine Mitwelt als ein großes, lebendes, faſt unheimliches Fragezeichen. War er das verkörperte Bedürfniß einer neuen Offenbarung, eines neuen Gedankens, einer neuen Zeit? . . .

Da die Wirklichkeit, ſelbſt in ihrer üppigſten Blüte, ſeine Fragen nicht ganz beantwortete, ſo flüchtete er ſich ins Gebiet des reinen Gedankens. Er jagte den „klaren Begriffen" nach. Aber nichts liegt der grübelnden Gedankenjagd näher als ihr ſcheinbares Widerſpiel, die Schwärmerei. Und ſo ſprach er von ſeinem „Dämon".

Es war ihm Ernſt damit. Des Griechen Auge war ge-

wohnt, klar und offen nach außen zu blicken. Sokrates wendete das seine nach innen. Er hörte sich denken; er entdeckte die Innerlichkeit, und erschrak davor so sehr, daß sie ihm als eine dämonische Macht erschien. Er nannte sie seinen Dämon.

Viel wurde von seiner „Ironie" gesprochen. Ach, die Ironie, mit welcher er die Unwissenheit der Andern in Gesprächen aufdeckte, sie war nur ein schwacher Nachhall jener Ironie, deren Stachel er gegen sich selbst, gegen das vergeblich nach Erkenntniß dürstende Ringen in seinem eigenen Busen kehrte! —

Es war sein schmerzlicher Ernst, wenn er von sich versicherte, er wisse, daß er nichts wisse —

Und doch gährte es in ihm von Gedankenkeimen der Zukunft.

Er suchte, wie Aspasia ihn soeben sagen gehört, ein Lebensideal, das, ungleich dem hellenischen, verträglich wäre mit der Unschönheit — —

Er suchte, ahnte ein ernsteres Ideal gegenüber dem Ideal des „allsiegend Schönen", das über sein Zeitalter den Glorienschein in goldner Lebensblüte warf. . .

Von solcher Art war das Wesen dieses noch jugendlichen Grüblers. Und doch — er war ein Grieche. Unschön von außen, grüblerisch in seinem Innern, war er doch angehaucht von der Anmuth hellenischen Geistes. Ein düst'rer Schwärmer war er nicht, und konnte es nicht werden. Der Hauch Aspasias hatte auch ihn berührt; niemals konnte er den düsteren Gewalten ganz verfallen. Mehr und mehr mußte sein Wesen sich verklären zu milder Heiterkeit, wenn auch nur zur Heiterkeit des Weisen, der den Giftbecher mit Gleichmuth leert, wenn seine Stunde gekommen. . .

Jetzt aber gährte in ihm noch die Jugend und eine geheime, ihm selbst fast unbewußte jugendliche Leidenschaft. Noch war er nicht der Mann und nicht der Greis, von

welchem die Bücher der Alten erzählen — noch war er der Steinmetz aus der Werkstätte des Pheidias. . .

Er liebte im Geheimen die schöne und weise Aspasia

Er liebte sie, und er wußte, daß er eine stumpfe Barbarennase und das Gesicht eines Silens habe, und daß sie ihn niemals lieben könne

Er wußte es, aber er war noch jung, und er ermaß selbst nur halb die Gewalt des Feuers, das heimlich in seinem Busen loderte.

„Ich weiß es, Aspasia", sagte er, „ich scheine dir auf der Blüte des helleniſchen Lebens als eine Raupe umherzukriechen, sie heimlich zernagend und mit skeptiſchem Gedankengeifer besudelnd, und du hättest Luſt mich davon hinwegzuſchnellen mit den Spitzen deiner roſigen Finger. Aber sieh, Aspasia, ich möchte ja gerne lieber schön als weise sein. Sage mir nur, wie ich es anstellen soll, um schön zu sein?"

„Sei immer mild und heiter," entgegnete Aspasia, „und beeifere dich, den Charitinnen zu opfern!"

„Durchsonne mich mit dem Strahl deiner Augen!" rief, von der Regung seines Herzens überwältigt, der sonst so ruhige Wahrheitsucher. „Dann," fuhr er fort, „werde ich immer mild und heiter sein."

Er sagte diese Worte in leidenschaftlicher Aufwallung und rückte dabei dem Antlitz Aspasias mit dem seinigen näher, als ob er jenen erheiternden Strahl ihres Auges mit dem seinigen auffangen wollte.

Dabei kam das Silensgesicht des Weisheitsfreundes dem liebreizenden Antlitz der Mileſierin so nahe, daß seine aufgeworfene Lippe den wonnigen Rosenmund der Schönen beinahe berührte.

„Opfere den Charitinnen!" rief Aspasia, sprang empor, und enteilte . . .

In eben demselben Augenblicke kam ein nackter Knabe,

faſt athemlos, flüchtend die Halle herauf gelaufen, ſtürzte ſich, als er den Sokrates erblickte, auf dieſen, riß den Mantel desſelben an ſich und verbarg darein ſeine nackten Glieder.

Der Wahrheitſucher wußte nicht, ſollte er ſeine Blicke auf die von ihm hinweg enteilende Aspaſia, oder auf den zu ihm ſich flüchtenden Knaben richten. Er ſah aus wie ein Mann, dem eine Taube aus der Hand entflieht, und dem im ſelben Augenblick eine Schwalbe an den Buſen fliegt . . .

Der Knabe, in den Mantel gewickelt, ſchmiegte ſich in ſeinen Schooß, und bat flehentlich, noch immer keuchend vor Angſt, ihn zu verbergen und zu beſchützen.

„Weſſen Sohn biſt du, und welches iſt der Grund deines ängſtlichen Entweichens?“ fragte Sokrates den Knaben.

„Ich bin des Kleinias Sohn, des Perikles Mündel, Alkibiades geheißen!“

So antwortete der Knabe. — In folgender Art aber hatte ſich zugetragen, was das Söhnlein des Kleinias zwang, mit nackten Gliedern zitternd ſich in den Schooß des Sokrates zu flüchten.

Zur Zeit, als dieſer neuerdings ſich in ein Geſpräch mit Aspaſia vertiefte, hatten die Uebungen der Jünglinge und auch der Knaben in den dazu beſtimmten Räumen des Lykeion begonnen.

Perikles und ſeine Begleiter umſtanden mit vielen Anderen den Uebungsplatz der Knaben.

Es war eine Schau voll lebendiger Anmuth, dieſe ſchönen, munteren, zarten und doch ſchon durch die Vorübungen der Paläſtra gekräftigten, unverderbt knoſpenden Knabengeſtalten, der purpurnen Chlamis entkleidet, im Sande der Ringſchule ſich tummeln zu ſehen

Unter Allen aber leuchtete der Knabe Alkibiades hervor: einer der Jüngſten zwar, aber feſt ſchon auf den Beinen, und etwas Trotziges, Keckes in ſeinem Weſen zur Schau tragend.

Aber dies Kecke und Trotzige wurde gemildert durch den Reiz seiner Schönheit. Die Bildner drängten sich herzu, um dieses noch unentwickelte, aber gleichsam in leiser Andeutung sich ankündende Muskelspiel, diese knospende Wohlgestalt, diese gleichsam auf einen verjüngten Maßstab zurückgeführte männliche Formenharmonie zu bewundern.

Nebst dem jungen Alkibiades befanden sich unter den Knaben auch seine beiden Altersgenossen, die Sprößlinge des Perikles, Xanthippos und Paralos; ferner der kleine Kallias, des reichen Hipponikos Sohn, mit welchem Alkibiades schon Freundschaft geschlossen hatte. Auch das Söhnlein des reichen Pyrilampes, Demos geheißen, war da zu sehen.

Die Knaben, feurig und lebhaft, wie sie waren, konnten den Beginn der Uebungen kaum erwarten.

Mit dem Wettlaufe begannen jetzt unter der Leitung der Paidotriben die Uebungen der Knaben.

Die Paidotriben unterwiesen ihre Zöglinge, wie sie im Laufe haushalten sollten mit ihrem Athem und mit ihrer Kraft, wie sie die oberen und die unteren Glieder im Gleichmaß bewegen, wie sie mit erhobenem, gleichsam schwebendem Fuße weit ausschreiten sollten, um mit der kleinsten Anzahl von Schritten den größten Raum zu durchmessen; auch gewisse taktmäßige Bewegungen der Arme lehrten sie die Knaben, welche nach ihrer Meinung geeignet waren, dem Ausschreiten der Füße entsprechend, die Schnelligkeit der Bewegung zu fördern.

Doch, siehe da! der kleine Alkibiades wollte von dieser Lehre nichts wissen: er erklärte die Bewegungen der Arme, zu welchen man ihn zwingen wollte, für unschön, und stritt sich mit den Paidotriben über die Sache. Begütigend mischte einer der Aufseher und Leiter der Uebungen sich in den Streit, streichelte die Wange des Knaben und lobte seinen Eifer für die Bewahrung der dem Auge wohlgefälligen Schönheit in

Bewegung und Haltung, verwies ihn aber in Betreff der Zweckmäßigkeit jener Bewegungen auf das Beispiel der mauretanischen Strauße, welche ihren Lauf durch die Bewegung der kleinen Flügel, die sie gleichsam wie Segel gebrauchen, unterstützen.

Die nackten Knaben liefen gegen das Ziel mit einem fröhlichen Geschrei, das immer stärker erscholl, je mehr sie dem Ziele sich näherten. Mehrmals wurde der Wettlauf wiederholt — immer war der Erste am Ziel der junge Alkibiades.

Nach den Uebungen des Laufes kamen die des Sprunges, des Hochsprungs, des Weitsprungs, des Tiefsprungs, an die Reihe.

Die Paidotriben gaben den Knaben Gewichte in die Hand, und lehrten sie dieselben so gebrauchen, daß sie, weit entfernt, die Leichtigkeit des Sprunges zu hemmen, vielmehr den Schwung des Leibes nach vorwärts beförderten. Auch diese Gewichte mißfielen dem eigenwilligen Knäblein Alkibiades, und wenig fehlte, so hätte er sie einem Derjenigen, welche über das sittliche Wohlverhalten der Knaben zu wachen hatten, und der ihm sein widerspenstiges Benehmen mit etwas scharfen Worten verwies, an den Kopf geworfen. Zorn und Scham bemächtigte sich des Perikles, als er, mit seinen Freunden unter den Zuschauern stehend, Augenzeuge ward von der Zügellosigkeit des Knaben. Aber er lächelte versöhnt, als unter dem Beifallsklatschen der Zuschauer der Sohn des Kleinias auch im Sprunge allen Altersgenossen den Vorrang abgewann.

Jetzt wurden die Knaben von den dazu bestimmten, sogenannten Aleipten mit Oel gesalbt für den Ringkampf. Das ließ der kleine Alkibiades sich noch gefallen; als man ihm aber den durch das Oel geschmeidigten Leib mit Staub bestreute, um die Schlüpfrigkeit der eingeölten Glieder zu mindern, so legte er gegen diese Verunreinigung lebhafte Verwahrung ein. Aber hier fügte man sich nicht, wie in der Palästra,

den eigenwilligen Launen des Knaben: hier galt des Gymnasions strengeres Gesetz und das Söhnlein des Kleinias mußte sich fügen.

Paarweise traten die Knaben zum Ringen an.

Mit gelinder Beugung des Knie's den rechten Fuß ein wenig vorzustrecken, den Arm zum Angriff wie zur Abwehr auszulegen, Hals und Haupt nicht nach vorn zu neigen, auch den Unterleib einzuziehen, die Brust aber zu ründen und zu wölben, des Gegners Bewegungen vorauszuerspähen im Angriff wie in der Vertheidigung beständig kunstgemäß zu verfahren, wurden die Knaben von den Paidotriben unterwiesen. Wie man ferner den Gegner mehr durch Gewandtheit als durch Kraft zum Fallen bringen, den Gefallenen aber mit Händen und Füßen so umschlingen und verwickeln könne, daß er regungslos bleiben und darauf verzichten müsse, sich wieder vom Boden zu erheben, das wurde nebst allen übrigen Kunstgriffen den jugendlichen Ringern eifrig eingeprägt. Aber auf Anstand auch und selbst auf Anmuth der Bewegungen richteten die Lehrer und Aufseher der Uebungen ihr Augenmerk. Nicht auf Kraftentwicklung bloß und Gewandtheit bezogen sich die Regeln, welche sie gaben, sondern auch auf Schaustellung jeder Art von Wohlgestalt, und jener schönen, freien leichten Art von Haltung, durch welche der Athenäer sich von Barbaren und selbst von manchen Griechen unterschied.

Der junge Alkibiades rang mit dem Aeltesten unter den Knaben, und streckte ihn durch einen Kunstgriff, welchen er nicht dem Paidotriben verdankte, sondern in des Augenblickes Drang und Nöthigung selbst gefunden hatte, in den Sand.

Nun wurden dem Knaben die Schabeisen gereicht, damit sie sich den ölgetränkten Staub von den Gliedern schaben konnten, und nachdem dies geschehen, erhielt jeder von ihnen eine Diskosscheibe, auch eine kleine Stange statt des Speers, beides zu den Uebungen im Wurfe. Die Diskosscheibe der

Knaben war nicht, wie ſonſt, von Erz, ſondern aus dem Holze einer harten Art geſchnitzt. Nichts Leichtes war der Diskoswurf, wenn er kunſtgerecht ausgeführt werden ſollte. Beim Wurfe die rechte Körperhaltung anzunehmen, ferner der Wurfſcheibe, nachdem ſie mit etwas Erde rauh gemacht worden, um ſie ſicherer faſſen zu können, die beſte Lage in der Hand zu geben, dann aber die Hand in eine wiegende Bewegung zu bringen, um gleichſam das Verhältniß der Kraft, welche aufzuwenden war, zu dem Gewichte richtig abzuwägen, den Diskos ſchwungrecht und die Muskeln des Armes ſpannkräftig zu machen, wohl auch die Scheibe im Halbkreisbogen zu ſchwingen und dann aus der Tiefe herauf in die Ferne zu ſchleudern — das Alles wurde, wie den anderen Knaben, auch dem Alkibiades eingeſchärft; er aber verachtete dieſe Regeln, und als die Knaben einer nach dem andern zum Wurfe antraten, und die Weite, welche jeder Einzelne mit ſeinem Wurfe erreichte, am Boden durch ein Zeichen erſichtlich gemacht wurde, ſchleuderte der Sproß des Kleinias, als an ihn die Reihe kam, ſeinen Diskos wie es ihm gefiel. Dennoch flog ſeine Scheibe über die der Andern weit hinaus.

Da trat noch ein ſtarker Knabe hervor, der im Diskoswurf eine beſondere Fertigkeit beſaß. Dieſer verſuchte nun ſein Glück, und achtſam, mit Beobachtung aller Regeln der Paidotriben, warf er den Diskos, und überholte zwar nicht den Wurf des Alkibiades, blieb aber auch hinter demſelben nicht zurück. Seine Scheibe und die des Alkibiades lagen in gleicher Entfernung von den übrigen.

Alkibiades erbleichte. Zum erſtenmale ſollte er ſeine Siegesehre mit einem Andern theilen. Stumm und vor Aufregung zitternd ſtand er da, und warf Blicke des Unmuths nach ſeinem Nebenbuhler hinüber. Dieſer aber vermaß ſich zu behaupten, ſeine Scheibe liege, genau genommen, noch ein Weniges über die des Alkibiades hinaus.

Bei dieſer Behauptung wurde der junge Alkibiades von unbeſchreiblicher Wuth ergriffen, erhob ſeine Rechte, und ſchleuderte mit aller Gewalt den Diskos, den er in der Hand hatte, nach dem Haupte des Gegners Und nur zu gut erreichte der Wurf ſein Ziel; ohnmächtig und blutend ſank jener Knabe zuſammen

Ein großer Tumult entſtand. Der faſt auf den Tod Verwundete mußte hinweggetragen werden Bei dieſem Anblick erbleichte und zitterte der junge Alkibiades einen Moment; als aber die Verwandten und Befreundeten ſeines verwundeten Nebenbuhlers mit Vorwürfen und Drohungen auf ihn eindrangen, zeigte er ſogleich ſich wieder gefaßt und trotzig

Jetzt aber ſah er den zürnenden Perikles in Geſellſchaft des würdevollen Gymnaſiarchen auf ſich heranſchreiten, und merkend, daß man ihn ergreifen, hinwegführen, vielleicht gar in ſchmählicher Weiſe züchtigen wolle wendete er ſich plötzlich, durchbrach den Ring der Umſtehenden, wo er am wenigſten dicht war, und entfloh mit jener Behendigkeit, welche ihm früher beim Wettlauf zum Siege verholfen hatte.

Man ſchickte ſich an, ihn zu verfolgen, aber bald war er den Augen ſeiner Häſcher entſchwunden.

Im abgelegenſten Theile des Lykeion war er auf den Sokrates geſtoßen, hatte ſich, wie ſchon erzählt, auf ihn geſtürzt, und ſchutzflehend ſich in ſeinem Mantel geborgen

„Der Sohn des Kleinias alſo biſt du?“ ſagte Sokrates in ſanftem und ruhigem Tone, nachdem ihm der Knabe auf ſein Befragen den Anlaß ſeiner Entweichung erzählt hatte. „Nimmſt du bei deinem Thun und Laſſen keine Rückſicht auf Lob und Tadel, keine Rückſicht auf den Wunſch und Willen ſo vortrefflicher und angeſehener Männer, von welchen du ſtammſt oder welchen du durch Geburt verwandt biſt?“

„Ich will nicht immer thun, was die Andern wollen,“

ſagte der Knabe trotzig; „ich will thun, was mir beliebt und was ich ſelber will, und was ich mir vorſetze“ —

„Du haſt ganz Recht,“ verſetzte Sokrates, immer ruhig; „der Menſch muß thun dürfen, was er ſelber will und was er ſich vorgeſetzt hat. Aber was haſt du denn eigentlich gewollt und was haſt du dir vorgeſetzt, als du heute Morgens mit den andern Knaben hieher kamſt in das Lykeion?“

„Der Erſte zu ſein in Allem!“ rief lebhaft der kleine Alkibiades. „Der Erſte zu ſein, mich auszuzeichnen, und die größten Ehren unter Allen davonzutragen! Das hatte ich mir vorgeſetzt!“ —

„Dann haſt du alſo doch nicht gethan, was du eigentlich wollteſt und was du dir vorgeſetzt,“ bemerkte mit unveränderter Ruhe Sokrates. „Du wollteſt dich auszeichnen, wollteſt mit Ruhm bedeckt das Lykeion verlaſſen; in der That aber biſt du mit Schmach und Schande fortgehetzt worden, und haſt vielleicht noch gar, wenn du den Deinigen zurückgegeben wirſt, eine Züchtigung zu erwarten. Warum biſt du denn nicht geraden Weges auf Das, was du erreichen wollteſt, losgegangen, und haſt deine Zeit mit Nebenſachen, die dich vom Ziele abführten, verloren? Du biſt nicht hieher gekommen, um deinem Altersgenoſſen mit dem Diskos ein Loch in das Haupt zu werfen, ſondern, wie du ſagſt, um Lob und Ehre zu erringen. Dein Fehler war, daß du einen Augenblick ganz darauf vergaßeſt, was du hier eigentlich wollteſt, und dich auf Nebendinge einließeſt welche zur Folge hatten, daß du, ſtatt mit Ruhm bedeckt mit Schmach und Schande aus dem Gymnaſion flüchten mußteſt?“ —

Es geſchah dem Knaben Alkibiades zum erſten Mal, daß ihm das Geſetz des zweckmäßigen Verhaltens nicht als willkührlich und äußerlich Drohendes, ſondern als etwas in ihm ſelbſt Lebendiges, mit ſeinem eigenſten Wollen weſenhaft Verbundenes vor Augen geſtellt wurde.

Ueberhaupt lag etwas in dieſen Worten des Sokrates, und in dem Tone, in welchen ſie geſprochen wurden, was dem Knaben Vertrauen einflößte. Er ſah dem Manne ernſt und ſchweigend ins Antlitz, er ſah ihm in die mildfreundlichen, braunen Augen, und ſein Vertrauen wurde im ſelben Augenblicke faſt unbewußt zu einer Sympathie, wie er ſie bisher für keinen Menſchen empfunden hatte.

Jetzt ſah man die Leute, welche den Knaben Alkibiades ſuchten, darunter den Perikles, im Geleite des Gymnaſiarchen ſich nähern

Neuerdings begann der Knabe zu zittern.

„Fürchte nichts!“ mahnte Sokrates; „ich werde es mit der Götter Hilfe verſuchen, dich auszuſöhnen mit all' dieſen grimmigen Feinden und Verfolgern!“

Die ſich Nähernden erkannten den Sokrates, und, an ihn geſchmiegt, in ſein Himation gehüllt, den Knaben, den ſie ſuchten. Es war, als ſähe man den Knaben Achill in Geſellſchaft ſeines Lehrers und Pflegers, des ungeſchlacht-gutmüthigen Kentauren.

Als Perikles und der Gymnaſiarch mit den Uebrigen herangekommen, und gerade auf den Sokrates zuging, ſagte dieſer:

„Ich weiß, wen ihr ſucht, ihr Männer; aber der, den ihr ſucht, iſt mein Schutzbefohlener, wie ihr ſehet, und ich werde ihn nicht ausliefern, ſondern ihn, wie es meine Pflicht iſt, nach Kräften vertheidigen. Er iſt, wie er mir ſagt, ins Lykeion gekommen, um ſich auszuzeichnen, was ihm nur deshalb nicht völlig gelang, weil er aus Vergeßlichkeit ſich mit Dingen befaßte, die nicht zur Sache gehörten, indem er nämlich einem Geſpielen den Diskos an den Kopf warf, was ihm Unehre brachte, ſtatt der Ehre, die er eigentlich geſucht. Was die Verwundung jenes Knaben anlangt, ſo bedenkt, ihr Männer, daß ein ganz ähnliches Unglück oder Vergehen, wie ihr es nennen

wollt, auch durch Götter- und Heroenhände schon geschehen ist; denn, wie ihr wißt, hat selbst Apollon seinen Liebling Hyakinthos, und der Held Perseus seinen Großvater Akrisios mit einem Diskoswurfe getödtet. Es ist wahrscheinlich, daß dieser dunkelgelockte, feueräugige Knabe den Göttern und Helden ähnlich werden könnte, wenn er wollte, auch in anderen Dingen" . . .

Der Zorn des Perikles legte sich bei dem Anblicke des wiedergefundenen Knaben, aus dessen Gesichte jede Spur von Trotz verschwunden war. Er richtete an den Fürsprecher einige freundliche Worte, welche zugleich den noch immer der Züchtigung Gewärtigen beruhigen konnten, und befahl hierauf dem Pädagogen, den Knaben anzukleiden und aus dem Lykeion hinweg nach Hause zu führen.

Sokrates schloß sich dem Perikles und dem Gymnasiarchen an, und die Männer unterhielten sich noch eine Weile von der seltsamen Mischung herrlicher und verderblicher Eigenschaften welche sich in der Natur des Söhnleins des Kleinias begegneten.

Dieses selbst aber verließ an der Hand des Pädagogen nicht den Ort, ohne sich mit einem warmen Blicke aus seinen dunkelleuchtenden Augen von dem Schützer und Fürsprecher zu verabschieden.

In solcher Art wurde der seltsame Herzensbund geschlossen zwischen Sokrates, welchen sie den Häßlichen nannten, und dem schönsten aller Hellenensöhne, dem jungen Alkibiades, an dem Tage, als dem „Wahrheitsucher" eine Taube aus der Hand entflog und im selben Augenblick eine junge Schwalbe an den Busen flüchtete . . .

Achtes Capitel.

Das Opfer der Charitinnen.

Kein Schaffender und Wirkender geht so völlig, wie der Bildkünstler in seiner Arbeit auf. Der Weg des Pheidias ging nur zwischen der Akropolis und seiner Werkstätte hin und her. Er sah selbst in den nächtlichen Träumen nichts Anderes als seine Götterbilder, seine Gruppen, seine Friese, und nicht selten fand er, weil sein rastloser Geist geheim im Schlummer ebenso wohl als im Wachen thätig war, nicht ohne Verwunderung beim Erwachen in seinen Entwürfen sich weiter gefördert und gereift. Manches seiner Gebilde war ursprünglich ein Traumgesicht, und er konnte sagen, daß ihm die Götter im Traume erschienen, wie den Helden Homers. Die gesammte Welt hatte nur Werth für ihn, insofern sie Beziehung hatte auf sein Kunstbestreben. Er verzichtete auf die Genüsse des Lebens, er war einsam, unvermählt.

Seine Seele war erfüllt von den Urbildern aller Dinge, und sein klares Auge spiegelte in reinen Umrissen alles Gewordene.

Es war ein buntes Gewirr von Menschen und von Dingen in den Hallen und Höfen der Werkstätte des Pheidias. Immer gab es da Entwürfe zu ersinnen, zu prüfen, zu verwerfen, immer neu in Thon zu modelliren, Maßstab und Verhältnisse zu erwägen. Neben den Vorarbeiten in Thon ward auch schon manches Bildwerk nach dem Modell erst noch von den Steinmetzen aus den Blöcken gehauen, um später der

feineren Künstlerhand zur völligen Ausgestaltung überliefert zu werden. Eine Trümmerstätte war des Pheidias Werkstätte zu nennen, aber eine Trümmerstätte der Entstehung, nicht der Zerstörung. Es war das Chaos, aber nicht das Chaos nach dem Untergange, sondern das Chaos, aus welchem die Schöpfung hervorgeht. Bruchstücke lagen überall umhergestreut, aber nicht als Theile eines gewesenen Ganzen, sondern als Theile, welche auf dem Wege waren, ein Ganzes zu werden.

Und über diesem Chaos schwebte der Geist des Pheidias. Dieser Geist lenkte Alles, hielt den feurigen Alkamenes und den strengen Agorakritos zu einheitlichem Wirken zusammen.

Seine beiden gewaltigsten Gegner waren diese Beiden. Jener überdieß seine beredteste Zunge. Was Pheidias einmal gesagt, in einsilbigen, vielleicht räthselhaften Worten hingeworfen, das deutete Alkamenes, wiederholte es, schärfte es ein, überwachte den Vollzug.

Soeben wieder hielt er Umschau bei denjenigen Jüngern und Helfern, deren Arbeiten seiner besonderen Obsorge anvertraut waren. Ueberall tadelte, mahnte, spornte er mit dem Ungestüm, der ihm eigen, indem er werdende Bestandtheile der Giebelfelder, Friese, Metopenbilder musterte.

„Was machst du, Drakyllos? Zu flach gewölbt ist für die Wirkung aus der Ferne hier das Doppelblatt der Brust, das Feld des Unterleibes zu wenig gegliedert, zu wenig von den Weichen sichtlich abgegränzt! Die Hauptmuskeln zu wenig, die Nebenmuskeln zu viel hervorgehoben! — Charikles, du spannst die Haut hier zu straff, dort zu weich über den Muskeln! Zu wenig locker ist sie hier, zu wenig verschiebbar! es muß scheinen, als ob man selbst am starren Erz- oder Marmorbilde die Haut mit zwei Fingerspitzen erfaßen und ein wenig emporziehen könnte! — Dein Gott, Lykios, ist zu wenig erkennbar aus den Falten seines Gewandes! Gehörst

auch du zu den Bildnern, deren Herakles nur an der Keule kenntlich iſt? — Auch deine Quellnymphe, Krinagoras, ſcheint ſich auf das Kennzeichen ihrer Urne verlaſſen zu wollen, ſtatt in den weichen, gleichſam flüſſigen, hingegoſſenen Gliedern das Innerſte ihres Weſens erſcheinen zu laſſen!“ —

Jetzt kam er an eine Gruppe des Parthenonfrieſes: Jünglinge, welche Roſſe, die ſich bäumten, zügelten. „Bei welcher Mähre, Lykios, haſt du dies breite Haupt, dieſe ſtumpfen Ohren geſehen? Auch das Ganze zu ſtarr, zu wenig losgelöſt, zu altmodiſch! Biſt du bei den Aegineten in die Schule gegangen? Solch' altväteriſch' Stümperwerk hätte ſchon Ageladas nicht mehr gebilligt!“ — So rief Alkamenes, tadelte noch Dies und Jenes im Beſonderen, und ſchien, ſich ereifernd, nicht übel geneigt, das Gebild des Jüngers zu zertrümmern, denn Solches war er fähig zu thun, wenn die Leidenſchaft ihn überkam.

Agorakritos trat hinzu, und nahm, wie öfter, des arg Geſchmähten gegen den Heißſporn Alkamenes ſich an. Dieſem ſchoß das Blut ins Geſicht und er gab ein lebhaft Wort zurück.

In dieſem Augenblicke aber näherte ſich Pheidias, und in ſeinem Geleite ein Paar, das nicht ganz fremd war in der Werkſtätte des Pheidias.

Wie hätten Perikles und Aſpaſia ſich verſagen ſollen, zuweilen einen Blick zu thun auf das ſtille Werden und Reifen dieſer großen Entwürfe?

Sie kamen und fanden den Meiſter mitten im Schwarme ſeiner Jünger und Helfer, unter ſeinen Thonmodellen, halb behauenen Werkſtücken und Marmorblöcken; ſie fanden ihn einſilbiger, ſtrenger, nachdenklicher, vertiefter in ſeinem ganzen Weſen als je zuvor.

Als Alkamenes die Mileſierin erblickte, war er beſtrebt,

gleichgültig-heiter zu erscheinen und jenen noch immer nicht ganz erstickten Unmuth zu verbergen, welchem er bei der flüchtigen Begegnung auf der Agora Ausdruck zu geben sich hatte hinreißen lassen. Der düstere Agorakritos aber gab sich keine Mühe, den Groll zu verheimlichen, den er gegen Aspasia noch immer im Herzen trug. Er ging bei Seite und verlor kein Wort an die beiden edlen Besucher.

Da diese eintretend noch Einiges vom Wortwechsel des Alkamenes und des Agorakritos vernommen hatten, so spann sich über denselben Gegenstand bald die Rede weiter fort, und die lebhafte Aspasia verhehlte nicht, daß sie mit Alkamenes völlig übereinstimme, wenn er die letzten Spuren des Altüberlieferten, des Alterthümlichen getilgt sehen wolle aus der Kunstausübung. Bei der Betrachtung der Entwürfe und Thonmodelle für die colossalen Giebelgruppen, für die Friese und Metopenbilder fand sie manches Schönste noch ein wenig hart und streng, und selbst das edelste Blütenalter der Künste schien ihr noch zu langsam fortzuschreiten. Ohne Rückhalt sprach sie aus, was sie dachte.

„Die schöne Aspasia", sagte Pheidias mit ernstem Lächeln, „sie möchte, daß Alles, was wir bilden, so zierlich und so üppig und so reizend wäre, wie sie selbst. Aber vergiß nicht, Aspasia, daß uns Bildnern hier in diesen Aufgaben kein einfach Menschliches, kein alltäglich Wohlgefälliges, sondern ein meist Uebermenschliches darzustellen und zu gestalten vorgesetzt ist."

„Pheidias hat vielleicht Recht", sagte Perikles, wenn er sich das, was Aspasia das Herbe, Strenge, das Alterthümliche nennt, nicht völlig rauben lassen will. Wer weiß, ob des bildnerischen Schönen höchstes Ideal nicht auf der schmalen Grenze wohnt, welche die keusche, jungfräuliche Schönheit von der üppigen, voll-entwickelten scheidet? Der Entwicklung höchste und letzte Stufe ist ja auch schon die erste des Niedergangs; ein wenig diesseits dieser Spitze also, und nicht auf ihr selbst, dürfte

Dasjenige liegen, was das Gemüth mit dem reinsten, edelsten Zauber erfrischt und beseligt."

„Wenn ich dich, o Pheidias", sagte Aspasia, „auch noch so sehr zum Reizenden, zum Zierlichen und Ueppigen spornen wollte, und du hinwiderum die Deinen zu eben diesem Bestreben aufs Aeußerste aneiferteſt, so glaube ich, daß die rechte Grenze doch noch lange nicht überschritten würde. Denn so weit scheinen mir die Deinigen vom allzu Zierlichen und Weichlichen noch entfernt, daß, wenn sie auch mit allen Kräften darauf ausgingen, sie es doch schwerlich erreichten. Ich sage nicht, daß ihr langsam seid, aber der Weg ist weit."

„Wenn ich auf die Gebilde des Pheidias blicke", sagte jetzt Perikles ablenkend, als fürchte er, daß Pheidias verletzt werden könnte — „oder die Gesänge des Homeros höre, so finde ich, daß sie erhaben sind in ihrem Reiz, und reizvoll in ihrer Erhabenheit. Sie sind erhaben, wie Jeder weiß, und sie sind reizvoll, wie Keiner leugnet, und schön nennen wir sie vielleicht eben, weil sie Beides zugleich sind".

„Dies lasse ich mir gefallen!" sagte, von seiner Arbeit aufstehend der Steinmetz Sokrates, welcher bisher beschäftigt gewesen war, einen Marmorblock nach der Vorschrift aus dem Groben zuzuhauen. „Lange habe ich bei mir nachgesonnen, was denn die Schönheit sei; nun sind mir des Perikles Worte wie ein Strahl in die Seele gefallen. — Als einen mit Erhabenheit gemischten Reiz, als eine anmuthige Erhabenheit und eine erhabene Anmuth wäre also das Schöne bezeichnet. Und wenn Aspasia und Perikles wiederum mit einander die rechte Grenze der Fortentwicklung in den Künsten erörtern, so werden sie es leicht haben, zu sagen, das Schöne müsse, um das Schöne zu bleiben, niemals bloß reizend, und niemals bloß erhaben, sondern immer Beides zugleich sein. Gewährten mir nur die Götter, bei jedem Schlage des Meißels, den ich hier in der Werkstätte des Pheidias führe, dieser Lehre einge-

denk zu ſein, inſonderheit wenn ich Hand anlege an die Ausführung des Weihegeſchenks, das ich der Göttin des Pheidias für den Tag der Eröffnung ihres Prachthauſes auf der Akropolis beſtimme.

„Wie?“ rief Aspaſia, „der nachdenkliche Steinmetz will ſich nun auch als freiſchaffender Bildner verſuchen?“

„Allerdings!“ erwiderte Sokrates. „Zwar haben Pheidias und Alkamenes mir nichts von den Bildarbeiten des neuen Parthenon zu ſelbſtſtändiger Ausführung und Vollendung zugewieſen, und als ich bat, mich an ſolcher größeren Aufgabe verſuchen zu dürfen, ſo bin ich von Alkamenes mit jenem lächelnden Spotte abgetrumpft worden, deſſen er Meiſter. Beim Zeus! ich habe ſo gut als Einer von Pheidias gelernt, die vollendete Eiform des Antlitzes zu umſchreiben, das Haupt klein, aber fein und ſchön gegliedert zu formen, Stirn und Naſe in faſt gleicher Linie zu ſenken, die Augenknochen in ſcharfer Ausladung hervorzuheben, die Brauen in feinen Bogen zu ſchwingen, das Auge groß und rund und tief zu höhlen, des Naſenrückens Seiten in ſanfter Kante abzudachen, das Kinn markig zu runden, Haar und Bart in gefälligen Einzelmaſſen zu ſammeln. Nicht immer will ich Marmorblöcke aus dem Groben zubehauen, und fremde Gedanken als ein willenloſer Handwerker verkörpern helfen. Ich will ein Weihegeſchenk auf eigene Fauſt fertigen und es verſuchen, mit den kunſtgeübten Händen einen ſelbſterfaßten, klaren, reinen Begriff im Geſteine bildſam darzuſtellen.“

„Welcher ſelbſterfaßte, reine Begriff aber iſt es, den du, wie du ſagſt, im Geſtein verkörpern willſt?“ fragte Aspaſia.

„Ihr werdet davon hören“, erwiderte Sokrates; „es ziemt ſich doch nicht, von dem Beſtreben eines Schülers hier zu reden, bevor ihr nicht von dem Werke des Meiſters, von der göttlichen Pallas Athene, ſo viel geſehen als für jetzt von ihr zu ſehen iſt.“

Perikles und Aspaſia verlangten dringend, vom Werk

des Pheidias Das, was bisher geschaffen worden, zu sehen. Pheidias aber erwiderte: Ihr werdet in diesem Augenblicke nur Bruchstücke davon sehen denn in Bruchstücke wurde soeben das Thonmodell zersägt, wie es die Kunstarbeit in Gold- und Elfenbein erfordert

Auch mit dem Anblicke dieser Bruchstücke wollten Perikles und Aspasia für jetzt sich begnügen, und auf ihren Wunsch führte sie Pheidias, im Geleite des Sokrates und des Alkamenes, in einen der geräumigen Höfe. Dort wies er ihnen ein Holzgerüst, um welches die Außenfläche der Gestalt aus Gold und Elfenbein wie Haut und Fleisch um das Knochengerüst gefügt werden mußte. Neben den Arbeitern, welche beschäftigt waren, das Thonmodell des großartigen Werks in Stücke zu zersägen, sah man andere bemüht, Elefantenzähne, wie sie der Grieche in ausgezeichneter Größe und Schönheit aus Indien bezog, in dünne Platten mit der Säge zuzuschneiden, deren jede bestimmt war, einem der Bruchstücke jener zersägten Thonhülle des Holzskelets auf das Genaueste nachgebildet zu werden.

Perikles und Aspasia musterten die gewaltigen Einzelstücke des zersägten Kolosses. Auch diese Einzelstücke gaben zu denken und glücklicher Weise war gerade das Haupt der Göttin noch unzerstückt und unversehrt. Dies also konnten sie nach Herzenslust betrachten und sich hinreißen lassen von dem hohen Gedankenfluge des Meisters, der sich verrieth in den hehren, tiefsinnigen Zügen dieser neuen Pallas Athene des Friedens...

Was in denselben sich spiegelte, es war die geistige Macht, es war das Licht der reinen Intelligenz, welches aufgeht über den Tiefen.

„So schön und so tiefsinnig, wie das Antlitz der Göttin da vor uns leuchtet", sagte Perikles, „erscheint sie in der That als die nicht vom Weibe geborne, sondern aus dem Haupte des Vaters entsprungene Tochter des Zeus!"

„Im Haupte aber", fiel der nach den Begriffen jagende Sokrates ein, begierig die hingeworfene Bemerkung erfaßend, „im Haupte wohnen, wie bekannt die Gedanken. Was ist also die aus des Vaters Haupt hervorspringende Pallas anders, als der lebendig gewordene, verkörperte Gedanke des Zeus? O beglückter, von den Göttern gesegneter Pheidias, der du berufen warst, das Höchste darzustellen, was es gibt: den Gedanken! — Ich armer Stümper, ich trachte mein Leben lang ihm nach, dem reinen Gedanken, und möchte ihn grübelnd gerne herüberleiten aus dem Haupte des Zeus in das meinige. wie einen springenden Funken, und kann ihn doch niemals erhaschen! Und dieser Pheidias hier nimmt nur ein Bischen Lehm, ein Bischen Thonerde und knetet sie, und unter seinen Händen wird aus dem Lehm ein Gebilde, das mir die Augen blendet, wenn ich es anschaue, und mich zwingt, davor auszurufen: „Das ist der Gedanke — der Gedanke des Zeus!" — Daß aber Pheidias Recht hat, wenn er den Gedanken, wie er ihn da vor uns hingestellt, Pallas Athene benennt, des Hellenenthums leuchtende Schutzgöttin, ergibt sich deutlich, wenn man vergleicht, was die Weisen von dem Gedanken, und die Dichter von der Pallas Athene behaupten. Abgesehen von dem vielerwähnten Ursprunge aus dem Haupte des Zeus, versichern die Dichter von der Pallas Athene, daß sie jungfräulich, ferner auch, daß sie von männlicher und weiblicher Natur zugleich sei, ganz im Gegensatz zur Liebesgöttin, welche nichts zu thun hat mit dem Gedanken, sondern ganz aufgeht in den schönen Empfindungen und in den unbewußt zeugenden Werken der Liebe. Wer wird aber leugnen, daß auch der Gedanke jungfräulich, und männlich und weiblich zugleich ist? Der Gedanke ist kühl, wie Sternlicht, und bleibt selbstgenügsam in seiner reinen heiteren Höhe; nur sein Widerspiel, das Empfinden, ist eitel Glut, und zeugt und gebiert, und geht auf in den Werken der Liebe. Und das entsetzenerregende Gorgonenhaupt, welches die Dichter und

die Bildner in den Schild der Göttin Pallas Athene ſetzen, was iſt es denn anders, als das Grauſen der überwund'nen Nacht, welches der ſiegreiche Gedanke als Trophäe im Schilde führt? So leidet es denn keinen Zweifel, daß Pheidias hier den Gedanken hat darſtellen wollen, daß wir aber immerhin auch ſagen dürfen, wenn es uns beliebt, das Haupt da vor uns ſei das Haupt der Göttin Pallas Athene" . . .

Der ernſte Pheidias lächelte ein wenig, Alkamenes aber klopfte unterbrechend den Sokrates, wiewohl ebenfalls lächelnd, auf die Achſel, und lobte ſeine Rede. Aspaſia ſagte: „Wenn Pheidias hier, wie du behaupteſt, o Sokrates, des lichten Gedankens Macht leiblich geſtalten wollte, ſo dürfte er ſchaffend kaum gedacht haben an dieſen Gedanken" —

„Es ergeht wohl auch andern Vätern ſo!" erwiderte Sokrates.

„Dir ergeht es gewiß nicht ſo!" rief Alkamenes mit ſchelmiſchem Lächeln.

„Nein!" verſetzte Sokrates; „aber warum ſpotteſt du meiner deshalb? Denken iſt beſſer als nicht denken. Mögen die Götter ihren Lieblingen das Beſte im Traume beſcheren. Wir Andern müſſen uns mit wachen Sinnen zu helfen ſuchen. Du haſt dich ohne Zweifel gewundert, Aspaſia, daß ich dich ſo oft nach dem Begriff und dem Weſen der Liebe fragte. Und doch konnte ich nicht anders. So wie Pheidias hier das ſieghafte Licht des Gedankens in dem Bilde der Göttin Pallas Athene, ſo möchte ich in einem Bilde des Eros die Liebe verkörpern. Ihr werdet gewiß nicht behaupten, daß Eros ein verächtlicher Gott iſt; nennen ihn etliche Weiſe doch ſogar den älteſten und erſten von allen, und wenn die Liebe, wie es ſcheint, vor Allem ein Streben, ein Trachten und ein Verlangen iſt, ſo kann ich doch wohl ſagen, daß jener Gott ſo recht eigentlich der meinige ſei. Um aber über ihn noch Genaueres zu erfahren, bin ich, wie ihr wißt, fragend viel bei den Menſchen umhergegangen" —

„Das ist wahr," fiel Alkamenes lächelnd ein, „Du bist mehr auf der Agora und in den Hallen und sonst an öffentlichen Orten zu sehen gewesen, als hier in der Werkstätte des Pheidias. Von einer besonderen Unruhe scheint dieser Mensch in der That umhergetrieben. Erst schlägt er einen halben Tag lang wie toll auf seine Marmorblöcke los, dann läßt er plötzlich sein Werkzeug fallen, und starrt nachdenklich eine Stunde vor sich hin. Dann springt er gar empor und läuft hinweg, und kommt einen halben Tag lang nicht zurück. Du willst einen Eros meißeln? ei sage doch wann? Weißt du o Bester, daß Meister Pheidias dich den fahrläßigsten von seinen Schülern nennt?"

„Ich weiß es," erwiderte Sokrates; „aber erinnere dich, daß auch du selbst gar nicht selten den Meißel hinwirfst und fortstürmst, mit oder ohne einem Vorwand, und, gleich mir der Liebe nachgehst, wie man erzählt, aber freilich ohne viel nach ihrem Begriff und ihrem Wesen zu fragen" —

„Du hast Recht!" rief Alkamenes lachend, „ich frage nichts nach ihrem Begriff. Aber wer sagt dir, daß ich immer der Liebe nachgehe, wenn ich mich aus der Werkstätte entferne?"

„Nicht immer entfernst du dich selbst," versetzte Sokrates; „zuweilen sendest du nur einen Handlanger oder gar den tollen Menon, wenn er eben hier umherlungert, mit Briefchen zur schönen Korintherin Theodota —"

Wieder lächelte Alkamenes und Sokrates fuhr fort:

„Mein Freund Anaxagoras hat die Liebesleidenschaft eine Krankheit genannt: ich weiß nur nicht, ob sie eine gewöhnliche Krankheit und mit Arzeneien zu behandeln ist, oder eine göttliche, etwa wie die Begeisterung der Dichter oder die Raserei der delphischen Priesterin. Daß der Liebesgott Flügel haben muß und eine Knabengestalt, weiß ich: wie ich ihn aber sonst darstellen soll, ob ernst oder fröhlich, ob nach oben oder

nach unten gewendet — wahrhaftig, ich möchte wissen, Aspasia, wie du es anstellen würdest, die Liebe darzustellen, wenn du einer der Unseren wärst hier in der Werkstätte des Pheidias!"

„Ich würde es gar nicht versuchen, sie darzustellen;" sagte Aspasia „Die Liebe ist eine Empfindung, eine Empfindung aber ist gestaltlos. Warum willst du darstellen, was keine Gestalt hat? Stelle anstatt der Liebe Dasjenige dar, was Liebe erweckt, das Liebenswerthe, das Schöne. Denn dies hat eine Gestalt, und ist leiblich sichtbar und greifbar, und mit allen Sinnen erfaßbar. Und du brauchst nicht erst viel darüber nachzusinnen und Umfrage bei den Leuten zu halten, sondern, nur einfach nachzubilden, was deinem Auge Schönstes und Anmuthreichstes begegnet."

Sokrates dachte einige Augenblicke schweigend nach, dann sagte er: „Nichts ist richtiger, als was du da sagst, Aspasia. Ich werde den Eros fahren lassen, und die Charitinnen zu meißeln versuchen Denn diese sind es doch wohl, auf welche du mich auch jetzt wieder, wie schon öfter als auf die eigentlichen Göttinnen der Schönheit und Anmuth verweisest. Aphrodite ist zwar schön, aber sie ist nicht die Göttin der Schönheit allein, sondern mehr noch der Liebe: in ihrem Wesen ist die Schönheit schon gemischt mit der Liebe; in den Charitinnen aber ist sie noch rein und frei für sich, und in sich selber, so zu sagen, göttlich befriedigt. Ich werde also die Charitinnen meißeln und als Weihegeschenk der Göttin des Pheidias auf der Burg darbringen. Aber wie früher der Liebe, muß ich jetzt der Schönheit nachgehen auf allen möglichen Wegen. Wo finde ich nur gleich das Schönste und Anmuthigste um es „einfach nachzubilden" wie Aspasia vorhin sagte?"

„Wenn du das Anmuthigste sehen willst, was man nur sehen kann, mein lieber Sokrates," sagte Alkamenes lächelnd, „so kann ich dir einen Rath geben. Bemühe dich, die schöne Korintherin, die du vorhin erwähntest, tanzen zu sehen!"

„Die Korintherin Theodota?“ fragte Sokrates; „ich habe die Anmuth ihres Tanzes schon mehrmals rühmen hören. Aber wer soll uns das Vergnügen, die korinthische Tänzerin zu schauen und zu bewundern, verschaffen, wenn nicht du selbst, Alkamenes, ihr bester Lobredner und Freund und Gespiele?“

„Warum nicht?“ erwiderte Alkamenes mit heiterem Uebermuth. „Wer des höchsten Reizes froh zu werden verlangt, den des Weibes Gestalt in ausdrucksvollem Tanze zu entfalten fähig ist, der schaue Theodota, und ich will zu diesem Genuße Jedem, der es wünscht, neidlos als Wegweiser dienen!“

Diese Worte des Alkamenes waren nicht ohne geheime Tücke gegen Aspasia. Mit Bedacht rühmte er in Gegenwart der Freundin des Perikles, und des Perikles selbst die Anmuth und den Reiz eines anderen Weibes.

Die schöne Tänzerin und Hetäre Theodota war durch Alkamenes veranlaßt worden, von Korinth nach Athen herüberzukommen.

Diese Veranlassung war von sehr eigenthümlicher Art gewesen.

Als nämlich Alkamenes gemerkt hatte, daß er auf den Besitz Aspasias, dessen er vorher schon sicher zu sein glaubte, verzichten müsse, war er von einem geheimen Unmuth und Aerger gegen die spröde Milesierin ergriffen worden. Aber er war zu jung, zu heiter, zu leichtlebigen Wesens, als daß um dieses Verlustes willen der Harm das Herz ihm hätte benagen sollen; sein Trachten ging nur darauf, ein wirkliches Glück, einen wirklichen Liebesgenuß für den erträumten, um welchen er betrogen war, zu erhaschen.

Ein sehr reicher Korinther hatte von ihm ein kleines Bildwerk in Marmor ausführen lassen. Alkamenes hatte sich des Auftrags entledigt und das fertige Werk nach Korinth gesendet. Der Besteller war entzückt über den Reiz und die

ſeltene Vollendung der Arbeit und ſchrieb dem Alkamenes, er möge für dies kleine Meiſterſtück jeden beliebigen Lohn und Dank verlangen; was immer ſein Begehren ſein würde, es ſolle gewährt werden.

Hierauf ſchrieb der junge Bildner mit ſeinem gewohnten Uebermuth an den Korinther Folgendes zurück:

„Es iſt bekannt, daß ihr in eurem reichen und üppigen Korinth ſeit langer Zeit die ſchönſten „Freundinnen" beſitzet, welche in Hellas zu finden ſind. Da du mir freiſtellſt, für mein kleines Marmorwerk jeden Dank zu verlangen, der mir beliebt, ſo bitte ich dich, mir diejenige Schöne, welche gegenwärtig bei euch zu Korinth den größten Ruf beſitzt, auf deine Koſten für einen Monat nach Athen herüberzuſchicken, und ſie anzuweiſen, daß ſie ſich für dieſen Monat ausſchließlich als Modell zu meinem Dienſte verpflichte."

Der reiche Korinther lachte, als er dieſe Zeilen las, und wenige Tage ſpäter fand die ſchönſte Hetäre von Korinth, die Tänzerin Theodota, zu Athen bei Alkamenes ſich ein.

Alkamenes war zufrieden, und freute ſich einen Monat lang des Beſitzes der geprieſenen Schönheit auf des reichen Korinthers Koſten.

Als der bedungene Mond verſtrichen, und die Verpflichtung der ſchönen Theodota erloſchen war, empfand ſie wenig Luſt, nach Korinth zurückzukehren: ſie hatte Athen lieb gewonnen und entſchloß ſich zu bleiben.

Alkamenes war ihr in beſtändiger Freundſchaft zugethan, und pries ſie Allen, die ihn hören wollten, als das ſchönſte Weib in Hellas.

Er verſäumte niemals, hinzuzufügen, daß ſie reizender ſei, als die vielgerühmte Mileſierin Aspaſia, welche noch mehr durch Schlauheit als durch Schönheit den Perikles gefangen habe.

Als nun Alkamenes jene Worte zum Preiſe Theodotas

dem Sokrates gegenüber in Gegenwart Aspasias sprach, erkannte diese sogleich die Gesinnung und Absicht des von ihr beleidigten Jünglings. Sie merkte, daß er ihr geheimen Aerger bereiten wollte durch jenes Lob, welches er in ihrem und des Perikles Beisein einer andern Schönen spendete. Mit der Beweglichkeit und Raschheit des weiblichen Geistes hatte sie im Augenblick ihre Gedanken geordnet, ihre Entschlüsse gefaßt.

Unter den blitzschnellen Erwägungen ihrer Seele war auch diese gewesen, welchen Eindruck etwa die zum Preise Theodotas gesprochenen Worte des Alkamenes auf den empfänglichen Geist des Perikles gemacht hätten. Sie bedachte, daß Perikles auf den Einfall kommen könne, die schöne Korintherin zu sehen, und dies Gelüst anders als im Geleit seiner Freundin zu befriedigen. Daß Perikles ohne ihr Beisein mit Theodota zusammentreffe, war ihr unerwünscht; wenig aber fürchtete sie, wenn bei solcher Begegnung sie selbst zugegen war. Sie wußte, was sie allen anderen Weibern gegenüber in die Wagschale zu werfen hatte. Was den Alkamenes betrifft, so glaubte sie seine geheime Bosheit nicht besser strafen zu können, als indem sie ihm zeigte, wie wenig sie sich aus Neckereien dieser Art mache.

Zu diesen bestimmenden Gründen ihrer Entschlüsse kam ein letzter: sie selbst war nicht ohne neugieriges Verlangen, die von Alkamenes gepriesene korinthische Schöne zu sehen.

Und so war es denn sie selbst, die das Anerbieten des jungen Bildners, Jeden, der es wünsche, zu Theodota zu führen, zur nicht geringen Verblüffung des Alkamenes aufgriff.

Mit heiterer Unbefangenheit sprach sie:

„Wenn du, o Alkamenes, im Stande bist, uns den Weg zu dem Schönsten und Anmuthigsten, was du kennst, zur Schau der tanzenden Theodota, zu zeigen, so wäre es Thorheit von Perikles und Sokrates und mir selbst und Jedem, der dich hört, nicht sogleich dich beim Worte zu nehmen, und dich

zu nöthigen, ein so lockendes Versprechen ohne Zögerung wahr zu machen."

„Ich nehme an," sagte Alkamenes, rasch gefaßt, „daß du, schöne Aspasia, sowohl in deinem eigenen, als im Namen dieser Beiden, des Perikles und des Sokrates, gesprochen."

Perikles besann sich einen Augenblick, erklärte aber dann, er wolle dem Willen der schönen Aspasia nicht widersprechen. „Wir gehen," sagte er, „diesen Weg alle nur im Gefolge des Sokrates und um seinetwillen: einem Weisen aber zu folgen, kann niemals einem Manne zur Schande gereichen."

„Unser feuriger Alkamenes", sagte Sokrates, „ist ein Freund aller raschen und kühnen Gedanken. Seht, wie er sich schon fröhlich die Hände reibt und nach seinem Thessalerhute greift. Ich wette, daß er uns nun keine Ruhe mehr läßt, sondern schon fest entschlossen ist, uns augenblicklich und geradenwegs, wie wir da sind, aus der Werkstätte des Pheidias hinweg in die Behausung der schönen Theodota zu entführen."

„So ist's," rief Alkamenes lebhaft. „Meister Pheidias hat sich bei unseren letzten Reden schon hinweggeschlichen. Ich rathe euch, ihn nicht durch Abschiednehmen zu stören. Ein Ausgang ist hier ganz in der Nähe, die Thür ist offen, die Straße frei, die Behausung Theodotas nicht ferne — gehen wir!"

Das Haus Theodotas war bald erreicht.

Man durfte nicht fürchten, die Schöne zu belästigen. Alkamenes ging zuerst zu ihr hinein, um seine Begleiter bei ihr anzumelden. Er kam sogleich wieder zurück, und bat die Gefährten, ihm zu folgen.

Er führte sie in die innersten Gemächer Theodotas. Diese Gemächer waren mit verschwenderischer Weichlichkeit ausgestattet. Ueberall gab es da weiche Pfühle mit Purpurkissen, der Boden war bedeckt mit schwellenden Teppichen, Wohlgerüche dampften aus zierlich gestalteten Schalen. Ein pur-

pur-verhangenes Lager war von anmuthigen Liebesgöttern getragen und emporgehoben; Schmuck und Gewand waren in maleriſcher Unordnung umhergeſtreut. Weiche Sandalen, Haarbänder, koſtbare Gürtel, Schminktöpfe, Salbenbüchschen, kreisrunde Spiegel aus blankpolirtem Erz mit reicher Plaſtik des Griffes, reizend geformte Sonnenſchirme und buntbemalte blattförmige Fächer, Kyprias ſämmtliches Geräth; dazwiſchen kleine Kunſtwerke aus Erz und Marmor, zum Theil Geſchenke des Alkamenes, Tonwerkzeuge mit eingelegtem Gold und Elfenbein, welke und friſche Kränze aller Art: das Alles machte in ſeiner bunten Unordnung im erſten Augenblick einen ſinnverwirrenden Eindruck auf die Eintretenden, einen Eindruck, den die Wohlgerüche des Gemachs verſtärkten, während von einem der weichen Pfühle ſich die ſchön geſchmückte Hetäre ſelbſt erhob, um die Gäſte zu begrüßen.

Theodota war ſchön. Ihr Haar war rabenſchwarz, ihr Auge dunkelfeurig. Ihre Züge waren fein. Sie war ſtark geſchminkt, ihre Augenbrauen künſtlich gerundet und zugeſpitzt, ihre Lippen roſiger als jede Wirklichkeit. Sie trug ein blumiggeſticktes Gewand und war mit reichem Schmucke behangen. In der Mitte des Leibes war ihre Gewandung zuſammengehalten durch einen Gürtel aus Goldblech, deſſen Verſchluß reich verziert war, und von welchem nicht minder geſchmackvoll und zierlich geformte Anhängſel verſchiedener Art herabhingen. Ihr Hals, ihr Buſen, ihre Arme und ſelbſt ihre Füſſe über den Knöcheln waren von ſchlangenförmig geſtaltetem, granaten- oder bernſtein-beſetztem Geſchmeide umringelt. Auch das kleine und wohlgeſtaltete Ohr war durch baumelnde Gehänge von reizender Bildung ausgezeichnet. Auf dem Haupte trug ſie eine mit Perlen geſchmückte Erzſtirnbinde.

„Ich habe," ſagte Alkamenes zu ſeinen Begleitern, „Theodota bereits unterrichtet, weßhalb ihr hieher gekommen und und was euer Verlangen an ſie iſt."

„Alkamenes ist tollkühn," sagte Theodota lächelnd, „daß er ganz plötzlich so hochansehnliche und unerwartete Gäste mir zuführt, und nicht die geringste Vorbereitung mir gönnt, sie würdig zu empfangen.

„Keiner Vorbereitung bedarf es," sagte Alkamenes; „denn du bist immer du selbst, und nicht deinem Hause gilt unser Besuch, sondern dir und deinem Reiz und deiner Kunst." — „Einen weisen und ernsten Mann siehst du hier vor Augen," fuhr er fort, auf Sokrates deutend, „und dieser glüht vor Verlangen, dich zu sehen und deinen Tanz zu bewundern. Und mehr noch diesem weisen Manne als meinen begeisterten Worten verdankst du es, Theodota, daß heute selbst der große Perikles und die gefeierte, kunstverständige Aspasia aus Milet über deine Schwelle kommen, um von deiner gepriesenen Kunst sich mit eigenen Augen zu überzeugen."

„Wie?" rief Theodota, „vor einem Weisen, vor einem großen und würdevollen Staatsmanne, und vor einer Auserwählten meines Geschlechtes, die, wie es scheint, alle anderen Frauen dieser Zeit an herrlichen Erfolgen übertrifft, soll ich es wagen, mich zu zeigen, und das Geringe, was ich vermag, der Prüfung solcher Richter auszusetzen?"

„Fürchte nichts, Theodota!" sagte Perikles; „Alkamenes hat dich uns gepriesen, und Alkamenes weiß alles Schönste aufzufinden."

„In der That", fügte Sokrates mit feinem Lächeln und einem Blicke auf Aspasia hinzu, „ihm begegnet das Schönste immer zuerst" —

„So mag er es denn verantworten!" sagte Theodota. „Prüde zu sein vor irgend Jemand in der Welt, und mich dessen, was meine Kunst ist, zu weigern, darf mir nicht in den Sinn kommen. Ihr wollt mich tanzen sehen, wie Hunderte vor Euch, und ich gehorche. Betrachtet euch als meine Gebieter. Was verlangt ihr, daß ich tanze, und vor euch darstelle? welche

Göttin? welche Heroine? welche Mythe oder Geschichte?“ Sie wandte sich mit dieser Frage vornehmlich an Perikles. Dieser aber sagte: „Frage den Weisen hier, denn dieser ist mit Absichten hieher gekommen, welche es ihm gewiß erwünscht machen, den Gegenstand deines Tanzes bestimmen zu dürfen. Erkläre dich nur ohne Weiteres, Sokrates; was wünschest du, daß Theodota tanze?“

„Wenn ihr und Theodota selbst,“ erwiderte Sokrates nach einigem Nachdenken, „mir diese Entscheidung überlassen wollt, so wüßte ich nichts Besseres, als Theodota aufzufordern, uns die Werbung der drei Göttinnen um den Preis der Schönheit auf dem Ida zu tanzen. Welche Aufgabe für sie, uns jetzt als Aphrodite, dann als Hera, dann als Pallas zu erscheinen, und uns zu zeigen, wie jede von diesen mit denselben, und doch nach ihrer Wesenheit fein veränderten Mitteln den Hirten vom Ida zu bezaubern, und den Siegespreis aus seiner Hand an sich zu reißen bemüht ist. Alkamenes hat versprochen mich hier erfahren zu lassen, was die Anmuth sei, und so wollen wir Theodota zwingen, so anmuthig und reizend zu sein als möglich, und es in so verschiedenen Arten, als sich nur denken läßt, zu sein.“ —

Nachdem Theodota sich aus dem Gemache entfernt hatte, um an ihrer Gewandung und ihrem Aeußern jene Veränderung vorzunehmen, welche die gestellte Aufgabe erheischte, sagte Sokrates:

„Wir werden unseren Zweck erreichen: denn Theodota ist nicht wie andere Schöne, welche nur zurückhaltend und tropfenweise zumessen, was sie geben wollen, sondern sie wird uns was sie zu bieten hat, ehrlich bieten, und Alles auf einmal wie aus dem Füllhorn der Amaltheia über uns ausschütten. Die Sache ist dann abgethan und wir können nach Hause gehen Ich sehe schon, sie ist willfährig und sanft, diese Theodota, aber nicht klug. Wie würde Aspasio tanzen, wenn sie wollte! Aber

wer von uns den Olympier Perikles etwa ausgenommen, hat ſie tanzen geſehen?" —

Nun kam Theodota zurück, leichter geſchürzt, und in einer Gewandung, welche den freieſten Bewegungen nicht hinderlich war. In ihrem Geleite kam ein Knabe mit einer Laute, und eine Flötenbläſerin. Die Flötenbläſerin begann zu ſpielen, und der Knabe ſtimmte mit Saitenklängen ein. In die Klänge der Beiden aber begannen ſich ſacht die Bewegungen Theodotas gleichſam zu miſchen, und es war unmöglich zu ſagen, in welchem Augenblicke ſie begonnen hatte, zu tanzen.

Sie tanzte, wie ihr aufgetragen war, zuerſt die Werbung der Aphrodite um den Apfel, den Siegespreis in den Händen des Paris; dann die der Hera, dann die der Pallas. Es war derſelbe Tanz, dreimal wiederholt, und doch immer mit ganz verſchiedenem, dem Weſen der Göttin entſprechendem Ausdrucke. Sie ſchien dreimal völlig verwandelt. Wunderbar war es zu ſehen, welche Abwechslung ſie mit lebensvollen Bewegungen, ſprechenden Blicken, bezeichnenden Geberden in die Mimik des Werbens zu bringen wußte. Bald erſchien dies Werben als ein holdes Flehen, ein ſüßes Schmeicheln, ein reizendes Getändel, ein verführeriſches Umſchwirren, eine Verheißung des ſüßeſten Dankes, dann wieder als ein ſtolzes, ſiegbewußtes Heiſchen, ein mehr gebieteriſches Verlangen, dann als ein neckendes oder verwegenes Haſchen, dann als ein Ueberliſten, oder ein Verſuch, mit anmuthiger Gewaltſamkeit der Hand des Richters den Siegespreis zu entringen. Dabei war es möglich, jeden Reiz der Leiblichkeit in Stellungen, Bewegungen, Geberden zu entfalten. Und da jeder ſein erſonnene, ausdrucksvolle Zug dreifach wiederkehrte, immer angepaßt dem Weſen der Göttin, ſo wußte man nicht, ſollte man mehr den Reichthum der Erfindung und die Mannigfaltigkeit des Ganzen, oder den Reiz und die Vollendung in der Ausführung der einzelnen Züge bewundern.

Es darf nicht unerwähnt gelassen werden, daß Theodota während des Tanzes ihre feurigen Augen voll jenes wechselnden, aber immer werbenden Ausdrucks fast unabläßig auf Perikles gerichtet hielt. Ihn machte sie zum unfreiwilligen Widerpart ihres mimischen Spiels, in ihm schien sie den Paris zu erblicken und aus seinen Händen den Siegespreis des Apfels heischen zu wollen.

Als Theodota geendet hatte, ertheilte ihr Perikles Lobsprüche über die Anmuth und die ausdrucksvolle Kunst, mit welcher sie ihre Aufgabe gelöst hatte.

„Die Aufgabe, welche ihr der schönen Theodota gestellt habt, war keine allzuschwierige", sagte Alkamenes; „sie würde andere und größere Aufgaben zu eurem noch viel größeren Erstaunen gelöst haben. Sie ist im Stande, nicht bloß der Taube Zärtlichkeit und des Löwen Wildheit, sondern, wenn es sein soll, auch des Wassers weiches Wallen oder des Feuers Lohe, oder des Baumes säuselndes Erzittern nachzuahmen."

„Ich zweifle nicht", sagte Perikles, „daß sie es auch versteht, gleich jenem Tänzer, den ich kürzlich gesehen, sogar des Alphabetes Buchstaben, einen nach dem andern, durch die Mimik ihres wunderbar gelenken und geschmeidigen Leibes auszudrücken."

„Und was hast du uns über Theodota zu sagen?" rief Alkamenes und berührte die Schulter des Sokrates, welcher von der Tänzerin während des Tanzes keinen Blick seiner Augen abgewendet hatte, und jetzt dastand, wie es schien, in tiefe Gedanken versunken.

„Ich werde tanzen lernen!" erwiderte er ernst. „Ich kannte bisher nur eine Weisheit des Hauptes und der Gedanken; nun weiß ich, daß es auch eine Weisheit der Hände und der Füße gibt."

Die Hörer lächelten, und dachten, der Nachdenkliche spreche mit seiner gewohnten Ironie. Aber Sokrates fuhr fort:

„Der Rhythmus ist Maß, und das Maß ist Sittlichkeit. Ein so schöner Rhythmus des Leibes, wie ihn uns Theodota gezeigt, muß nothwendig des Menschen ganzes Wesen mit Sinn und Liebe für schönes Maß erfüllen. Man muß, wenn man dies einmal gesehen, nothwendig alles Plumpe, Rohe, Gemeine, Ungeschlachte verachten. Ich beneide dich, Theodota, um den schönen Rhythmus, den du im Leibe und in der Seele hast!"

„Ich freue mich dieses schönen Rhythmus," versetzte Theodota lächelnd, „wenn ich ihn besitze, und wenn Andere sich daran ergötzen; denn mein Beruf und meine Kunst ist, zu gefallen und zu ergötzen. Die Kunst zu gefallen und zu ergötzen aber scheint bei uns in Hellas mit jedem Tage schwieriger zu werden. Für euer kunstverwöhntes Aug', ihr Männer, ist die schöne Natur im Weibe nicht genug. Ihr verlangt, daß wir uns schmücken mit jedem Reize der Kunst, wenn wir euch anzuziehen, oder gar zu fesseln verlangen. — Indessen," fügte Theodota mit einem anmuthigen Lächeln hinzu, „so schwer ihr uns Frauen den Beruf zu gefallen und zu ergötzen auch machen möget, ich werde nicht aufhören, diesen Beruf als den schönsten und, wenn ihr es erlaubt, auch als den meinigen zu betrachten!" —

„Offenbar" sagte Sokrates, „gehörst du nicht zu denjenigen Frauen, welche außer sich selbst nur einem einzigen Manne gefallen wollen, und welche man gewöhnlich Verliebte oder Liebende zu nennen pflegt."

„Nein, bei den Göttern!" fiel Alkamenes ein; „zu Diesen zählt sie nicht. Sie ist der Schrecken aller schwärmerischen Jünglinge, welche von Liebe faseln. Erst gestern klagte mir der junge Damötas, daß du ihn zur Thüre hinausjagtest, Theodota, weil er zu schwermüthig bei dir geworden!"

„In der That," nahm Theodota das Wort, „ich spotte der Fesseln nicht blos Hymens, sondern auch des Eros. Ich bin keine Priesterin der Liebe, sondern eine Tochter der Freude!" —

„Ich bewundere dich, Theodota!" sagte Sokrates. „Denn

du scheinst mir nicht blos den schönsten, sondern auch den menschenfreundlichsten aller Berufe gewählt zu haben. Welche Selbstverleugnung übst du, o Theodota, welche Selbstaufopferung! Du verschmähst es, der Labetrunk in eines einzelnen Mannes Krug zu sein, ehrenvoll gestellt in den Schatten des häuslichen Herdes, du ziehst es vor, empor zu steigen wie ein leichtes Wölkchen in die Luft, und dahin zu ziehen über die Länder, und dich in einen Blumenregen der Freude über den Häuptern der Menschen aufzulösen. Du verzichtest auf des Hauses Frieden, auf der Gattin Ehre, auf der Mutter Glück und auf des Alters Trost, nur um dem verstärkten Bedürfnisse nach Schönheit und Genuß im Busen der Männer von Hellas abzuhelfen. Und nicht blos Hymens Ketten verachtest du — du forderst sogar mit keckem Muthe, und so zu sagen mit prometheischem Trotze den Zorn des Eros, des rachesüchtigsten aller Götter, heraus. Und nicht unbekannt ist dir, wie kurz die Blüte der Schönheit und der Jugend währt. Dennoch stehst du da, entsagungsvoll und aufopfernd, wie ein blühender Baum im Märzmond, und sagst: „Pflücket sie nur alle und schüttelt sie herab, die Blüten meines flüchtigen Lenzes, und binde sich wer will einen Strauß daraus für wenige Tage! Ich will kein Fruchtbaum sein, ich bin ein Blütenbaum! — Welche Aufopferung, o Theodota, welche Selbstverleugnung! Mögen dich die Götter und Menschen dafür segnen und die Charitinnen dereinst deinen Leib unter Rosen bestatten!“ —

So sprach Sokrates.

Theodota dankte mit einem Lächeln. Allzuwohl vertraut war sie mit den Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Menschen, als daß die Rede des Sonderlings sie hätte befremden können.

„Du übertreibst meine Verdienste!“ sagte sie.

„Ich habe noch lange nicht Alles gesagt!“ versetzte Sokrates.

„Das ſei dir ein Grund, wiederzukommen!“ entgegnete Theodota.

So gingen zwiſchen den Beiden die wechſelnden Reden noch eine Weile hin und her. Durch die Theilnahme der Uebrigen wurde das Geſpräch bald lebhafter und Theodota fand Gelegenheit, noch manchen feurigen Blick, manches bedeutungsvolle Wort an Perikles zu richten.

Perikles erwiderte dies in der mild-freundlichen Art, welche ihm den Frauen gegenüber eigen war.

Aspaſia beobachtete die Annäherung der Beiden, aber ohne die leidenſchaftliche Verblendung anderer Weiber. Sie ſelbſt verkündete ja die Botſchaft der freien, heiteren Liebe und erklärte ſich offen gegen das Sklaventhum nicht blos in der Ehe, ſondern auch in der Liebe. Ueberdieß wußte ſie, daß ein Weib, das Eiferſucht verräth, verloren iſt. Auch des Abſtandes blieb ſie ſich bewußt, der Theodota von ihr trennte. Theodota erfüllte, ſorglos hinlebend, ihre Nymphenbeſtimmung. Aspaſia hätte niemals in einem ſolchen Berufe aufgehen können. Unendlich weit war ſie entfernt von jener Selbſtaufopferung, welche der Sonderling Sokrates in ſo wunderlichen Worten an Theodota geprieſen. Sie opferte die Blüten ihres Lenzes nicht dem plumpen Freudenbedürfniß der Menge, ſie hatte ein glänzenderes Ziel geſucht und gefunden; ſie wurde geliebt, und liebte — freilich nur mit jener heiteren, freien, geiſterhellten Liebe, die ſie predigte. Und was die Mittel anlangt, zu bezaubern, zu feſſeln: Theodota gab was ſie hatte harmlos hin, und hatte bald nichts mehr zu geben. Aspaſiens reiches, tiefes Weſen war unerſchöpflich.

Dennoch verſchmähte es Aspaſia nicht, darauf bedacht zu ſein, wie ſie der Nebenbuhlerin die Gelegenheit auch eines flüchtigen und vorübergehenden Sieges entziehen könne. Schnell war ein kleiner Anſchlag in ihrer Seele gereift, und nicht ohne Folgen blieb der Beſuch bei der korinthiſchen Schönen.

Als Perikles, Aspasia, Alkamenes und Sokrates das Haus Theodotas verlassen hatten fragte der Bildhauer seinen Genossen:

„Wohlan, Freund Sokrates, was hast du gelernt für deine Gruppe der Charitinnen beim dreifachen Tanze der anmuthigen Theodota?"

„Vieles und Wunderbares!" erwiderte Jener. „Ich weiß nunmehr, was die Dreizahl der Charitinnen besagen will, was jede für sich, und was alle zusammen bedeuten. Aber es soll für jetzt mein Geheimniß bleiben; denn es ist Zeit, den Meißel in die Hand zu nehmen, und den Marmor reden zu lassen. Ihr werdet erfahren, was ich heute bei Theodota gelernt, wenn die Gruppe meiner Charitinnen auf der Akropolis vollendet steht. Für heute habet Dank, daß ihr mir freundlich das Geleit gegeben auf dem Wege, den ich gethan um jener Schönen und Weisen willen, die mir geboten hat, den Charitinnen zu opfern."

Neuntes Capitel.

Antigone.

Wenn man im Frühlingsmond Elaphebolion des vierten Jahres der vierundachtzigsten Olympiade am Hause des reichen Hipponikos zu Athen vorüberging, so hörte man Flötengetön und im Chore sich übende Männerstimmen, welche aus dem Inneren des Hauses bis auf die Straße herausdrangen.

Aehnliches Flötengetön mit eifrig sich einübenden Chören hörte man, wenn man am Hause des reichen Pyrilampes, und am Hause des reichen Midias, und am Hause des reichen Aristokles, und an den Häusern anderer reichen Athener vorüberging. Es schien fast, als sollte der Schlag des Meißels zu Athen wieder einmal übertönt werden vom Klange der Flöten und der Saiten und den Stimmen kunstbegabter, mit Dichterworten befeuerter Kehlen. Denn das Fest der Dionysien war wiedergekehrt, und mit ihm die Zeit, in welcher das öffentliche Interesse zu Athen sich um die bei dieser Gelegenheit statthabenden dramatischen Aufführungen im Theater des Dionysos drehte.

Die Stücke waren, dem Brauche gemäß, bei dem zweiten Archonten von den Dichtern eingereicht worden. Dieser hatte nach dem Urtheil kunstverständiger Männer diejenigen ausgewählt, welche zur Aufführung gelangen sollten; die Schauspieler, welche in diesen Stücken auftreten sollten, waren auf öffentliche Kosten angeworben worden, und jene reichen atheniſchen Bürger, welche diesmal die Reihe traf, die Staats-

leiſtung der „Choregie“ zu beſtreiten, das iſt, die Chöre für die aufzuführenden Stücke anzuwerben, zu bekleiden, zu beköſtigen und einüben zu laſſen, waren angewieſen worden, ihres Amtes zu walten. Der reiche Hipponikos hatte den Chor zu ſtellen für die Antigone des Sophokles, der reiche Pyrilampes für eine Tragödie des Euripides, der reiche Midias für eine Tragödie des Jon, der reiche Ariſtokles für eine Komödie des Kratinos, und ſo Andre für Anderes. Wie es herkömmlich geworden war zu Athen, hatte ſich ein faſt leidenſchaftlicher Wetteifer zwiſchen den verſchiedenen Choregen entſponnen, und ſie ſuchten mit dem ganzen Ehrgeiz, der dem Athenäer eigen war, ſich in ſorgſamer, kunſtſinniger und prächtiger Ausſtattung der von ihnen übernommenen Chöre zu überbieten. Winkte dem Sieger doch ein Kranz, kaum weniger beneidet als die Kränze von Olympia und Pytho.

Stimmenſchall und Flötengetön drang eben wieder kräftig aus dem Hauſe des Hipponikos, als ein Mann von ſehr geſchmeidiger Geſtalt leichten, beweglichen Schrittes die Straße herunterkam. Er ſchien ein Fremder zu ſein, denn er hatte einen Maulthiertreiber hinter ſich, deſſen Thier mit einem Reiſebündel belaſtet war. Er ließ ſeine Blicke in der Gaſſe umherſchweifen, wie Einer, der nach einem beſtimmten Hauſe ſpäht.

Plötzlich klangen jene Stimmen und jenes Getön aus dem Hauſe des Hipponikos an ſein Ohr. Er horchte ein wenig, lächelte dann zufrieden und ſagte zu dem Sklaven:

„Wir brauchen Niemand zu fragen. Dies hier, und kein anderes, iſt das Haus des Hipponikos.“

Mit raſchen Schritten näherte er ſich dem Hauſe und machte Miene an die Thüre zu klopfen.

In dieſem Augenblicke aber kam ein Mann von der entgegengeſetzten Richtung die Straße herauf, und gerade vor dem Hauſe des Hipponikos ſtieß er mit dem Fremden zuſammen.

Bei dem Anblick dieſes Mannes zeigte ſich der Fremde auf's Angenehmſte überraſcht, und während Jener lächelnd auf ihn zuſchritt, bog er das Haupt etwas zurück, legte ſeine linke Hand auf die Bruſt, erhob die rechte, und ſprach in getragenem Tone, als ob ſein Fuß im Kothurn ſteckte, mit klangvoller Stimme die Worte:

„Wenn nicht irret mein Geiſt,
Ahnend zu ſeh'n, und wenn nicht
Helle Vernunft mir fehlt" —

ſo geben ein heilverkündendes Zeichen die Götter, indem ſie mich gerade hier an des Hipponikos Schwelle zuſammenführen mit meinem edlen Freunde, dem tragiſchen Meiſter Sophokles" —

Damit reichte er die Hand dem Dichter, der ſie faßte und herzlich drückte.

„Willkommen, trefflicher Polos!" rief er. „Willkommen zu Athen! Haſt inzwiſchen weitum in den Städten von Hellas die Menſchen bezaubert mit deiner Stimme Klang auf dem hohen Kothurnos, haſt neuen Ruhm geerntet und klingenden Lohn dazu!"

„Es iſt ſo," verſetzte Polos. „Man hat Ehre mir erwieſen hier und dort, wo man meiner eben bedurfte bei den Feſten in den Städten von Hellas. Aber immer klang es doch in meinem Geiſte nach:

„Hin möcht' ich,
Wo dichtwaldig das Vorgebirg
Anragt in die Brandung, bin
Zur Hocheb'ne von Sunion.
Daß ich Athene's heilige Stadt
Könnte begrüßen" —

„und als mich nun zu Halikarnaſſos die Botſchaft eures Archonten traf, die mich für die Lenäen wieder nach Athen berief, und jeden Lohn verſprach, den ich verlangen würde, und als ich überdies vernahm, daß auf deinen Wunſch die erſte Rolle in deinem neuen tragiſchen Werke mir zugedacht

ſei, da trug es mich wie mit Flügeln über das Inſelmeer, denn nirgend ſchnüre ich den Kothurn doch lieber an meine Füße als zu Athen, und keinem Poeten diene ich lieber mit meiner Kunſt, als dem herrlichen Freunde und Meiſter Sophokles!"

Wieder drückte der Dichter dem Schauſpieler herzlich die Hand.

„So biſt auch mir du ſtets der Erwünſchteſte!" ſagte er.

„Drinnen im Hauſe des Hipponikos," fuhr er fort, „triffſt du die Choreuten und den Chormeiſter und vielleicht auch ſchon deine beiden Mitſchauſpieler, den Demetrios und den Kallipides, beiſammen. Hipponikos lud dich für dieſe Stunde in ſein Haus, damit wir uns alle da zuſammenfinden, die Rollen vertheilen und Alles vorbereiten, was nöthig, um unſerer Tragödie den Sieg zu verſchaffen. So laß uns denn hineingehen; Hipponikos erwartet dich mit Ungeduld."

Die beiden Männer klopften an die Pforte und wurden eingelaſſen. Hipponikos empfing den Polos mit großer Freude und lud ihn ſogleich ein, für die Zeit, während welcher er zu Athen weilen würde, ſeines Hauſes Gaſt zu ſein.

„Willſt du," erwiderte Polos, „zu allen anderen Mühen und Laſten, die du in dieſem Augenblicke haſt, dich auch noch mit dieſer beladen?"

„Dieſe neue Belaſtung," ſagte Hipponikos, „wenn es eine ſolche wäre, würde ich der Rede nicht werth achten. Aber du hatteſt nicht Unrecht, wenn du ſagteſt, daß ich der Mühen und Laſten nicht wenig zu tragen habe, ſeit ich die Choregie der „Antigone" vom Archonten zugetheilt bekam. Da waren die nöthigen Sänger und Muſiker anzuwerben, und nun habe ich ſie alle im Hauſe, und dieſe Leute wollen bezahlt und beköſtigt ſein, und wie beköſtigt! mit Milch und Honigſeim und allem Süſſen, damit ihre Kehlen nicht rauh werden! Nachtigallen im Bauer könnte man nicht ſorgſamer füttern und pflegen,

als ich dieſe Burſche füttere und pflege. Dann ſind noch die Prachtgewande beizuſtellen und der Schmuck für eben dieſe Choreuten, und ihr wißt, was heutigen Tages in dieſem Punkte die Athenäer verlangen. Sehen ſie nicht vergoldete Kränze, und jede Art dionyſiſchen Prunkes aufgewendet, ſo iſt an einen Sieg nicht zu denken. Ich weiß nicht, ob ich diesmal unter einem Aufwand von 5000 Drachmen davonkomme. Aber ich würde auch das Doppelte aufwenden, wenn es ſein müßte, um den Pfauenzüchter Pyrilampes auszuſtechen, der mit einer Tragödie des Weiberhaſſers Euripides ſich um den Preis bewirbt. Sophokles weiß es bereits, du aber noch nicht, mein lieber Polos, was dieſer Menſch bis heute ſchon gethan, um mir den Sieg aus den Händen zu winden. Gleich anfangs ſuchte er den Archonten zu beſtechen, dann war er beſtrebt, mir die beſten Choreuten abſpenſtig zu machen. Zuletzt bot er ſogar dem Chormeiſter heimlich Geld an, damit er die Einübung des Chores läſſig betreibe. Das Alles genügte ihm noch nicht. Als mein Schmuck und die prächtigen Koſtüme für den Chor ſchon angefertigt waren, und im Laden des Verfertigers bereit lagen, von einer Pracht, die nicht zu überbieten iſt, ging dieſer Menſch hin, und wollte Den, der dieſelben angefertigt hatte, zwingen, ſie ihm zu verkaufen. Als dieſer nicht wollte, ließ er ihn von ſeinen Sklaven durchprügeln, und drohte, ihm nächtlicherweile das Haus mit Allem, was darin, über dem Kopfe in Brand zu ſtecken. So treibt es dieſer Wicht Pyrilampes!“ —

„Getroſt, getroſt, du Theu'rer!“

hub Polos mit Pathos an;

„Noch iſt im Himmel Zeus,
Und ſiehet Alles und herrſcht gewaltig.
Ihm ſtell' es anheim, dein bitt'res Grollen,
Und nicht haſſe zu ſehr, noch vergiß du ſie,
denen du zürneſt!“ —

„Im Uebrigen,“ fuhr Polos in weniger hochgeſtimmtem Tone fort, „kenne ich dieſen Mann und ſeine Ränke ſelbſt, o

Hipponikos! Du meinſt, mich über ihn belehren zu können; aber ich ſelbſt kann dir erzählen, was du nicht weißt, welche Mittel er ins Werk geſetzt, um mich der Tragödie des Sophokles abſpenſtig zu machen. Aus dem eigenen Säckel verſprach er eine große Summe dem öffentlichen Ehrenſolde beizulegen, wenn ich in der Tragödie des Euripides auftreten wollte. Ich aber — wie Philoktetes ſtand ich da, als der ſchlaue Odyſſeus ihn und ſeinen ſiegreichen Bogen nach Ilion entführen wollte:

„Nimmer und nimmer, o wiſſet es ſicherlich,
Nicht, wenn mich der glühende Donnerkeil
Flammenſprühend wollte verbrennen!“ —

„Ich danke den Göttern, Polos,“ ſagte Hipponikos, „daß ein Mann wie du ſo treu zu uns hält; denn ein Chor mag noch ſo trefflich ſein, wenn die vom Staate beigegebenen Schauſpieler nichts taugen, ſo pfeifen und ziſchen die Athenäer.“

„Und ich danke den Göttern,“ ſagte Polos, „daß du es biſt, Hipponikos, welcher den Chor des Sophokles ausſtattet; denn wenn auch die Schauſpieler trefflich ſind, der Chor aber nicht über die Maßen glänzend, ſo trommeln die Athenäer mit den Händen und mit den Füſſen!“ —

Nun traten ein paar neue Ankömmlinge in's Haus. Es waren die Schauſpieler Demetrios und Kallipides. Sie wurden von Hipponikos freundlich empfangen und wechſelten auch Begrüßungen mit Polos, mit welchem ſie ſich ſchon ſo manches Mal auf der Bühne, namentlich in den Tragödien des Sophokles zuſammengefunden.

„Ich ſehe nun Alles,“ ſagte Hipponikos, „was für den Sieg der „Antigone“ zuſammenwirken ſoll, in meinem Hauſe verſammelt.“

„Die Einübung der Chöre,“ ſagte Sophokles zu den Schauſpielern „hat längſt begonnen; wir harrten Eurer mit Ungeduld. Nun ſeid ihr da, und wir wollen nicht ſäumen zur Vertheilung der Rollen zu ſchreiten. Da iſt vor Allem Antigone

ſelbſt: ſie fällt dem Inhaber der erſten Rollen zu.“ Dabei wendete er ſich gegen Polos, den „Protagoniſten.“ Dieſer, ſo wie ſeine Genoſſen, nahm die Sache ſchweigend hin, als etwas, das ſich von ſelbſt verſtehe.

Sophokles aber unterbrach ſich ſelbſt mit der Frage an Polos:

„Haſt du von der ſchönen Mileſierin Aspaſia gehört?“

Und als Dieſer bejahte, fuhr er fort: „Wenn wir auf dieſe Mileſierin hören wollten, lieber Polos, ſo müßte ich den Archonten bitten, mir ein Weib für die Rolle der Antigone zuzuweiſen. Ich hatte mit ihr ein hitziges Wortgefecht zu beſtehen, in welchem ſie unſern Brauch, die Frauenrollen von Männern ſpielen zu laſſen, tadelte und ſagte, man müſſe den Frauen erlauben, die Bühne zu betreten. Vergebens berief ich mich auf die Masken, welche das Antlitz verdecken, und auf den ungeheuren Raum des Theaters.“

Polos lachte verachtungsvoll. „Wie?“ rief er dann mit Entrüſtung, „wenn ich als Electra hervortrat und anhub:

„O heiliges Licht,
Und du erdumwogender Aether“ —

vermißte da irgendwer das Weib in mir, in meiner Haltung, in meiner Stimme, die aus den Lippen der trauervollen Maske hervorquoll?“

„Niemand! Niemand!“ riefen Alle.

„Und wenn ich die Urne mit der vermeintlichen Aſche des Bruders leidvoll umfaßte“, fuhr der erregte Polos fort —:

„Denkmal des Theuerſten der Menſchen, übrig mir
Du von Oreſtes' Leben“ —

„Das ganze Theater war gerührt, erſchüttert, in Trauer aufgelöſt!“ rief Sophokles, und die Uebrigen alle ſtimmten bei. „Man hörte niemals auf der Bühne,“ fuhr Sophokles fort,

„eine Stimme, die rührender, nie eine, die weiblicher klang, als die deine!“

„Hoffentlich willst du damit nicht behaupten,“ erwiderte Polos, „daß meine Stimme überhaupt einen weiblichen Charakter habe? Ich denke, du erinnerst dich noch meines Ajas:

„Ha, wehe mir, daß ich sie ließ,
Die Böswichte, aus der Hand,
Und dafür die gehörnten Stiere
Und die laute Geisherde befiel,
Das schwarze Blut vergießend“ —

Die Stimme des Polos erschien beim Vortrage dieser Worte völlig verändert. „Das ist die tiefste, gewaltigste aller Heldenstimmen!“ riefen die Hörer begeistert.

„Wie? und mein Philoktetes?“ fuhr Polos fort; „mein Schmerzensausruf, wenn das alte Schlangengift in mir aufkochte — mein „Ai! ai! ai! ai! weh mir, es kommt — es kommt“ —

Und wieder riefen Alle: „Welche Leidensstimme! Welcher Naturlaut des Gramvollen, Siechen, Gebrochenen!“

„Nun wohl!“ rief Polos; „wenn ich aber dann am Schluße der Tragödie anhub:

„Wohlan, nun scheid' ich und grüße das Land,
Ihr Quellen und du, süßlabender Trank“ —

„Es war ein herrlicher Augenblick,“ sagte Hipponikos zustimmend; „aber das Schönste, was ich von dir gesehen und gehört, war doch, wie du als Ajas auf der Bühne standest und jenes wundervolle Selbstgespräch hieltest“ —

„Du meinst,“ sagte Polos, „wie ich in der einsamen Schlucht vor dem sühnenden Selbstmorde das Schwert mit der Spitze aufwärts in den Boden steckte“ —

„Da steht der Würger, wie er wohl am besten wen
Durchbohrte, wenn zu klügeln wer die Muße hat“ —

„Das ist's!“ rief Hipponikos: und wie du dann zuerst

den Zeus anriefst, und dann die Erinnyen-Jungfrauen, und dann den Helios" —

„O Helios," fiel Polos ein —

„O Helios, wenn mein heimatliches Land du siehst,
So halte du den goldgeschmückten Zügel an,
Und thue mein Verderben kund und meinen Tod" —

„Und wie du so," fuhr Hipponikos in begeisterter Erinnerung fort, „zu allerletzt noch der Heimaterde gedachtest, und des väterlichen Hauses Herd anriefst, und Salamis, und die Stadt des Ruhmes, Athen, und dein verwandtes Athenervolk — da zuckte es flammend auf in den Herzen von zwanzig Tausend Athenäern! Stolz wogte die Brust eines Jeden im Vaterlandsgefühl, und jeder Einzelne fühlte sich mitangesprochen vom Scheidegruß des sterbenden Helden! Bis dahin waren sie gerührt gewesen, und im Stillen erschüttert — jetzt brachen sie los in einen Beifallssturm, der dir galt, und dem Sophokles und dem vaterländischen salaminischen Helden!"

„Mit Recht, o Hipponikos," sagte jetzt Sophokles, „rühmst du den Polos, aber vergiß nicht, auch die Verdienste des Demetrios und des Kallipides anzuerkennen. Auch sie sind gesucht und geehrt in den Hellenenstädten: auch sie haben mancher meiner Tragödien zum Siege verholfen." — „Dir, Demetrios," fuhr er fort, überlasse ich diesmal den würdigen König Kreon; dem jungen Kallipides die Ismene. Ein paar Nebenpersonen gibt es noch, die zwar nur für einige Augenblicke auf der Bühne erscheinen, die ich aber doch nicht den nächsten besten zur Aushülfe herbeigeholten Stümpern anvertrauen möchte."

„Her damit!" riefen die Schauspieler; „Jeder von uns ist bereit, so viele Personen als man will, wenn sie nicht zu gleicher Zeit auf der Bühne stehen, zu übernehmen. Unter der Maske läßt sich Alles spielen."

„Da iſt zunächſt der liebende Haimon," ſagte Sophokles; „er tritt erſt auf, nachdem Antigone ſchon zum Tode geführt worden."

„Dann gib mir den liebenden Haimon!" rief Polos.

„Des blinden Sehers Teireſias muß ſich Kallipides annehmen," fuhr Sophokles fort. „Dann iſt da noch ein Wächter und ein Bote. Dieſe Beiden haben lange Erzählungen vorzutragen. Erzählungen aber ſollen auf der Bühne immer ſo trefflich als möglich vorgetragen werden. Nichts iſt unangenehmer, als wenn ſie durch einen Menſchen, der kaum zu reden verſteht, herausgeſtottert werden. Ich habe mich entſchloſſen, dieſe beiden kleinen Rollen ſelbſt zu ſpielen. Habe ich doch auch bei meinen früheren Stücken manchesmal in dieſer Weiſe mit eingegriffen."

Die Schauſpieler klatſchten dem Dichter Beifall zu, wie geehrt durch dieſe Genoſſenſchaft. Hipponikos ſtimmte ein.

„Zuletzt iſt da noch Eurydike, die Gemalin des Kreon;" ſagte Sophokles; „ſie erſcheint mit wenigen Worten gegen den Schluß der Tragödie."

„Her da mit der Eurydike!" rief Polos.

„Sie iſt weggegeben!" erwiderte Sophokles. „Einer, der noch nie die Bühne betreten, und der ungenannt ſein will, wünſcht dieſe Eurydike zu ſpielen."

Die Neugierde des Hipponikos und der Schauſpieler wurde durch die geheimnißvolle Miene des Dichters nicht wenig aufgeſtachelt. Dieſer aber verweigerte jede weitere Auskunft.

Er händigte ſodann den Schauſpielern Abſchriften der Tragödie ein, gab ihnen noch Winke über die Auffaſſung und Darſtellung ihrer Rollen, und ordnete die Gewandung an, in welcher ſie erſcheinen ſollten.

Hierauf ſtellte ihnen Hipponikos die fünfzehn Choreuten vor, ſammt dem Chormeiſter, und lud ſie ein, den heutigen Uebungen des Chores beizuwohnen.

Unter Flötenschall begann dieser mit feierlichen Sangweisen und jenem feierlichen Tanzschritt, der dem Gotte galt, weil ja der ausdrucksvolle Tanz um des Gottes-Altar des dramatischen Spieles erster Beginn gewesen, jetzt zur Rechten, jetzt zur Linken schreitend, jetzt stillestehend, jetzt auseinandertretend, jetzt sich wieder vereinigend, jetzt rascher, jetzt langsamer sich bewegend, die zahlreichen und herrlichen Hymnen der „Antigone" vorzutragen. Feurigen Muthes gab der Didaskale oder Meister und Lehrer des Chors den Takt mit den Händen, mit den Füssen sogar, und manchesmal, wenn der Eifer ihn überwältigte, mit dem gesammten Leibe. Der Dichter selbst trat häufig hinzu. Seine Sache war es ja gewesen, auch die Sangweisen der Chorlieder zu ersinnen, die tanzartigen Bewegungen des Chores festzustellen. Zuweilen ließ er den Flötenspieler bei Seite treten, ergriff ein Saitenspiel, und begleitete mit diesem den Chor, um besser den Gesang, sowie die feierlichen Bewegungen desselben leiten zu können.

Wie Sophokles im Hause des Hipponikos, so bemühte sich Euripides im Hause des Pyrilampes, Ion im Hause des Midias, Kratinos im Hause des Aristokles, und andere Dichter in den Häusern anderer Choregen, gleich Feldherrn unter den Ihrigen wandelnd, unterweisend, spornend, alle nach dem dionysischen Siegespreise begierig.

Die Häuser der Choregen waren eben so viele Herde, von welchen aus eine erwartungsvolle Aufregung und eine lebhafte Parteinahme zum Voraus über die ganze Stadt sich verbreitete. War am Siege des Choregen doch die engere Stammgenossenschaft, welcher er angehörte, mitbetheiligt, und wurde mit ihm als Siegerin ausgerufen. Die in solcher Zeit gewöhnliche Spannung des Athenervolks war diesmal auf einen um so höheren Grad gesteigert worden, da Hipponikos und Pyrilampes die unerhörtesten Anstrengungen machten, sich des Triumphes zu versichern, und da die Feindseligkeiten, welche

die beiden Wettkämpfer gegen einander ausübten, und welche jeden Tag in Thätlichkeiten auszuarten drohten, unausgesetzt die Beweglichkeit atheniſcher Zungen in Anſpruch nahmen. Die Angelegenheiten des Staates, die Nachrichten aus den Kolonien, die Geſchäfte des Piräus, Alles war bei Seite geſetzt; und wäre eben irgend wo eine Athenerflotte gegen einen Feind in See geweſen, man würde in dieſen Tagen doch weniger von ihr geſprochen haben, als von Hipponikos und Pyrilampes.

Aber ſiehe da, auf der Agora begegnen ſich ſoeben zwei Männer, welche in vertraulichem Tone von ganz anderen Dingen mit einander ſprechen, als von Hipponikos und Pyrilampes. Die beiden Männer ſind Perikles und Anaxagoras.

„Du biſt nachdenklich,“ ſprach der Weiſe den Freund an; „trägſt du dich mit einem neuen Gedanken, das Staatsweſen betreffend, oder liegt ein ſchönes Weib dir im Sinne?“

„Vielleicht Beides!“ verſetzte Perikles; „wie ſchön, wenn man das Eine davon, die Weiber, entbehren, ſich ungetheilt den Staatsgeſchäften, oder der Weisheit, oder ſonſt einer großen, ernſten Sache hinzugeben vermöchte!“

„Man kann die Weiber entbehren — man kann Alles entbehren!“ ſagte mit Nachdruck Anaxagoras, und verlor ſich in eine Erörterung, um wie viel beſſer es ſei, da man ja doch nichts ſo eigentlich und wahrhaft und unverlierbar beſitzt, auf Alles und Jedes von vorn herein zu verzichten.

Perikles hörte den Weiſen mild und ruhig an, hatte aber dabei doch nicht das Anſehen eines Mannes, der eines Beſſeren belehrt und überzeugt worden iſt.

„Und wenn du nun einmal,“ ſchloß Anaxagoras ſeine Rede, „das Weib nicht miſſen magſt, ſo iſt, verſtandesmäßig betrachtet das deine, ich meine Frau Teleſippe, ſo gut wie jedes andere. Sie gebiert dir Kinder. Was willſt du mehr von ihr?“ —

„Du kennſt ſie ja,“ verſetzte Perikles. Du weißt, wie

sie abergläubisch ist, un[illegible] beschränkten Sinnes und keiner Muse Freundin. Vielleicht ließe das sich ertragen, wenn sie nur auch so viel Sanftmuth besäße, als man ihr erweis't. Aber dies Weib ist immer voll des Widerspruchs und voll der Vorurtheile, und immer verkehrt sie meine wohlmeinendsten Absichten zur Beleidigung. Wenn ich mir früher noch manchesmal herausnahm, ihr ein zierliches Untergewand zum Geschenke zu machen, oder sonst etwas Reizendes was im Hause oder im ehelichen Gemach für mein Auge sie schmücken sollte, so nahm sie dies sehr übel auf und fragte: „Bin ich dir etwa nicht mehr schön genug, daß du solche Dinge bei mir für nöthig hältst? Wenn ich dir nicht gefalle, wie ich bin, so will ich dir auch geschmückt nicht gefallen!" Kann man thörichter und unweiblicher sprechen? Schmückt nicht selbst das jüngste, schönste Weib sich gerne für den Geliebten, und ist es nicht der natürliche Drang des Liebenden oder des Gatten, das Weib nach seiner Wahl zu schmücken? In allen Dingen überhaupt, welche den Verkehr der Liebe betreffen, hat sie immer jenen blöden Eigensinn besessen, welcher das blühendste Weib unleidlich macht. Du weißt ferner, daß es mir eigen, die Reinlichkeit bis zur Leidenschaft zu lieben. Wie viel der bittern Worte sind schon zwischen mir und ihr gefallen wegen des Ferkel- und Geflügelpferchs, der nach alter Unsitte unmittelbar neben dem Herde des Hauses steht, und der mir ein Gräuel, ihr aber ans Herz gewachsen ist. Das Gefühl des Ekels kennt sie nicht. Bietet sie mir nicht zum Kusse die Lippe dar, besudelt mit dem Schmutze oder dem Geifer, den sie soeben vom Antlitz ihrer Kinder weggeküßt? Denn im Schmutze, ja selbst im Ausschlag der Kinder, wenn sie etwa erkrankt sind, mit Fingern und Lippen ohne Noth gleichsam zu wühlen, scheint ihr ein natürlicher und nothwendiger Erguß der Mutterliebe. Aber soll die Mutter nicht auch Gattin sein? Soll ein richtig denkend und empfindend Weib nicht beide Liebespflichten zu vereinigen und auszugleichen verstehen? Und

was frommt die Mutterzärtlichkeit, der angeborne Trieb, den sie mit jedem Affenweibchen theilt, wenn er in der dunklen Naturtiefe beschloßen bleibt, wenn er nicht gepaart ist mit der richtigen Einsicht, mit der Einsicht dessen, was den Erzeugten wahrhaft ersprießlich und was nicht? Hast du nicht selbst schon oft gefragt: Was nützt der Trieb ohne die Erkenntniß, und ohne die sittliche Weihe, die ihn aus dem Thierischen erhebt in's Menschliche?" —

„In diesem letzten Punkte sagst du Schönes und Richtiges!" bemerkte Anaxagoras. „Aber was die schönbefranst'ten, safranfarbigen Röckchen und dergleichen Dinge betrifft, welche Telesippe nicht nehmen will oder wollte, so ist dies, nach der Vernunft betrachtet, Thorheit und verderbliche Lüsternheit. Solche Schönseligkeit ist vom Uebel. Weib ist Weib, sage ich dir. Im Namen der Weisheit: Laß ab von der Schwärmerei für die schöne Milesierin Aspasia!"

„Ist es meine Schuld," fragte lächelnd Perikles, „wenn die Schönheit auf Erden von den Göttern stärker gemacht worden ist als die Weisheit?" — —

Am Tage dieses Zwiegesprächs ereignete sich etwas, das, wenn Perikles es zufällig mit Augen gesehen, ihn stutzig und bedenklich gemacht, vielleicht seinen Glauben an die Trefflichkeit der Milesierin erschüttert, die helle Glut seiner Begeisterung für sie, wie einen Brand des Herdes durch zugegossenes Wasser, mit plötzlichem Rauch und Qualm getrübt haben würde.

Von Aspasia zu dem Dichter Sophokles, von diesem zur Milesierin waren schon zu wiederholten Malen heimliche Boten gegangen. Ja, einmal hatte man den Dichter selbst in dämmernder Abendstunde verstohlen das Haus der schönen Freundin des Perikles betreten gesehen.

Diesmal aber ereignete es sich, daß Aspasia, in ihr Haus zurückkehrend, begleitet war von einem Manne, welchen spä-

hende Nachbarn in der Abenddämmerung für den Perikles hielten.

Aber es war Sophokles. Vor der Thür des Hauses angelangt, standen die Beiden einen Augenblick stille. Erwogen sie etwa, ob der Begleiter die Schwelle überschreiten oder vor derselben umkehren solle? Zuletzt that dieser in seiner sanften Art an die Schöne die Frage:

„Was ist heiliger: die Freundschaft oder die Liebe?“ —

„Heiliger ist doch wohl in jedem einzelnen Falle diejenige von beiden, welche älter ist“ — sagte lächelnd Aspasia, die räthselhafte Frage ebenso räthselhaft erwiedernd. —

Nachdem diese Worte gewechselt waren, verabschiedete sich Sophokles und ging zurück, während Aspasia in ihr Haus trat. —

Am Morgen nach diesem kleinen Begebniß verfügte der Seher Lampon sich in das Haus der ihm wohlwollenden Schwester des Kimon. Er kam von der Akropolis herunter, von Diopeithes, mit welchem er wieder lange geflüstert.

Kaum war die priesterliche Verrichtung, um derentwillen Elpinike den Seher gerufen hatte, beendet so brachte dieser mit einer geheimnißvollen und vielverheißenden Miene das Gespräch auf Perikles und Aspasia.

Das Mannweib und der Seher pflegten häufig und gerne die im weiten Kreise erkundeten Neuigkeiten unter einander auszutauschen.

„Den stolzen Perikles scheinen die Götter strafen zu wollen,“ hub Lampon an.

„Was ist geschehen?“ frug Elpinike gespannt.

„Vorläufig dies,“ versetzte Jener, „daß zu des Olympiers schöner Freundin Aspasia im Dämmerlichte des Abends heimlich auch ein Anderer schleicht“ —

„Warum nicht?“ rief Elpinike. „Ist sie doch eine Hetäre. Aber wer ist dieser Andere?“

„Des Perikles beſter Freund, der „göttergeliebte", wie er ſich gern nennen läßt, der mildlächelnde Tragiker aus dem Gau von Kolonos!" —

„Ein Weiberjäger," rief Elpinike, „ein Weiberjäger und Liebes-Feinſchmecker wie Perikles ſelber! — Aber ſchier alte Kunde iſt es, Freund Lampon, die du bringſt. Es iſt lange her, daß man jenen Poeten zum erſten Mal in des Perikles und der Aſpaſia Geſellſchaft geſehen. Es iſt allbekannt, daß er nicht weniger als ſein Freund entbrannt iſt in die Buhlerin. Es war zu vermuthen, daß er zu ihr ſich ſchleicht. Aber wer hat ihn *geſehen*? wer kann es verläßlich *bezeugen*?"

„Ich ſelbſt!" verſetzte Lampon; „ich ſelbſt ſah ihn, vernahm ſogar im Vorübergehen ein kleines Zwiegeſpräch der Beiden an ihres Hauſes Thür. Und einen zweiten Zeugen, wenn ein ſolcher nöthig, ſtellt Diopeithes."

„Es iſt gut!" rief Elpinike mit herzlichem Behagen. „Dieſe Kunde, dem Perikles hinterbracht, verſetzt ſeinem Liebesbunde mit der Mileſierin den Todesſtoß. Mittelpunkt und Hort aller Gottloſigkeit zu Athen iſt dieſer Liebesbund, und das joniſche Weib iſt die große Verderberin. Sie muß verdrängt, ſie muß vertrieben, ſie muß zu Grunde gerichtet werden. Wer aber übernimmt das Botenamt an Perikles?" —

„Am beſten Theodota, meint Diopeithes. Dieſes Weib hat ſchon ſeit einiger Zeit, nicht ganz ohne Erfolg, wie es ſcheint, ihre Netze nach dem Liebhaber der Aſpaſia ausgeworfen. Und wenn ſie es nun iſt, die ihm den Beweis von der Treuloſigkeit der Mileſierin liefert, ſo kann ſie dieſe am ſicherſten dadurch verdrängen, daß ſie an ihre Stelle tritt" —

„Arme Teleſippe!" rief die Schweſter des Kimon. „Das Beſte wär' es freilich, du hätteſt gar keine Nebenbuhlerin; aber für den Augenblick iſt ſchon viel iſt Alles gewonnen, wenn nur die Mileſierin vor die Thüre geſetzt wird"

„So iſts!" verſetzte Lampon. „Aus dem Herzen eines

Mannes wie dieser Perikles kann ein schönes und schlaues Weib nur wieder durch ein schönes und schlaues Weib gerissen werden. Theodota ist weit weniger gefährlich als Aspasia. Im Gegentheil, diese käufliche Korintherin ist Wachs in unseren Händen. Sie muß nun den Perikles unter dem Versprechen wichtiger und ausführlicher Mittheilungen über die treulose Aspasia in ihr Haus locken. Dann macht die Sache sich von selbst."

„Der Erfolg ist sicher!" rief Elpinike. „Perikles hat schon ein Auge auf sie geworfen. Ich weiß es. Er ist schon einmal in ihrem Hause gewesen, wenn auch im Geleite der Milesierin, die frech genug war, ihn dahin zu führen" —

„Auf Anstiften des Alkamenes!" sagte Lampon. „Dieser hat uns vorgearbeitet. Auch er zählt zu Denjenigen, welche die Milesierin hassen, und einen Vortheil davon haben, wenn sie beschämt, gedemüthigt, von Perikles verstoßen wird. Er will sich rächen an dem Weibe, das ihn um des Perikles willen verrathen. Lange vor uns hat er den Plan gefaßt, die Milesierin aus der Gunst des gefeierten Mannes durch Theodota verdrängen zu lassen. Ihm fehlten die rechten Waffen gegen Aspasia. Wir wollen sie ihm liefern. Wer aber soll nun den Alkamenes unterrichten, damit Dieser mit der Korintherin sich verständige?" —

Elpinike dachte einen Augenblick nach, dann sagte sie: „Ueberlaß die Sorge mir. Ich kenne die Mittelwege, welche diese Botschaft einschlagen muß, um genau in der Gestalt, wie wir es wünschen, zum Ohre der Korintherin zu gelangen." —

Von dieser Stunde an hatte Aspasia nicht bloß gegen Telesippe, sondern auch gegen Theodota sich zu ernster Fehde zu rüsten.

Elpinike wandte sich an ihren Freund Polygnotos; dieser war mit Agorakritos, Aspasias erbittertem Gegner, befreundet; Agorakritos überlieferte die Botschaft des Lampon und der Elpinike an seinen Gefährten in der Werkstätte des Pheidias,

d dieſer Heißblütige fand die Gelegenheit zur Rache an der olzen Schönen allzu verlockend: er vermittelte ſeiner munteren reundin raſch und leicht die Verſtändigung.

In dieſem Zickzack alſo bewegte der Blitzſtral ſich, der eſchleudert wurde gegen den Liebesbund des beſten Mannes nd des ſchönſten Weibes in Hellas, und der an erſter Stelle eimlich geſchmiedet war in der Eſſe des grollenden alten ottes Erechtheus auf der Burg. — —

Die Feier der Dionyſien war freudenvoll und lärmvoll angegangen. Die letzten Tage des Feſtes waren den Wettämpfen der tragiſchen Muſe gewidmet.

Ein leichtes Regengewölk flog, während die tolle Komödie des Kratinos unter ausgelaſſenem Jubel der Zuſchauer in Scene ging, vom Hymettos her über das Dionyſostheater und dem Oberprieſter des Dionyſos, der da ſaß vor allem Volk in ſeinem herrlichen, mit Bildwerken reich geſchmückten, in die Orcheſtra vorſpringenden Marmorlehnſtuhl, ward die Naſe von einem fallenden Tropfen in dem Augenblicke benetzt, als der übermüthige Kratinos gerade gegen die Perſon dieſes ſelben Oberprieſters Agaſthenes unter hellem Gelächter der ſämmtlichen Athener einen gefiederten Pfeil ſeines attiſchen Witzes abſchoß.

„Es beginnt zu träufeln," ſagte der Oberprieſter zu ſeinem Nachbar Perikles, „ich denke wir laſſen das Schauſpiel unterbrechen!"

„Es geht vorüber!" erwiderte lächelnd der Nachbar.

Doch ſiehe da, ein neuer Pfeil ſchwirrte. Und dieſer Pfeil traf den Nachbar ſelbſt. Die ſämmtlichen Athener lachten und ſahen auf Perikles, und Perikles lächelte mit.

Aber noch ein Pfeil ſchwirrte — von der neuen Hera kiang's und dem neuen Olympier Zeus, von Omphale und Herakles . . .

Wieder blickten alle Athenäer auf Perikles. Aber Perikles

lächelte nicht mehr. Ein Wölkchen flog über die Stirn des Olympiers. Der schwirrende Pfeil hatte Aspasia getroffen...

Andere Schauspiele folgten, und so ging den Athenäern des ersten Tages größerer Theil dahin. Manche entfernten sich, um wiederzukehren, viele hielten aus bis zu Ende. Die Begüterten ließen sich Wein, Obst, Kuchen zur Labung von ihren Sklaven reichen.

Den nächsten Tag begann das Alles von Neuem. Wieder saßen dreißigtausend Athenäer auf den Steinbänken des Dionysostheaters, die bekränzten Würdenträger auf besonderen, schön verzierten Marmorstühlen in den vordersten Reihen, die Reichen auf mitgebrachten Purpurkissen, bedient von ihren Sklaven, die Armen mit einigen Feigen oder Zwiebelfrüchten im Quersack für den ganzen Tag. Und Diese wie Jene fühlten sich als Athenäer, berufen das Schönste zu schauen, und schwatzten von Sophokles und Jon und Euripides, oder sandten einen spähenden Blick nach den Wölkchen des Himmels, ob nicht etwa eines derselben die Festschau des Tages trüben oder unterbrechen werde.

Wieder hatten die ersten Tausende des andrängenden Volkes in den Räumen des ungeheuren Amphitheaters sich wie Pygmäen verloren. Jetzt aber war das ganze Theatron von den obersten Sitzreihen bis zu den untersten vollgedrängt, ein riesiger, gährender und brausender Menschenkrater. Fast schauerlich, schwindelerregend war es, von den obersten Sitzreihen hinunterzublicken auf dies wogende Meer von Menschenhäuptern.

In dem wirren Gebrause, welches daraus empordrang, machte mehr und mehr ein bedrohlicher Tumult sich vernehmlich. Sollte doch heute der wildentbrannte Wettstreit zwischen Hipponikos und Pyrilampes zur Entscheidung gelangen. Die Parteien der beiden Choregen schienen aufeinander platzen zu wollen. Wenn Einer derselben sich zeigte inmitten der Zu-

ſchauer, ſo erſcholl Lärm von Freunden und von Gegnern, Zurufe des Beifalls und höhnendes Geziſch.

Unabläßig hatten die Agonotheten und Maſtigophoren von der Orcheſtra aus, ihrem Standort, des Amtes zu walten, die Treppen, welche die Sitzreihen quer durchſchnitten, emporzueilen, um hier einen Zank zu ſchlichten, dort einen Ungebärdigen zur Ruhe zu verweiſen.

Der Ruhigſte unter ſo vielen Aufgeregten war Sokrates, der Grübler aus der Werkſtätte des Pheidias. Dieſer war auch gekommen, aber nicht ſowohl um die Schauſpiele, als um die Zuſchauer zu ſehen, und über ihr Treiben ſeinen Gedanken nachzuhängen.

„Da ſitzen dreißigtauſend Athenäer mit geſpannten Mienen," ſagte er zu ſich ſelbſt, „alle darauf erpicht, eine erdichtete Geſchichte mitanzuhören, ſich an falſchen Thränen und geheucheltem Leid zu ergetzen. Sie ſind wie die Kinder, die ſich offenen Mundes Märchen erzählen laſſen, nur daß dieſe nicht wiſſen, daß dieſelben erdichtet ſind, jene aber es wiſſen. Woher kommt doch nur dieſe ſeltſame Luſt der Menſchen am Nachgeahmten, Erdichteten?" — —

Die ſchöne Theodota ſaß unter den Zuſchauern. Sie war auf's Reizendſte geſchmückt. Ihr Blick war beſtändig nach dem Strategenſitze gerichtet, welchen Perikles einnahm. Perikles verſagte ſich's nicht, zuweilen den Feuerblick der Dunkeläugigen zu erwidern.

Endlich erklang in das Brauſen der Menge hinein die hell tönende Stimme des Ruhe gebietenden Herolds. Nun wurde ein Trankopfer gebracht beim Altare des Dionyſos. Dann erſcholl aufs Neue die Stimme des Herold's:

„Der Chor des Ion trete hervor!" —

Die Tragödie des Ion wurde von den Athenäern angehört, beklatſcht, gewürdigt mit dem angebornen Feingefühl. Ein tragiſches Werk des Philokles folgte. Der Protagoniſt

des Stückes genügte nicht ganz dem feinen attiſchen Ohre mit ſeiner Ausſprache. Ein Zorngewitter entlud ſich über ihn mit Gelächter, Gemurre, grellen Pfiffen, mit ſpöttiſch ſchnalzenden Zungen und ſtampfenden Füßen. Eine Komödie kam an die Reihe. Nun war der Spötter Herr der Welt, erhaben über Zeus ſogar und alle olympiſchen Götter. Der zügelloſeſte Witz machte ſich Luft in den gediegenſten Rhythmen.

Dann trat der Chor des Euripides hervor.

Das Werk dieſes Dichters rührte die Herzen. Die Frauen waren bewegt von Dem, was zum Gemüthe ſprach, die Männer hingeriſſen von den glänzenden Gedanken, mit welchen das ganze Dichtwerk gleichſam durchwoben und durchwirkt war, wie ein Purpurgewebe mit goldenen Fäden. Mit Ausrufen der Ueberraſchung und Bewunderung wurde die glänzende Pracht des Chores aufgenommen. Man hatte dergleichen kaum jemals geſehen. Lärmender Beifall erſcholl, als das Stück zu Ende ging. Pyrilampes nebſt ſeinen Freunden und Anhängern ſchwelgten im Vorgefühl des gewiſſen Triumphes.

In der kurzen Zeit, welche man zwiſchen der Darſtellung dieſer Tragödie, und dem Beginn der nächſten verſtreichen ließ, näherte ſich plötzlich ein Sklave dem Stuhle des Perikles, und überreichte ihm ein zuſammengefaltetes Papyrosblatt. Perikles entfaltete es, und las die Worte:

„Sophokles ſchleicht im Abenddunkel in das Haus Aſpaſias.“

Perikles war betroffen. Wer hatte dieſe Zeilen geſchrieben? — Von Thorota kamen ſie. Als Perikles nach dem Ueberbringer der kurzen und ſeltſamen Kunde ſich umſah, war derſelbe verſchwunden. —

Aus ernſtem Sinnen weckte den Strategen die neuerdings hellaustönende Stimme des Herolds:

„Der Chor des Sophokles trete hervor!“ —

Und nun ging eine Tragödie der Liebe vorüber an

des Hellenen Aug' und Ohr, eine Tragödie der Liebe in jenen drei Geſtalten, in welchen ſie nacheinander das Menſchenherz beſucht auf ſeinem Lebensgange: der Geſchwiſterliebe, der bräutlichen Liebe, der Kindesliebe. Um des geliebten Bruders willen ſtirbt Antigone, um der geliebten Braut willen ſtirbt Haimon, um des geliebten Sohnes willen ſtirbt Euridike. —

Langes dunkles Trauergewand umwallt die hohen Geſtalten der Oedipustöchter. Die Masken zeigen ernſte, edle Mädchenangeſichter, weich und rührend tönen ihre Stimmen — den Bruder zu beſtatten ſchwört Antigone, den geliebten Bruder, welchen König Kreon zum Fraß den Hunden und den Vögeln vorgeworfen; eingepflanzte göttliche Pflicht erfüllen will ſie zum Trotze menſchlicher Satzung. Der Chor der edlen thebaniſchen Greiſe tritt hervor, ſeinen ernſten Reigen entfaltend, in Purpurgewanden voll dionyſiſchen Feſtprunks, die Häupter golden bekränzt, es erklingt der herrliche, ſtürmiſch bewegte, im Wechſel ſeiner Rhythmen hinreißende Hymnus:

„Stral von Helios Glanz, du Licht“ —

König Kreon betritt die Scene in goldgeſticktem Purpurgewand, die Stirn mit einem Diadem geſchmückt, auf einen Scepter geſtützt, deſſen Spitze einen Adler trägt. Ueber das menſchliche Maß hinaus erhöht der Kothurn ſeine Geſtalt, gebietende Würde verleiht ihm die Maske, gewaltig ſteht er da, ſelbſt für das Auge des fernſten Beſchauers im ungeheuren Raume. Des gebietenden Herrſchers Recht macht er geltend der edlen Mädchengeſtalt gegenüber — ſie aber kennt nur eine höchſte Pflicht, ihr ins Herz geſchrieben: die Liebe — und dem König, welcher die Grauſamkeit gegen den Bruder mit dem gerechten Haſſe der Bürger von Theben gegen den Todten begründet, hat ſie nur das Eine unſterbliche Wort zu erwidern:

„Nicht mitzuhaſſen, mitzulieben bin ich da!“ —

Und ſie geht hin, zu thun, was ſie gelobt, und das Recht

der Lebendigen für das Recht der Todten zu opfern. In ernster, erhabener Psalmodie erwägt der Chor des Menschen wagenden Sinn und himmelstürmenden Entschluß — und wieder betrauert er das fortzeugende, forterbende Leid der Labdakiden — Haimon kommt, des Kreon eigner Sohn, und fleht um das Leben der Antigone, um das Leben seiner Braut — aber starr an seiner Satzung hält der Fürst — es gibt der Bräute noch genug, und „pflügbar ist auch andres Ackerland" — hingeht, verzweifelnd, mit unheilschwangerem Wort der Bräutigam — und nun ertönt im Chor der edlen Thebanergreise jenes Lied, das gedichtet ward an dem glutenreichen Tage, da Perikles und Aspasia weilten in des Dichters Rosengehegen am Kephissosufer:

„Eros, du Allsieger im Kampf —"

Jetzt aber beginnt in hymnischem Wechselgespräch mit dem Chore die rührende Todtenklage der Oedipustochter, welche lebendig hinabzusteigen verdammt ist in die Steingruft — herzergreifend erklingt die lange Threnodie, und von erhab'ner Rührung feuchtet auf diesem Höhepunkte des Trauergeschicks sich jedes Aug' im weiten Kreise der lauschenden Athenäer — an Danae erinnert, der Jungfrau nachblickend auf ihrem Todesweg, der Greise Chor, an sie, die, wie nun Antigone, „des Tages Glanz verloren in dem erzdichten Gebäu'" — Teiresias kommt, der unfehlbare Sehergreis, und spricht mit ernster Mahnung tief ins Gemüth des Unversöhnlichen, und endlich wenden seinen starren Sinn die Himmlischen — abläßt er, von grauser Ahnung plötzlich erfaßt, von seinem Herrschertrotz — schon jubelt der Chor auf in einem freudigen Hymnus, herbeirufend den Freudengott Dionysos — wunderbar erklingt der Jubelchor nach dem düsteren Grabgesang — aber er verhallt und macht aufs Neue Platz dem Grabgesang — schon hat Antigone in der steinernen Gruft sich selbst getödtet, und ihren Leib umfassend ist Haimon mit ihr hinabgegangen, verblutend am eignen Stahl, in des Hades Nacht —

Und nun erscheint des jammernden Königs Kreon Gemalin Eurydike. Sie hört die Kunde von des geliebten Sohnes Tod. Aus des Boten Munde vernimmt sie die Botschaft der vereinten Todesloose in der Steingruft des Oedipustochter. Sie vernimmt des Sohnes Tod und diese Kunde bricht der Mutter eig'nes Herz.

Wunderbar ergriff die Gemüther jener Todesbericht aus dem Munde des Boten. Wunderbarer noch erklangen die wenigen Worte aus dem Munde der todgeweihten Königin.

Athemlos lauschten die Athenäer dem Ausklingen des hehren Trauerspiels: in einer die Besonnenheit preisenden Strophe verhallte wie mit großartigem Schlußakkorde die Dichtung.

Groß und tief war der Eindruck, welchen die Tragödie des Sophokles, drei Liebesbünde und drei Todesloose in einander schlingend, auf die Gemüther der lauschenden Hellenen hervorbrachte. So schön war der strenge, finstere Ernst der tragischen Kunst noch nie gemildert worden — so menschlich war das Erhabene, so erhaben das Menschliche niemals ausgesprochen worden.

Aber auch niemals hatte in einem tragischen Werke die Fülle herrlicher Gesänge so reich und sinnvoll über die Zuhörer sich ergossen; so harmonisch vollendet bis in's Kleinste hatte die attische Bühne keine Darstellung gesehen, und so kunst- und glanzvoll war niemals ein Chor vor die versammelten Athenäer getreten.

Als dieser Chor des Hipponikos abgegangen war, und der dramatische Wettstreit des Jahres zu Ende gekommen, erhob das gesammte Volk mit lautem Rufe sich so ungestüm zu Gunsten des Hipponikos, daß die Preisrichter ohne Berathung unverweilt der Dichter der Antigone und seinen Choregen den noch versammelten, auf den Urtheilsspruch mit Spannung lauschenden Athenäern als Sieger im Bereiche der Tragödie

verkündigten. Sophokles und Hipponikos erschienen dem Brauche gemäß auf der Scene, um noch vor den Augen des Volkes jeder für sich einen Siegeskranz aus den Händen der Preisrichter in Empfang zu nehmen.

Unmöglich ist es, die Freude und den Stolz des Hipponikos zu schildern, unmöglich auch die grollende Erbitterung des Pyrilampes und seiner Anhänger.

Als Perikles durch die Pforte des Ausgangs, umdrängt von dem übrigen Volke, des Theaters Raum verließ, sah er im Gedränge plötzlich Theodota neben sich. Ihr schönes Antlitz war ihm einen Moment mit den ausdrucksvollsten Blicken, mit dem bedeutungsvollsten Lächeln des Mundes verlockend zugewandt. Ungesehen drückte sie nun selbst ein beschriebenes Blatt in seine Hand.

Perikles las auch dies. Sein Inhalt lautete:

„Verlangst du Kunde von Sophokles und Aspasia, so komm zu Theodota! Ein Sklave erwartet dich unter den Säulen des Tholos und wird auf verborgenem Wege durch eine Hinterpforte in mein Haus dich geleiten." —

Bevor Perikles sich besinnen konnte, ob er dieser Aufforderung folgen solle, gerieth er weiterschreitend in den Schwarm der Freunde des Sophokles, welche Diesen Glück wünschend umdrängten.

Als der Dichter ihn erblickte, entzog er sich den Freunden und eilte ihm entgegen.

Perikles, obwohl verstimmt und nachdenklich, beglückwünschte auch seinerseits den Sieger.

„Ich danke dir," sagte Sophokles, „aber sprich nicht als Freund zu mir, sondern als Kunstrichter."

Mit Mühe Das, was in diesem Augenblicke ihn mehr als Alles innerlich beschäftigte, zurückdrängend, sagte Perikles:

„Weißt du, was mich nachdenklich gemacht hat in deinem Trauerspiel? Es hat mich gleich vielen anderen deiner Zu-

hörer faſt befremdet, neben den Banden des Blutes, welche dem Hellenen von uralter Zeit her immer hochheilig geweſen, nun auch die Bande der bräutlichen Liebe mit gleichem Recht, mit gleicher Macht, mit gleichem Todesernſt in der Tragödie zur Geltung gebracht zu ſehen. Lebhaft beſchäftigt dieſe Neuerung meinen Geiſt und noch weiß ich nicht zu ſagen, ob du völlig Recht gethan."

Abſpringend von dem Gegenſtande fuhr Perikles fort: „Warſt du es nicht ſelbſt, der unter der Maske des Boten jene ergreifende Erzählung vom Tode des Haimon weihevoll geſprochen? ich glaubte deine Stimme zu erkennen Wer aber ſprach die Worte der Eurydike? welcher Schauſpieler ſteckte unter der Maske dieſer Königin? ich weiß nicht, welcher eigenthümliche, auf das Gemüth geheim wirkende Zauber die Scene umſchwebte, in welcher ihr Beide, du als Bote und jene Königin einander gegenüber ſtandet. Ich habe niemals auf der Bühne ſo ſprechen gehört, wie dieſe Königin geſprochen. Welcher Mann, wenn nicht Polos, vermochte den wunderbaren Reiz dieſer Stimme zu erkünſteln?"

„Auch Polos nicht!" erwiderte Sophokles lächelnd. „Du haſt von Neuerungen in meiner Tragödie geſprochen; wiſſe, daß bei dieſer Darſtellung heut auch eine Neuerung ſich vollzog, von welcher bis jetzt keine Menſchenſeele Kenntniß hat, als ich ſelbſt und der ehrliche Hipponikos. Zum erſten Male ſeit der Zeit, als Thespis ſeinen Karren in Bewegung ſetzte, hat am heutigen Tage auf unſerer Bühne ſich unter der Maske ein wirkliches Weib verborgen. Sei du der dritte Mitwiſſer dieſes Geheimniſſes und laſſ' es zwiſchen uns Dreien begraben ſein für alle Folgezeit."

„Und wer war das Weib," fragte Perikles, „das es gewagt hat, wenn auch unerkannt, die Bühne zu betreten, und dem alten Brauche und der alten guten Sitte zu trotzen?"

„Du ſollſt ſie ſehen!" erwiderte Sophokles, verſchwand

für einen Augenblick, und kehrte zurück mit einer bis zur Unkenntlichkeit vermummten und verschleierten Frauengestalt.

Als Sophokles in Begleitung dieser Frauengestalt den Perikles etwas weiter abseits geführt hatte, bis sie völlig sicher waren vor den neugierigen Blicken der Menge, sagte er:

„Bedarf es noch der Entschleierung, Perikles, um das Weib zu erkennen, welches nicht blos das schönste, sondern auch das kühnste seines Geschlechtes ist?"

Perikles war betroffen. „Es *bedarf* der Entschleierung!" sagte er in kühlem und ernstem Tone. Mit entschiedener Handbewegung zog die Frauengestalt den Schleier vom Gesicht, und Perikles stand Aspasia gegenüber.

Er blieb stumm. Der Inhalt jener Zeilen Theodotas schien nun bestättigt. Aspasia hatte, wie es jetzt offenbar wurde, ohne sein Wissen mit dem Dichter geheim sich verschworen, hatte den verwegenen Plan im Vereine mit Diesem ausgeführt. Allerdings kannte er die Freundestreue des edlen Sophokles; aber Aspasia hatte einen neuen Beweis gegeben, daß ihr Geist in heiterer Freiheit aller Fesseln spotte.

Alles, was der ihr stumm ins Antlitz blickende Perikles dachte, las Aspasia klar auf seiner Stirne, in seinen Brauen, im Blicke seiner Augen

Und dies beredte Schweigen mit beredtem Wort erwidernd hub sie an:

„Runzle nicht die Stirne, o Perikles, und vor Allem zürne nicht deinem Freunde Sophokles. Von mir gezwungen that er, was er that" —

„Zürne aber auch Aspasia nicht," fiel der Dichter ein, zu Perikles gewendet, „und wisse vor Allem, daß sie es war, die mir zu bedenken gab, heiliger als die Liebe sei die Freundschaft, wenn sie *älter* ist als die Liebe" —

„Kampf gegen das Herkommen ist meine Sendung!" fuhr Aspasia fort, „und warum zürnest du mir, daß ich an

des Dichters Gebilden nicht geringeren Antheil nehme, als an den Marmorbildern in der Werkstätte des Pheidias? Um die Schönheit und die Freiheit zu finden, ging ich nach Hellas. Hätte ich Sklaverei gesucht, so wäre ich am Perserhofe geblieben, und hätte hingelebt unter dem schläfrigen Liebeswink aus den müden Augen des großen Königs. Was dich in diesem Augenblicke beherrscht, Perikles, das ist ein Wahn, ein Vorurtheil, ein grämliches Empfinden, unwürdig eines Hellenen. Hinweg damit, o Perikles!"

In diesem Augenblick trat Hipponikos hinzu, und lud den Perikles und mit ihm Aspasia ein, an dem Festmahle Theil zu nehmen, mit welchem er an einem der folgenden Tage seinen und des Sophokles Sieg in würdiger Weise zu feiern gedachte.

Es begann bereits abendlich zu dämmern, als Perikles sich von Hipponikos, Sophokles und Aspasia trennte. Sinnend schritt er heimwärts.

Er dachte an Aspasia. Er erwog in seinem Herzen, was sie soeben zu ihm gesprochen. Er gab ihr völlig Recht. Keine Fessel durfte die Liebe sein, kein Sklavenjoch für Aspasia.

Aber auch für ihn selbst nicht! — „Du kannst Theodota besuchen!" sagte er zu sich; „es ist vielleicht nicht gut, in erstarrender Gewöhnung lange Zeit einem einzigen Weibe zu fröhnen." — Die Forderungen der stolzen und freien Aspasia klangen jetzt harmonisch in seinem Gemüthe zusammen mit den Mahnworten des Anaxagoras. Er erinnerte sich nun wieder des Briefleins der Korintherin, und des Sklaven, der ihn unter den Säulen des Tholos erwartete. Die Kunde, welche ihm Theodota gegeben, war ihm freilich inzwischen durch Sophokles besser enträthselt worden, als Theodota es zu thun vermocht hätte. Aber konnte sie nicht doch noch etwas zu sagen haben? —

Er kam zu den Säulen des Tholos. Der Sklave trat auf ihn zu, und führte ihn durch menschenleere Gäßchen, bis

zu einem Gartengehege, wo er eine kleine Pforte zu öffnen sich anschickte. Perikles stand an Theodotas Schwelle. Er konnte eintreten. Niemand sah ihn. Die Nachtigallen trillerten in den Büschen des Gartens.

Plötzlich aber stockte der Fuß des Perikles. Er besann sich und fand, daß in diesem Augenblicke die Lust zu einem Gespräche mit Theodota ihm gänzlich fehle. Er erstaunte über sich selbst. Er sagte dem Sklaven, er müsse es auf ein anderes Mal verschieben, durch dieses Pförtchen einzutreten. Verblüfft sah ihm der Sendling ins Gesicht. Er aber entfernte sich mit langsamen Schritten und verfolgte seinen Weg. —

Der Mond war aufgegangen. In seinem Widerschein erglänzte das Meer und silbern schimmerten die Gipfel der Berge von Attika. Die Luft war lind und labend. Da schlugen plötzlich noch einmal, von den abendlichen Lüften getragen, aus der Ferne Bruchstücke des Chorgesangs „Eros, du Allsieger im Kampf" ans Ohr des Perikles. Die aus dem Theater heimziehenden Jünglinge sangen die Bruchstücke jenes Erosliedes, das sie begeistert hatte, fröhlich hinaus in die laue Frühlingsnacht . . .

Eine Unruhe anderer Art gesellte sich zu der innern Erregung des Perikles und zu seinen Gedanken an Aspasia. Er beneidete fast den Sophokles und den Hipponikos um die Lorbeern des Tages. Es war ihm, als sollte er sich umgürten mit dem Schwerte, und ein Heer oder eine Flotte versammeln, und fortstürmen zu glänzenden Siegen. Der lange Friede begann ihm glanzlos zu erscheinen.

Ein drückendes Gefühl beschlich ihn, von welchem er im sinnenden Weiterschreiten zuletzt nur wieder loskam durch den Anblick der vor ihm aufglänzenden Akropolis, und durch den Nachklang des Antigone-Tages in seiner Seele. Er war nämlich inzwischen an der Stelle des ansteigenden Weges angelangt, wo von einer Seite die gewaltige Granit- und Marmormasse

des Dionysostheaters ihren weiten Schlund in der Tiefe aufthat, darüber aber von der anderen Seite die Felsen des Burgberges mondbeglänzt emporragten. Grabstill war es geworden in den ungeheuren Räumen des Theaters, wo den Tag über ein so buntes, bewegtes Leben sich geregt hatte, wo die höchsten Gebilde hellenischer Dichtung weihevoll erklungen waren. Perikles blickte hinunter in diesen marmornen Abgrund und dann wieder empor zu der monderhellten Höhe der Akropolis, wo das sich formende Gestein des werdenden Tempels erglänzte. Sein eigenes Ich und sein eigenes Geschick entschwanden ihm beinahe, das Wölkchen auf seiner Stirn zerstreute sich, seine Brust hob sich, und von dieser Tiefe herauf, wie von jener Höhe herab fühlte er ahnungsvoll sich angeweht von einem Hauch unsterblichen Lebens.

Ende des ersten Bandes.

Inhalt des ersten Bandes.

	Seite
Erstes Capitel. Der Schatz von Delos	1
Zweites Capitel. Frau Telesippe	40
Drittes Capitel. Der Bandkrämer von Halimos	65
Viertes Capitel. Die Pansgrotte	92
Fünftes Capitel. Die Pfaue des Porilampes	123
Sechstes Capitel. Am Kephissosufer	151
Siebentes Capitel. Der Diskoswurf	183
Achtes Capitel. Das Opfer der Charitinnen	208
Neuntes Capitel. Antigone	232

AD BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

Aspasia.

Zweiter Band.

A 3
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Aspasia.

Ein Künstler- und Liebesroman aus Alt-Hellas

von

Robert Hamerling.

Zweiter Band.

Hamburg.
Verlag von J. F. Richter.
1876.

A. D.
BIBL. UNIV.
MUNAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Druckerei: Teplitz & Innstetthal in Wien

AD BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

Zehntes Capitel.

Die Trinkkönigin.

Als Perikles nach dem Siege des Hipponikos und dem darauf folgenden Gespräche mit Aspasia sich einige Tage lang den wechselnden Empfindungen überließ, welche die Freiheitsliebe der Milesierin in ihm erregte, war wiederholt der Gedanke in ihm erwacht: „Ich werde dem Liebeswink der reizenden Theodota folgen! Warum soll jenes milesische Weib mich in Bande schlagen, die sie selbst nicht kennt?“ — Immer aber ging dieser Gedanke wieder unter in dem stärkeren an Aspasia selbst, an die freie stolze Seele dieses Weibes, an die Möglichkeit, ihres Alleinbesitzes verlustig zu werden. Neben der Wärme zu welcher des Perikles Liebesneigung durch eben diesen Gedanken allmälig entfacht war, konnte die neue Regung nicht so leicht sich behaupten. Vorausgesehen, ja vorausberechnet war von Aspasia diese Wirkung. — Aber Perikles fuhr fort mit sich selbst zu kämpfen, und an neuer Anregung sollte es diesem Kampfe nicht fehlen

Hipponikos, der Alles aufbot, um vom Glanze seines Reichthums und der Verschwendung seiner Feste reden zu machen, hatte nicht geruht, bis Perikles und auch Aspasia zugesagt hatten, bei seinem Siegesfestmahle sich einzufinden.

Als der bestimmte Tag heran gekommen, sah man im Hause des Hipponikos die erlesensten Häupter, die glänzendsten Träger des atheniſchen Ruhmes vereinigt.

Perikles und Aspasia und die übrigen Geladenen hatten kaum sich eingefunden, so begann Hipponikos den Prunk seines Hauses vor ihnen zu entfalten. Er führte sie umher und wies ihnen seine Gemächer, seine Gärten, seine Bäder, seinen Ringplatz im Hause — ein Gymnasion im Kleinen —, seinen Fischweiher, seine edlen Rosse, seine Hunde, seine seltenen Vögel, seine Hähne und Wachteln, die er zum Vergnügen hielt, um sie miteinander kämpfen zu lassen. Er zeigte ihnen das Grabmal, welches er einem verstorbenen Lieblingshündchen melitischer Rasse errichtet hatte. Er sagte, sein Haus sei eine Herberge, immer voll von Gästen, er füttere ein Dutzend Parasiten täglich an seinem Tische. „Die Bursche," sagte er, „sind so fett gemästet, daß es mir leid thut, sie euch heute nicht zeigen zu können. Denn heute habe ich es mir in den Kopf gesetzt, nur die hervorragendsten Männer Athens an meiner Tafel zu sehen."

Einer von den Gästen fragte ihn ein wenig boshaft nach seiner Gemalin. Er erwiderte, daß sie sich wohl befinde, und daß er sie nicht stören wolle in ihren Frauengemächern. Alle Welt wußte, daß er diese Frau nur dazu benütze, sie des Prunkes wegen mit Edelsteinen und Perlen zu behängen, und sie in neumodischer Art zuweilen in einem zierlichen, mit sikyonischen Rossen bespannten Wagen durch die Strassen fahren zu lassen. Im Uebrigen hielt der alte Feinschmecker — ebenfalls nach neumodischem Brauche — sich eine ausländische Freundin, und man sagte, daß gegenwärtig die vielgepriesene Theodota seiner Huldigung sich erfreue.

Auch der Sprößlinge erwähnte er vor den Gästen, seines Söhnleins Kallias, das er soeben, wie er sagte, nach Delphi gesendet hatte, um das Knabenhaar desselben dort scheeren und nach alter Sitte dem Apollon weihen zu lassen; ferner seines Töchterleins Hipparete, dessen Schönheit und sittiges Wesen er nicht genug rühmen konnte, und das er sehr zu lieben schien. „Dies Kind," sagte er, „wächst heran zur schönsten und

edelſten aller atheniſchen Jungfrauen und es wird ſchwer fallen, einmal einen Bräutigam zu finden, der ihrer würdig. Was Schönheit anlangt, wüßte ich keinen Knaben in Athen, von dem man ſich verſprechen könnte daß er als Jüngling dieſer Jungfrau zur Seite geſtellt zu werden verdiente, es wäre denn dein Mündel, o Perikles, der kleine Alkibiades. Ich habe ihn ein paar Mal in der Ringbahn geſehen, und dieſer Knabe mag ſich allerdings rühmen, unter den Knaben beinahe das zu ſein, was Hipparete unter den Mägdlein. Was das Alter der Beiden anlangt, ſo dürften ſie darin ſo ungefähr zuſammenſtimmen. Nun, wer weiß, was die Götter verhängen, wenn dieſe Beiden Knospen einmal aufgebrochen ſind. Was meinſt du, Perikles? Doch, davon zu ſprechen iſt noch Zeit!“ —

Nach dieſen und ähnlichen Geſprächen führte Hipponikos ſeine Gäſte in den großen, ſchön verzierten Speiſeſaal. Hier ſtanden im weiten Kreiſe die Pfühle, auf welche man ſich bei Tiſche hinzulagern pflegte. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß die darüber gebreiteten Teppiche reich und buntdurchwirkt, die runden Kiſſen, auf welche man den Arm im Ruhen ſtützte, prächtig in Farben geſtickt waren, die ſilbernen und goldenen, ſelbſt mit Edelſteinen beſetzten Gefäße auf den Schenktiſchen mehr noch durch die Zierlichkeit ihrer Formen, als durch ihre Koſtbarkeit die Blicke auf ſich zogen, daß in ebenſo zierlichen Schalen Wohlgerüche dampften, den ganzen Raum mit einem die Sinne angenehm befangenden Hauche durchwürzend; daß die Wände bemalt waren mit Bildern der Luſt, des Genußes. Gruppen und Scenen gab es da, zwiſchen welchen unzählige Liebesgötter dargeſtellt waren, alle in reizender Weiſe auf Tauben und Sperlingen reitend. Merkwürdiger noch war der Fußboden anzuſehen. Er ſchien im erſten Augenblicke ganz bedeckt von den Abfällen einer reichen Tafel: von ausgekernten Fruchtſchalen in den verſchiedenſten Farben, von Knochenſtücken, von Brodkrumen, von abgeſchnittenen Hahnenkämmen, von

buntſchillernden Federn gerupfter Vögel, von Speiſereſten aller Art. Aber wenn man näher zuſah, ſo fand man, daß alle dieſe Dinge auf dem Boden künſtlich dargeſtellt waren, durch eingelegte farbige Steine in feinſter Moſaik. Große, ſchön bemalte Gefäße waren zu weiterem Schmucke des ausgedehnten Saales an paſſenden Orten aufgeſtellt. Dem Eingange des Gemaches aber gegenüber ſtand ein blumenbekränzter Altar, auf welchem eine Wohlduft verbreitende Flamme brannte.

Hipponikos lud die Gäſte ein, nach freier Wahl auf den Pfühlen ſich zu geſellen. Sie ließen zuerſt ſich nur ſitzend nieder; Sklaven kamen herbei mit ſchön geformten ſilbernen Becken und Kannen, um vor Beginn des Mahles den Gäſten die Riemen der Schuhe oder der Sandalen zu löſen, ihnen die Silberbecken unter die entblößten Füſſe zu halten, und über dieſe den Inhalt der Silberkannen auszugießen. Dieſer Inhalt aber beſtand anſtatt des Waſſers aus duftigem Weine, noch würziger gemacht durch die Miſchung wohlriechender Oele und Eſſenzen. Auch die Hände wurden ſo beſprengt und dann mit feinen Tüchern getrocknet.

Die Gäſte des Hipponikos hatten, der Einladung des Wirthes folgend, auf den einzelnen Pfühlen zu Zweien ſich geſellt, wie es der Zufall, oder die Befreundung der Männer untereinander mit ſich brachte. Der Wahrheitſucher Sokrates hatte Platz genommen neben dem weiſen Anaxagoras; der Bildhauer Pheidias neben ſeinem Freunde dem Baumeiſter Iktinos; der Dichter Sophokles neben dem Schauſpieler Polos, der Sophiſt Protagoras neben dem Arzte Hippokrates.

Der Sophiſt Protagoras war eben in Athen anweſend, und eingekehrt bei ſeinem Gaſtfreunde Hipponikos. Seine Ankunft zu Athen hatte großes Aufſehen gemacht, denn dieſes Mannes Ruhm wuchs in Hellas von Tag zu Tag. Er war ein geborner Abderite, ein Thrazier alſo, und doch ein Jonier, denn Abdera war gegründet von Joniern. Laſtträger ſei er in

seiner früheren Jugend gewesen, hieß es, bis ein weiser Mann seine Fähigkeiten entdeckte und entwickelte. Viel war er dann umhergewandert, hatte selbst aus dem Weisheitsborne des Morgenlandes geschöpft, und ging nun am Himmel von Hellas auf als ein leuchtendes Meteor. Er verstand sich gleichmäßig auf die Wissenschaft aller Dinge; auf die Wissenschaft der Gymnastik, der Musik, der Redekunst, der Dichtkunst, der Erd- und Himmelskunde, der Mathematik, der Ethik, der Politik, und überall, wohin er kam, hatte er einen außerordentlichen Zulauf von Wißbegierigen. Reiche Jünglinge gaben die größten Summen hin, um seines Unterrichts zu genießen. Er war eine Erscheinung, welche das Auge bestach, er hatte den Anstand eines Königs, ging prächtig gekleidet, und hinreißend wirkte die Gabe der Rede in seinem Munde.

Dieser Protagoras also gesellte sich dem noch jungen, aber sehr kundigen und scharfsinnigen Arzte Hippokrates, einem Neffen des Perikles.

Durch einen etwas wunderlichen Zufall hatte der zurückhaltende und hier nicht ganz sich behaglich fühlende Polygnotos den übermüthigen, auch als Zecher berühmten Komödiendichter Kratinos zum Nachbar erhalten. Aber so unähnlich von Natur die beiden Männer erscheinen mochten, ein Punkt der Berührung und der Genossenschaft fand sich doch zwischen ihnen. Sie waren die Einzigen, welche diesem ganzen versammelten Kreise nicht durch Bande der Freundschaft angehörten, und nur dem ehrgeizigen Wunsche des Hipponikos, die in jeder Art ausgezeichnetsten Männer Athens bei sich zu sehen, ihre Einladung verdankten. Kratinos war ein Spötter, dessen Witz, dem Blitze ähnlich, am meisten durch das Hervorragende angezogen wurde. Hatte er doch in seiner jüngsten Komödie auch den Perikles und die schöne Freundin desselben nicht verschont. Polygnotos aber, der Freund Elpinikes, nährte heimlichen Groll gegen Pheidias. Und so waren es denn auch diese Beiden, Kratinos

und Polygnotos, welche sich bedenklich ansahen, und sich leise Worte zuflüsterten, als sie Aspasia auf die Einladung des Hipponikos Platz nehmen sahen zwischen Hipponikos und dem Perikles, auf einem besonderen Pfühle, auf welchem sie nach Frauensitte aufrecht saß, während die männlichen Gäste, den linken Arm auf das Kissen gestützt, mit der linken Seite des Körpers auf die Pfühle hingelagert waren. Kratinos und Polygnotos fragten sich geheim, wie es komme, daß man hier einer Fremden, einer Hetäre, solche Ehre erzeige. Anders dachten die übrigen Gäste. Sie waren Freunde des Perikles, sie bildeten die glanzvolle Schaar der Seinen, sie kannten den Werth und die Macht Aspasias, und hatten aufgehört, über irgend Etwas, das die Milesierin betraf, sich zu wundern. Was den Protagoras anlangt, so sah er zwar Aspasia heute zum ersten Male, aber ihr Anblick hatte ihn vom ersten Augenblicke an so ganz bezaubert, daß ihm Alles eher in den Sinn kam, als an ihrer Gegenwart Anstoß zu nehmen.

Auf den Wink des Hipponikos wurde nunmehr vor jeden Speisepfühl ein kleiner Tisch gerückt, die Speisen wurden zum Theile aufgetragen, zum Theile herumgereicht, und das Mahl begann.

Wie die Vereinigung von berühmten Gästen im Hause des Hipponikos einzig war, so hatte Dieser es sich vorgesetzt, bei seinem Mahle es an nichts fehlen zu lassen, was dem athenischen Markte Ehre machen konnte.

„Wenn ich" sagte Hipponikos, während seine Gäste die Hände zu dem lecker bereiteten Mahle erhoben, „es mir heute zur Pflicht gemacht habe, eine solche Schaar von auserlesenen Männern an meinem Tische zu bewirthen, so möchte ich sie wohl so gut als möglich bewirthen. Aber ihr wißt, so weit wir Athener es gegenwärtig in den anderen Künsten gebracht haben, in der Kunst gut zu essen sind wir noch einigermaßen zurück. Die Kunst, gut zu essen, ist jedoch meines Be-

dünkens durchaus nicht eine ſolche, welche vor anderen vernachläßigt zu werden verdiente. Ich für meine Perſon habe mir immer eine Ehre daraus gemacht, für einen Feinſchmecker zu gelten, und ich würde mich glücklich ſchätzen, wenn ich etwas dazu beitragen könnte, um die attiſche Küche auf einen höheren Grad der Vollkommenheit zu erheben. Ich ſehe Einige von euch ein wenig ſpöttiſch lächeln, als ob ſie ſagen wollten, daß unſer Athen dergleichen nicht nöthig habe, und daß es zwar in den anderen Künſten, nicht aber in dieſer berufen ſei, an der Spitze der Völker zu wandeln. Erlaubt mir, euch zu ſagen, daß dies ein Irrthum iſt. Denn wenn ihr euch auf unſeren ausgezeichneten Marmor, unſere treffliche Thonerde, und dergleichen beruft, ſo will ich euch leichtlich beweiſen, daß ihr auch Salz und Oel, und Eſſig, und aromatiſche Kräuter, welche ja doch immer die wirkſamſten Kräfte bleiben in den Händen des Kochkünſtlers, unter keinem Himmelsſtriche beſſer findet, als bei uns. Vom attiſchen Salze nicht zu reden, das in zwiefachem Sinne berühmt iſt, weiß Jeder, daß nichts zu vergleichen iſt mit der Frucht des attiſchen Oelbaums, daß die Kräuter des Hymettos die würzigſten, und eben darum auch der Honig desſelben Hymettos der köſtlichſte iſt, den es gibt.

Ich bedaure, daß ich, um einen wirklich ausgezeichneten Koch zu haben, mir einen ſolchen aus Sicilien habe verſchreiben müſſen.

Dieſer aber, Anacharſis geheißen, iſt nun wirklich ein Meiſter ſeltener Art und ich darf ihn wohl einen Pheidias oder Sophokles der Kochkunſt nennen.

Keiner verſteht wie er die Vorkoſt zur Anregung der Eßluſt zu würzen. Die Brühen, in welchen er uns da die Würſtchen, die Gekröſe, die Wildſchweinslebern, die kleinen Vögel und Aehnliches vorgeſetzt hat, werden den Kenner befriedigen. Von ſeiner Geſchicklichkeit, die Thunfiſche, Aale, Muränen auszuweiden, ſowie auch die Ferkel, und ſie auf's Feinſinnigſte

zur Ergötzung des Gaumens wieder zu füllen mit Krammetsvögeln, Eiern und Auſtern, ſeid ihr ebenfalls hier euch ein Urtheil zu bilden im Stande. Seine Haſen und Rehe, ſeine Rebhühner, Schnepfen und Faſane werdet ihr ebenſo trefflich finden, als ſeine Kuchen mit Milch und Honig zubereitet, und mit Früchten verſchiedener Art gefüllt.

Ihr hättet ſoeben, ich wiederhole es, Gelegenheit, die Leiſtungen dieſes trefflichen Mannes zu würdigen; aber ihr Alle, — und ich möchte ſagen die Athener überhaupt — ihr ſeid in eurem Gemüthe beſtändig zu ſehr mit anderen Dingen beſchäftigt, um mit wahrem Feingefühl Solches zu prüfen, und den Werth dieſer Kunſt neidlos anzuerkennen. Im Grunde ſind nur die Paraſiten von Fach wirkliche, ausgebildete Feinſchmecker und dankbare Tiſchgenoſſen. Zum Glücke wächſt die Zahl dieſer Fachmänner der Kunſt, auf fremde Koſten gut zu eſſen, in Athen von Tag zu Tag. Ich habe, wie geſagt, ein Dutzend ſolcher Kenner täglich an meinem Tiſche, und ich kann ſie nicht entbehren; denn es iſt langweilig, das Beſte ganz allein zu genießen. Ihr ſolltet ſehen, mit welchem Ernſte dieſe Leute ihrem Berufe obliegen, wie ſie ſchnalzen mit der Zunge, wie ſie die Augenbrauen in die Höhe ziehen, wenn mein Koch ſie mit einer neuen Erfindung, oder mit einer feinen, nur dem Kenner merklichen neuen Schattirung des Bekannten überraſcht. Von dieſer Art ſeid ihr nun freilich nicht, ſondern während ihr die beſten Werke meines trefflichen Anacharſis über die Brücke eures Gaumens gleiten laßet, denkt ihr der Eine an dies, der Andere an Jenes, Perikles an ſeine Staatsgeſchäfte, und an eine neue Kolonie, die er ausſenden will, Sophokles an ein neues Trauerſpiel, Pheidias an die Frieſe des Parthenon, Polygnotos erwägt, wie man die Wände dieſes Speiſegemachs noch beſſer hätte bemalen können, und Sokrates zergliedert im Stillen einen Begriff, anſtatt des Rebhuhns, das er auf dem Teller hat."

In ſolcher Weiſe machte Hipponikos ſeinen Empfindungen Luft, und die verſammelten Gäſte belächelten heiter des Feinſchmeckers gutmüthigen Vorwurf.

Nun aber erhob ſich Hipponikos, und brachte die übliche Spende, mit einer Würde, die er als Daduch zu Eleuſis kaum feierlicher entfalten konnte. „Dem guten Geiſte!“ rief er, goß einige Tropfen des ungemiſchten Weines aus der Schale auf den Boden, trank dann ſelbſt, ließ den Becher neuerdings füllen und unter den Gäſten rechtshin im Kreiſe herumgehen. Es herrſchte während dieſer Spende ein feierliches Schweigen, nur das Spiel zweier Flöten begleitete dieſelbe mit ernſten, gedämpften Tönen.

Dann wurden die kleinen Tiſche hinweggehoben, und der Fußboden gereinigt.

Als hierauf die Trinkbecher gebracht und der große Miſchkrug aufgeſtellt, zugleich der Nachtiſch aufgetragen war, mit allerlei Naſchwerk, beſtimmt die Luſt des Trinkens anzuregen, auch Stirnbinden und duftige Kränze von Roſen, Veilchen, Myrthen hereingetragen worden, mit welchen die Gäſte ihre Häupter umwanden, wurde der Päan zu Ehren des Dionyſos angeſtimmt, und auf dem blumenbekränzten Altare ward noch eine Spende gemiſchten Weines in die Flamme gegoſſen, zu Ehren den ſämmtlichen olympiſchen Göttern.

„Ihr wiſſet, werthe Gäſte und Freunde,“ hub Hipponikos wieder an, „was die alte ſchöne Sitte von uns heiſcht. Iſt es euch genehm, den Sympoſiarchen zu wählen, oder zieht ihr vor, ihn durchs Loos zu beſtimmen?“

Pheidias, Iktinos, Anaxagoras und einige Andere ſprachen ſich ſogleich dagegen aus, daß man das Loos werfe, denn ſie müßten ſonſt fürchten, ſagten ſie, von demſelben getroffen zu werden, und ſie fühlten geringen Beruf in ſich für das Amt eines Trinkkönigs, eines Lenkers und Ordners geſelliger Freuden.

„Wenn es nöthig iſt" ſagte Protagoras, „den Sympoſiarchen zu wählen, ſo wüßte ich nicht, wem anders wir dieſes Ehrenamt zuerſt anbieten müßten, als dem anſehnlichſten unter ſo vielen anſehnlichen Männern, dem großen Perikles."

Dieſer lehnte lächelnd ab, und ſagte: „Wählt den Sokrates! Dieſer verſteht es, kluge Geſpräche zu leiten, warum ſollte er nicht auch ein Sympoſion zu leiten verſtehen?"

Sokrates aber erwiderte: „Ich weiß nicht, ob ich kluge Geſpräche zu leiten verſtehe, oder nicht; dies aber weiß ich, daß, wenn es ſich auch ſo verhielte, es doch eine unverzeihliche Ueberhebung von mir wäre, ſei es bei einem Geſpräch oder bei einem Sympoſion, mir eine ſolche leitende Rolle anzumaßen in Gegenwart meiner Lehrerin und Meiſterin Aſpaſia, deren ſiegreiche Weisheit allen Anweſenden hier ſattſam bekannt iſt. Ich gebe zu, daß die Sitte verlangt, einen Trinkkönig zu wählen und daß Aſpaſia ein Weib iſt; aber ich wüßte nicht, was das Geſchlecht mit der Rolle eines Sympoſiarchen zu thun haben ſollte? Hipponikos will, daß dies Sympoſion einzig in ſeiner Art ſei: wohlan, unterſtützen wir ihn in ſeiner Abſicht, und wählen wir ſtatt des Sympoſiarchen eine Sympoſiarchin!"

Im erſten Augenblicke erſchienen die Zechgenoſſen wie verblüfft, bald aber ſcholl von allen Seiten lebhafte Zuſtimmung dem Sokrates entgegen.

„Sonderbar, aber vielleicht weiſe iſt es," ſagte Aſpaſia, „zum Trinkkönig Jemand zu wählen, welcher ſelbſt zu trinken nicht verſteht."

„Welcher Wein iſt es," fuhr ſie fort, „mit welchem da vorläufig unſere Becher gefüllt worden ſind?"

„Es iſt Wein von Thaſos" erwiderte Hipponikos, „thaſiſcher Wein von der beſten Sorte, wie ſie geſpendet wird im Prytaneion zu Thaſos! Den köſtlichen Duft hat der Wein von ſich ſelber, die Süßigkeit aber von dem mit Honig angemachten

Weizenmehl, das man nach kunſtgerechtem Brauch in die Fäſſer geworfen hat."

„Honigſüßer, würzig-duftiger Wein von Thaſos!" rief Aſpaſia, „du biſt würdig, getrunken zu werden auf das Wohl der beiden Männer, deren Sieg mit dieſem Mahle gefeiert wird! Zechgenoſſen! leert eure Becher auf das Wohl des ſieggekrönten Choregen und des ſieggekrönten Dichters der Antigone."

Freudig thaten Alle im Kreiſe Beſcheid und von Neuem wurden die Becher gefüllt auf das Gebot der Trinkkönigin.

„Thrax!" rief Hipponikos einem der aufwartenden Sklaven zu „bringe das Verzeichniß der Weine herbei, welche bereit ſtehen für das heutige Sympoſion, und übergib es der Trinkkönigin! — Verzeichnet findeſt du, Aſpaſia, auf derſelben Tafel die Spiele und Ergötzungen, über welche wir heute in dieſem Hauſe verfügen. Möge es der Sympoſiarchin gefallen, für unſer Vergnügen immer Das, was ihr eben das Schönſte und Paſſendſte dünkt, auszuwählen und es durch ein Wort oder einen Wink wie mit einem Zauberſtabe herbeizubeſchwören!"

„Willſt du mir nicht eine Zither reichen laſſen?" fragte Aſpaſia. „Ich möchte mir als Sympoſiarchin nichts weiter anmaßen, als den Grundton für die Stimmung und Harmonie dieſes Sympoſions anzugeben."

„Sogleich ließ Hipponikos durch einen Sklaven eine mit Edelſteinen und Elfenbein reichverzierte Zither herbeibringen. Die ſchöne Mileſierin ergriff ſie, und hub an zu den Tönen derſelben folgende Verſe zu ſingen:

„Lächelnd, violenbekränzt, von ſyriſcher Narde durchduftet,
Von dionyſiſchem Thau golden und roſig beſprengt,
Laßt uns mit Saitengetön und mit klingenden Stimmen verkünden,
Daß ſie das Schönſte der Welt, daß ſie das Höchſte: die Luſt!"

Darauf ließ ſie die Laute dem Sokrates reichen.
Dieſer aber ſagte:

„Da zum Amte des Symposiarchen auch dies gehört, Räthsel zur Ergötzung der Leser aufzugeben, so habe ich gleich vorausgeahnt, Aspasia werde unseren Scharfsinn mit solchen Dingen auf die Probe stellen. Was sie da eben erst, um den Grundton für unser Symposion anzugeben, wie sie sagt, von der Lust des Lebens zu den Saiten dieser Zither scheinbar unverfänglich gesungen, was ist es, genau besehen, anders, als ein lockendes Räthsel, das sie uns hinwirft? Diese schöne Milesierin erscheint mir in der That wie eine Sphinx, einen Abgrund neben sich, in welchen sie uns Alle stürzen wird, wenn wir ihre Räthsel nicht lösen. Wie beneide ich jetzt den trefflichen Hipponikos! Denn dieser scheint doch wohl am meisten unter uns Allen sich auf die Lust und den heiteren Genuß des Lebens zu verstehen, und so vielleicht einzig geeignet, das gesungene Räthsel der Aspasia im rechten Sinne zu deuten und zu lösen. Denn worin Einer am geschicktesten ist in der Ausübung, darüber muß er wohl auch den besten Unterricht zu geben verstehen!“ —

Lebhaft und heiter zustimmend riefen Alle:

„So ist's! Hipponikos ist der Mann, uns über den Genuß des Lebens und über die Lust zu belehren.“

„Wenn schon die leidige Weltweisheit bei diesem Symposion nicht ganz vermieden werden kann und soll,“ begann Hipponikos mit schelmischem Lächeln, „so danke ich den Göttern, daß wenigstens nur auf diesen und keinen anderen Gegenstand die Rede gekommen. Denn dieser ist in der That, wie Aspasia sagte, derjenige, bei welchem ich mir anmaßen darf, ein Wörtchen mitzusprechen. Ihr erinnert euch wohl noch, wie ich zuvor mich bemüht habe, euch zu Gemüthe zu führen, daß man schwerlich irgendwo in der Welt es in der Kunst gut zu essen und zu trinken weiter bringen kann, als hier zu Athen, wenn man nur will. Es läßt sich überhaupt der Satz aufstellen, daß auf diesem Boden und unter diesem hellenischen Himmel die Men-

schen geboren sind, glücklich zu sein. Ich will euch aber auch beweisen, daß es bei uns in Griechenland leicht ist, das angenehmste Leben mit der Weisheit der Tugend, oder Frömmigkeit, oder Götterverehrung, oder wie ihr es sonst nennen wollt, zu verbinden. Denn die Hellenengötter verlangen alles Mögliche, nur nicht Entsagung oder Verzicht auf die Freuden des Lebens. Nicht einmal von mir verlangen sie das, obgleich ich von priesterlichem Geschlechte bin, und jährlich einmal bei der Feier der Mysterien zu Eleusis das Amt des Daduchen zu verwalten habe. Den übrigen Theil des Jahres lebe ich zu Athen dem Vaterlande und meinem Vergnügen, ohne daß es den Göttern oder sonst irgend wem in der Welt einfiele, mir daraus einen Vorwurf zu machen. Wenn der arme Schlucker Diopeithes droben auf der Burg mir feind ist, und Böses von mir sagt, so geschieht es nicht, weil ich eine gute Tafel und schöne Frauen liebe, und mir's wohl sein lasse, was er herzlich gern auch thäte, wenn ihm nicht die Mittel dazu fehlten; sondern nur, weil das eleusinische Priestergeschlecht dem seinigen, die Eumolpiden den Eteobutaden, was Glanz und Ansehen betrifft, den Rang abgelaufen haben. Wenn Diopeithes als Duckmäuser lebt, so thut er es auf eigne Faust; die Hellenengötter kümmern sich nicht darum, und obgleich ich bessere Tafel halte als er, so rühme ich mich doch ein so frommer und den Göttern wohlgefälliger Mann zu sein als er. Ist irgend Einer, der behauptet, daß ich nicht fromm bin und die Götter ehre wie irgend Einer in Athen? Zeus Herkeios hat seinen Altar an meinem häuslichen Herde; in der Nische hinter der Thür steht Hermes Strophaios, der göttliche Hüter der Thürangel; vor der Thür steht das übliche Hekate-Häuschen, und die kegelförmige Säule des Apollon Agyieus, des straßenbehütenden Gottes, und der dem Gotte heilige Lorbeerbaum daneben, zum Schutze gegen Zauberei und gegen die Fallsucht; an der Thüre selbst bleibt von einem Phanepsienfeste zum andern der Segens-

ölzweig hängen, den man, mit weißer Wolle umwunden im, Apollotempel bei jenem Feste weihen läßt; es fehlt auch nicht die Inschrift an der Thür, welche das Haus unter den Schutz der Götter stellt, nebst dem gebräuchlichen Medusenkopfe darüber, welcher allem Bösen den Eingang wehrt. Ich versäume weder die geziemenden Götterspenden, noch die Reinigungen und Sühnungen, noch die Gebete, noch die Opfer, noch die reichlichen Beiträge, um den Glanz der Götterfeste zu erhöhen, und ich habe mir's eben wieder 5000 Drachmen kosten lassen, um den Chor, dessen unser Sophokles für seine „Antigone" bedurfte, so prächtig als möglich auszustatten. Wer also kann auftreten und sagen, daß ich kein frommer Mann bin, und die Götter nicht nach Urvätergebrauch ehre? Wir Griechen sind ein frommes Volk, und ich bin ein Grieche. Darum *scheue* ich die Götter, wie es recht ist, aber ich *fürchte* sie nicht, und wenn ich mir's noch so wohl sein lasse. Denn im Tartaros gibt es Viele, welche unterschiedlicher Vergehungen wegen die ärgsten Strafen leiden, aber ich erinnere mich nicht, daß Einer darunter wäre, der dort leidet, weil er ein Feinschmecker und Lebemann gewesen. Ist Einer darunter? Nein! Nicht ein Einziger! Also noch einmal: ich bin ein frommer Mann und brauche die Götter nicht zu fürchten. Ich fürchte nichts in der Welt, ausgenommen die Diebe und Einbrecher, welche mir meine Schätze, meine Perlen und Edelsteine, meine persischen Gold-Darcilen entführen könnten!"

Alle Tischgenossen begannen heiter zu lachen bei diesen letzten Worten des Hipponikos und klatschten Beifall; er aber fuhr fort:

„Da bauen sie wohlweislich ein Schatzhaus für die Staatsgelder droben auf der Burg, unter dem Schirme der Stadtgöttin. Wie soll aber ein patriotischer Mann, wie unser Einer, sein Wohlerworbenes in Sicherheit bringen? Ich leugne nicht, daß, seit ich sechstausend Sklaven in meinen

Silberminen beschäftige, und meine Habe sich täglich mehrt, ich einigermaßen ängstlich bin" —

„Sei getrost, Hipponikos" rief Perikles, „ich werde mich beim Volke verwenden, daß dir gestattet wird, ein Schatzhaus für deine Person auf der Akropolis zu bauen. Du hast Solches, wenn nicht durch Anderes, schon durch die treffliche Rede verdient, die du soeben gehalten."

Wieder klatschten alle Tischgenossen beifällig, und lobten den Hipponikos und seine Rede.

Nur der spöttische Witzbold und unermüdliche Zecher Kratinos fragte den Feinschmecker: „Wenn du, edler Hipponikos, wirklich die Götter nicht fürchtest, sondern blos die Diebe, und sonst gar nichts in der Welt, als die Diebe, was hältst du von der Wassersucht und von anderen Folgen eines frommen und zugleich angenehmen Lebens? und vom Zipperlein, welches, wie ich leider von mir selber weiß, an eine allzu reichliche Besprengung mit dionysischem Thaue sich zu knüpfen pflegt? Hast du auch vor d i e s e n keine Furcht? Oder vertraust du in diesem Punkte ganz auf deinen Freund Hippokrates, den trefflichen Arzt, den du weislich an deinen Tisch zu laden pflegst?"

„Du hast es errathen," versetzte Hipponikos; „in diesen Dingen verlasse ich mich auf Hippokrates, mit welchem ich, wie mit den Göttern, auf gutem Fuß zu stehen liebe. Ihm überlasse ich es auch, zu entscheiden, ob Zipperlein und Wassersuchten und Schwindsuchten, und ähnliche Dinge wirklich von Dem herrühren, was man die Lust des Lebens nennt."

„Nicht so eigentlich;" sagte Hippokrates lächelnd. „Es ist zwar nicht zu leugnen, daß die Anfüllungen und Erschöpfungen, welche mit der Lust des Lebens verbunden sind, Wassersuchten und Schwindsuchten und Aehnliches veranlassen können. Was aber die Lust an und für sich betrifft — und um diese allein, in ihrem Begriff an sich, handelt es sich doch wohl in gegenwärtiger Unterredung — so ist diese als ein der Gesundheit

überaus Zuträgliches zu betrachten. Die Luſt iſt nämlich eine Körper- und Seelenſtimmung von eigenthümlicher Art, welche die Wangen röthet, die Augen erhellt, den Odem beflügelt, das Blut leicht durch die Adern treibt, das Stockende löſ't, das Zerfließende bindet, alle Lebensgeiſter weckt, alle Kräfte ſteigert, und des Menſchen ganzes Weſen in einen Zuſtand ſchöner, wirkungsvoller Harmonie verſetzt. Sogar dem Kranken iſt die Luſt eine ſo heilſame Arznei, daß ich nicht weiß, ob unter allen Kräutlein, Pflaſtern und Tränken welche wir Heilkundigen bei dem Kranken anwenden, ein zauberkräftigeres Mittel zu finden iſt als dieſes."

Lachend und Beifall klatſchend, gelobten alle Zechgenoſſen niemals einem anderen Arzte ſich anzuvertrauen als dem Hippokrates.

„Weiſer Heilkünſtler!" rief der weinſelige Kratinos, „du haſt mich völlig beruhigt! Nun iſt mir's klar: wie hätte ich, den ſie den Freund der Flaſche nennen, beſonders ſeit ich eine Komödie geſchrieben, in welcher gefüllte Flaſchen, meine Freundinnen, den Chor bilden, wie hätte ich, ſag' ich, den mit der Luſt des Trinkens verbundenen Anfüllungen doch bis auf dieſen Tag ſo leidlich getrotzt, wenn nicht die heilkräftige Luſt des Trinkens an ſich ſelbſt mich aufrecht erhalten hätte? — Wäre ich Sympoſiarch ſtatt jener ſchönen Fremden, welche ſich vermuthlich beſſer verſteht auf die Werke der goldenen Aphrodite, als auf die des Bacchos, ſo würde ich augenblicklich einen Doppelumtrunk anordnen zu Ehren des weiſeſten aller Aerz'e, des Hippokrates!"

„Thrax!" rief Aſpaſia den neben ihr ſtehenden Sklaven zu, „reiche dem Kratinos einen Becher von der doppelten Größe den unſrigen! — Und nun laſſet uns den Umtrunk halten zu Ehren des Hippokrates!" —

Als nun Alle zu Ehren des Hippokrates getrunken und

auch Kratinos seinen doppelt so großen Becher schmunzelnd geleert hatte, ergriff Polos das Wort:

„Ich weiß nicht, wie unter uns heute von der Lust gesprochen werden könnte, ohne daß man vor Allem der Worte gedächte, welche ihr in der Tragödie, deren Sieg wir feiern, aus dem Munde des Poten vernommen:

„Sobald der Lust entsagt
Der Mensch, acht' ich sein Leben für kein Leben mehr:
Lebendig todt erscheint ein Solcher meinem Aug'!
Sei mächtig, reich im Hause, leb' als König selbst:
Das Alles ist doch Schatten bloß und eitel Dunst,
Gebricht dir Eins in deinem Sein: die holde Lust!" —

„Ich preise die Lust," sagte hierauf Sophokles, „nicht bloß, weil sie das Leben angenehm, sondern weil sie es schön macht. In der Tiefe des Lebens hausen viele Schrecken, und es ist oft die Frage aufgeworfen worden, ob es nicht besser sei, nicht zu leben, als zu leben. Da wir aber nun einmal leben, so müssen wir den Abgrund des Lebens und seine Schrecken, so gut wir können, zu überdecken suchen mit Blumen der Schönheit, und ihrer Zwillingsschwester, der Freude. Eng ist die Schranke um des Menschen Sein gezogen: aber innerhalb dieser Schranke Mensch zu sein, ist gestattet, und das reine Menschenthum schön und edel im kleinen Kreise zu entfalten. Mensch sein aber heißt edel sein und mild, und dem Edlen, Heiter-Milden wird die Schranke holdes Maß, innerhalb dessen er sein Dasein göttlich empfindet. Wie schön und heiter, so auch edel und mild genannt zu werden, sei des Hellenen Stolz!" —

„Ich danke dir für diesen Ausspruch!" sagte Perikles. „Man hat mich im Kriege zuweilen allzu mild und nachsichtig gescholten, aber ich glaubte eben als Hellene zu handeln. Wenn es wieder Kämpfe gibt, ob zur See oder zu Lande, so werde ich mir vom Volke der Athenäer den Dichter der „Antigone" zum Mit-Strategen erbitten" —

„Den Sophokles als Strategen?" riefen Einige im Kreise.

„Warum nicht?“ sagte Sophokles lächelnd; „ist mein Erzeuger doch ein Waffenschmied gewesen. Dies deutet darauf hin, daß ich zum Strategen geboren sei.“

„Zu gutem Glück!“ rief Hipponikos: „aber meinst du, Perikles, daß es nächstens wieder einmal Kriegsvolk einzuschiffen und in See zu stechen gilt?“

„Es ist wohl möglich!“ erwiderte Perikles.

„Ich bin zufrieden;“ rief Hipponikos, „aber ich hoffe, Perikles, daß du dir die neuen Lorbeeren auf keinem anderen Admiralschiffe holst, als auf dem, welches ich als Trierarch ausrüsten werde!“

„Das will ich!“ sagte Perikles. „Aber lassen wir nicht die kriegerische Begeisterung Ueberhand nehmen bei einem so friedlichen Gelage. Unart wär' es, wenn wir nicht, bevor wir zu anderen Dingen übergehen, den weisen Anaxagoras fragten, ob er Das, was hier von der Lust gesagt worden ist, verwirft oder billigt?“

„Wenn ihr meine Meinung zu hören wünscht,“ sagte Anaxagoras, „so will ich sie euch nicht vorenthalten. Was ihr da vorgebracht, beweis't, daß euer Verlangen darnach geht, von außen her so viel Schönes und Gutes und Angenehmes an euch zu bringen, als eben möglich. Aber ich behaupte, die wahre, die rechte Lust ist diejenige, welche nicht von außen kommt, sondern welche man als innerstes wesenhaftes Leben in seiner erkennenden Natur hat. Nicht Eins mit dem Genuße ist die Lust; und so wenig besteht das Glück in den Dingen außer uns, daß es vielmehr am besten ohne sie besteht! Freiwillig sich der allgemeinen Weltvernunft unterwerfend, den Eigenwillen ertödten, ist Weisheit und Tugend und aller rechten Freude Hort zugleich, die feste Burg der Apathie, in welcher wunschlos thronend der Leidenschaftslose, Selbstgenügsame sogar den Schicksalsmächten gegenüber unüberwindlich sich erweis't!“

Die Worte des Anaxagoras machten einen eigenthümlichen Eindruck. Perikles hörte sie mit jener nachdenklichen Aufmerksamkeit an, deren er immer die Herzensergießungen seines alten Freundes würdigte. Ueber die Stirn Aspasia's aber flog ein leichtes Wölkchen. Ihr Auge begegnete dem des Protagoras. Wie in geheimem Einverständniß trafen sich die Augen des schönen Weibes und des Sophisten. Und als nun der glänzende Redekünstler im schweigenden Kreise umhersah, bereit, dem Philosophen zu antworten, da schienen die Stralen aus Aspasia's Augen seine Gedanken befeuern, seine Worte beflügeln zu wollen.

„Streng und herbe," begann er, „klingen die Worte des Weisen von Klazomenä an dieser Stätte, wo eben noch unter dem Klange heiterer Skolien des Festmals Lust den blumenbekränzten Altar des Dionysos umbrandete! Aber auch er — das merket wohl! — auch er, der strenge herbe Weise, hat von der Lust als von des Menschen höchstem Ziele gesprochen. Nur über die Wege, welche zu ihr führen, denkt er verschieden. Und in der That, vielnamig ist die Lust und vielgestaltig, und vielerlei sind die Pfade, welche emporführen zu ihrer sonnigen Höhe. So Manche finden ihr Genügen im Rausche der Sinne, Andere, durch einen höheren Adel der Seele zum Schönen getrieben, erheben sich zu reineren Sphären der Lust, und ein drittes Geschlecht ist das der göttergleichen Menschen, welche über Wolken und Winden in ewiger Heit're wunschlos wohnen. Wißt ihr, welcher von diesen dreien Arten, der Lust nachzugehen ich den Vorzug gebe? Keiner, sondern derjenigen, welche es versteht, nach Zeit und Ort einen jeden dieser verschiedenen Wege zu wandeln! Wenn Becher winken und schöne Augen blitzen, dann lasset uns der fröhlichen Weisheit des Hipponikos folgen; wenn vor unsern Augen die Wunder des Schönen leuchten und das Menschliche seine edelste Blüte entfaltet, dann theilen wir die geistverklärte Freude des So-

phokles; wenn der Himmel sich verdüstert, wenn unabweisbar Schmerz und Mißgeschick auf uns eindringen, dann ist es Zeit, zur schönbekränzten Freude gelassen zu sagen: Fahre wohl! und sich zu umgürten mit dem göttlichen Gleichmuth und der schönen Ruhe des weisen Anaxagoras! Entbehren können ist rühmlich — aber wir wollen diese Kunst nur dort üben, wo wir ihrer bedürfen. Wenn es Zeit ist sich zu freuen, wollen wir uns freuen, wenn es Zeit ist zu entbehren, wollen wir entbehren. Wer weise zu genießen versteht, dem wird auch die Weisheit der Entsagung nicht fehlen. Er wird die Freude zu seiner Sklavin machen, nicht sich selbst zum Sklaven der Freude. Er wird die Dinge sich, nicht sich den Dingen unterwerfen. Und wenn das, was unserer Lust von der Weisheit als Schranke gesetzt wird, nichts ist als das naturgemäße rechte Maß der Lust, und die Lust, in ihrem Uebermaß erstickend, nicht mehr sie selbst ist, sondern ihr Gegentheil so daß sie ihre Schranke und ihr Maß nicht außer, oder neben sich, sondern in sich hat, wozu dann noch von Tugend reden und Enthaltsamkeit, als von Etwas, das der Lust als eine fremde, gleichberechtigte, ja feindliche Sache gegenüber steht? Entbehrung, Entsagung, Tugend ohne Lust kann dem Gedanken des Hellenen, niemals seinem Gemüthe vertraut werden. Selbst gemeines Schweißbemühen, handwerksmäßiges Treiben und Hasten in des gemeinen Bedarfes Dienst, erachtet er als seiner unwürdig. Darum arbeitet der Sklave, arbeitet der Barbar für den Hellenen. Der Menschheit unedlerer Theil muß sich für den edleren opfern, damit das Ideal wahrhaft menschenwürdigen Daseins verwirklicht werde. Wäre ich ein Gesetzgeber, ein neuer Lykurgos und Solon, und würden des Gesetzes Tafeln unbeschrieben in meine Hand gelegt, ich würde sie fassen und mit gold'nem Griffel an ihre Spitze die Worte setzen: Ihr Sterblichen, seid schön — seid frei — seid glücklich!" —

So ſprach Protagoras, dabei unverwandt auf Aspaſia blickend, und froh der zuſtimmenden Ermunterung, welche ihm unverkennbar aus ihren Mienen entgegen leuchtete. Dieſe Zuſtimmung ward eine faſt allgemeine im Kreiſe, und Perikles ſagte, er wolle dem Protagoras die nächſte Kolonie zu führen geben, die von Athen ausgehen werde. Denn er ſcheine geeignet, ein Gemeinweſen in helleniſchem Geiſte zu ordnen.

„Glücklicher Protagoras," begann jetzt Sokrates; „glücklicher Protagoras, dem es vergönnt iſt, das Gold des Schweigens der Aspaſia in die klingende Münze beſtechender Reden umzuſetzen! Wenn ich die Worte deines Mundes ſo gut verſtanden habe, wie du die Sprache der Augen Aspaſia's, ſo ſcheinſt du mir die Weisheit in ſo fern als eines der Mittel zur Beförderung der Luſt zu betrachten, als man ſie, ſo zu ſagen, bereit halten, und aus der Taſche hervorziehen kann, wenn eben nichts Beſſeres zur Hand iſt" —

„Was iſt Weisheit?" rief Protagoras. „Frage tauſend Menſchen, und was der Eine Weisheit nennt, wird der Andere Thorheit nennen. Frage ſie aber, was Luſt und was Unluſt iſt, ſo werden alle derſelben Meinung ſein!"

„Meinſt du dies wirklich?" verſetzte Sokrates „Es käme doch auf die Probe an" . . .

„Erlaube, Protagoras," fiel hier Aspaſia ein, „daß ich es auf mich nehme, dem Sokrates zu antworten: nicht mit Worten, denn wie könnte ich mich vermeſſen, ſo lange es ſich um Worte der Weisheit handelt, an des Protagoras Stelle treten zu wollen? Ich will dem ewigen Zweifler und Frager mit jenen Mitteln begegnen welche mir als Sympoſiarchin zur Prüfung des von ihm zuletzt vorgebrachten Einwurfes zur Hand ſind!"

„Für's Erſte," fuhr Aspaſia fort, „laſſet die Lippen, die vielleicht des Geſpräches Hitze getrocknet, mit friſchem Thaue befeuchten!"

Auf ihr Gebot wurde neuer Wein im Krater gemiſcht, und den Gäſten kredenzt in neuen größeren Bechern.

„Das iſt Wein von Lesbos!“ ſagte Hipponikos, „die Blume der Rebe! er iſt weniger wohlriechend als der thaſiſche, aber ſein Wohlgeſchmack iſt noch größer.“

„Er iſt mild und feurig zugleich, wie die Seele ſeiner Landsmännin Sappho!“ rief Protagoras, vorerſt mit der Spitze der Lippen das Naß in ſeinem Becher verkoſtend.

Die Becher wurden geleert, auf Aspaſias Geheiß, zu Ehren der mildfeurigen Sängerin von Lesbos, und wieder gefüllt, während die Augen der Zechgenoſſen in hellerem Feuer zu leuchten begannen.

„Nun erlaubet Denjenigen einzutreten,“ begann Aspaſia wieder, „welche bereit ſtehen, um uns etwas von Dem zu bereiten, worüber die Menſchen nach des Protagoras Behauptung alle einig ſind, nach des Sokrates Meinung aber nicht.“

Flötenbläſerinnen, Tänzerinnen und Gauklerinnen betraten den Saal, alle jugendlich und reizend, alle bekränzt und duftig geſalbt und geſchmückt und in verführeriſcher Gewandung.

Das Flötenſpiel begann in weichen, ſüßen Tönen, und dazu wurden zuerſt von den Tänzerinnen mimiſche Tänze ausgeführt. Was Sokrates bei Theodota bewundert, das hatte er nun, vervielfacht, in einer Gruppe blühender Geſtalten vor Augen. Nachdem dieſe Tänzerinnen durch ihre Kunſt Aller Augen entzückt hatten, übte Das, was nach ihnen die Gauklerinnen vollführten, eine ſinnverwirrende, beſtrickende Wirkung. Wenn dieſe bei Flötenſchall nach dem Takte der Muſik eine Anzahl Reife oder Bälle zugleich während des Tanzes geſchickt in die Höhe warfen und wieder auffingen, oder den ſogenannten Kugellauf auf einer Töpferſcheibe ausführten, lag in den windſchnellen Bewegungen der jugendlich ſchlanken, geſchmeidigen Mädchengeſtalten eine bezaubernde, ja berauſchende Anmuth.

Wenn sie aber den erstaunlichen Schwertertanz anhuben, wenn sie zwischen den Klingen, die mit der Spitze nach oben in den Boden gesteckt waren, tanzend dahin gaukelten, und über den blinkenden Stahlspitzen nach vorwärts und rückwärts sich überschlugen, da fühlten die aufgeregten Zuschauer von einer mit Grausen gemischten Lust sich durchzittert. Wenn eines dieser schlanken, reizvollen Mädchen in leichtester, knapp anliegender Gewandung, die den vollen und reinen Umriß des Leibes hervortreten ließ, nach vorn mit den Händen auf den Boden sich stützend, von rückwärts in anmuthigster Beugung des Leibes die Füsse über Rücken und Haupt herüberstreckte, um damit aus dem vor ihr stehenden Mischkrug einen Becher zu füllen, den sie mit den Zehen des linken Fusses beim Henkel ergriffen hatte, während sie mit den Zehen des anderen die Handhabe des Schöpfgefässes hielt, oder in derselben Lage einen Pfeil vom Bogen schnellte — da war es nicht blos das Erstaunliche der bewiesenen Fertigkeit, sondern zugleich das zu höchster Freiheit und fast übermenschlicher Leichtigkeit entwickelte Formenspiel der blühenden Glieder, was die Sinne der Gäste des Hipponikos in eine Art von Taumel versetzte.

Als diese Tänze und Spiele beendet waren, und die Tänzerinnen die Gauklerinnen und Flötenbläserinnen unter dem lebhaftesten Beifall der Tischgenossen sich wieder entfernt hatten, sagte Aspasia:

„Es scheint, daß uns Allen Das, was wir gesehen, Vergnügen bereitet hat, und daß wir einig sind in dieser Lustempfindung, während wir doch früher, wo es sich um Lehren der Weisheit handelte, nicht einig werden konnten. Die Probe, auf welche es ankam, wie du sagtest, o Sokrates, ist also gemacht“. . .

„Du weißt sehr wohl, Aspasia,“ entgegnete Sokrates, „daß Niemand in der Welt sich lieber belehren läßt, als eben ich. Erlaube mir nur noch Eines von Protagoras zu erfragen.

Wenn es, wie er uns lehrte, verschiedene Arten der Lust gibt, und wir Das, was Lust gewährt, ein Gut nennen, so gibt es wohl auch verschiedene Güter, und unter diesen ein höchstes. Um aber dieses höchste Gut aus anderen Gütern herauszufinden, und somit auch die höchste Lust aus anderen Lüsten — denn die Lust ist ja, wie wir gesagt, nicht selbst das Gut, sondern wird erst durch den Besitz des Gutes hervorgebracht — bedarf es da nicht doch wohl ein wenig der Einsicht, oder der Erkenntniß, oder der Weisheit, oder wie man es sonst nennen will?" . . .

Lächelnd sagte Aspasia: „Du siehst, Protagoras, daß dieser Mann dich in die Enge treibt; aber es ist meine Pflicht, zu sorgen, daß der Streit nicht allzu heftig entbrenne. Schon seit einer halben Stunde habe ich einen kleinen Anschlag gegen diesen kampflustigen Sokrates im Sinne. Es dünkt mich nicht gut, daß Sokrates denselben Lagerpfühl hier theilt mit Anaxagoras, und so aus dem Anhauche seines Meisters beständig neue Kraft und Streitlust schöpft. Es scheint mir überhaupt daß des Hipponikos Gäste sich hier zum Theil in einer Weise gesellt haben, welche gefährlich für das Allgemeine, und geheimen Verschwörungen günstig ist. Ich merkte früher wiederholt, daß Pheidias und Iktinos leise zusammen flüsterten. Auch den Kratinos sehe ich öfter, als es nöthig scheint, sich mit gespitzten Lippen zum Ohre seines Nachbars, des Polygnotos, neigen. Kraft meiner Vollmacht als Symposiarchin werde ich einen allgemeinen Wechsel der Plätze und der Genossenschaft anordnen."

„Immerhin!" riefen die heiter gelaunten Tischgenossen; „wir wollen dir gerne gehorchen. Laß hören, wie denkst du uns neu zu gesellen?"

„Wohlan!" sagte Aspasia; „der Feinschmecker Hipponikos heiße den Sokrates aufstehen, und lagere sich neben den weisen Anaxagoras; der beredte Polos nehme Platz neben dem schweigsamen Iktinos; der übermüthige Kratinos erhalte zum Nach-

bar den milden, frommen Sophokles. Pheidias finde sich endlich einmal mit Polygnotos zusammen. Wie aber geselle ich den Sokrates? Unmöglich kann ich ihn dem Protagoras zur Seite ruhen lassen, im Gegentheil, ich muß diese beiden Gegner so weit als möglich von einander entfernen. Was bleibt also übrig, als daß ich dich, Protagoras, bitte, meinen Platz hier einzunehmen, während ich selbst bis zur Beendigung des Streites mich zu Sokrates setze?"

Damit stand Aspasia auf und setzte sich an den unteren Rand des Lagerpfühles, auf welchem Sokrates seinen Platz hatte.

Willig hatten inzwischen die Tischgenossen die Weisung der Sympositarchin vollzogen; nur beneideten sie jetzt geheim und laut den Sokrates um seine Genossenschaft.

Auf diesen selbst übte die unmittelbare Nähe der Schönen eine eigenthümliche Wirkung. Hatte früher der Anhauch des Anaxagoras, wie Aspasia sich ausdrückte, ihn zur Streitlust befeuert, so mochte jetzt der Anhauch des reizvollen Weibes ihn friedlich und versöhnlich stimmen . . .

„Was ist das?" rief Aspasia, sich zu Sokrates neigend und seinen Kranz betrachtend, „dem Kranze auf deinem Haupte sind schon viele Blätter entfallen. Das gilt als ein Wahrzeichen geheimer Herzensqualen des Trägers! Ist es etwa dein jüngster Freund, der muthwillige Knabe Alkibiades, der dir Verdruß bereitet? Doch, ich bin ja gekommen, um dir Rede zu stehen. Welche Bedenken waren es, o Sokrates, die du noch gelöst haben wolltest?"

Sokrates, bestralt von den Augen Aspasias, umweht vom Hauche ihres Mundes, umrauscht vom Geknister ihres Gewandes bei jeder ihrer Bewegungen, erwiderte:

„Aspasia! ich hatte Bedenken — und sie waren in meinem Haupte hintereinander schön gereiht wie in Schlachtordnung. Aber man hat mir, als ich sie eben in bester Ordnung anſprengen lassen wollte, eine schönbekränzte Barre vorgeschoben,

ſo daß es ſcheint, als müßten ſie, darüber ſetzend, die Beine brechen. Was ich bedenklich finde, ſoll ich äußern, o Aspaſia? Ich finde in dieſem Augenblick nur dies Eine bedenklich, daß du neben mir ſitzeſt."

Ein wenig ſpöttiſch lächelnd blickte der alte Anaxagoras, der inzwiſchen ſchweigend dem Becher zugeſprochen hatte, auf ſeinen ſo ſchmählich die Waffen ſtreckenden Freund herüber.

„Du ſiehſt, Anaxagoras," ſagte Sokrates, „ich bin im Kampfe für eine gute Sache gefallen, und du der Greis, für den ich eigentlich das Schwert gezogen, mußt jetzt mich, den jüngeren Mann, aus dem Kampfe tragen. Räche mich, wenn du es vermagſt, o Anaxagoras!"

„Warum nicht?" verſetzte Anaxagoras, nachdem er einen Trunk aus ſeinem Becher gethan hatte; „ich fühle mich durchaus nicht ſo ſehr als altersſchwacher Priamos, um vor der jungen Weisheit dieſes Achilleus zitternd zu verſtummen. Ich will noch ein Wörtchen mit dir reden, Protagoras . . . ."

„Halt!" rief Aspaſia; „wenn gewichtige Worte zu ſprechen deine Abſicht iſt, ſo erlaube mir zuvor, daß ich meiner Symposiarchen-Pflicht nachkomme, und mit einem Trunke des feurigſten und köſtlichſten aller Weine, welcher aufgehoben worden bis zuletzt, mit den Wonnefluten der Traube von Chios, deine Zunge noch beſſer beflügle!"

Damit ließ Aspaſia den gefeiertſten aller Griechenweine kredenzen.

Die Becher wurden geleert, und von dieſem Augenblicke an gab es Keinen mehr im Kreiſe, der nicht, weit hinausgehoben über die Sphäre des nüchternen Verſtandes, verfallen geweſen wäre den begeiſternden Gewalten des Dionyſos . . .

Anaxagoras leerte ſeinen Becher und begann etwas verwirrt durcheinander zu ſprechen von Luſt und Tugend und Erkenntniß und allgemeiner Weltvernunft . . .

Wie um ihn anzuregen zu größerer Sammlung des Geiſtes,

bot ihm Aspasia selbst noch einen Becher des allbezwingenden Chiers dar.

Er trank, und die Rede des Weisen wurde noch verwirrter; er begann zu stammeln und mit dem Haupte bedenklich zu nicken. Zuletzt sank das Haupt ihm völlig auf die Brust herab. Wenige Augenblicke noch, und der Greis war ruhig entschlummert.

Ein heiteres Lachen ging durch die Reihen der Zechgenossen.

„Was hast du gethan, Aspasia?“ riefen sie; „die letzten Vorkämpfer der strengen Weisheit hast du entwaffnet und in Schlummer gewiegt!“

„Bei fröhlichem Gelage“ erwiderte Aspasia, „geziemt es der strengen Weisheit, einzunicken. Aber nicht ohne die Charitinnen ist dieser Edle entschlummert. Da seht! wie schön ist der Anblick des in ruhigem Schlummer athmenden Greises! Ich stelle den Antrag, daß wir alle die Kränze von unseren Häuptern nehmen, um sie auf das Haupt und die Schultern des Schlafenden niederzulegen und in solcher Art zu bestatten die so schön und friedlich entschlummerte Weisheit!“

Die Tischgenossen thaten wie Aspasia, geboten, und in wenig Augenblicken war das Haupt des Weisen unter Blumen begraben.

Sokrates fuhr fort zu trinken, ohne trunken zu werden, aber er stellte sich trunken, um ungestraft die wunderlichsten Dinge in's Ohr der neben ihm sitzenden Aspasia sprechen zu dürfen.

Der ernste Pheidias sagte dem Knaben, welcher ihm den Becher füllte, daß er ihn als Modell für eine seiner Ephebengestalten im innern Friese des Parthenon verwenden wolle. Kratinos stieß heimliche Verwünschungen aus, und sagte zu seinem Nachbar Sophokles: „Dies Zauberweib, diese Circe, diese Omphale soll meiner gedenken! sie läßt mich sogar den

Chier aus dem großen Becher trinken! So lange ich nüchtern war, merkte ich nichts; jetzt aber ist mir klar, worauf sie es abgesehen hat." — Polygnotos versicherte seinen Nachbar, daß er mit Ausnahme der jugendlichen Elpinike ein so wohlgestaltetes Weib wie Aspasia nicht gesehen habe. — „Perikles," sagte der weinrothe Hipponikos gerührt, „Perikles du weißt, daß ich dich immer geehrt habe, auch dir großen Dank schulde, insofern du nämlich vor Jahren mich von der damals noch schönen aber zänkischen Telesippe befreit hast. Thue mir nur den Gefallen von wegen des Schatzhauses auf der Burg — denn ich beschäftige sechs tausend Sklaven in den Silberbergwerken und meine Habe mehrt sich täglich, und man ist vor Dieben nicht sicher. Und wenn dein Mündel Alkibiades heranwächst — mein Töchterlein Hipparete, — die schönste aller hellenischen Jungfrauen" — —

„Laß es nur gut sein!" sagte Perikles gutmüthig lächelnd. Er war der einzige von der Gewalt des Bacchos völlig Unberührte im ganzen Kreise; nicht weil er weniger getrunken, sondern weil seine Natur ebenso stark war, als seine Seele mild. Er unterhielt sich mit Protagoras über politische Dinge, über die Wandlungen der Volksherrschaft zu Athen, über die auszusendende Kolonie, über die Möglichkeit eines baldigen Feldzuges. Protagoras aber blickte viel nach der schönen Milesierin hinüber. Zuletzt überraschte der schweigsame Iktinos, vom Chier begeistert, die Zechgenossen, indem er einen Päan auf den Dionysos anstimmte, welcher dann im Chore von Allen gesungen wurde.

So bewegte sich bei dem Symposion im Hause des Hipponikos die Woge der geselligen, von des Bacchos Gaben, vom lieblichen Reiz der Sinne, vom Zauber der Milesierin beflügelten Festlust, gewürzt mit der Blume hellenischen Geistes, bis zum grauenden Morgen.

Dann erhob sich der glänzende Protagoras und sagte:

„Die Sympoſiarchin Aſpaſia hat, wie ihr wißt, ihren Platz mir abgetreten. Ich benütze dies, um einen Augenblick auch ihre Sympoſiarchen-Würde mir anzumaßen und euch aufzufordern, dieſe letzten Becher zur Ehre Aſpaſias ſelbſt zu leeren! Hoch hat ſie als Trinkkönigin das Panier der ſchönen Freude gehalten, hat mit ſpielender Hand ſiegreich das Reich der holden Luſt vertheidigt gegen des Ernſtes Androhen und gegen die Strenge der Weisheit — hat immer in wohlberechnetem Augenblicke, jetzt mit des Bechers Gaben, jetzt mit lieblichem Reiz der Sinne, jetzt mit des Eros und der Charitinnen Beiſtande angekämpft gegen das Feindliche, hat mit ſanfter Narkoſe die Fragen des Wahrheitſuchers eingelullt, und das vom Jugendfeuer verlaſſ'ne greiſe Haupt des Weiſen unter Blumen begraben — hat uns Alle gemach auf die hohe See der dionyſiſchen Freudenwelle hinausgeſteuert! Aber gefahrlos iſt die holde Trunkenheit für edle Hellenenſtirnen, und nicht verderblich in die Tiefe des Hauptes dringt ſie ein, ſondern aufgefangen ſchlägt ihr Silbernebel als Thau ſich nieder auf die Blätter der Kränze, mit welchen wir kühlend unſere Stirne beſchatten! — Und ſo leert denn die letzten Becher zu Ehren der ſchönen und weiſen Sympoſiarchin Aſpaſia!“

So ſprach Protagoras, und Beſcheid thaten ihm die erleſenen Männer, welche beim Mahle des Hipponikos vereinigt waren als bekränzte Zecher, auf dem Felde des Ruhmes aber um Perikles und Aſpaſia ſich reihen als die leuchtenden Sterne von Alt-Hellas! —

Und als die letzten Becher geleert waren, gingen die Männer mit Händedrücken hinweg aus dem Hauſe des Hipponikos im Morgengrauen. —

„Biſt auch du zufrieden mit der von Protagoras geprieſenen Sympoſiarchin?“ — So fragte Aſpaſia den Perikles, als ſie mit ihm ſich allein fand.

„Ich bewundere dich noch mehr von heute an,“ ſagte

Perikles; „aber fürchteſt du nicht daß ich dich etwas weniger liebe?“

„Warum das?“ fragte Aspaſia.

„Du haſt immer etwas für Jeden,“ erwiderte Jener; „was haſt du übrig für Perikles?“

„Mich ſelbſt!“ erwiderte Aspaſia.

Er küßte ſie auf die Stirn und ſie umſchloß ihn mit beglückenden Armen.

„Ich weiß nicht,“ ſagte Perikles, als er von ihr ſchied, „ich möchte mich entweder ins Feld der Thaten ſtürzen getrennt von dir, oder ungeſtörter als jetzt einen Honigmond der Liebe mit dir in idylliſcher Ruhe durchleben!“

„Vielleicht gewähren Dieſes, oder Jenes, oder Beides zugleich zur rechten Zeit die Himmliſchen!“ verſetzte Aspaſia.

Die Mileſierin ſchloß an jenem Morgen die müden ſchönen Augen mit dem Bewußtſein, daß ſie wieder näher gekommen dem Ziele. Sie gedachte der Stunde, wo ſie gedemüthigt entweichen mußte aus dem Hauſe des Perikles; ſie gedachte der ſtolzen Teleſippe, die ſich ſo unangreifbar wähnte, ſo unerſchütterlich in ihrem Herrſcherthum am Herde des Hauſes — ſie ſagte ſich, daß ihre verſchwiegenen und offenen Pläne der Erfüllung entgegenreiften, und daß ſie triumphiren werde in ihrer Sendung, auf den Trümmern des Herkommens und des Vorurtheils das Banner der Freiheit, der Schönheit und der Freude für immer aufzupflanzen.

AB BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

Eilftes Capitel.

Samos.

„Hätt' es nicht gedacht," rief der alte Kallippides in einer der zahlreichen Gruppen des Athenervolks, welche auf dem großen Markte des Piräus zusammenstehend sich mit Eifer besprachen — „hätt' es nicht gedacht, als ich neulich an der Vorkämpferin Athene auf der Burg vorüberging. Ich sah den Speer der Göttin voll Baumgrillen, welche darauf saßen und zirpten. Das bedeutet Frieden, sagte ich zu mir selbst. Aber freilich den nächsten Tag ist kurz vor der Volksversammlung ein Wiesel über die Pnyx gelaufen —"

„Du willst doch nicht Unheil krächzen, alte Dohle?" riefen die Andern.

„Samos ist nun einmal die mächtigste der verbündeten Inseln!" entgegnete der Alte. „Es kann andere Bundesgenossen zum Abfall verleiten, es kann eine Empörung gegen uns erregen, Sparta kann sich einmischen, ein allgemeiner Hellenenkrieg kann entbrennen. Es liegt, wie man zu sagen pflegt, viel Zunder aufgehäuft. Was kümmert es uns, ob die Samier oder die Milesier Priene besitzen?"

„Das Ansehen Athens muß aufrecht erhalten werden!" fiel ein Jüngerer heftig ein, indem er die Hand ausstreckte und den Kopf über den stramm gehaltenen Nacken emporwarf. „Samos und Milet haben als Angehörige des Bundes ihre Streitsachen der Entscheidung Athens, als des Hauptes der Bundesgenossenschaft, anheimzustellen. Samos verweigert dies.

Und darum ist Perikles in Wuth entbrannt gegen die Samier —"

„Und in seiner Wuth hat er den sanften Sophokles von der Volksversammlung zum Mitfeldherrn sich ausgebeten!" sagte lächelnd einer von den Männern.

„Der Antigone wegen!" riefen Andere „Er hat recht gethan. Es lebe Sophokles!" —

„Ihr wißt alle nichts!" sagte hinzutretend der Bartscheerer Sporgilos, den die Neugier und die Aufregung des Zeitlaufs in den Hafen getrieben. „Ihr wißt alle nichts in dieser ganzen Angelegenheit: ihr wißt nicht, wie dieser ganze samische Handel entstanden, und wer ihn eigentlich angezettelt!" —

„Es lebe Sporgilos!" riefen Einige. „Hört den Sporgilos! Der ist einer von Denjenigen, welche immer des Morgens genau wissen, was Zeus mit der Hera in der Nacht geplaudert hat!" —

„Gleich soll eine Lügenblase faustgroß auf der Nase mir auffahren," rief Sporgilos, „wenn Das, was ich euch jetzt erzählen werde, nicht die volle Wahrheit ist! Aspasia, die Milesierin, hat den Perikles beschwatzt. Ich weiß es ganz genau — hört mich nur an! Am Tage nachdem die milesische Gesandtschaft hier eingetroffen war, stand ich eben auf dem Markte, als die Gesandten vorbeikamen, und dabei um sich sahen, wie Leute, die nach etwas fragen wollen. In der That kam Einer von ihnen auf mich zu und sagte: „He da atheniſcher Freund, kannst du uns nicht die Behausung der jungen Milesierin Aspasia weisen?" Die Männer glaubten gewiß, ich kenne sie nicht: ich kannte sie aber — schon an ihren geschmeidigen Manieren und kostbaren Gewändern würde ich sie erkannt haben, wenn ich sie nicht sonst schon gesehen hätte. Ich erwies mich ihnen so höflich als ich konnte, und beschrieb ihnen aufs Genaueste das Haus der Milesierin und den Weg dahin,

worauf sie sich schönstens und bestens bedankten, und schnurstracks den Weg einschlugen, den ich ihnen gewiesen. Es war schon dämmernder Abend. Sie schlichen in die Behausung der Milesierin. Merkt ihr's nun? Die Gesandten, sag' ich euch, haben mit der Milesierin heimlich verhandelt; sie hat hernach dem Perikles das Kinn gestreichelt, und ihm den großen Zorn eingeflößt gegen die Samier" —

„Da habt ihr's!" rief Einer von den Zuhörern. „Sporgilos weiß also in der That, was die Hera mit dem Zeus geplaudert hat. Doch — da seht den Perikles, mit seinem Gefährten Sophokles — er drillt ihn ohne Zweifel soeben für sein neues Amt" —

In der That sah man die beiden Männer abseits an ziemlich menschenleerer Stelle zwischen den Säulen wandeln. Sie hatten sich in ein vertrauliches Gespräch vertieft.

„Wahrhaftig!" sagte Sophokles, „du überraschest die Athener; man hätte den Perikles in diesem Augenblicke zu Allem eher geneigt geglaubt, als dazu. Denn völlig aufgegangen schien er jetzt in den Werken des Friedens, in der Förderung des inneren Gedeihens, und — in der Liebe zur schönen Aspasia . . ."

„Freund! sagte Perikles lächelnd, ist es denn zu verwundern, wenn den Strategen die Lorbeern seiner mit Kelle, Meißel und Griffel arbeitenden Freunde nicht ruhen lassen? Schon lange, ich gestehe es dir, fühlte ich in meinem Innern mich befangen und unruhig. Ich dünkte mich müssig unter all' diesen rastlos Thätigen, und fast beschämend erschienen mir bisweilen die weichlichen Rosenbande, die mich fesselten."

„Wie?" entgegnete Sophokles, „daß du in Wirklichkeit doch der Rastloseste bist unter den Rastlosen, daß Alles, was gethan und geschaffen wird, nur durch dich möglich gemacht, gefördert, und zu gutem Ende hinausgeführt wird, das rechnest du für nichts?

„Es genügt nicht den Forderungen, die Einer von uns, wie wir da sind, an sich selber stellen mag!“ erwiderte Perikles. „Ich will nicht bloß Helfer sein, ich will etwas Eigenstes vollbringen, und da kann ich als Stratege eben nur wieder zum Schwerte greifen. Warum sollte ich allein vom schönen Feuer der Ehrbegier, das rings um mich entbrannt ist, unberührt bleiben?“

„Und du willst diesmal durchaus deinen Kriegsruhm mit mir theilen?“ fragte nach einer kleinen Pause der Dichter.

„Lieber als — die Gunst eines reizenden Weibes!“ entgegnete Perikles, und faßte dabei den Freund scharf ins Auge.

Dieser stutzte. „In meinem Haupte“, sagte er dann, „beginnt es plötzlich zu tagen, und ein wunderbares Licht verbreitet sich über die wahre Ursache meiner Wahl zum Strategen“ —

„Alles was in der Welt geschieht, liebster Freund,“ versetzte Perikles lächelnd, „hat nicht eine, sondern hundert Ursachen. Wer mag immer sagen, welche die nächste?“ —

„Willst du nicht lieber mich zurücklassen, und die Schöne mit dir nach Samos nehmen?“ fragte der Dichter.

Perikles lächelte nur wieder. „Sei getrost,“ sagte er dann; „es ist nur eine kleine Fahrt zu unserm Vergnügen, die wir unternehmen, ein Seezug von wenigen Wochen; denn an einen ernsten Widerstand der Samier gegen das mächtige Athen ist nicht zu denken. Samos ist eine prächtige Stadt, die dir gefallen wird; Melissos, der Befehlshaber des samischen Geschwaders, das wir uns gegenüber haben werden, ist, wie du weißt, ein nahmhafter Philosoph aus der eleatischen Schule, dessen Bekanntschaft du vielleicht mit Vergnügen machen wirst; und wenn wir an Chios vorübersegeln, so wollen wir deinen Dichtergenossen Jon, den Tragiker, besuchen, der dort hauset in schöner behaglicher Muße“ —

„Du willst Jon besuchen?“ rief Sophokles; „erinnere dich, daß er nichts Gutes von dir hält, seit du sein Nebenbuhler bei der schönen Chrysilla gewesen“ —

„Mein Verhalten gegen einen Menschen,“ erwiderte Perikles, „wird niemals dadurch bestimmt, was er von mir hält, sondern dadurch, was ich von ihm halte. Jon ist ein wackerer Mann. Er wird uns mit der besten Sorte seines einheimischen Chiers bewirthen, obgleich du sein Nebenbuhler in der Tragödie gewesen“ —

„Und du, ich wiederhole es,“ fiel Sophokles ein, „sein Nebenbuhler bei der schönen Chrysilla, die jetzt, so viel ich weiß, auf Chios in seiner Gesellschaft lebt“ —

„Laß die Chrysilla!“ sagte Perikles.

Der Dichter ergab sich heiter in sein Schicksal. Perikles begann ihn über Das, was sein neuer Beruf mit sich brachte, zu unterrichten

Wenn man in jenen Tagen ein beschriebenes Blatt in den Händen des Sophokles sah, so war es kein tragischer Entwurf, kein Chorgesang, kein Hymnus auf den Eros oder Dionysos, sondern die Liste der seepflichtigen Mannschaft, die er einberufen, der reichen Bürger, welche er auffordern mußte, als Trierarchen die einzelnen Schiffe zu führen und zum Theil auch auszurüsten. Aus der lieblichen Einsamkeit seines grünen Kephissosthales sah er sich jetzt von Perikles mit hinausgeschleppt in die Zeughäuser der Kriegshäfen von Zea und Munychia, in den Lärm des Piräus, wo die gefürchteten Meeresdrachen der Athenerflotte aus ihren Behältern wieder in die Flut gezogen wurden, ins Getümmel der Arsenale, wo es ein Scharren gab und ein Hobeln, Hämmern, Nageln, Kreischen ohne Rast. Schier unheimlich wurde es im Beginne dem schönheitseligen Dichter dort beim Geschrei der Ruderknechte und Matrosen, den zur Zeit noch müssigen, unter welchen es Streit gab um Flötenmädchen und zuweilen auch Löcher in

den Köpfen. Das Ohr gellte ihm von den schrillen Bootmannspfiffen, Rudertaktrufen, Fanfaren: denn mit denjenigen Trieren, deren Ausrüstung bereits vollendet war, stellten ihre Trierarchen täglich kleine Wettfahrten im Golfe an, um zu erproben, welches von den Schiffen am Besten und Raschesten segle.

Als nun aber der Tag der Abfahrt herangekommen war, und man die hochgebordeten Schiffe mit ihren drei übereinander sich erhebenden, umlaufenden Ruderreihen, mit den ragenden, schwanenhalsartig emporgethürmten Vorder- und Hintertheilen, dem Schmuck ihrer Bemalung, den goldglänzenden Pallasbildern und anderen Emblemen, den drohend zugespitzten Balken des Schiffskiels, frei und kühn in wohlgeordneten Reihen auf der blauen Welle schweben sah, und auf das Zeichen einer Trompete eine feierliche Stille eintrat, während welcher der Herold mit lauter Stimme vom Bord des Admiralschiffes ein Gebet sprach, welches Alle von den einzelnen Schiffen aus nachsprachen, und in welches selbst das Volk vom Ufer aus mit einstimmte, und Opferrauch emporstieg vom Verdeck der Schiffe in die blaue Morgenluft das gesammte Heer aus goldenen und silbernen Bechern Trankopfer ausgoß und einen Päan zu singen begann, zuletzt aber die Flotte sich in Bewegung setzte, die Segel sich im Winde entfalteten, das Meer unter dem Schlage unzähliger Ruder erbrauste, und, begleitet von Segenswünschen der Nachblickenden, die lange Reihe der Fahrzeuge aus dem Hafen auf die offene See hinauszog — da war der Dichter Sophokles zum Strategen geworden mit ganzer Seele, und nicht hochgemutheter kann sein Held Ajas aus Salamis gen Troja gezogen sein, als jetzt er selber aus dem Gau von Kolonos gen Samos zog. —

Nach Verlauf einiger Wochen lief ein Schnellsegler mit Berichten des Perikles für den Rath und die Volksversammlung in den Piräus ein. Der Befehlshaber desselben Schiffes, das diese Nachrichten überbrachte, bestellte insgeheim, nicht als

Trierarch, sondern als persönlicher Freund des Strategen Perikles, ein Schriftstück, das nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt war. Es war ein Schreiben des Perikles an seine Freundin Aspasia.

Das Schreiben lautete:

„Ich weiß nicht, wie es zuging, daß meine Brust kaum jemals höher schlug, als in dem Augenblicke, da ich mit der Flotte den Hafen von Athen verließ, und wieder die hohe See unter mir fühlte. Als ich auf dem Verdeck des Schiffes stand und die Winde des Aegäermeers meine Stirne bestrichen, da war es, als ob mit ihnen ein Hauch der Freiheit mich umwehte, und als ob ich mich selbst wieder gewonnen hätte. Wiedergewonnen? Ein thörichtes Wort! Hatte ich mich denn verloren? Ich wüßte nicht — wenn nicht etwa an dich, Aspasia! Einen Augenblick schien es mir damals in der That, als hätte ich in dieser letzten Zeit ein wenig zu weichlich und zu willenlos auf das Rosenlager der Liebe mich hingestreckt. Ich zürnte dir beinahe. Aber als ich mich besser besann, da mußte ich mir sagen, daß ich dir das größte Unrecht that, und daß ganz im Gegentheil gerade Das, was von deinem Wesen ausgeht, und was niemals ein Erschlaffendes, sondern immer ein bewußt oder unbewußt Spornendes, Treibendes ist, mich beherrschte, und aus dem stillgewordenen Athen mich auf das Feld der Thaten hinauszog.

So schäme ich mich denn nicht mehr meiner Liebe zu dir, noch des Verlangens, das ich schon jetzt wieder nach dir empfinde, obgleich dies Verlangen mir beinahe einen bösen Streich gespielt.

Schlechtgerüstet fand ich die Samier und in halber Vorbereitung überrascht. Ich schämte mich fast des leichten Sieges. Zu thun schien bald nichts mehr übrig, ich schickte mich also an, nach Athen zurückzukehren, in der Hoffnung, es würde mir bei der Einfachheit der zum Erfolge aufgewendeten Mittel

wenigſtens die Raſchheit des Erfolges zum Ruhme gereichen. Ob an dieſer beſchleunigten Heimkehr nicht auch das Verlangen, Das, was ich in Athen zurückgelaſſen, ſobald als möglich wiederzufinden, einigen Antheil hatte? Ich bin mir deſſen nicht bewußt, aber ich wage es nicht, die Möglichkeit davon zu leugnen. Jedenfalls aber erwies ſich die Eile, mit welcher ich zurückkehren wollte, nicht als ſo vortheilhaft, wie die, mit welcher ich ausgezogen war. Ich lernte, daß man im Kriege mit Eile ins Feld rücken, aber bedachtſam heimkehren müſſe.

Doch wozu ſoll ich dir von Dingen berichten, welche nun wohl zu Athen in Aller Munde ſind? Unſere Flotte brennt vor Verlangen, den früher verſäumten Seekampf nachzuholen; ſelbſt der ſanfte Sophokles glüht in dieſem Augenblicke vom Feuer des Ares. Ich habe ihn nach Chios und Lesbos geſendet, um die Schiffe der Verbündeten von dort herbeizuholen; andere Verſtärkungen ſind unterwegs.

Sende mir Nachrichten von dir und den Freunden zu Athen durch denſelben mir befreundeten Trierarchen, der dir dies Schreiben übermittelt hat, und wiſſe, daß ich auf deine Nachrichten nicht weniger geſpannt bin, als du auf die meinigen. Sage dem Pheidias, daß er ſich nicht ſtören laſſe durch den Lärm des Krieges in ſeiner ruhigen Friedensſchöpfung. Des Heimkehrenden ſchönſte Freude wird es ſein, wenn ihm die hohen Tempelſäulen des Burgberges der Vollendung nahegerückt entgegen leuchten." —

Dies alſo war der Inhalt des Schreibens, welches Perikles an Aspaſia ſandte. Die Mileſierin erwiderte dasſelbe wie folgt:

„Es freut mich, daß du ſo raſch von dem Gedanken zurückgekommen biſt, das Weſen des kühnen Perikles ſei in letzter Zeit durch Aspaſia verweichlicht worden. Muß ich nicht im Gegentheile mir den Vorwurf machen, daß ich durch die Fürſprache, die ich für meine Landsleute bei dir einlegte, dich hinaustreiben half auf das Feld der Thaten, wie du es nennſt?

Nicht unvortheilhaft dünkte mich eine ſolche kurzwährende Trennung; denn ein wenig überdrüßig ſchienſt du bereits des Friedens geworden, und des Genuſſes, und der Liebe zu Aspaſia. Nun aber ſchäme dich nicht weiter des Verlangens, mich und die Freunde wiederzuſehen. Die Sehnſucht, Liebgewordenes wiederzuſehen, iſt ja immer am Stärkſten unmittelbar nachdem man es verlaſſen oder verloren hat. Ich fürchte, du wirſt die Entfernung immer leichter ertragen, je länger ſie dauert, und am Ende, wie Agamemnon vor Troja, zehn Jahre lang, wenn es ſein muß, in zunehmender Gemüthsruhe vor Samos liegen.

Mein Verlangen nach dir dagegen kann nicht ſchwächer werden durch die Zeit, denn es wird genährt durch Thatloſigkeit und Einſamkeit. Du haſt mich hier beinahe ſo vereinſamt zurückgelaſſen, als ob ich deine Gemahlin wäre; du haſt den mildheitern Sophokles mit dir fort genommen, und den glänzenden Protagoras mit einer Kolonie in's ferne Ausland geſendet. Nur Sokrates iſt da, und dieſer ſucht zuweilen noch meine Geſellſchaft. Aber ſei es nun aus Mißtrauen gegen mich, oder gegen ſich ſelbſt, oder gegen dich — er wagt ſich nicht ohne fremdes Geleit in meine Nähe und erſcheint an meiner Schwelle immer in Geſellſchaft eines Kauzes, der beinahe ſo wunderlich iſt, als er ſelbſt. Es iſt der Tragödiendichter Euripides, unſeres Sophokles jüngerer Nebenbuhler. Er und Sokrates ſind unzertrennliche Freunde und man ſagt ſogar, dieſer helfe ihm bei Abfaſſung ſeiner Tragödien, weil dieſelben ſo reich ſind an ſinnigen Sprüchen. Aber das iſt thöricht. Die Beiden ſind einander ſo ähnlich von Natur, daß ich nicht weiß, was Einer von dem Andern zu entnehmen brauchte. Sie triefen alle beide von Weisheit. Was Sokrates unter den Denkern, das iſt Euripides unter den Dichtern: ein Grübler und ein Sonderling. Auch ein Bücherwurm: er hat ſich eine große Bücherſammlung angeſchafft und lebt da ganz den Muſen. Im Uebrigen ſieht er aus wie alle Poeten: ein

von Anbeginn altes Geſicht auf einem ewig jugendlich beweglichen Leibe. Er iſt zurückgezogen, mürriſch und ſchroff in ſeinem Weſen, und geht nur mit Sokrates und den Sophiſten um. Indeſſen vermochte Sokrates doch ſo viel über ihn, daß er begierig wurde, mich zu ſehen.

„Dieſer Mann hier," ſagte Sokrates, als er ihn mir vor Augen brachte, „iſt der vortreffliche Tragödiendichter Euripides, den du, wie ich hoffe, doppelt bewundern wirſt, wenn du hörſt, daß ſein Vater Mneſarchos ein Schenkwirth, und ſeine Mutter Kleito eine Gemüſehändlerin geweſen. Auch mußt du wiſſen, daß er gerade am Tage der großen Perſerſchlacht von Salamis auf dieſer Inſel ſelbſt geboren wurde."

„Eine große Vorbedeutung!" ſagte ich.

„Das iſt möglich," nahm Euripides ſelbſt das Wort; „aber was die Götter urſprünglich mit mir wollten, iſt noch nicht völlig klar."

Dann erzählte er mir ausführlich — denn nachdem er einmal zu reden angefangen, wurde er wider Erwarten ziemlich geſprächig — wie ſeinem Vater durch ein Traumgeſicht die Verheißung zu Theil geworden, daß ſein eben gebornes Söhnlein dereinſt als Sieger aus rühmlichen Wettkämpfen hervorgehen werde. Sein Vater habe dies als ein echter Hellene auf Siege zu Olympia oder Nemea gedeutet, und habe ihn mit Sorgfalt in den gymniſchen Künſten unterrichten laſſen; auch habe er dann wirklich ſchon als Knabe einen ſchönen Sieg bei den Panathenäen davongetragen; aber er habe allmälig mehr Geſchmack an Bücherrollen als an Fauſtriemen und an Wurfſcheiben gefunden, und ſei zuletzt, ſtatt eines preisgekrönten olympiſchen Athleten, ein Bewerber um tragiſche Siegespreiſe geworden.

„Wie kommt es," fragte ich ihn, „daß du in jeder deiner Tragödien Ausſprüche gegen die Frauen einflichtſt, und daß man dich allgemein als einen Weiberfeind bezeichnet?"

„Ich bin verheiratet!" erwiderte er.

Bravo, alter Graike!! Th.

„Iſt dies ein Grund," ſagte ich, „alle Frauen zu haſſen, auch diejenigen, mit welchen du nicht durch Bande dieſer Art verbunden biſt?"

„Sokrates hat mich zu dir geführt," verſetzte er, „um mich von meinem Weiberhaſſe zu heilen. Vorläufig ſchätze ich nur ein einzig Weib, das Weib, das mich gebar: die vormalige Gemüſehändlerin Kleito — ich ſage vormalig, denn gegenwärtig habe ich ſie veranlaßt, den Gemüſehandel aufzugeben und ein kleines Landgütchen zu verwalten, das ich beſitze."

Ich zeigte Verlangen, dieſe Frau kennen zu lernen.

„Wenn es dich nicht langweilt," gab er zur Antwort, „die Geſchichte, wie ich auf Salamis während der großen Schlacht in einer Ufergrotte von ihr geboren worden bin, erzählen zu hören, — denn mit dieſer Erzählung verſchont ſie keinen Sterblichen, der ſich ihr nähert — ſo iſt es ein Leichtes, dein Verlangen zu befriedigen."

Ein paar Tage ſpäter ſuchte ich, begleitet von einer Sklavin, das abgelegene, beſcheidene Landhaus auf, in welchem Mutter Kleito waltet, und deſſen Stille nur manchesmal durch die erdröhnenden Trimeter ihres dichtenden Sohnes unterbrochen wird, wenn er, um ganz ungeſtört zu ſein, in die ländliche Einſamkeit ſich zurückzieht. Ich fand die gute Frau unter ihren Hühnern, Enten und Ferkelchen, und ſagte ihr, daß ich die Geſchichte, wie ihr berühmter Sohn auf Salamis während der großen Seeſchlacht von ihr geboren wurde, zu hören wünſchte.

Herzlich erfreut, und mit ſichtlichem Stolze ſagte das Mütterchen:

„Das iſt eine Geſchichte, Frau, welche ſich ſogar der große Themiſtokles von mir hat erzählen laſſen!"

Dann lud ſie mich ein, auf einem Raſenſitze mitten im Garten Platz zu nehmen, nachdem ſie zuvor die Hühner und Tauben, welche auf demſelben ſaßen, hinweggeſcheucht hatte.

„O Kind," ſagte ſie dann, „das war ein Tag des Grauſens,

als die Perſerſchaaren hereinbrachen in unſer heiliges Athen, und Alles niederbrannten, und die Menſchen an den Altären erwürgten, und pechgetränkte Feuerpfeile vom Areshügel aus gegen die Akropolis warfen, bis alle Tempel droben in Flammen ſtanden, und ein ungeheurer Rauch in ſchwarzen Wolken über das Meer flog. Aber während die Stadt verbrannte, und alle Männer ſchwuren, ſie wollten mit den Waffen in der Hand ſterben unter den rauchenden Trümmern, und die Weiber dazwiſchen heulten, und ein unermeßliches Wehklagen erſcholl, weil Athen, das heilige Athen verbrannt, vertilgt ſei von der Erde, da kam Themiſtokles daher, Themiſtokles, der Seeheld, und ſtreckte die Hand aus gegen das Meer und gegen die Flotte und rief: Dort iſt Athen! und trieb Alles, was männlich war auf die Schiffe Und neben ihm ſtand der langbärtige Prieſter aus dem Erechtheustempel auf der Burg, und verkündete, ein hochbedeutſames Wunder ſei geſchehen: die heilige Burgſchlange ſei von ſelbſt aus dem brennenden Tempel verſchwunden, zum Zeichen, daß die Stadtſchirmerin Pallas Athene ſelber, und alle Götter von hinnen gewichen, und daß des Atheners Vaterland in dieſem Augenblicke nirgends ſei, als auf der See, auf den Schiffen der Flotte des Themiſtokles.

Während nun die Männer alle auf die Schiffe gingen, war es ein Jammer zu ſehen, wie ſich die Weiber, die Kinder und die Greiſe durcheinander gewirrt in die Boote warfen, die da bereit ſtanden an der Küſte, und auch drunten an der Furt von Salamis, und von welchen viele umſchlugen, weil ſie die Menge der Flüchtenden nicht zu faſſen vermochten

Nicht einmal die Hunde wollten zurückbleiben in der verlaſſ'nen Stadt: ſie ſtürzten ſich ins Meer, und ſchwammen neben den Schiffen ihrer Herren einher, ſo lange ſie konnten. Du mußt aber wiſſen, Kind, daß ich damals hochſchwangeren Leibes war, und in dieſem Zuſtande erreichte ich mit einem ganzen Schwarme glücklich das Geſtade von Salamis und

dort ſchlugen in einer Felsgrotte am Ufer einige Frauen und Kinder, darunter ich, ihre Nachtherberge auf. Die Nacht war aber über die Maßen unruhig, denn es ſammelten ſich nächtlicher Weile um Salamis alle Griechenſegel, und es ſchollen die Zurufe unabläſſig von Schiff zu Schiff die ganze Nacht hindurch, ſo daß es auch den Sorgloſen unmöglich geweſen wäre, ein Auge zu ſchließen. Es war aber zufällig eben auch die Zeit des Jakchosfeſtes, an welchem das Bild des Gottes bei einbrechender Nacht von Aegina herüber nach Eleuſis gebracht wird übers Meer, bei Fackelgeleucht in großem Feierzuge, und Themiſtokles hatte nicht gewollt daß man dieſe Feier des Schreckens halber unterlaſſe und eben als die Griechen ihre Schiffe ordneten, kam das feſtlich geſchmückte Fahrzeug mit den heiligen Bildern der Aeakiden von Aegina herüber, und vom Fackelſchein erglänzte die ganze Bucht, ſo daß alle Griechen auf den Schiffen noch mehr befeuert wurden, weil ſie ſahen, daß die Heimatgötter noch lebendig walteten. Und als nun der helle Morgen angebrochen war, und ich mich mit den anderen Frauen ans Ufer hinausſchleppte, da ſah man ſchon die vereinten Schiffe der Hellenen kampfgerüſtet daſtehen im Morgenglanz, und der ganze Euripus wimmelte, und die große Perſerflotte ſegelte langſam, unabſehbar von Phaleron herüber.

Mir aber vergingen die Sinne, ich mußte in die Grotte zurückkehren. Des Mutterleibes Noth und Drangſal überwältigte mich. Und nun lag ich da, verlaſſen, auf dem Lager von Seegras, denn die Frauen, welche die Nachtherberge mit mir getheilt hatten, liefen alle hinweg, und was da war von Weibern und Kindern auf Salamis, das wußte die Gatten und die Väter auf den Schiffen, und da ſtanden ſie denn alle dichtgedrängt auf dem hohen Ufer draußen und blickten nach den Fahrzeugen hinüber und rangen die Hände und flehten zu den Göttern. Jetzt hörte ich ein gellendes Trompetengeſchmetter, und einen Päan hörte ich ſingen von vielen tauſend Stimmen

— fernher klang es gedämpft bis an mein Schmerzenslager. Da war es, wie wenn ein fürchterlicher Orkan in einen dichten Oelbaumwald ſich ſtürzt, und als ob tauſend brechende Wipfel krachten — es war aber das Gekrach der Schiffe, die aneinander prallten und dazwiſchen ſcholl immer dumpf aus der Ferne das Kampfgeſchrei der Unſrigen und der Barbaren. Wie lange dies ſo gewährt — ich weiß es nicht, und die Schlacht kann ich dir nicht erzählen, Tochter, denn ich ſah ſie nicht, ich wand mich hülflos den langen Tag auf meinem Lager und lechzte nach Labung, und ſank verſchmachtend zuletzt in einen Schlaf, der wohl mein letzter geweſen wäre. Da hörte ich plötzlich durch meinen todmatten Halbſchlummer hindurch ein helles Jubelgeſchrei der Weiber, und ich gewann mein Bewußtſein wieder und beſann mich, daß ich auf Salamis liege. Aber es miſchte ſich mancher plötzliche Jammerruf in das Jubelgeſchrei, denn nicht blos unzählige Schiffstrümmer wurden herangewälzt an das ſalaminiſche Geſtad', ſondern auch Leichen, unter welchen manche von den Frauen ihren Sohn oder Gatten erkannte. Aber auch viele von den im Kampfe Verwundeten und Viele von der Mannſchaft jener Schiffe, welche zertrümmert worden waren, und welche dem Strande von Salamis näher waren, als dem jenſeitigen atheniſchen Ufer, retteten ſich auf die Inſel, und brachten die Botſchaft: der Perſer iſt geſchlagen und flüchtet tödtlich getroffen übers Meer, und entweicht aus den rauchenden Trümmern Athens, und noch heute dürfen wir zurückkehren in die befreite Vaterſtadt. — Nun denke dir aber, Kind, wie mir erſt zu Muthe ward, da unverhofft, als ob ihn die Götter ſelber hergeführt hätten, mein Gatte Mneſarchos, der unter jenen Gelandeten war, in die Grotte hereinſtürzte mit dem Ausrufe: „Athen iſt wieder frei. Athen iſt wieder unſer!" — und ſo wollte er fortfahren mit freudigem Geſchrei, aber nun ſtelle dir das Schauſpiel vor, wie er mich plötzlich erblickte und neben mir das nackte, neugeborne, wimmernde

Knäblein. Da konnte er gar nicht mehr sprechen, er faßte nur das Knäblein heftig, und hob es auf seinen Arm, und tanzte damit umher in seiner Sieges- und Vaterfreude, lief dann mit dem Kinde hinaus ans Meer und wusch es ab, und dann rannte er fort und brachte mir Wasser und anderes Labsal, so daß ich mich endlich, wiewohl langsam, erholte von der tödtlichen Ermattung, in welche ich versunken war.

Den nächsten Tag wurde ein großes Siegesfest auf der Insel gefeiert. Bekränzte Jünglinge tanzten um die Trophäen, während der Perser abzog und heimflüchtete mit dem Reste seiner Schaaren nach dem fernen Morgenlande. Da ging Mnesarchos mit dem neugebornen Knäblein auf den Armen im festlichen Gedränge umher und zeigte es allen Griechen und erzählte, wie es zur Welt kam in der Stunde des Kampfes. Und als Themistokles selber hinzutrat und die Sache, wie sie war, vernahm, sagte er: „Gepriesen seien die atheniſchen Mütter, welche uns neue Bürger gebären noch während des Kampfes, zum Ersatz für jene, welche gefallen sind fürs Vaterland!“ So sprach er und befahl, dem Mnesarchos hundert Drachmen auszuzahlen. Da ging es fröhlich her, und Mnesarchos nannte den Knaben Euripides, zum Gedächtniß dessen, daß er geboren ward am Siegestage im Euripus, in der Meeresfurt von Salamis!“ —

So erzählte mir das ehrliche Mütterchen Kleito, genau so, wie ich es hier für dich niedergeschrieben.“ —

Wenige Tage, nachdem das Schreiben Aspasias an Perikles abgesendet war, kamen Siegesnachrichten aus Samos und mit ihnen neue schriftliche Botschaft an Aspasia. Sie lautete:

„Du bist unvergleichlich, Aspasia, und immer ganz du selbst. War es Zufall oder geheime Absicht, daß du mir in deinem Briefe von jenem Mütterchen und von Salamis erzähltest? Als mit der verlangten Verstärkung aus Athen deine

Zeilen an mich eintrafen, ſtand ich mit meiner Flotte der ſamiſchen bereits gegenüber. Ich las die Erzählung deines Mütterchens, und, ſalaminiſcher Begeiſterung voll, gab ich das Zeichen zum Angriff.

Wir ſiegten. Aber ich werde mich wohl hüten, dir von der Schlacht eine Schilderung zu geben. Wie könnte es mir beifallen, jenem Bilde gegenüber, mit welchem du mir ſo lebendig die Erinnerung an die Großthat von Salamis heraufbeſchworen, mit meinem kleinen ſamiſchen Erfolge zu prahlen, durch welchen die Samierflotte unſchädlich gemacht, der Widerſtand der Stadt ſelbſt aber noch nicht gebrochen iſt. Wir umlagern ſie zu Waſſer und zu Lande. Dieſes Samos iſt eine gewaltige Stadt und prächtig von Anſehen; aber ihr größter, altberühmter Tempel iſt, wie du weißt, der Ehegöttin Hera gewidmet, und in dieſem Tempel werden ganze Herden jener Vögel gemäſtet, welche der Göttin heilig, uns beiden aber verhaßt geworden ſind . . .

Auch Sophokles hat dein Schreiben geleſen, mit großer Freude über die Erzählung des Mütterchens. Da er ſelbſt unter den bekränzten Jünglingen und Knaben geweſen, welche beim Siegesfeſte, von welchem das Mütterchen ſpricht, um die Trophäen tanzten, Aiſchylos aber unter den Kämpfern, ſo haben dieſe tragiſchen Poeten ſämmtlich ihren Theil an den Ehren von Salamis — den kleinſten freilich dein Euripides, der ſich eben nur geboren werden ließ.

Ich habe mich im Uebrigen auch nach dem Weſen des Euripides bei Sophokles erkundigt, und ihn gefragt, was er von der Weiberfeindſchaft desſelben halte. Sophokles erwiderte mir, Euripides haſſe die Weiber nur, weil er ſie liebe. Denn wenn er ſie nicht liebte und ihrer entrathen könnte, ſo würde er ſich nicht um ſie kümmern, er würde von ihnen nicht reden, und es würde ihm gleichgültig ſein, ob ſie gut oder böſe. So weit Sophokles: ich denke alſo, der Ruhm, den Euripides von

seinem Weiberhasse zu heilen, wird für dich nur ein geringer sein." —

Dies Schreiben des Perikles beantwortete Aspasia in folgender Weise:

„Du hast mit deinem Siege vor Samos den Athenern Anlaß zu großem Jubel gegeben, in welchen ich im Stillen von Herzen mit einstimmte; nur hast du meinen Theil der Freude mir durch die Bescheidenheit verkümmert, mit welcher du in deinem Schreiben die Schilderung deines Seegefechts mir vorenthältst. Ich bin im Allgemeinen einverstanden, wenn du deine Blätter an mich nicht mit Staats- oder Kriegsangelegenheiten füllst, und dich auf das beschränkst, was deine Person betrifft: aber man sagt, daß eben diese Schlacht dich in deines Waltens und Wirkens Glanz gezeigt, daß du persönlich das Schiff des feindlichen Feldherrn in den Grund gebohrt. Nicht um die Dinge ist es mir zu thun, sondern um dich, um das helle Bild deines Wesens, das mir daraus entgegentritt, so daß ich wie mit leiblichen Augen dich schaue

Der Bau des Parthenon nimmt seinen Fortgang mit einer fast unglaublichen Raschheit. Freilich, bei vollen Kassen ist gut bauen, wie Kallikrates zu sagen pflegt.

Vor einigen Tagen ereignete sich auf der Akropolis ein Unglücksfall der Aufsehen erregte. Ein Arbeiter fiel vom Gerüst und wurde tödtlich verletzt; und daß dies gerade an der Stelle geschah, welche Diopeithes als eine „unterweltliche", als eine Unglücksstelle in Verruf gebracht, hat die Gemüther und die Zungen der Abergläubischen zu Athen gewaltig erregt. Triumphirend weis't der unversöhnliche Erechtheuspriester auf seine erfüllte Prophezeihung hin und stellt weiteres Unheil in Aussicht, welches die Götter verhüten mögen.

Er blickt von der Schwelle seines alten Tempels noch immer finster und grollend auf den munteren Kallikrates herüber, und wünscht ihm den Sonnenstich ins Haupt. Aber

die heißesten Pfeile Apollons prallen ab an der Stirn des Unermüdlichen. Pallas Athene hält ihren Schild über ihn. Er neckt den Gegner wo er es vermag, und wenn die mißgünstigen Blicke desselben ihm allzu unbequem werden, so weiß er es so einzurichten, daß seine Leute eine Staubwolke in der Nähe des Erechtheions aufwirbeln, welche den Priester zwingt, sich augenreibend in das Innere seines Heiligthums zurückzuziehen.

Nun ist sogar auch ein Maulesel in den Hader dieser beiden Männer verflochten worden. Unter den Maulthieren nämlich, welche nun schon einige Jahre lang beschäftigt sind, Tag für Tag den Abhang der Akropolis auf und nieder zu treten, Gestein und andere Lasten auf die Höhe derselben zu schleppen, befand sich auch eines, das theils durch sein Alter, theils durch eine Verletzung, die es in seiner Berufsthätigkeit sich zuzog, untüchtig zur Arbeit wurde. Sein Treiber wollte es schonen und es im Stalle zurücklassen. Damit aber war das wackere Thier nicht zufrieden, und ließ sich selbst durch Schläge nicht abhalten, zu thun was es gewohnt war seit so langer Zeit, und mit seinen Gefährten, wenn auch unbelastet, zur Akropolis hinauf und wieder hinabzutreten. Und dies thut es nun getreulich Tag für Tag und alle Welt kennt den „Maulesel des Kallikrates," wie man ihn nennt, da Kallikrates das unbrauchbar gewordene, aber noch immer dienstwillige Thier unter seinen besonderen Schutz nimmt. Da aber dieser Maulesel auf der Akropolis müssig geht, und umherschlendernd zuweilen dem Tempelbezirke des Erechtheion zu nahe kommt, auch schon ein paar Mal Miene gemacht hat, heilige Kräuter, welche dort gepflanzt werden, mit unheiliger Schnauze zu beschnuppern, so haßt Diopeithes diesen Getreuesten aller Arbeiter des Parthenon beinahe noch mehr, als den Kallikrates selbst, und es ist nicht abzusehen, welche Verwicklungen aus dieser Sache noch hervorgehen werden.

Lebe wohl, mein Held und denke nicht immer blos an die Erzählung des Mütterchens, an Salamis und Themistokles, sondern auch an deine Aspasia. Nicht Hera und nicht alle Pfaue von Samos sollten mich abhalten, zu dir zu eilen, wenn du es wolltest." —

Nicht lange nachher empfing Aspasia von Perikles folgende Zeilen:

„Du zürnst mir, daß ich dir die Beschreibung meines Seegefechtes vorenthalte? Du willst nicht völlig darauf verzichten, mich vor Samos waltend und wirkend und handelnd zu schauen? An und für sich ist eine Seeschlacht vielleicht das sehenswertheste von allen Schauspielen, und ich gestehe, daß ich, so oft ich veranlaßt war, mich als Stratege auf der See mit einem Feinde zu messen, wie sehr auch mein Feldherrnamt mich in Anspruch nehmen mußte, doch immer einen Blick der Bewunderung übrig hatte für das Schöne und Gewaltige des Anblicks, den ein Kampf segelbeschwingter Kolosse auf offener See gewährt. Dir hat das Mütterchen Kleito zum Glück nur die Nebenumstände der Schlacht von Salamis, nicht die Schlacht selber schildern können, und so will ich es nun doch wagen, dir die Geschichte des Kampfes der Schiffe vor Samos kurz zu berichten; mit dem Bedeuten aber, daß diese Erzählung von kriegerischen Dingen die einzige sein soll, die du während des Feldzuges mir entlockst.

Bei der Insel Tragia war ich der von Milet herkommenden Samierflotte begegnet. Meines Angriffs gewärtig, nahm sie sofort eine feste Kreisstellung ein, um mich zu hindern, das zu thun, worauf ich im Seekriege stets mein Hauptaugenmerk zu richten pflege: die feindlichen Schiffe in rascher, unvermutheter Wendung von der Seite anzugreifen. Ich sandte einige kühne Segler voraus, um diese Kreisstellung der Feinde umschwärmend zu verwirren, durch Scheinangriffe und verstellte Flucht hier oder dort ein feindliches Fahrzeug

aus seiner Reihe herauszulocken. Auch erhob sich ein ziemlich heftiger Wind, was ebenfalls dazu beitrug, bei wogender See den geschlossenen Kreis der Samierflotte zu lockern.

Unsere Flotte stand von Anfang an mit vorgestreckten, gegen die feindlichen Flanken zu gekrümmten Flügeln, bereit, jedes aus der feindlichen Linie sich vorwagende Schiff von der Seite zu fassen.

Indessen gelang es dem Samier-Feldherrn, während sein Vordertreffen bereits in einen ziemlich heftigen Kampf sich verwickelte, aus dem rückwärts stehenden Theile des erschütterten und halb aufgelösten Kreises ein gerades Treffen zu bilden, mit welchem er plötzlich, während die Schiffe des Vordertreffens auf seinen Befehl sich zurückzogen, in geschlossener Ordnung hervorbrach.

Für einen Augenblick setzte der Anprall dieser geschlossenen Phalanx unsere vordersten Reihen in Verwirrung. Die bauchigen Fahrzeuge der Samier mit ihren rüsselförmig gestalteten Vordertheilen und den unzähligen flink bewegten Rudern waren wie Ungethüme anzusehen, welche mit tausend Füssen gegen uns herangekrochen kamen. Nur war dies Kriechen ein flügelschnelles, windbeschwingtes. Aber nach wenigen Augenblicken, während welcher auch ich die zerstreuten Segel in Eile ordnend zurückzog, stand unsere Phalanx der samischen ebenso geschlossen und eben so ehern gegenüber.

Jetzt entbrannte der eigentliche Kampf in wilder Erbitterung. Mit hellem Geschrei auf einander losgehend, bohrten sich gleichsam die Vorderreihen der Unseren und der Samier ungestüm in einander, so daß jedes attische Fahrzeug nach zwei Seiten hin angriff, jedes feindliche nach zwei Seiten hin sich vertheidigte. Glichen die Samierschiffe drohend vorgestreckten Schweinerüsseln, so waren die unseren Seeschlangen vergleichbar, welche zwischen jenen Rüsseln behend und mit tödtlichen Bissen nach links und rechts sich hindurch zu winden verstanden. In

Univ.-Bibl.

der gedrängteren Ordnung aber begannen von Schiff zu Schiff die gewaltigen Kriegswerkzeuge zu spielen, die geschoßschleudernden Katapulte und Skorpione, und die furchtbaren Delphine, lange Balken mit Erzblöcken an der Spitze, welche, emporgehoben über dem feindlichen Fahrzeug, in wohlberechnetem Niedersturz den Mast zertrümmerten, oder das Verdeck durchschlugen, und das wie mit ehernen Klammern festgehaltene Schiff zur Beute der Angreifer machten. Und während die Aufmerksamkeit eines feindlichen Fahrzeugs durch einen Hagel von Pfeilen, mit welchen sein Verdeck überschüttet wurde in Anspruch genommen war, umschwärmten es verwegene leichte Boote in der Tiefe, deren Bemannung mit Beilen sein Ruderwerk zertrümmerte.

Und wie zuletzt Kiel an Kiel immer näher gedrängt stand, und die hochragenden Borde der Unsern und der Feinde sich berührten, da bildeten die vereinigten Flächen der Verdecke bald ein Schlachtgefild, auf welchem die Schwerbewaffneten mit Lanze und Schwert, Mann gegen Mann einander gegenüber standen. Die Kühnsten ließen sich nicht abhalten, über den Bord in die Fahrzeuge ihrer nächsten Gegner zu dringen. Einigen der Unsern gelang es hier und dort, die feindliche Bemannung niederzuhauen, den Trierarchen gefangen zu nehmen, sich des Steuers zu bemächtigen, und die wehrlosen Ruderknechte zu zwingen, das erbeutete Fahrzeug aus der samischen Linie heraus in die athenische hinüber zu rudern.

Wie rühmlich auch in solchen Wagnissen heldenhafter Sinn sich bewährte, ich mißbilligte des persönlichen Muthes allzu eifriges Vordrängen, immer bedacht, im Seekampfe das Blut der Streiter so viel als möglich zu schonen, und mehr die Schiffe als die Menschen gegen einander kämpfen zu lassen. Warum sollen diese sich würgen, wo jene mit kühnen, raschen gewandten Bewegungen die Entscheidung herbeizuführen im Stande sind? Ich fuhr zwischen den Schiffen der Flotte hin

und rief den Trierarchen zu, sie sollten mehr mit Schiffsschnäbeln und ehernen Balkenspitzen, als mit Schwert und Lanze kämpfen, und ihr Schiff nicht als Burg, sondern als Waffe betrachten. Sie verstanden mich, und da die Samier zahlreiche untüchtig gemachte Schiffe aus dem Treffen zogen, mit dem Reste aber näher zusammenrückten, so wurde es uns um so leichter, mit den Schiffen der vorgestreckten Flügel enternd gegen ihre Flanken anzurennen.

Jetzt ward alles Augenmerk nur darauf gerichtet, die feindlichen Schiffe in den Grund zu bohren. Es war in der That ein Kampf der Schiffe selbst geworden. Neben der Wucht anrennender Schiffsschnäbel, neben der Kraft eherner Balkenspitzen am Schiffskiel, bewährte sich in jenem Kampf auch die von mir selbst ersonnene Vorrichtung der „eisernen Hände," die manches Samierfahrzeug faßten und festhielten in unlösbarer Umklammerung. Ins dumpfe Gedröhn aneinander prallender Schiffsbalken mischte sich das helle Geknatter zerbrechender Ruder, wenn in rascher, wohlberechneter Streiffahrt ein Fahrzeug, hart neben dem feindlichen hinsegelnd, das vorgestreckte Ruderwerk desselben zerbrach wie dürres Baumgeäst.

Die Samier schwankten, sie geriethen in Unordnung, aber sie wichen nicht. Erzürnt über diesen Trotz, überdrüssig des langen Kampfes, wollte ich soeben den Befehl geben, einige Transportschiffe, mit Werg und Reisig beladen, anzuzünden und in die feindlichen Reihen zu senden, um den Rest der widerspänstigen Samierflotte zu verbrennen, als plötzlich eine gewaltige Steinlast gegen den Mast meines eigenen Schiffes flog. Der Mast wurde nicht getroffen, wohl aber der Steuermann, der sogleich mit zerschmettertem Haupte von seinem Sitz am Steuer herabsank. Im Niederrollen hatte der Steinblock auch noch das Steuer selbst mit Allem, was in der Nähe lag, zermalmt. Der Stein war aus dem Feldherrnschiffe der Samier geschleudert worden, woraus

ich ersah, daß der Samierfeldherr sich gleichsam mir selbst persönlich zum Kampfe stellen wolle. Aber mit dem steuerlosen Schiff war Widerstand unmöglich. Rasch, und ohne daß der Feind es merken konnte, stieg ich vom Hintertheil des Schiffes auf einer Leiter in ein Boot hinab, und warf mich von diesem aus mit beflügelter Hast in ein anderes Fahrzeug, die „Parthenos," und während das samische Feldherrnschiff über jene steuerlose Beute sich hermachte, um sie, mit mir selbst, wie die Samier meinten, als Gefangenem am Bord, hinter sich her fortzuziehen, fuhr ich pfeilschnell mit der „Parthenos" gegen die Seitenwand des Samiers heran, so daß er durchlöchert augenblicklich Wasser fing, und, seitwärts geneigt, unter den Wasserspiegel hinab sank. Der Samierfeldherr selbst war einer der Wenigen, welche unter dem Pfeilregen der Unsern, die zugleich ein helles Siegesgeschrei erhoben, mit genauer Noth sich schwimmend retteten. Jetzt erst wichen die Samier und der Sieg war unser.

Noch am Abend desselben Tages kam der samische Feldherr, Melissos, unter sicherem Geleite zu mir auf mein Schiff, um sich mit mir in Friedensverhandlungen einzulassen, stellte aber solche Bedingungen, daß man mich für besiegt hätte halten müssen, wenn ich sie angenommen hätte. Er erklärte, die Flotte der Samier sei zwar unterlegen, die Stadt aber bereit, eine lange Belagerung auszuhalten. Ueberdies sei phönizische Hilfe in Anzug und Geldunterstützung sei angeboten worden von dem persischen Satrapen in Sardes. Melissos entwickelte bei der ganzen Unterredung eine Zähigkeit und einen Eigensinn, wie ihn nur ein Philosoph zu entwickeln im Stande ist. Er ist von hoher Gestalt, schon ziemlich vorgerückten Alters, und seiner Stirn ist der Stempel des tiefsinnigen Denkers so sehr aufgeprägt, daß es mir fast unglaublich schien, in ihm den Mann vor mir zu sehen, der noch eben eine Flotte gegen mich befehligt, und den ich mit der Behendigkeit eines Jünglings

die trümmervolle Flut hatte durchschwimmen sehen. Bald erblickte ich in ihm nur mehr den in ganz Hellas mit Ruhm genannten Weisen aus der Schule des Parmenides. Ich weiß es selbst nicht mehr zu sagen, wie es kam, daß unser Gespräch sich allmälig und unmerklich in ein philosophisches verwandelte. Thatsache ist, daß er mir zuletzt mit großer Lebhaftigkeit auseinandersetzte, wenn etwas sei, so sei es ewig; das Ewige aber sei auch räumlich unbegränzt, und das wahrhaft Seiende sei Eins und unendlich, und fasse Alles in sich, denn wenn es zwei oder mehrere Unendlichkeiten gäbe, so müßten sie einander begrenzen, wären also nicht mehr unendlich und das All müsse ein in sich Gleichartiges sein, denn gäbe es wahrhaft Ungleichartiges, so bestünde nicht mehr Eins, sondern Vieles, Vieles aber könne nicht bestehen, denn daß es bestehe, sei nur Schein, gelte nur für die sinnliche Wahrnehmung, nicht für die denkende Betrachtung des Geistes —

Als zufällig einige andere Strategen und Trierarchen herzutraten, welche mit großer Neugier dem Ergebniß unserer Friedensberathung entgegensahen, jetzt aber hörten, daß der Samierfeldherr und ich über die Unbegränztheit des All und über die Unendlichkeit des ungewordenen Seins sprachen, so blieben sie ganz verblüfft und fast mit offenem Munde stehen, und wir selbst mußten jetzt lächeln, merkend, daß wir, die wir kurz vorher mit Schiffsschnäbeln und Todesgeschossen gegen einander gewüthet, jetzt in einen Wortwechsel solcher Art verwickelt waren. Denn da ich dergleichen Sätze, wie sie Melissos vorbrachte, zu Athen aus dem Munde des Zenon oft gehört, und diese eleatischen Streitfragen mich immer lebhaft für sich eingenommen hatten, so war ich dem Melissos die Antwort nicht schuldig geblieben, und unser Gespräch hatte in der That beinahe die Gestalt eines philosophischen Streites angenommen.

„Wie viel besser wär' es," sagte ich zu Melissos, „als wir Abschied nahmen, indem ich ihm die Hand schüttelte, „wenn

wir Hellenen alle, so weit unsere Sprache reicht auf Küsten und Inseln, da wir doch durch ein geistiges Bestreben verbunden sind, auch durch ein politisches Gemeinwesen im Laufe der Zeiten vereinigt würden!"

Ein Blitz schoß bei diesen meinen Worten aus den grauen Augen des finster blickenden Samiers.

„Ohne Zweifel," sagte er mit bitter spöttischem Lächeln, „hoffst du, daß es Athen sein wird, das alle Hellenen in sein Gehege lockt und, wollend oder nicht, zu einem Gemeinwesen vereinigt?" —

Ich verstand die Gefühle des für die Unabhängigkeit seiner Insel kämpfenden Mannes und ehrte sie.

Es ist nun einmal das Loos aller wohlgemeinten Absichten und Gedanken, daß sie scheitern am Widerstreit kleinlicher Vortheile, welche doch eigentlich bestimmt sind, in den größeren aufzugehen. Es lohnt sich schlecht, den Gedanken eines großen Ganzen ins Herz zu fassen, und dafür wirken zu wollen. Mahne ich die Hellenen zur Einigkeit, so wittern sie darin nur athenische Eroberungslust oder gar Absichten persönlichen Ehrgeizes. So fühlt man mit seinem besten Wollen und Wirken auf einen herkömmlichen, engsten Bereich sich zurückgetrieben und eingeschränkt. Hierdurch wird mir auf Augenblicke zuweilen alles äußere Thun und Streben nichtig, und ich flüchte mich dann in die reine Sphäre des Gedankens, wo der Geist sich tummeln mag in schrankenlosem Fluge. Wenn ich in stiller Nacht hinaustrete auf das Verdeck des regungslosen Fahrzeugs, über mir den sternbesäten Himmel — die Masten unbewegt aufragend und über ihnen die ganze Unendlichkeit des Aethers ergossen — nichts vernehmlich als das träumerisch-leise Plätschern der Meerflut am Kiel im Hauche des Nachtwind's — dann erinnere ich mich des Melissos, und denke nicht mehr blos, sondern empfinde seine unendliche Urreinheit alles Daseins . . .

Oefter als du es glauben magst, gedenke ich deiner, der

Freunde zu Athen, und Dessen, was unter ihren Händen dort der Vollendung entgegenreift. Jetzt, wo hier, wie es scheint, das Schwerste gethan ist, und eine vielleicht lange, unerquickliche Belagerung mich zu einem Stillstande verurtheilt, welcher beinahe der Unthätigkeit gleich kommt, darf ich meine Sehnsucht nach Athen vielleicht gestehen, ohne mich derselben zu schämen.

Das Mißgeschick, welches den Arbeiter bei dem Baue des Parthenons getroffen, und welches Diopeithes in so boshafter Weise ausbeutet, ist mir sehr zu Herzen gegangen. Ich habe den Hippokrates ersuchen lassen, sich des Verunglückten, wenn er noch am Leben, anzunehmen, und wenn es uns glückt, ihn zu retten und den Diopeithes zu beschämen, so gelobe ich, der Pallas Hygieia zum Dank einen Altar auf der Akropolis errichten zu lassen.

Was aber das wackere Maulthier des Kallikrates betrifft, so bin ich der Meinung, daß dasselbe als ein Geschöpf zu betrachten sei, welches durch seine Unverdrossenheit sich verdient gemacht um das Gemeinwesen der Athenäer, und um zu verhüten, daß die Mißgunst des Diopeithes ihm gefährlich werde, habe ich ihm die Vergünstigung erwirkt, zu naschen und zu grasen, wo es ihm beliebt und Alles, was er etwa von fremdem Eigenthum sich aneignet oder schädigt, wird den Eigenthümern ersetzt werden von Staatswegen." —

Noch bevor Aspasia Gelegenheit gefunden hatte, dies Schreiben des Perikles zu erwidern, empfing sie neuerdings einige Zeilen von ihm, die Bestättigung des Unglücks enthaltend, welches das athenische Lager vor Samos betroffen, während Perikles der phönizischen Hilfsflotte entgegengezogen.

Nur mit wenigen Worten gedachte dieser Dinge Perikles in seinem Schreiben an Aspasia. Dann aber fuhr er fort: „Wirst du es für möglich halten, daß unter Hellenen noch immer sich ereignen kann, was mir begegnete, als ich mich zu den Landsoldaten begab, welche die Belagerung der Stadt von der

Landseite betrieben und welche unter dem Ausfalle der Samier ebenfalls nicht wenig gelitten hatten. Laute Wehklage scholl mir entgegen, als ich das Lager betrat. Den Priester des Heeres fand ich eben beschäftigt, dem rettenden Zeus ein Opfer zu bringen. In dem Kreise, welcher sich um den Altar und den Priester gebildet hatte, sah ich fünfzig gefangene Samier mit gebundenen Händen stehen. Ich fragte, was es mit diesen Leuten, die nicht anders als wie gebundene Opferthiere um den Altar standen, für eine Bewandtniß habe. Da erfuhr ich, der Seher, welcher von Staatswegen dem Heere beigegeben war, habe verkündet, es sei der Wille des rettenden Zeus, daß ihm die fünfzig samischen Gefangenen feierlich als Opfer geschlachtet würden. Und eben war man daran, den Ausspruch des Sehers zu vollziehen. Ich trat dem Priester und dem Seher entgegen, erklärte es vor dem gesammten Heere als eine Lüge, daß die Hellenengötter ein Menschenopfer wollen, und begnügte mich damit, die Stirnen der fünfzig Samier mit dem Mal eines Schweinerüssels in der Art samischer Schiffsvordertheile zu zeichnen, zur Wiedervergeltung für den Schimpf, welchen sie unsern Gefangenen kurz zuvor durch die eingebrannte Eule angethan.

Nun belagern wir auf's Neue die Stadt, bestürmen sie von der Landseite mit Mauernbrechern und Wurfmaschinen.

Die Briefe, welche ich von Telesippe erhalte, sind voll von Klagen über den jungen Alkibiades." —

Aspasia erwiderte die Nachrichten des Perikles wie folgt:

„Vieles und Gewichtiges, o theurer Perikles, haben deine beiden letzten Briefe mir gebracht: Manches, wobei ich aufjubeln konnte vor Freude, und Anderes wieder, das ein, wenn auch nur vorübergehendes Bangen um dich über meine Seele verbreiten mußte. Aber warum soll ich den Wechsel der äußern Begebenheiten und Zufälle allzusehr beklagen, wenn in eben diesem Wechsel die Unveränderlichkeit deines eigenen trauten Bildes mir nur um so schöner entgegentritt? Du hast mir,

wie ich es gewünſcht, unabſichtlich dich ſelbſt geſchildert. Wie arm ſind Worte, und wie viel feuriger würde ein Kuß, auf deine Stirn gedrückt, dir ſagen, was ich empfinde! Mir ſchwindet der Tag, indem ich an dich denke, und die Lieder der Sappho zum Klange der Saiten meiner Laute ſinge

Pheidias und die Seinigen ſind unermüdlich. Verſenkt in ihre Aufgabe, und wie von einer dämoniſchen Macht ergriffen, hören ſie nur mit halbem Ohr auf Das, was außer ihrem Thun noch ſonſt in der Welt ſich ereignet. Vergib ihnen, denn ſie arbeiten ja doch auch für dich und deines Namens Ruhm in aller Folgezeit! —

Von dem Knaben Alkibiades vernehme auch ich ſo Manches; denn er fängt an, die Aufmerkſamkeit der Athener auf ſich zu ziehen Es gibt Viele, die ſich in der Ringbahn, oder wo er ſonſt zu ſehen iſt, an ihn drängen. Aber er hält ſich nur an den Sokrates, vielleicht weil Dieſer ihm nicht ſchmeichelt. Als er kürzlich in Begleitung des Pädagogen über die Straße ging, und eine Wachtel, ſein Lieblingsthier, im Buſen verſteckt mit ſich trug, drängte wieder ſich viel Volk an ihn. Während er nun auf dieſe Leute zu achten gezwungen war, entflob ihm die Wachtel aus dem Buſen, und da der Knabe darüber in heftige Aufregung gerieth, ſo machte das halbe Athen ſich auf die Beine, um die Wachtel des Alkibiades wieder einzufangen. So ſind die Athener! Indeſſen, wenn ſie den Knaben Alkibiades verhätſcheln, ſo geſchieht es zum Theil auch darum, weil er der Mündel des Perikles, des großen Perikles, der nach dem Siege bei Tagria wieder mehr als je der Held des Tages iſt.

Nur Diopeithes feindet insgeheim dich an, und die Schweſter des Kimon, und dein Weib Teleſippe. Auf ihrer Seite ſtehen die altväteriſchen Geſellen mit den wollebefranſ'ten Röcken, dem über'm Scheitel zuſammengebundenen Haarſchopf, die eitlen alten Marathonsſchläger und eichenklötzigen Gries-

grame, und die Spartergecken, welche langes Haar tragen, turnen, hungern, sich niemals waschen, mit dem Knotenstock auf den Steinen der Straße rasseln, auch Manche von den weisheitgespreizten Grüblern und Silbenstechern, welche barfuß und in durchlöchertem Mantel laufen, aber die Brauen hinaufziehen, die Nase in den ungekämmten Hängebart versenken, und das Kinn in der würdevoll darunter aufgebauschten Haut wie in einem Sacke tragen. Alle diese Leute denken in deiner Abwesenheit, wie man zu sagen pflegt, „unbewachten Wein zu lesen."

Theodota fährt, wie ich höre, fort, zu schwören, der Schwertfisch Perikles werde noch in ihrem Netze zappeln. Geheime Fäden scheinen noch immer zwischen diesem Weibe und unseren Feinden gesponnen. Elpinike läuft sich die Zehen wund, um ihre Freunde und Freundinnen gegen mich aufzuhetzen. Von ihr und deinem Weibe werde ich offen verfolgt; sie sehen, daß ich wehrlos und schutzlos dastehe und halten mich für eine leichte, sichere Beute.

Euripides scheint Das, was dein Gefährte Sophokles von ihm sagte, Lügen strafen zu wollen. Ich sehe ihn immer nur ernst, finster, mürrisch. Doch machte er mich in Gegenwart des Sokrates zum Vertrauten seines Ehegeschicks. Er gab mir eine Schilderung des Wesens seiner Gattin, eine Schilderung, die ich dir nicht zu wiederholen brauche, denn jene Angetraute des tragischen Poeten ist das getreue Spiegelbild von Frau Telesippe. Nun aber höre, welchen Entschluß der Poet kundgab, um sich von dieser unerträglichen Gesellschaft zu befreien. Er gedenkt das Weib fortzuschicken, und einen besseren, dem Bedürfnisse seines Herzens entsprechenden Bund zu schließen. — Theurer Held Perikles, was sagst du zu solch mannhaftem Entschluße des Poeten?" —

Nach einiger Zeit schrieb Perikles an Aspasia:

„Ich weiß nicht, ob ich das Lob des Edelmuthes verdiene, das du mir spendest. Ich bin des bitteren Unmuths voll gegen

dieſe ſtarrköpfigen Samier, und werde ſie, wenn die Zeit dazu gekommen, ihren Trotz empfindlich büßen laſſen.

In den Tagen des Stillſtandes und der Ungeduld iſt mir der edle, heitere Sophokles ein doppelt erwünſchter Genoſſe, der auch ſonſt als Mit-Stratege ſich trefflich bewährt. Immer iſt er aufs Beſte zu verwenden, inſonderheit zu friedlichen Sendungen. Als Vermittler und Unterhändler wirkt er allenthalben ſo, als ob ein Zauber ihm zu Gebot ſtünde, was mich nicht wundert, denn ſo ganz anmuthig iſt ſein Weſen, daß er ohne Einſchränkung von Allen geliebt wird. Er ſteht mir getreulich zur Seite, um der Verwilderung der Gemüther entgegenzuarbeiten, welche bei längerer Dauer des Krieges ſo leicht im Kriegsvolke ſich einſchleicht. Da gilt es bald die Geſetze der Menſchlichkeit aufrecht zu halten, bald ein ärgerliches Vorurtheil zu zerſtreuen. Du weißt, wie viel in dieſem Sinne ſelbſt bei unſerem Athenäervolke noch zu thun iſt.

Wenn ein Gewitter losbricht und ein Blitz uns mitten in's Lager fällt, oder der Steuermann meines Schiffs bei eintretender Sonnenfinſterniß den Kopf verliert, ſo muß ich Alles, was ich über natürliche Entſtehung ſolcher Erſcheinungen von Anaxagoras weiß, aus meinem Gedächtniſſe hervorholen, um die Erſchreckten zu beruhigen.

Doch, ich erzähle dir, wie ich befliſſen bin, die Vorurtheile Anderer auszurotten, und vergeſſe, daß du mir zuweilen Schuld gibſt, ſelbſt noch ſolchen zu fröhnen. Du fragſt den Gemahl Teleſippens, was er ſage zur mannhaften Entſchließung des Euripides? — Ich werde dir mündlich Rede ſtehen, wenn ich heimgekehrt bin nach Athen."

So ſchrieb Perikles.

Neun Monate lang widerſtand die tropige Inſelſtadt, und noch manches Blatt ging zwiſchen Samos und Athen, zwiſchen Perikles und Aſpaſia mit neuer Kunde hin und her.

Endlich meldete der Athener-Feldherr seiner milesischen Freundin:

„Samos ist erstürmt, der Trotz des Melissos gebrochen, der Friede geschlossen. Die Samier liefern ihre Schiffe aus und schleifen ihre Mauern.

Dennoch ist es mir nicht möglich, sofort nach Athen zurückzukehren. Ich muß vorher nach dem nahen Milet unter Segel gehen, wo Manches zu ordnen ist.

Nur kurz ist dieser Aufschub, und wir werden binnen wenigen Wochen uns wiederfinden.

Auf der Flotte herrscht Jubel, und die Trierarchen erfreuen sich des Sieges zum Theil in Gesellschaft ihrer Freundinnen, deren einige schon während der langwierigen Belagerung von Athen nach Samos herübergekommen. Diese Schönen haben gelobt, nach der Eroberung von Samos in der Stadt des berühmten Heratempels auf ihre Kosten nun auch der Liebesgöttin einen Tempel zu bauen. Sie scheinen entschlossen, dieses Gelöbniß wirklich auszuführen. Vor wenigen Tagen ist auch Theodota hier eingetroffen, auf den Wunsch ihres Freundes Hipponikos, welcher ebensowohl Patriot als Lebemann ist, und sich auf dem Schiffe, dessen Trierarchie ihm zufiel, nicht durch einen Andern vertreten ließ, sondern den Seezug persönlich mitmachte.

Lebe wohl! zu Milet, in deiner Vaterstadt, werde ich unabläßig deiner gedenken!“ —

Als Aspasia das Schreiben des Perikles gelesen hatte, wurde sie nachdenklich.

Dann faßte sie einen raschen Entschluß.

Einen Tag später sah man sie reisefertig mit einer Dienerin sich in den Piräus begeben, und ein Fahrzeug besteigen, welches im Begriffe stand, aus dem Hafen Athens nach der jonischen Küste zu segeln.

Zwölftes Capitel.

Joniſcher Honigmond.

Von Samos herüber hatte Perikles mit zweien ſeiner Trieren die kurze Fahrt nach Milet gemacht.

Der Trierarch des zweiten Schiffes war kein Anderer als Hipponikos. Dieſer hatte es ſich von Perikles erbeten, ihn nach Milet begleiten zu dürfen. Im Geleite des Hipponikos aber war die ſchöne Hetäre Theodota.

So rückte die reizende Tänzerin wieder bedrohlich in den Geſichtskreis des Perikles.

Die Mileſier empfingen den atheniſchen Strategen mit Jubel. Mit rauſchenden Feſten feierten ſie ſeine Ankunft, und mit einem goldenen Lorbeerkranze ehrten ſie den Sieger von Samos.

Perikles fühlte wie von einem ſchwülen Hauche ſich angeweht, ſeit er Kleinaſiens Küſte betreten. War es doch das Land der Dianenbilder mit den tauſend Brüſten, was er betrat, mit den Rieſentempeln, welche helleniſche Formen mit der ins Koloſſale, Ungeheuerliche ſich verlierenden Weiſe des Morgenlandes vereinigten, das Land der Aphrodite-Prieſterinnen, welche ſich preisgaben, das Land der weichlichen, weibiſchen Tonweiſen, das Land der Göttermutter, deren Feſtreigen auf dem Tmolos orgiaſtiſchen Taumel bis zur myſtiſchen Raſerei des Orients beflügelte, das Land auch ihres Pflegeſohnes, des Freudengottes Dionyſos, der ſchon durch ſein Weſen und äußeres Anſehen, zart und weichlich von Geſtalt, und doch voll Muth und Feuer,

weichgelockt, und des Haares üppigen Reichthum gekrönt durch eine lydische Mitra, in buntfarbigen, weiten Gewändern, als Kleinasiens echten Sohn sich erwies.

Und wenn irgendwo an den jonischen Küsten Asias, so wehte dieser schwüle Hauch, den der Athener Perikles empfand, in den Strassen des reichen, prächtigen, rosenberühmten Milet. Hier hörte man von den Persern und von dem Satrapen zu Sardes reden wie zu Athen etwa von den Megarern oder Korinthiern. Man sah Perser und andere Morgenländer auch wandeln in den Strassen. Reich und bunt wie das Gefieder morgenländischer Vögel, und doch geschmackvoll erschien die Kleidung der Männer von Milet und ihrer reizvoll üppigen Frauen. Gewandungen erblickte hier der Athener, welche den Persern, andere, welche den Aegyptern entlehnt waren; er sah sie von allen Farben: purpurn, krokosgelb, meerblau, er sah sie von der Farbe der Veilchen und der Hyazinthen, er sah sie sogar in grellen Feuerfarben. Er sah die Milesier umhüllt mit den Geweben Persiens, behängt mit den Edelsteinen Indiens, von den Salben Syriens triefend.

Perikles und Hipponikos genossen während ihres Aufenthalts zu Milet der Gastfreundschaft des reichsten und angesehensten Bürgers, des Artemidoros. Dieser führte sie auf sein prächtiges Landgut in der Nähe der Stadt. Unferne diesem ländlichen Sitze stand ein Myrthenhain, von welchem die Sage ging, daß in seinem von süßen Vögelstimmen durchtönten Dämmerschatten zuweilen die Göttin Aphrodite in leibhafter Gestalt sich zeige.

In den Gemächern des Artemidoros herrschte die Pracht des Morgenlandes. Mit bunten persischen Geweben prunkten die Wände und das Geräth wie die Leiber. Es flimmerte von Gold, es blinkte von Elfenbein, es duftete von Sandelholz. Eine Schaar von schönen Sklavinnen schwärmte im Hause umher. Es gab welche unter ihnen von den Gestaden des kaspischen

Meeres stammend, blendend weiß im Gesicht, wie die Marmorbilder, andere braun wie die Erzfiguren im Hause des Artemidoros, und noch andere glänzend schwarz, wie die mit Gold eingelegten Ebenholztische in seinen Gemächern. Mit Bildwerken und Gemälden war das Haus des Artemidoros reich geschmückt. Es fehlte nichts, was das Gemüth eines asiatischen Griechen in der Vaterstadt Aspasias befriedigen konnte.

„Ihr anderen Griechen nennt unser Jonien eine Brutstätte der Ueppigkeit," sagte Artemidoros zu seinen Gästen, als er sie an köstlicher Tafel bewirthete; „und wie ich vernehme, sollen in der That unsere schönen Milesierinnen der Tugend atheniſcher Männer noch gefährlicher sein, als die galanten Milesier den atheniſchen Frauen" —

Perikles lächelte.

„Vergeßt nicht," fuhr Artemidoros fort, „daß unser Jonien nicht blos die Brutstätte der Ueppigkeit, sondern auch der Poesie, ja sogar der Weisheit ist, da wir euch anderen Hellenen neben schönen Frauen auch den Thales, den Herodotos, und, wenn wir uns nicht zu viel anmaßen, auch den Homeros gegeben."

„Wer zweifelt daran," erwiderte Perikles, „daß des Hellenengeistes kräftige Blüte nie und nirgend erschlafft, selbst nicht in der Schwüle des Rosenlagers der Freude?"

„Sage, daß sie nirgends glänzender sich entfaltet als eben da!" rief Artemidoros „Es gibt keinen Fortschritt der Menschen und Völker ohne Das, was die Zeloten Ueppigkeit nennen." —

Am Abende des zweiten Tages führte Artemidoros seine Gäste in jenen Myrthenhain, welcher an sein prunkendes Landhaus gränzte und welchen er selbst in der Art eines Lustgartens mannigfach hatte ausschmücken lassen. Die schöne Theodota war als Freundin und Begleiterin des Hipponikos von

dem geschmeidigen Artemidoros mit eingeladen worden. Sie erschöpfte die Macht ihrer dunklen Augen, um den Freund Aspasias zu entflammen.

Im Geleite ihres Wirthes durchwandelten Perikles, Hipponikos und Theodota die reizende Wildniß blühender Myrthen. Da der weitgedehnte Hain sich über eine sanfte Anhöhe hin erstreckte, so hatte man an manchen Stellen, wo der Grund von Bäumen entblößt war, einen herrlichen Ausblick auf die Stadt, auf das blaue Meer und die Inseln, die wie zum Schutze vor den vier Häfen von Milet lagen. An solchen Stellen ließ der reiche Artemidoros durch die Sklaven, die seinen Schritten folgten, morgenländische Teppiche ausbreiten oder ein Purpurzelt aufschlagen, um da zu rasten, Erfrischungen zu nehmen oder dem weichen Klange lydischer Flöten zu lauschen, welche auf des Artemidoros Geheiß mit den Nachtigallen im Haine wetteiferten, das Ohr zu ergetzen.

Die Sklaven und Sklavinnen des Artemidoros bevölkerten den Wald als Silene, die hier und dort den Lustwandelnden aus Weinschläuchen volle Becher kredenzten, und als Heben, die ein Gleiches thaten, wie auch als Nymphen, die aus Füllhörnern Blumen und würzige Früchte darboten. Drei der schönsten unter den Letzteren schlangen auf einem freien Rasenplatze einen reizvollen Reigen, wozu die asiatische, bei den Kybelefesten gebräuchliche Handpauke in lärmender Weise geschlagen wurde, so daß der Sinne sich eine Art von Verwirrung und Trunkenheit bemächtigte.

Ein kleiner See in der Mitte des Haines war bevölkert mit allen Gestalten der hellenischen Meeresfabel. Fischgeschwänzte Meerweiber erblickte man, die sich mit Schilf bekränzten, und Sirenen, auf Felsen gelagert, und diese sangen im Wettkampfe mit Tritonen, welche auf Muscheln bliesen, leise, verlockende Lieder. Auch der prophetische, gestaltenwechselnde Meergreis Proteus fehlte nicht, welcher Allen weissagte, die es verlangten.

Auch Perikles trat zu ihm und wünſchte einen Schickſalsſpruch von ihm zu vernehmen.

„Ich will, wenn es nöthig iſt, nicht verſäumen, dich feſtzuhalten“ ſagte er ſcherzend, „wie es Brauch iſt bei Denjenigen, welche dich befragen, damit du nicht in immer neuen Verwandlungen dem Frager entſchlüpfeſt.“

Willig ſtand der Meergreis dem Perikles Rede und ertheilte ihm folgenden Orakelſpruch:

„Dort, wo die Nachtigall niſtet, am Ueppigſten duftet die Roſe,
Schlagen in Bande für dich günſtige Götter das Glück!
Halt' es feſt nur, o Held, mit der tapferen Fauſt, wie du mich hältſt!
So nur gehalten entſchlüpft nimmer das flüchtige dir.“

Perikles verſtand nicht, was der Meergreis ſagen wollte. Als er nach der Unterredung mit ihm nach ſeinen Gefährten ſich umſah, waren dieſelben verſchwunden. Er ging alſo allein eine Strecke weiter fort. Die Vögel, welche von Zweig zu Zweig, von Baum zu Baum hüpften, und dabei ihre ſchmelzendſten Lieder anſtimmten, lockten ihn immer tiefer in den Wald hinein. Aber auch Elſtern, Staare, Papageien ſaßen hie und da in den Zweigen, welche den Perikles mit „Sei gegrüßt!“ und „Freue dich!“ und „Komm nur, komm!“ und anderen verwunderlichen Reden anſprachen und neckten. Schwatzend hüpften ſie ſo immerfort neben dem Luſtwandelnden einher. Bald aber glaubte Perikles ſtatt der einzelnen Vögel einen ganzen Chor von Nachtigallen in einiger Entfernung zu vernehmen. Zugleich drang ein ſtarker Roſenduft, wie von den Lüften aus der Ferne hergetragen, zu ihm: er mußte von einem großen blühenden Roſengehege kommen. Und ſeltſamer Weiſe ſchien in dies Roſengedüft ſich das Arom indiſcher Salben zu miſchen. Halb unwillkürlich ſetzte Perikles ſeinen Weg in der Richtung fort, von welcher der Roſenduft und der ſchmetternde Geſang

der Nachtigallen kam. Er that es absichtslos und an die Weissagung des Meergreises dachte er nicht mehr. Hie und da sah er in der Dämmerung des Haines aus der Ferne etwas Hellfarbiges durch die Zweige schimmern. Die Vögel, welche dem Lustwandelnden, von Zweig zu Zweig hüpfend, singend, gleichsam das Geleite gaben, verstummten jetzt und schienen mit schalkhaften Augen auf ihn herabzublicken. Und statt ihres Gesanges erklang hie und da in den Wipfeln der Bäume ein stärkeres Flügelrauschen, und Laute, die einem leisen Kichern ähnlich waren, wie von flatternden und den Wanderer neckenden Liebesgöttern . . .

Nun erblickte Perikles das üppige Rosengehege selbst, dessen Düfte zuvor schon aus der Ferne ihm berauschend zugeströmt waren. Zwischen den Zweigen des Geheges aber sah er nun deutlicher jenes Geheimnißvolle schimmern, wie von Purpur und Gold und blendend weißer Gewandung Er näherte sich und es war ihm möglich, eben von der Seite, von welcher er kam, den Blick tiefer in die Laube dringen zu lassen. Inmitten dieser üppigen Rosenpracht nun sah er die reizendste Scene vor seinen Augen verwirklicht.

Umgeben von einer Schaar holder Knaben, welche purpurn gekleidet und mit goldenen Flügeln an den Schultern ausgestattet waren, auch goldene Pfeile in silbernen Köchern an der Seite trugen, stand eine Frauengestalt in blendend weißem Gewande, mit goldenem Gürtel um die Mitte des Leibes und von Rosenkränzen umschlungen. Das Antlitz der Schönen war Perikles nicht im Stande deutlich zu erblicken, denn eben, während er sich näherte, waren die kleinen Liebesgötter mit dem übermuthigsten Eifer beschäftiget, das Haupt, die Brust und den ganzen Leib des Weibes immer dichter mit Rosenketten zu umflechten, so daß es darunter fast verschwand. Perikles dachte an die Sage, die sein milesischer Gastfreund ihm mitgetheilt hatte daß in diesem Haine die

Göttin Aphrodite zuweilen leibhaft erſcheine, und er war nicht abgeneigt, jene unter Roſen faſt begrabene Schöne für eine Göttin zu nehmen.

Nachdem die goldgeflügelten Knaben die ſchlanke Frauengeſtalt ganz mit den Roſenketten umwunden hatten, zogen ſie dieſelbe an eben dieſen Ketten nieder auf ein Blumenlager, banden ſcherzend die Enden der Kränze an Stämmen und Gezweig der Sträucher feſt, und überſtreuten dann die Gefeſſelte, in fröhlichen Sprüngen um ſie tanzend, noch immer mit Roſen, die ſie von den ſchwer belaſtet niederhängenden Zweigen des dichten Geheges brachen.

Beim Anblick des Fremden ſprangen die kleinen Eroten insgeſammt lächelnd davon und ließen die Gefeſſelte allein. Perikles trat in die Laube. Jetzt erklang aus dem Blumengrabe hervor die Bitte der Gefangenen an den fremden Ankömmling, ſie zu befreien.

Perikles zerriß eine der Roſenketten, ſchob die Roſen bei Seite, welche Haupt und Angeſicht des Weibes verdeckten und ſeinem Blicke begegneten die ſtralenden Augen Aſpaſia's ...

Das Gefühl des erſten Moments bei dieſem Anblick war im Herzen des Perikles das der ſchrankenloſen Freude. Im nächſten Augenblicke aber machte das Erſtaunen ſich geltend, das eine Ueberraſchung dieſer Art in ihm hervorrufen mußte. Und ſchon ſchwebte eine bedenkliche Frage nach den Umſtänden, durch welche ein ſo unerwartetes Wiederſehen möglich geworden, auf ſeinen Lippen.

Aber nun erhob ſich Aſpaſia, die Roſenfeſſeln um ſich her abſchüttelnd, und ſagte mit dem ſüß bethörenden Klange ihrer Silberſtimme:

„Wiſſe, theurer Perikles, daß auch ich, wie Sokrates, meinen Dämon habe, der in entſcheidenden Augenblicken mir zuflüſtert, nicht blos, was ich laſſen, ſondern auch was ich thun

ſoll. Dieſer Dämon nun hat, als dein letztes Schreiben aus Samos an mich gelangt war, jenes Schreiben mit der Kunde des geſchloſſenen Friedens, der Ankunft Theodota's in Samos und deiner bevorſtehenden Reiſe nach Milet, ſich augenblicklich in mir vernehmen laſſen und mir geboten, unverweilt ein Schiff zu beſteigen, um in Samos, oder, wenn du dort nicht mehr zu finden wäreſt, in Milet dich aufzuſuchen. Vielleicht wollte der Dämon mir das ſchönſte Doppelglück beſcheeren, Milet nicht ohne dich, und dich nur in Milet wiederzuſehen. Ich kam nach Milet, ich wendete mich an deinen Gaſtfreund Artemidoros, ich hörte von Ueberraſchungen, welche dir die ſchöne Theodota auf eigenen wie fremden Antrieb in dieſem aphrodiſiſchen Haine bereiten wollte. Ich hörte von den Vorbereitungen, welche unter dem Beiſtande des großmüthigen Artemidoros bereits gemacht waren, aber ich fand für gut, im geheimen Einverſtändniße mit eben demſelben Artemidoros, die Rolle der Ueberraſchenden, welche Theodota ſpielen wollte, auf dieſer Bühne ſelbſt zu übernehmen. Dem Artemidoros alſo haſt du es zuzuſchreiben, wenn nicht Theodota, ſondern mich die Liebesgötter an dieſer Stätte dir gebunden überlieferten."

„Für mich," erwiderte Perikles, „haſt du die Sage vom Erſcheinen der Liebesgöttin in dieſem Haine wahr gemacht; für mich biſt du die Göttin der Liebe, die Göttin des Glücks, und vor Allem, erlaube mir dies hinzuzufügen, die Göttin der Ueberraſchungen" —

„Gibt es ein Glück ohne Ueberraſchungen?" rief Aspaſia.

Ein trauliches Geſpräch vereinte die Beiden noch eine geraume Zeit an jener lieblichen Stelle. Sie hatten, wie alle Liebenden nach langer Trennung, in vielfach abſchweifender Rede ſich tauſend Dinge zu ſagen.

Als aber Küſſe die Worte zu verdrängen drohten, und die Dämmerung einbrach, da ſprangen plötzlich wieder jene Liebesgötter aus den Büſchen hervor und machten Miene, mit

den neuen Kränzen, welche ſie inzwiſchen geflochten hatten, nun auch den Perikles umſchlingend zu feſſeln.

„Hüte dich vor dieſen Kleinen!“ ſagte Aspaſia. „Es iſt Zeit aufzubrechen und für heute Abſchied zu nehmen. Dein Weg iſt weit, kürzer der meine; denn zur Wohnung iſt von Artemidoros mir jenes kleine reizende Gartenhaus eingeräumt, das wenige Schritte von hier entfernt, und nur durch das dichte Myrthengebüſch von hier aus vor unſeren Blicken zur Hälfte verſteckt iſt. Dahin will ich mich begeben. Du aber, mein theurer Perikles, kehre zurück zu Artemidoros, zu deinem Freunde Hipponikos, und zur ſchönen Theodota, der feueräugigen Korintherin!“ —

Bei dieſen Worten Aspaſias brachen die Liebesgötter in ein helles, fröhliches Gelächter aus, ihre Ketten um den Perikles noch dichter ſchlingend, und dieſer ſtimmte ein in ihr Gelächter, und zuletzt Aspaſia ſelbſt; die Liebesgötter aber verflochten ſich und Perikles und Aspaſia zu einer lachenden Gruppe, die ſich, roſengefeſſelt und von den kleinen Genien fortgezogen, verlor zwiſchen den Myrthen- und Roſengebüſchen, während es nächtlich ſtill geworden war im verödeten Haine und nur noch die Nachtigallen ſangen und die Roſen dufteten.

Und Perikles fand ein ſüßeres Glück bei Aspaſia, als er es gefunden hätte bei der feueräugigen Korintherin.

Denn nicht der Moment, in welchem ein feurig liebend Paar zum erſten Mal ſich in ſchrankenloſer Wonne begegnet, iſt der ſüßeſte des Liebelebens; derjenige iſt es, in welchem es nach langer Trennung, nach langer Entbehrung ſich wiederfindet. Der Flamme des grünen Holzes gleicht die Luſt der allererſten Umarmung, nicht ohne trübenden Rauch und ohne heftiges Kniſtern; den ſich Wiederfindenden aber lodert die Freudenlohe hoch und hell und ungetrübt empor.

Als am Morgen nach jener Nacht Perikles und Aspaſia aus dem Gartenhauſe des Artemidoros Hand in Hand heraus-

traten in den thaufunkelnden Gartenhain, da glichen sie selbst zwei herrlichen Menschenblüten, vom funkelnden Thaue morgenfrisch benetzt. Und so wenig die süße Tonkraft in den Kehlen der Vögel, oder die verschwenderisch ausströmende Würze des Duftes in den schwellenden Rosenkelchen sich erschöpft hatte, so wenig hatte die Liebe sich erschöpft in den Herzen dieser Beiden.

Sie bestiegen eine der kleinen Anhöhen, von welchen man einen freien Ausblick hatte auf Stadt und See und Strand, auf das Gefild des Mäander mit Palmen, Rosenlorbeer und Keuschlamm an seinen gewundenen Ufern, und den blauen Latmos in der Ferne, und den See Biblis, aus dessen Schilfe buntbefiederte Wasservögel aufflatterten. Perikles aber ließ seine Blicke über die Zinnen der Stadt hinschweifen, ließ sie einen Augenblick ruhen auf den stolzen atheniſchen Trieren, die im Hafen lagen und dann weiter dringen in die Meeresferne hinaus, wo Samos lag, in Nebelduft gehüllt, die Stätte, an welcher er ein Jahr seines Lebens in männlichem Bemühen dem Vaterlande geopfert. Dann wieder zurückkehrend mit den Blicken zur schön gebauten Stadt, rühmte er die heiter-stattliche Pracht ihres Ansehens, den aufgeweckten, lebensfreudigen Geist ihrer Bewohner.

„Noch ist Milet stattlich und ihre Bewohner lebensfroh," erwiderte Aspasia. „Aber die Patrioten gedenken der Zeit, wo Milet die Beherrscherin dieser Meere, wo es nicht blos reich und üppig, sondern auch mächtig und unabhängig war, wo es seine Kolonien aussandte bis an die fernen Küsten des Pontos. Diese Zeit ist dahin: Milet ist nicht mehr unabhängig, und muß sich beugen vor dem mächtig aufgeblühten Athen."

„Du sprichst diese Worte fast mit Bitterkeit," erwiderte Perikles lächelnd, aber bedenke, daß, wenn Milet nicht atheniſch wäre, es perſiſch wäre. Nicht der stammverwandte Hellene hat eure Macht gebrochen, sondern der Perser, als er diese Küsten verheerend überschwemmte. Und hätten nicht die Athenäer drüben

bei Salamis und Marathon gekämpft, ein perſiſcher Satrap herrſchte jetzt zu Milet ſo gut wie in Sardes. Zürne nicht der Athenäerflotte, welche ſchirmend ihren Arm über dieſe Geſtade hält!"

„So muß ich alſo," ſagte Aspaſia, „ſtatt dem Athenäer zu grollen, dankend ſeine Stirne küſſen?"

Damit drückte ſie einen Kuß auf die Stirn des Perikles und Dieſer verſetzte: „Deine goldbeflügelten Liebesgötter haben geſtern dies Milet gerächt an dem Führer der mächtigen Athenäerflotte."

„Laß dich's nicht gereuen," ſagte Aspaſia, „dieſem mileſiſchen Strande eine Woche deines thatenreichen Lebens zu weihen. Ehre die Stätte, welche nicht blos als die Heimat der üppigſten Roſen und der zarteſten Wolle der Welt, ſondern auch als die der ſchönſten Märchen berühmt iſt. Oder wäre zärtlichen Herzen etwas Theureres erſonnen worden, als unſere mileſiſche Liebesfabel von Eros und Pſyche?"

„Du haſt Recht," erwiderte Perikles; „aber," fuhr er ſchalkhaft lächelnd fort, „ſo viel ich weiß, iſt unter dieſem Himmelsſtrich auch die Fabel der „Wittwe von Epheſos", wenn es eine Fabel iſt, erſonnen worden" —

„Deren Sinn," fiel ihm Aspaſia ins Wort, „dem gewöhnlichen Verſtändniß zufolge darin liegt, daß die Frauen wortbrüchig, wankelmüthig, treulos ſind? Aber eine ſchlechte Fabel iſt die, welche nicht mehr als Einen Sinn zuläßt, nicht mehr als Eine Wahrheit in ſich ſchließt. Erlaube mir, daß ich die epheſiſche Wittwe in Schutz nehme. Sie wurde nur dem todten Gatten ungetreu. Die Liebe hängt ſo ſehr mit dem Leben zuſammen, daß eine Liebe und Treue über das Grab hinaus, ein Leben das ſich mit einem Leichnam zuſammenkoppeln läßt, ein Unding iſt. Die blutloſen Schatten des Hades dürfen ſich nicht vom Blute der Lebendigen nähren."

So unterhielten ſich in heiterem Geſpräche die Beiden.

Dann kam Artemidoros und machte Aspasia scherzhafte Vorwürfe, daß sie ihm den Gast entwendet, und nachdem er Beide auf einen Imbiß zu sich geladen, führte er sie auf zierlichem, mit weißen Rossen bespanntem Wagen zum altberühmten Tempel des Apollon, welcher in einiger Entfernung von der Stadt gelegen war, und zum Tempelgehege der Kypria an des Seeufers flachem Gelände, von zartsproßendem Rohr umgrünt, und von gelben Halkyonen umflattert. Die schöne Meeresküste fuhren sie entlang, und auf dem Rückwege bestiegen sie eine Barke, um über die sammtweiche, tiefblaue Welle sich hinüberrudern zu lassen nach einer reichbebüschten Insel, welche die begleitenden Sklaven des Artemidoros sogleich wieder zu einem kleinen Paradiese umgestalteten, bunte, weiche Teppiche ausbreitend, und jede Art von köstlicher Labe bietend. In solcher Art verging der Tag so rasch als die Nacht vergangen war, und wieder gehörten die Beiden sich selbst an in der von Nachtigallen umtönten Einsamkeit ihres Gartenhaines.

Artemidoros hatte Aspasien seinen Gast nun völlig abgetreten, und seiner Verehrung des Perikles nicht blos, sondern auch der verschwenderischen Großmuth, welche ihm eigen war, gereichte es zur Genugthuung, die schöne Landsmännin mit all' den äußeren Behelfen auszustatten, deren sie bedürfen konnte, um ihrem Freunde die idyllische Einsamkeit des Myrtenhains mit dem wechselnden Zauber einer unerschöpflich erfindsamen Liebe zu würzen.

Und Aspasia machte nicht weniger Gebrauch von diesen Behelfen als von denjenigen, welche die Natur selbst noch verschwenderischer als der reiche Artemidoros, in ihr reizvolles, jedes schönen Zaubers kundiges Wesen gelegt hatte.

Das gesteigertste, veredeltste Genußleben des Geistes und der Sinne feierte in diesen beiden göttergeliebten Seelen ihr selt'nes Wonnefest. Vieles und Großes hatte Perikles geschaffen und vollbracht, vieles Schöne und Unvergängliche Aspasia

wirksam angeregt, indem sie die zündenden Funken ihres Geistes und ihrer Schönheit nach allen Seiten sprühend warf. Aber das Schönste und Höchste vollzogen sie beide, indem sie sich liebten und glücklich waren: so glücklich, wie es nicht die Stumpfsinnigen, sondern nur die götterähnlichen Menschen zu werden vermögen. Dessen, was sie anregten, schufen, wirkten, mochten sich die Sterblichen erfreuen; auf ihr Liebesleben aber schauten die seligen Olympier selbst mit Befriedigung herab. Das Ideal des menschlichen Glückes in schöner Lebens- und Liebesfreude zu verwirklichen, erschien in jenen halkyonischen Tagen von Milet den Beiden selbst als der beste Theil ihrer Bestimmung . . .

In der That genossen Perikles und Aspasia zum ersten Male ganz das Glück ihrer Liebe in dieser Verborgenheit. Aber das schönste Asyl der ungestörten Einsamkeit, ein schöneres und ungestörteres, als der Hain und das Gartenhaus gewähren konnte, hatte die Zauberhand Aspasia's geschaffen. Das offene, flache Dach des Hauses, umsäuselt von den Wipfeln hoher Pinien und Cypressen, war von ihr in einen kleinen Lustgarten umgewandelt worden. Den Blicken der Außenwelt war dieses Asyl durch blühendes Strauchwerk und auf hohen Stengeln sich schaukelnde Blumen, welche den Rand nach allen Seiten umsäumten, und durch Purpurlinnen entzogen, mit welchen man zeltartig die ganze Terrasse bedecken konnte. In diesem von der Welt abgeschlossenen, nur den beiden Liebenden allein zugänglichen Blumenasyle brachten sie wonnevolle Stunden hin. Hier genossen sie die sichere Einsamkeit eines verschlossenen Gemachs ohne die dumpfe Schwüle eines solchen; sie hatten den freien Aether über sich und fühlten sich angeweht von den süßen, duftgewürzten und erfrischenden Lüften des Haines. Die Einsamkeit der Myrthen, die Einsamkeit des Hauses genügte ihnen nicht; zärtlichen Tauben ähnlich, entflatterten sie zum Tache zur wonnigen, in den blauen Aether hinauf

entrückten Stätte, und nur was ſchwingenbegabt war, vermochte ihnen dahin zu folgen: die Tauben die Pfaue, die zwitſchernden Singvögel Hier ruhten ſie zwiſchen den Blüten, hier gab Aspaſia dem Freunde die Geſänge der Poeten zu hören, die in ihrem Munde einen wunderbaren Reiz gewannen, hier umſtrickte ſie ihn zum Schall der Saiten ſingend, mit dem Silbernetz ihrer Töne, mit der Magie ihrer tief einſchmeichelnden, das Gemüth des Hörers wonnevoll aufregenden Stimme, hier erzählte ſie ihm reizende mileſiſche Märchen, hier plauderten ſie bald thöricht wie Kinder, bald weiſe wie graubärtige Grübler. Hier konnten ſie die Purpurtücher um ſich und über ſich zuſammenziehen, und wie Götter, in ein olympiſches Roſenlicht getaucht, mit verklärten Leibern in purpurner Dämmerung athmen Oder ſie konnten dem hellen Glanze des Tagesgeſtirns von oben herein zu ſtrömen vergönnen, und der Liebende konnte Antlitz und Glieder der Geliebten von blendend weißem Glanze übergoſſen, von den Reflexen der grünen Sträucher zauberiſch umſpielt, in erhöhtem Reiz wie ein ätheriſches Gebilde beſtaunen.

Aspaſia kleidete ſich nach mileſiſcher Sitte jetzt purpurn, jetzt meerblau, jetzt feuerfarbig, jetzt krokosgelb Sie liebte es, dem Freunde in wechſelnder Geſtalt zu erſcheinen. Sie entlehnte Gewandung, Haltung, Ausdruck, Weſen jetzt von dieſer, jetzt von jener Göttin oder Heroine, und auf den Wunſch des Perikles gab ſie ihm mimiſche Tänze zu ſchauen, die dieſen wechſelnden Geſtalten entſprachen, und die an kunſtvollem Reize Alles übertrafen, was die ſchöne Theodota in dieſer Art hatte bewundern laſſen.

Bei dieſen Verwandlungen ſeiner unvergleichlichen Freundin konnte Perikles nicht umhin, jener Verſe des Meergreiſes Proteus zu gedenken, welche dieſer ihm auf den Weg gegeben, als er, ohne es zu wiſſen, ausging, Aspaſia zu finden. Jene Verſe, die ihm das ſchönſte Glück verſprachen, und ihn aufforderten:

. Halt' es feſt nur, o Held, mit der tapferen Fauſt,
wie du mich hältſt:
So nur gehalten entſchlüpft nimmer das flüchtige
dir!"

„Ich werde dich feſthalten müſſen, wie den weisſagenden, geſtaltenwechſelnden Proteus, damit du nicht auch in einer deiner Verwandlungen mir entſchlüpfeſt!" ſagte Perikles ſcherzend zu Aſpaſia.

„Wie willſt du es anfangen, mich feſtzuhalten? fragte die Mileſierin.

„Das hoffe ich von dir ſelbſt zu hören!" verſetzte Perikles.

„Etwa nach athenäiſchem Brauche im ſtreng vergitterten Käfig?" fragte Aſpaſia.

„Welchen Käfig meinſt du?" ſagte Perikles.

„Jenen Käfig," verſetzte Aſpaſia, „den ihr Männer das Frauengemach in eurem Hauſe zu nennen pflegt."

„In dieſen Käfigen," ſagte Perikles nach einer kleinen Pauſe, „ſind vielleicht nur Teleſippen, nicht aber Aſpaſien feſtzuhalten."

Die Mileſierin antwortete nur mit einem Lächeln.

Ihr genügte es, jenes Wort hingeworfen zu haben, um es in der Seele des Perikles nachwirken zu laſſen.

Es begab ſich eines Tages, daß Perikles mit Artemidoros in Abweſenheit Aſpaſias über dieſe ſelbſt ſich unterredete.

„Die Sagen und Geſchichten aller Zeit," ſagte Artemidoros, „berichten von Helden genug, welche auf längere oder kürzere Friſt der Gewalt ſchöner Frauen anheim fielen. Den nach ſeiner Heimat ſchmachtenden Odyſſeus hielt die ſchöne Nymphe Kallypſo in ihrer Grotte jahrelang zurück. Den frommen Aeneas wußte die liebende Dido zu gewinnen, ſogar den ſtärkſten der Starken bannte die tückiſche Omphale eine Zeit lang an ihren Spinnrocken. Aber alle dieſe Weiber verſtanden es nicht, den Gewonnenen für immer zu feſſeln: ihr Zauber erloſch, die Feſſeln ſprangen, der überdrüßige Held holte das

roſtige Schwert oder die vergeſſene Keule wieder aus dem Winkel hervor, beſſerte eines Morgens ſein halbmorſches Fahrzeug wieder aus, und ging mit flüchtigem Abſchiedsgruße von der Schönen fort auf neue Abenteuer. So würde wohl auch Aspaſia's Reiz erlöſchen, wenn du in dieſem freudenreichen Aſyl beſtändig mit ihr verweilen müßteſt!"

„Gewiß," ſagte Perikles, „wenn Aspaſia Theodota wäre, wenn ſie nichts beſäße als den wonnigen Reiz ihrer Glieder. Aber es gibt etwas, das den Liebenden wohl auch für immer zu feſſeln vermöchte. Ich ſpreche nicht von den Mitteln gemeiner Weiber, welche durch verſtellte Sprödigkeit oder durch Unruhe und Qualen und Schwierigkeiten des Beſitzes, die ſie dem Liebenden bereiten, Dieſes zu erreichen glauben. Es gibt bevorzugte weibliche Naturen, welchen es vergönnt iſt, den Liebenden trotz ſchrankenloſer Hingebung, durch welche das Glück gewöhnlicher Weiber ſcheitert und eben durch dieſe, mit immer feſteren Banden zu umſtricken. Sollte ich jenes Unſagbare nennen, wodurch ihnen Solches gelingt, ſo könnte ich es nur die Charis nennen: jene wunderſame Miſchung von Reiz und Huld, einſchmeichelnd ohne Aufdringlichkeit, das Gemüth durchſonnend wie ein olympiſches Götterlächeln. Dieſe Charis, glaube ich, iſt der Zauber, welchen Aphrodite verwahrt in ihrem goldnen Gürtel. Tauſend trübende Wölkchen ſteigen auf am Himmel der Liebenden: nur die Charis weiß ſie zu bannen: nur im Stral der leuchtenden, lächelnden Seelenanmuth verſchwindet alles Trübe. Nur durch ihren Anhauch mildert ſich alles Schroffe und Harte. Ihr wird Alles erlaubt und Alles verziehen, weil ſie keine Wunde ſchlägt, ohne ſie augenblicklich zu heilen. Aspaſia beſitzt dieſe Seelenanmuth, dieſe Charis, dieſen Gürtel der Aphrodite, und mit dieſem allein vereitelt ſie ſpielend alle Bemühungen Theodota's! Denn ich kenne die Weiber, und weiß, wie ſelten, wie einzig in der Welt Das iſt, was Aspaſia beſitzt."

„Ich verstehe dich ganz;“ sagte Artemidoros; „was du sagst, habe ich oft empfunden. Der Prüfstein des Weibes und ihrer Zaubermacht ist nicht der Genuß, den sie bereitet, sondern die Art, wie sie die Pausen zwischen den Genußmomenten eines Honigmondes auszufüllen weiß!“ —

„Aspasia versteht es,“ erwiderte Perikles, „in jedem Augenblick einen glänzenden Funken ihres Geistes aufsprühen zu lassen, Etwas wie eine Rakete oder auch nur wie eine schillernde Seifenblase, Etwas, wornach man haschen muß, und was die schleichende Stunde beflügelt. Und dies Alles thut Aspasia ohne Anstrengung, ohne Zwang und Künstelei; sie thut es, weil es ihr natürlich ist. Und eben nur weil es ihr natürlich ist, wirkt es unwiderstehlich. Der Honigmond der Geistesarmen ist eine Sinnenhetze, gemischt mit tödtlicher Langeweile; nur aus der Seele quillt, was dem Süßesten Werth und Dauer gibt.“ —

Der Tag an welchem Perikles mit seinen beiden Schiffen wieder nach Samos zurückkehren sollte, um von dort aus noch einen kurzen Besuch auf Chios zu machen, kam heran. Das Entgegenkommen der Milesier hatte es dem Perikles leicht gemacht, die Absichten die ihn nach Milet geführt, zu verwirklichen; und so war es ihm vergönnt gewesen, nur den geringsten Theil der Zeit seines milesischen Aufenthaltes politischen Unterhandlungen den großen Rest aber seinem geheimen Glücke zu leben

Der gastfreundliche Artemidoros gab dem scheidenden Athenerfeldherrn ein Festmahl, an welchem auch Aspasia Theil nahm.

Bei diesem Festmahl sagte Perikles zu seinem Wirthe Artemidoros:

„Kein Wunder, wenn der geheime Zauber dieses Himmelsstriches auch mich erfaßt hat, und ich sieben Tage lang schier unbewußt einem glücklichen Müssiggange mich hingab.

Man merkt es, daß ihr Griechen dieſer Küſte den heißblütigen Phöniziern nahe wohnet, welche zuerſt die Liebesgöttin verehrten, und jener kypriſchen Inſel, welche dieſer üppigen Göttin auf ihrem Siegeszuge aus der ſidoniſchen Bucht nach Hellas die Stätte der erſten Wegesraſt geboten. Und wie von Süden her die Feſtbegeiſterung der kypriſchen Göttin, ſo dringt von Norden, von den Höhen des Tmolos, der Feſtlärm des Dionyſos und ſeiner göttlichen Amme Rhea zu euch. Und ſo ſeid ihr gleichſam umzingelt und umbrandet von den Wogen der Feſtluſt jener Freudengötter. Wie aus übervollen Eutern die Milch, wird hier der Thau der Ueppigkeit ausgeſchüttet aus dem Füllhorn jener Götter, und aus den tauſend quellenden Brüſten der Artemis. Euch Mileſiern mögen die grauſig-ſchwärmeriſchen Orgien auf dem Tmolos wohl nicht blos vom Hörenſagen bekannt ſein. Es ſollte mich wundern, wenn nicht den Einen oder den Anderen von euch die Neugier einmal getrieben hätte, zur Feſtzeit ſich in die Nähe jener geheimnißvollen Stätte im nachbarlichen Lydien zu wagen, und, wenn auch vielleicht nur aus ſcheuer Entfernung, die Raſerei der Korybanten zu belauſchen."

Bei dieſen Worten des Perikles, verdüſterten ſich ein wenig die Züge des Artemidoros, und ein leiſer Seufzer entrang ſich ſeiner Bruſt, ſo daß Perikles ihn verwundert und faſt betroffen anblickte.

„Mich ſelbſt," begann Artemidoros," hat das Verhängniß einſt dorthin geführt, und ich würde dir das was ich erlauſchte und erlebte, gern erzählen, wenn ſich nicht ſo viel Düſteres mit dieſen Erinnerungen für mich verknüpfte."

Dieſe Worte vermehrten die Spannung des Perikles, und als Artemidoros es merkte, fuhr er fort:

„Ich ſehe es wohl, ich muß auch wider Willen ſprechen und meine Befangenheit mit der Rechtfertigung bezahlen, die deine Mienen, o Perikles, von mir heiſchen."

So vernimm:

Wenige Jahre ſind es her, daß ich noch den reizendſten Jüngling von Milet meinen Sohn nannte. Er war ausgeſtattet mit allen Vorzügen des Geiſtes und des Körpers, aber auch mit einer beſchwingten Phantaſie, die keinen Zügel kannte, mit einem bis zur Schwärmerei entzündlichen Gemüthe. Es hat nie an Jünglingen zu Milet gefehlt, welche durch die Erzählung von den raſenden Orgien auf dem Tmolos zu freventlicher Neugier aufgeſtachelt wurden, und mancher iſt der Hut ſeiner ſorgſamen Erzeuger entflohen, um jenem wilden Reigen ſich anzuſchließen; ja Zeiten gab es, in welchen dieſer Drang wie eine Art von Seuche um ſich griff. Ich erwog, wie ich eine ähnliche Verirrung von meinem allzu empfänglichen Chryſanthes abzuwenden vermöchte. Wie ich befürchtet hatte, zeigte auch er ſich bald von jener Krankheit mitergriffen. Die Zeit der lydiſchen Feſte kam heran. Chryſanthes wurde auffallend ſchweigſam, nachdenklich, ſeine Wangen bleichten ſich, und er ſah aus wie von einer geheimen, fieberhaften Ungeduld verzehrt. Schon war ich entſchloſſen, ihn als Gefangenen im Hauſe zu behandeln, ihm Wächter beizugeben, die jeden ſeiner Schritte im Auge behalten ſollten. Dennoch ließ der Zuſtand, in welchem ich ihn ſah, mich ſein Entweichen befürchten und bald kam mir das Bedenken, daß der Jüngling in Folge des gänzlich ungeſtillten Verlangens in gefährlichen Trübſinn oder in eine tödtliche Krankheit verfallen könne und daß es heilſamer wäre, wenn ich dem Drange ſeiner, wie es ſchien, immer wachſenden Neugier zum Theil, aber in einer Weiſe Befriedigung verſchaffte, welche ohne perſönliche Gefahr für ihn wäre. Ich eröffnete ihm, daß ich ſelbſt mich mit ihm auf den Tmolos begeben, die myſtiſchen Gebräuche der Korybanten mit ihm belauſchen werde. In meiner Geſellſchaft, unter meiner unmittelbaren Obhut, mußte ja der Jüngling vor jeder Gefahr geſichert ſein.

Eine Reise von mehreren Tagen brachte uns an's Ziel. Wir bestiegen im Geleite eines Sklaven, der Lebensmittel für einen Tag trug, den waldbewachsenen, noch verödeten Tmolos, und erwarteten den Augenblick, wenn der wilde Schwarm der Korybanten von Sardes her den Bergeshang heraufkommen würde.

Begonnen hatte das orgiastische Frühlingsfest schon am vorigen Tage damit, daß man die größte Riesenfichte des Tmolos fällte, sie umwand mit Kränzen unzähliger Frühlingsveilchen, die in den Gründen des Tmolos sproßten, und die so bekränzte unter wildem Festjubel hinunterschleppte bis in den Tempel der Kybele, um sie der allgebärenden Göttermutter als Frühlingsopfer darzubringen.

Nun war des Festes größter und geräuschvollster Theil noch übrig. Ein dumpfes Getöse scholl an unser Ohr noch früher, als wir den in der Abenddämmerung heranziehenden Schwarm der Korybanten erblicken konnten. Wir verbargen uns bei ihrer Annäherung im dichten Gebüsch, um, selbst unbemerkt, von hier aus ihres Treibens Zeugen zu sein.

Der Schwarm kam näher, das Getöse wurde betäubend. Ein jeder dieser Korybanten, von welchen manche ganz nackt, andere nur mit dem zottigen Fell eines wilden Thieres um die Lenden bekleidet waren, trug eine Handpauke, die er mit aller Gewalt in dumpfen Tönen schlug, oder eine lärmende Cymbel, oder blies auf einer Pfeife oder auf einem Horne, wieder andere hatten Schwerter und Schilde in den Händen, die sie dumpf zusammenschlugen. Aber all diesen Lärm des Erzes und der Tonwerkzeuge übertönte noch das Geschrei, das Gebrüll vielmehr, welches einen Jubelgesang zu Ehren des verlorenen und nun wiedergefundenen Jünglings Attis, des Lieblings und Boten der allzeugenden Mutter Rhea, nur in abgerissenen Lauten vernehmen ließ. Vom verlornen und wiedergefundenen Attis sangen sie, aber es war die aus ihrem Todesschlafe wiedererwachte, wild-

gährende Triebkraft der Natur, welche diese Menschen nicht blos feierten, sondern in sich selbst aufschäumen ließen bis zu wahnsinnigem Taumel. Angeführt wurde der Schwärmerzug von Kybelepriestern, welche hellflammende Kienfakeln in einer Hand, in der andern scharfgeschliffene krumme Messer trugen, die sie mit fanatischen Blicken schwangen. Ein großer Phallos wurde vorangetragen. Das Gehen dieser Menschen war nicht ein Schreiten zu nennen, sondern ein vom Getöse jener Lärmwerkzeuge begleitetes, wüstes Springen und Tanzen mit wild verrenkten Gliedern. Die Gesichter Aller waren hochgeröthet, manche auch bis zu tiefem Dunkelblau unterlaufen, die Augen schienen ihnen aus den Höhlen zu quellen, und nicht Wenigen stand der Schaum vor dem Munde. Dabei schüttelten sie wild die langen Locken, die ihnen, meist aus fremden Haaren künstlich angefügt, um die Schläfe hingen, und die ihnen ein mann-weibliches Ansehen gaben. Was auf dem Wege von wilden oder zahmen Thieren in ihre Hand gefallen war, schleppten sie mit sich. An der Spitze des Zuges wurde ein Panther geführt. Einige sahen wir mit Schlangen in den Händen, die sie aufgegriffen hatten, und mit welchen sie so unbefangen wie mit Kränzen oder Bändern spielten.

Während der tosende Zug an uns vorüber stürmte, sah ich den jungen Chrysanthes neben mir von einer immer wachsenden Aufregung ergriffen. Er schwieg, aber sein Angesicht erglühte, sein Auge blickte starr auf die rasende Festschaar, und er begann einige von den Bewegungen, die er an jenen Tollen bemerkte, unbewußt zu wiederholen.

Unfern der Stelle, wo wir im Gebüsche versteckt waren, dehnte sich eine große, von ungeheuren Fichten umschlossene kräuterbewachsene Fläche. Hier machte der Schwarm Halt, aber nicht um zu rasten, sondern um noch toller zu wüthen. Der Phallos und die mitgeschleppten Thiere wurden in die Mitte gebracht, auch die Priester traten in die Mitte, und in der Runde umher schaarten sich die Korybanten.

Einem ermunternden Worte der Prieſter folgend, ſtürzten ſich dieſe auf den Panther und auf die übrigen Thiere, zerriſſen dieſelben erſt mit den Händen, dann mit den Zähnen, ſchlürften ihr warmes Blut, und ſteckten die Reſte des blutenden Fleiſches auf ihre Thyrſusſtäbe wie auf Spieße. Dann begannen ſie unter dem verſtärkten Getöſe der Pauken und Cymbeln und des geſchlagenen Erzes den Phallos zu umtanzen, die große, allzeugende Göttermutter preiſend, und die all-lebendige Zeugungskraft, die unerſchöpfliche Luſt- und Liebeskraft, deren Bild unter ihnen vor Aller Augen emporragte . .

Die wilden Thiere flüchteten ſich vor dem Lärm in die entfernteſten Gründe: ein Löwe brach erſchreckt in eiligem Laufe hart neben mir und Chryſanthes durchs Gebüſch. Und in der That die fanatiſchen Ausrufe, das rauchende Opferblut, die lodernd geſchwungenen Fackeln vor Allem das Getöſe des Tympanons, mußten jedes Thier- und Menſchengemüth in Angſt oder in den wildeſten Aufruhr bringen. Ich ſelbſt verlor faſt die Beſinnung. Da machte plötzlich Chryſanthes neben mir den Verſuch, von mir ſich loszureißen. Entſetzt ſah ich auf ihn und merkte, daß er in ſeinem ganzen Weſen ſchon jenen Raſenden ähnlich war. Ich hielt ihn feſt, aber, Rieſenkraft in den jugendlichen Gliedern entwickelnd, machte er ſich frei, und fortſtürmend ſprang er hinab über eine Felswand, ſo hoch und ſchroff, daß nur durch ein Wunder ſeine Glieder unzerſchmettert blieben — hinab, mitten unter jene Raſenden ſprang er, und wie die ſchäumende Flut einen Tropfen, verſchlang ihn der taumelnde Reigen.

Vor Schrecken ſtarr rathlos, faſt beſinnungslos ſtand ich da.

Der raſende Tanz ging weiter vor meinen ſchwindelnden Augen. Einige ſtürzten wie todt zuſammen, erhoben ſich wieder, und begannen von Neuem.

Wieder brachen Ausrufe der Entflammteſten begleitet

von winkenden Zeichen, wunderlich tollen Geberden, durch den Lärm sich Bahn. Und als der Taumel aufs Höchste gestiegen, traten Einige hervor, und verschafften sich Gehör mit Worten, von welchen an mein Ohr nur Weniges vernehmlich drang. Sie wiesen nach dem Phallos hin, sie riefen mit aufgeregten Geberden, das todte Scheinbild auf jener Stange müsse nach altheiligem Brauche ersetzt werden durch die Blutwärme der Wirklichkeit, und den Begeistertsten im Reigen gezieme zur Feier der all-lebendigen Kraft die persönliche darzubringen, als freudiges Dankopfer der allzeugenden Göttin —

Unheimlich blinkte das scharfgeschliff'ne krumme Messer, die uralte asiatische Harpe, in den Händen der Kybele-Priester — —

Mir schwanden die Sinne, ich sah nur mehr einen wüsten Knäuel sich durcheinander bewegen, in welchem die Rasendsten sich mit blitzender Klinge verwundeten, verstümmelten — ich gedachte meines Chrysanthes — es wurde Nacht vor meinen Augen, ich sank zu Boden.

Als ich die Besinnung wieder erlangte war der Mond taghell aufgegangen, die Korybantenschaar war weitergezogen, das Getöse des Tympanons scholl aus dem Innern des Waldgebirges wie ferne verrollender Donner.

Ich begab mich nach dem nahen Sardes, der Stätte des Priesterthums der Kybele, weil ich dort am Ersten hoffen konnte, vom Schicksal meines Chrysanthes etwas zu vernehmen, den geliebten Verlornen wieder zu erhalten.

Und ich erhielt ihn wieder: er wurde mir zurückgebracht auf einer aus Fichtenzweigen des Tmolos geflochtenen Bahre, verwundet, verstümmelt, verblutet — —

Der Jüngling voll blühender Kraft und Schöne lag vor meinen Augen da jener veilchenbekränzten Fichte vergleichbar, gefällt auf dem Tmolos vom Messer der Korybanten, als Dankopfer der allzeugenden Göttin" . . .

So lautete die Erzählung des Artemidoros.

Die Heiterkeit des Festmahls war getrübt.

Als es vorüber war, und Perikles mit Aspasia sich allein fand, sagte er:

„Milet ist schön, und die Erzählung des Artemidoros wird mir die Erinnerung der wonnigsten Tage nicht gänzlich trüben, welche die Götter mir hier zu durchleben vergönnten. Aber ich fühle, daß es Zeit ist, den Fuß von diesem heißen Strande hinweg wieder auf das schwebende Meerschiff zu setzen, und meine fast beklemmte Brust wird erst wieder völlig frei aufathmen in den heimischen, wirkräftigen, attischen Lüften!"—

BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

Dreizehntes Capitel.

Diopeithes und Hipparete.

Aspasia befand sich verkleidet auf dem Schiffe, welches den athenischen Strategen von Milet zu seiner Flotte vor Samos zurückführte. Als die Triere aus dem Hafen hinausruderte, in die offene, morgendlich glänzende See, wandte die Milesierin an der Seite ihres Freundes den Blick zurück nach dem blühenden jonischen Gestade. Heere von Kranichen und von langhalsigen Schwänen flogen über die Au, und ließen, die rauschenden Fittige schlagend, sich nieder am hallenden Ufer. Aspasias Blicke aber hafteten auf den entschwindenden Zinnen ihrer Vaterstadt. Ihr Gemüth fühlte von der stolzen Empfindung sich durchdrungen, daß sie hier an der Stätte, wo sie das Licht zuerst erblickt, den schönsten Triumph ihres Lebens besiegelt und den Zauberbann der Liebe fester als jemals, ja unauflöslich, um den gefeiertsten hellenischen Mann ihrer Zeit geschlungen. Auch Perikles blickte nach dem entschwundenen Gestade Joniens mit heller glänzendem Auge zurück: er gedachte der süß verlebten Tage und wie seine unvergleichliche Freundin, ein weiblicher Antäus, aus der Berührung ihrer Heimaterde gleichsam eine verdoppelte Kraft sieghaften Liebreizes in sich gesogen.

„Fast möchte ich klagen," sagte er, „um den entschwundenen milesischen Honigmond; aber wie sollte mich der Gedanke nicht beruhigen, daß ich doch dich selbst als schönste Beute wieder mit mir entführe?"

„Ueberall hin," erwiderte Aspasia, „wird uns das Glück

und die Liebe folgen; nur Eines lassen wir zurück, um es vielleicht nie wieder zu finden: die glückliche Verborgenheit, die wir hier genossen, und die schöne Freiheit von allen beengenden Fesseln" —

Perikles senkte das Haupt und sah nachdenklich vor sich hin.

„Nach Athen zurückgekehrt," fuhr Aspasia fort, „bist du wieder der Staatslenker, auf dessen Thun und Lassen Aller Augen gerichtet sind, bist wieder Bürger Athens, von des Herkommens strenger Regel gebunden, bist wieder Telesippens Gatte — und ich — nun ich bin eben wieder die Fremde, die Heimatlose, die Rechtlose, ich bin, wie deine Gattin und ihre Freundin sich ausdrücken, die Hetäre von Milet" —

Perikles erhob langsam sein Haupt und blickte der Freundin scharf in's Angesicht. „Hast du nach Anderem verlangt, Aspasia?" sagte er; „hast du nicht beständig als ein Sklaventhum die Ehe verspottet, und als ein Gefängniß das Frauengemach des Atheners?"

„Ich erinnere mich nicht, Perikles," erwiderte Aspasia, „daß du es mir jemals in der That anheimgestellt hättest, ob ich mich entscheiden will für den Stand der Hetäre oder für den der athenischen Ehefrau."

„Und wenn ich es thäte," sagte Perikles, „wenn ich diese Entscheidung dir anheimstellte, welche Antwort würdest du geben?"

„Ich würde dir sagen," erwiderte Aspasia, „daß ich weder für das Eine noch für das Andere mich entscheide; daß ich freiwillig weder Hetäre sein will, noch eines Atheners Ehefrau."

Perikles war betroffen.

„Eines Atheners Ehefrau?" widerholte er dann; „du scheinst also nicht jede Art von Ehebund, sondern blos die athenische verschmähen zu wollen; sage mir doch, wo in aller Welt das Ideal von Ehebund zu finden ist, welches deinen Beifall hat?" —

„Ich weiß es nicht," versetzte Aspasia; „ich denke, daß es noch nirgends in der Welt vorhanden ist; aber ich trage es in mir."

„Und wissen würde es bedürfen, um Das, was du in dir trägst, zu verwirklichen?" fragte Perikles.

„Wenn es eine Ehe geben soll," erwiderte Aspasia, „so soll sie auf das Gesetz der Freiheit und auf das Gesetz der Liebe gegründet sein."

„Und was müßte ich thun," fragte Perikles, „um dies Ideal mit dir zu verwirklichen?"

„Du müßtest mir alle Rechte der Gattin einräumen, ohne mir eines von den Rechten zu entziehen, welche du bisher der Geliebten eingeräumt!" versetzte Aspasia.

„Du willst," sagte Perikles, „daß ich Telesippe verstosse und dich an ihrer Stelle als Herrin in mein Haus einführe? Dies ist mir verständlich; unklar aber ist mir der Rest deines Verlangens. Was verstehst du unter den Rechten, die ich dir nicht entziehen soll?"

„Vor Allem das Recht, zwischen mir und dir kein Gesetz als das der Liebe anzuerkennen!" versetzte Aspasia. „So bin ich dir gleichberechtigt wie die Geliebte, nicht Sklavin, wie die Ehefrau. Du bist des Hauses Herr, doch nicht der meine; du begnügst dich mit dem Opfer meines Herzens, ohne meinen Geist in Fesseln zu schlagen und mich zu dumpfer Unthätigkeit in der Einsamkeit des Frauengemachs zu verdammen."

„Du willst mir also dein Herz darbringen," sagte Perikles, „deines Geistes Vorzüge und Wirkungen aber sollen wie bisher Gemeingut sein. Du willst dir nicht versagen, in Berührung zu bleiben mit Allem, was deine Phantasie anzuregen, deinen Geist zu beschäftigen vermag?"

„So ist es!" rief Aspasia.

„Und wenn wir den Versuch eines solchen Bundes machen wollten," sagte Perikles, „weißt du, ob dieser Versuch möglich

ist, nicht blos vom Gesichtspunkte des Herkommens, sondern auch vom Gesichtspunkte der Liebe selbst betrachtet?"

„Wenn er dir unmöglich scheint, wer zwingt uns, ihn zu machen?" versetzte Aspasia lächelnd, drückte den Freund mit einem zärtlichen Kusse an sich und begann von andern Dingen zu sprechen. —

Der Weg nach Samos war rasch zurückgelegt. Nachdem Perikles hier einige Anordnungen bei der Flotte getroffen, bestieg er neuerdings eine Triere, um nach Chios zu segeln.

„Wie?" rief Aspasia scherzend, „trägst du so großes Verlangen, jene einst von dir geliebte Schöne wieder zu sehen, die, so viel ich weiß, bei dem Dichter Jon auf Chios lebt?"

Perikles lächelte wie über einen Scherz.

Diesmal war Sophokles im Geleite des Perikles. Der Dichter war nicht wenig überrascht, die Milesierin in altgewohnter Verkleidung auf dem Schiffe des Perikles wiederzusehen.

Sie war nun wieder der reizende Jüngling, dessen Geheimniß nur wenigen Eingeweihten enthüllt war.

Auf Chios, dem Heimatlande der edelsten Trauben, die unter griechischem Himmel reiften, dessen Bewohner die reichsten Leute in ganz Hellas genannt wurden, lebte der tragische Dichter Jon, ein geborner Chier, der mit seinen Tragödien zu Athen schon manchen Lorbeer errungen. Freilich soll er die Bürgerschaft Athens durch einige Fässer Chierweins, die er bei der Aufführung seiner ersten Tragödie dem Volke spendete, für sich und seine tragische Poesie günstig gestimmt haben. Er war, wie schon diese Freigebigkeit beweist, einer der reichsten Männer von Chios, und als solcher auch von bedeutendem politischen Einfluß auf seiner heimatlichen Insel.

Mit Perikles stand Jon nicht auf gutem Fuße, seit beide Männer Nebenbuhler bei der reizenden Chrysilla gewesen, und

der Dichter war noch immer verſtimmt gegen Perikles, obgleich die Schöne zuletzt ſein eigen geblieben und dem begüterten, in Ueppigkeit lebenden Manne gefolgt war in ſein Heimatland. Perikles betauerte die Nachwirkung alter Gegnerſchaft im Gemüthe ſeines einſtigen Nebenbuhlers. Denn er hatte von den Chioten einige nicht unwichtige Zugeſtändniſſe für Athen zu erwirken und mußte nun fürchten, daß ihm der einflußreiche Jon aus perſönlicher Abneigung im Wege ſtehen werde.

Sophokles nahm es auf ſich, Jon mit Perikles zu verſöhnen, und da Niemand zum Vermittler ſo ſehr von Natur geeignet war, als der liebenswürdige, alle Menſchen leicht für ſich einnehmende Dichter der „Antigone," ſo gelang ihm auch jener Verſuch bei ſeinem Kunſtgenoſſen Jon ſo trefflich daß Dieſer den Perikles ſogleich mit Sophokles zu ſich einlud, und es ſich zur Ehre rechnete, die beiden atheniſchen Strategen zu bewirthen.

Nur von einem Morgen bis zum andern konnte Perikles auf Chios verweilen, und nachdem des Tages größerer Theil den politiſchen Unterhandlungen gewidmet worden, ſchickte Perikles unter Begleitung des Sophokles ſich an, der Einladung des Jon zu folgen.

Aber nicht ohne einen Dritten begaben ſich die Beiden in das Haus des chiotiſchen Gaſtfreundes.

Aspaſia [illegible] nicht ohne geheime Abſicht darauf beſtanden, dem Freunde diesmal in der Verkleidung eines Sklaven zu folgen, und dort, wohin er ſich begab, nach dem Brauch der Sklaven, welche im Geleite ihrer Herrn gingen, dienſtbereit ihm nahe zu bleiben.

Die geheime Abſicht aber, welche die Mileſierin hatte, war keine andere, als die Wiederbegegnung des Perikles und der ſchönen Chryſilla unſchädlich zu machen, die Aufmerkſamkeit ihres Freundes von Chryſilla und die der Schönen von

Perikles abzuziehen. Perikles willigte in die Verkleidung Aspasias und suchte den Grund derselben in einer verzeihlichen Neugier seiner Freundin, jene Chrysilla kennen zu lernen.

Ion bewohnte ein Landgut an der reizvollsten Stelle des zuerst scharf, dann sanft ansteigenden Meerufers, rings umgeben von besonnten Geländen, die voll der reifenden Gabe des Bachos hingen.

Er führte seine Gäste hinaus auf eine Terrasse, die auf einem von der lieblichsten Meereswelle umspülten Felsvorsprunge lag. Auch sie war überdacht von hellaubigem Rebengeschlinge, von welchem die Chiertrauben verlockend niederhingen, und zwischen welchem dem Auge ein entzückender Ausblick auf das schimmernde Meer und die blühenden Nachbarinseln vergönnt war.

An diesen lieblichen Ort führte Ion seine Gäste, und nachdem ihre Augen von der holden Schau gesättigt waren, hieß er sie auf weichen Pfühlen sich niederlassen und bewirthete sie mit köstlichen Erfrischungen. Das edelste Naß des Bachos wurde kredenzt in silbernen Pokalen.

Chrysilla war anwesend. Sie blühte noch wie eine Rose, aber die Blüte ihrer Glieder hatte im Laufe der Zeit auf Chios zu solcher Ueppigkeit sich entwickelt, daß des Atheners feiner Sinn das schöne Maß darin vermißte. Sie glich einer stolzen, vollprangenden Rose; aber die Rose ist eben nur die üppigste und duftigste, nicht die schönste der Blumen.

Ion, der im Grunde doch ein Mann von guter Gemüthsart und ein heiterer Freund des Genußes war, empfing Perikles mit versöhntem Geiste und unverstellter Herzlichkeit.

Er erhob den Becher, in welchem die feurigste Flut seiner Gebinde schäumte, auf das Wohl des Perikles, und vergaß nicht des berühmten Genossen desselben, des edlen Sophokles.

Als aber Ion sich weiterhin erging in begeistertem Lobe der beiden Männer und der Erfolge gedachte, welche sie als

Strategen vor Samos erfochten, da lehnte Sophokles für seinen Theil dies Lob ab, und sagte, daß es ungetheilt seinem Freunde Perikles gebühre.

„Gleichwohl," fuhr Sophokles zu Ion und einigen von Ion geladenen vornehmen Chiern gewendet fort, „würdet ihr Unrecht thun, wenn ihr in diesem unserem Perikles vor Allem den Staatsmann und Feldherrn bewundern wolltet. Vom Ruhme seiner Unternehmungen und Schöpfungen geht die Kunde durch ganz Hellas, aber sie meldet nur von denjenigen Eigenschaften des großen Mannes, welche Lärm verursachen und weithin glänzen. Ich dagegen weiß von dem edleren, dem geräuschlosen Theil seiner Tugenden mehr als je zu sagen seit dieser Mitgenossenschaft in den Kämpfen vor Samos. Von den Siegen wißt ihr, die er dort erfochten, aber ihr wisset nicht, daß er, als jeder von den fünfzig reichen Samiern, die er als Geiseln nach Lemnos schickte, ihm heimlich ein Talent für seine Freilassung anbieten ließ, diese Anträge so wie die Summen, mit welchen der persische Satrap ihn zu bestechen versuchte, zurückwies. Andere erzählen euch, wie viele feindliche Schiffe er in den Grund gebohrt, wie viele Feinde er getödtet hat — ich aber will euch sagen, wie viel er aus Mitleid am Leben gelassen, auch wie sparsam er mit dem Blute der Seinigen umgegangen, und wie ich ihn ein paarmal scherzend zu den Soldaten habe sagen hören, wenn es auf ihn ankäme, sollten sie ewig leben. Er erfand „eiserne Hände" für seine Schiffe, damit die Hände von Fleisch und Bein sich besser schonen konnten. Ihr wisset, daß er ein Held ist in den Stunden des Kampfes; ich aber sage euch, daß er ein Weiser ist in den Stunden der Ruhe, und daß er, wenn es eben Muße im Lager gab, seinen Kriegern Wind und Wetter und Sonnen- und Mondesfinsternisse und alle Erscheinungen am Himmel erklärte, weshalb ihn auch Viele für einen Zauberer hielten. Von seiner Gelehrsamkeit und Stärke in der Philosophie haben sie eine so

hohe Meinung daß viele jetzt für gewiß behaupten, er habe den samischen Feldherrn Melissos, einen nahmhaften Philosophen, weniger durch seine geschickte Strategie, als durch mörderische Syllogismen in die Flucht geschlagen. Es gab keinen sanfteren und keinen strengeren, keinen gefürchteteren und keinen beliebteren Mann im Lager als ihn, keinen schweigsameren, wenn Reden überflüssig war, und keinen beredteren, wenn es nöthig war zu reden. Dieses wollte ich euch sagen von Perikles, damit ihr den edlen und trefflichen Mann als solchen rühmet, nicht immer den Strategen und Seehelden; denn als solcher verdient er zwar Lob, aber nicht unbedingt, insofern er, nachdem er vor Samos sich gut gehalten, zu Milet, wie ich höre, sich weniger tapfer benommen, ja seiner Flotte und seines Feldherrnamtes beinahe vergessen, und einige Tage länger als nöthig in der dortigen Bucht vor Anker gelegen, was ich als einen strategischen Fehler betrachte."

Ion und die anderen Zuhörer lächelten bei dieser Schlußwendung des Sophokles, Perikles aber besann sich nicht lange, die Rede seines Freundes wie folgt zu erwidern:

„Mein Amtsgenosse und Freund Sophokles hier will euch bereden, wie ich höre, mich lieber zu den Weisen als zu den großen Strategen zu zählen. Gerne würde ich, um nicht Gleiches mit Gleichem zu vergelten, umgekehrt von ihm behaupten, daß er mehr zu den großen Strategen als zu den Weisen zu rechnen, aber es liegt allzusehr auf der Hand, um es bemänteln zu können, daß er mit mir in gleicher Lage ist: Von der Strategie nämlich und von Dem, was zum Seewesen gehört, versteht auch er, so zu sagen, nicht allzuviel. Er wird sein Leben lang viel leichter die Namen sämmtlicher Nereiden des Meeres, als die Benennungen der Bestandtheile eines wohlgebauten atheniſchen Dreiruderers seinem Gedächtnisse einprägen. Aber er hat uns während dieses Seezuges als Stratege einen prächtigen Päan auf den Asklepios gedichtet, der auf der ganzen Flotte

geſungen wird, und der, wie alle Steuerleute und Ruderknechte bezeugen, uns bei Stürmen auf der See ſchon die trefflichſten Dienſte geleiſtet. Und wie ſein Päan die aufgeregten Meereswellen beſänftigt, und die helfenden Götter der Seefahrt günſtig ſtimmt, ſo iſt ſein ganzes Weſen einem milden Oele vergleichbar, das alles Rauhe glättet, alles Wilderregte beſchwichtigt. Die Leute auf ſeinem Schiffe thun das Rechte, auch wenn er ein verkehrtes Zeichen gibt, und halten ihn für einen zwar im Seeweſen unerfahrnen, aber gottgeliebten Mann. Wenn aus meinem Munde etwas kommt, was die Leute für weiſe halten, ſo meinen ſie, daß ich dies von dem Klazomenier Anaxagoras habe; wenn aber Sophokles den Mund öffnet, ſo ſind Alle überzeugt, daß ihm das, was er ſagt, die Götter ſelbſt im Traume eingegeben. Von dieſer Art, ihr Männer von Chios, iſt mein Mit-Stratege Sophokles hier. Ich meine ihn gelobt zu haben, und würde den Göttern danken, wenn das Lob, welches er über mich ausgegoſſen, ſo wohl verdient wäre, als dasjenige, welches ich ihm mit dieſen Worten geſpendet."

So rühmten einander, angeregt vom feurigen Geiſte des Bacchos, herzliches Empfinden unter der Maske anmuthigen Scherzes bergend, die beiden atheniſchen Schiffsbefehlshaber im Kreiſe heiter beſeelter Männer, unter den Traubengehängen der ſchönen Meerterraſſe des Jon.

„Geziemt es doch faſt zu erröthen," ſagte Jon, „wenn man Männer vor ſich ſieht wie Perikles und Sophokles, welche mit großen Dingen beſchäftigt und unabläßig für das Allgemeine thätig ſind, während man ſelbſt in der Zurückgezogenheit nur dem Genuße des Daſeins und den Muſen lebt. Aber ich denke, es gibt neben rühmlichem und ſchönem Thun auch einen löblichen und ſchönen Müſſigang. Ich habe dieſen erkoren."

„Gewiß," ſagte Sophokles, „iſt ein Müßiggang ſchön zu nennen, der ſchöne Früchte bringt. Die Athener haben deine Tragödien nicht vergeſſen" —

„Noch deinen Chierwein!“ fügte Perikles hinzu.

„Ich weiß,“ versetzte Jon gutmüthig lächelnd, „ihr Athener sagt, daß ich durch meinen Wein euren Beifall im Theater erkaufen wollte, aber sagt was ihr wollt, nur nicht, daß der Wein schlecht gewesen. Denn, wenn ihr meinen Chier nicht lobt, so kränkt ihr mich mehr, als wenn ihr meine Tragödien tadelt.“

„Da sehe man doch diese tragischen Poeten,“ sagte Perikles, „wie sie so fröhlichen Geistes sind, während sie es doch lieben, in ihren Tragödien sich mit den düstersten und erschrecklichsten Dingen zu befassen, immerfort beschäftigt mit Götterzorn, uraltem Fluch, forterbender Schuld, entsetzlichen Schicksalswendungen und dergleichen . .

„Eben weil wir heiteren Geistes sind,“ versetzte Sophokles, „lassen wir uns muthig mit dem Düsteren ein; wir ringen damit und möchten es gerne bezwingen. Es ist nun einmal da, und will überwunden sein. Muthig ringen wir mit jenen alten blinden Natur- und Schicksalsmächten, um die menschlichen Dinge, so gut wir es vermögen, aus dem Banne einer finsteren Naturnothwendigkeit zu befreien. In den hellen Sternnächten, welche ich am Bord meiner Triere vor Samos zubrachte, habe ich mich viel im Geiste mit jenem duldenden thebanischen Greise beschäftigt, und ihn verfolgt auf dem Wege, wie er zuerst, von verzweifelter Reue ob unfreiwilliger Schuld getrieben, des Augenlichtes sich selber beraubt und ins Elend wandert, allmälig aber hindurchdringend zu des Geistes reiner Klarheit und Freiheit, Schuld und Reue zuletzt von sich abschüttelt, vor seines Lebens Ende das greise Haupt mit dem Stolze des Schuldlosen emporrichtet, und aus einem Verbrecher zum Richter wird über Diejenigen, welche nicht unfreiwillig und unwissend wie er, sondern bewußt, nicht durch äußerlichen Schicksalsfluch, sondern von innen her-

aus durch Verleugnung edler menſchlicher Gefühle gefrevelt haben."

„Freund!" ſagt Jon, „in dem, was du von Oedipus ſprichſt, ſteckt doch die alte bekannte Schwärmerei für deinen Heimatgau, denn dort war es ja, wo dein greiſer Dulder zur Ruhe einging" —

„Ich geſtehe gern," erwiderte Sophokles, „und ich erblicke ein günſtiges Zeichen für mein tragiſches Dichteramt darin, daß eben in jenem Gau, der mich gebar, jene uralten tragiſchen Wirrniſſe ſich löſ'ten."

„Ehre deinem Heimatgau!" ſagte Perikles: „aber geſtatte mir zu erwähnen, Freund, daß nicht bloß dein Gau, ſondern ganz Athen der Boden iſt, auf welchem alte Wirrſale ſich löſen, alte Schuld geſühnt wird, vorzeitliches Dunkel zerſchmilzt an der Stätte der lichten Göttin Pallas Athene! Auf dem gnadenreichen Boden Athens hat nicht blos jener Duldergreis, ſondern auch der furiengepeitſchte Jüngling Oreſt ſeines Fluches Löſung gefunden, ja, ihr Alle kennt den Erdſchlund in der Nähe des unvollendeten Tempels des olympiſchen Zeus, und wir wollen gerne glauben, was die Sage berichtet, daß in dieſem Erdſchlund die Waſſer der deukalioniſchen Flut ſich verlaufen haben." —

Während dieſer und ähnlicher Geſpräche hatte die Sonne ſich allmälig zum Niedergange geneigt; mit flammendem Purpur färbte ſich weithin die Meerflut und füllte mit ihrem letzten goldigen Glanze das Innere der traubenverhang'nen Terraſſe. Die Gäſte des Jon ſogen mit Behagen die linden, erfriſchenden Abendlüfte in ſich, welche über das Meer herüber kamen. Jon ließ die Becher aufs Neue füllen, und das Naß in den Silberpokalen leuchtete, als ob auch in ihm die Purpurglut der ſcheidenden Sonne ſich ſpiegelte.

Perikles ließ ſich den Becher von keiner andern Hand, als von der ſeines mitgebrachten Sklaven kredenzen. Dieſer

verſah ſein Schenkenamt mit einer Anmuth, welche dem Auge des Jon, der ſchönen Chryſillä und der übrigen anweſenden Chioten ebenſo wenig entging, als die Schönheit der Züge des Jünglings. Derſelbe ſchien es für ſeine Pflicht zu halten, den Schenkendienſt auch bei Sophokles auf ſich zu nehmen, was der Dichter lächelnd und mit ſichtbarer Genugthuung ſich gefallen ließ.

„Dein mitgebrachter Schenke, o Perikles," ſagte er „hat nur Einen Fehler."

„Und welchen?" fragte Perikles.

„Daß er ſich beim Darreichen des Bechers ſo ſehr beeilt," verſetzte der Dichter; „man würde es lieber ſehen, wenn er dabei ein wenig zögerte, um ſich in ſeine Augen blicken zu laſſen, die, wie mich dünkt, von einer merkwürdigen Art ſind."

Der Jüngling erröthete, als er die Blicke Aller nach dieſer Rede des Sophokles auf ſich gerichtet ſah. Dieſer belächelte des Jünglings Verlegenheit und rief mit den Worten eines alten Dichters:

„Wie ſchön auf Purpurwangen glänzt des Eros Licht!"

„Was ſagſt du zu dieſem Verſe des Phrynichos? Wie gefallen dir die Purpurwangen?"

„Mir gefallen ſie nicht;" erwiderte der Jüngling, welcher ſeine Faſſung raſch wieder gewonnen hatte. „Es ſcheint mir, daß die Poeten in ihren Verſen Dinge preiſen, welche ſie in der Wirklichkeit durchaus nicht ſchön finden würden. Ich glaube, daß eine Wange, mit wirklichem Purpur bemalt, häßlich wäre" —

„Wie?" rief Sophokles, „dann würdeſt du ja wohl auch die Roſenfinger der Eos bei Homer nicht gelten laſſen!"

„Allerdings nicht!" verſetzte der junge Sklave. „Wenn meine Finger roth wie Roſen wären, ſo würde Perikles, mein Gebieter, glauben, daß ich mich mit Purpurſchneckenſaft beſudelt habe und mir befehlen, die Hände zu waſchen" —

„Daß doch alle nergelnden Kunstrichter Sklaven wären wie du!“ rief Sophokles. Aber lachend neckte ihn Perikles, daß er nun endlich als Poet seinen Richter gefunden habe.

Mancherlei Scherzreden wurden so geführt, auch Blicke, von der Glut des Dionysos befeuert, flogen hin und her, und dazwischen entflammten die unsichtbar schweifenden Liebesgötter ein kleines, harmlos neckisches Wechselspiel der Eifersucht Perikles fand, daß sein Freund Sophokles das Geheimniß des schönen Sklaven zu wenig achte, und von Diesem hinwiederum dünkte es ihn, als ob er seines Schenkenamtes bei dem Dichter mit größerem Eifer als nöthig, walte. Aspasia dagegen glaubte bemerkt zu haben, daß Chrysilla's Blicke denen des Perikles öfters begegneten, und daß Dieser die seinigen zuweilen ein wenig auf den üppig erblühten Formen der Freundin des Ion ruhen lasse. Bald aber änderte sich die Sache. Chrysilla hatte in der That anfangs mit ihren Blicken die des Perikles gesucht, aus weiblich eitler Begier, zu erforschen, ob die Macht ihrer Reize über den Mann, der ihr einst gehuldigt hatte, völlig erloschen. Dennoch konnte auch von ihr der schöne Sklave nicht unbemerkt bleiben, der Aller Augen auf sich zog, und Dieser für seinen Theil schien es sich vorgesetzt zu haben, die feurigsten seiner Blicke eben an Chrysilla zu verschwenden. So gelang es ihm zuletzt, die Augen der Freundin des Ion von Perikles ab fast gänzlich auf sich selbst zu lenken. In diesem Bemühen war er durch Sophokles unterstützt worden.

Ion hatte Anfangs den Wechsel von Worten und Blicken zwischen Perikles und Chrysilla nicht ohne ein leises Mißbehagen beobachtet und sah zuletzt mit eben so wenig Behagen die Aufmerksamkeit seiner Freundin dem fremden Jüngling zugewendet, gab aber auch selbst der Freundin einigen Grund zu Besorgnissen, indem er den Eindruck merken ließ, welchen der aufgeweckte Geist und die Schönheit eben jenes Jünglings in fast geheimnißvoller Weise auf ihn übte.

Neue Becher wurden gebracht. Als Sophokles wieder den seinigen aus der Hand des schönen Schenken empfing, betrachtete er den Rand des Bechers mit scharfem Blicke, und sagte zu dem Sklaven gewendet:

„Ich muß mich zum ersten Male beklagen, daß du nicht achtsam genug dein Amt versiehst. Am Rande dieses Bechers sehe ich eine leichte Flocke, die du versäumt hast zu entfernen!"

Lächelnd schickte der Jüngling sich an, mit der zarten Spitze des Fingers leicht über die Stelle des Randes, wo das Flöckchen haftete, hinwegzustreifen, um sie so zu entfernen.

„Dergleichen Dinge," sagte Sophokles, „wollen nicht mit dem Finger angefaßt, sondern mit dem Hauche des Mundes leicht hinweggeblasen werden." Damit hielt er dem Jüngling den Becher entgegen und Dieser bückte sich lächelnd herab, um das Flöckchen, wie der Dichter es wünschte, hinweg zu blasen. Dieser aber hielt den Becher so, daß das Haupt des Jünglings dem seinigen so nahe als möglich kommen mußte. So sah er das goldbraune Gelock desselben fast unmittelbar an seinem Busen leuchten. Er sog das berauschende Arom in sich, welches daraus emporstieg, empfand die leise Berührung seiner Wangen durch das sich neigende und dann wieder hebende Lockenhaupt, und setzte hierauf die Lippen genau an der Stelle des Becherrandes an, welche der Hauch des rosigen Mundes berührt hatte.

Mit wachem Auge hatte Perikles diesen Vorgang beobachtet. „Freund Sophokles," sagte er, „ich wußte nicht daß du ein Kleinigkeitskrämer bist, der so viel aus einem winzigen Flöckchen macht!"

„Gestehe lieber," versetzte Sophokles, zufrieden lächelnd, „daß du nun einsiehst, früher geirrt zu haben, als du mich vor allen Diesen ausführlich als einen sehr schlechten Strategen und Taktiker bezeichnetest. Indessen beruhige dich, ich habe die Genugthuung, auf die es abgesehen war, erlangt, und verspreche

dir, daß ich es bei diesem kleinen Beweise meiner Fähigkeiten bewenden lassen werde."

So sprechend reichte Sophokles dem Freunde die Hand, und Dieser drückte sie mit heiterem Lächeln.

Die Schatten sanken, aber noch tief in den dämmernden Abend hinein mischte sich Becherklang und heiter lebendiges Gespräch auf der meerumwogten Terrasse des Jon. Im Meere war der Purpurglanz allmälig verglommen, aber noch immer leuchtete er in den immer neugefüllten, schäumenden Bechern von Chios.

Seltsamer Weise war zuletzt der schöne, muntere, schlagfertige Mundschenk des Perikles zum Mittelpunkte des ganzen Kreises geworden. Jeder wollte endlich nur von ihm den Becher sich füllen lassen. Jeder wollte einen Blick aus seinen heiter beseelten Augen, ein schalkhaftes Wort aus seinem Munde für sich erhaschen. Als Chrysilla einmal den Wunsch nach einer besonders schönen Traube äußerte, welche vom Geländer herabhing, beeilte sich der immer flinke und willige Mundschenk, dieselbe zu pflücken und sie der Herrin darzubringen. Chrysilla erröthete, erröthete vor dem Sklaven — und Niemand wunderte sich darüber. Jon billigte es nicht, fand es aber begreiflich. Und so drehte sich zuletzt Alles um die verkleidete Milesierin. Obgleich sie sich den Scherz machte zu dienen, herrschte sie . . .

Zuletzt fragte Jon, welcher seinem eigenen köstlichen Weine nicht karger als die Gäste zugesprochen hatte, den Perikles, ob er ihm diesen Sklaven nicht verkaufen wolle.

„Nein!" erwiderte Perikles, „ich denke ihm die Freiheit zu geben, und heute noch will ich es thun — in dieser Stunde! Er soll zum letzten Mal diese Kleider getragen haben. Hier vor euren Augen spreche ich ihn frei!" —

Alle Anwesenden priesen diesen Entschluß mit Begeisterung. Die Becher wurden auf das Wohl des Mundschenken

geleert und seine Freigebung mit dem Blute der edelsten Traube besiegelt.

Einer aber in dem heiteren Kreise bei Ion, Perikles selbst, war zuletzt ernst und nachdenklich geworden.

„Du hast," sagte Aspasia lächelnd zu ihm, als sie von Ion hinweggingen, „meine Freigebung mit einer Feierlichkeit ausgesprochen, welche selbst Denjenigen auffiel, denen es nicht unbekannt war, daß sie ein Scherz sei."

„Es war kein Scherz," erwiderte Perikles; „ich will, daß du niemals wieder der männlichen Verkleidung dich bedienst, daß du niemals wieder dich selbst erniedrigst!"

„Ich bin begierig zu erfahren," erwiderte Aspasia, „wie du es der Fremden, der sogenannten Hetäre aus Milet, ersparen willst, sich zu erniedrigen?"

„Du wirst es erfahren!" sagte Perikles.

Am nächsten Morgen kehrte der Athenerfeldherr nach Samos zurück und ohne Verzug ertheilte er hier der Flotte die Weisung, für den nächsten Morgen sich segelfertig zu machen zur endlichen Heimkehr nach Athen.

Mit Jubel wurde dieser Befehl begrüßt, und stolz bewimpelt, unter Anstimmung eines hellen Freudengesanges, schiffte bei Anbruch des nächsten Tages das siegreiche Geschwader der Athener aus dem samischen Hafen in die hohe See hinaus, westwärts steuernd, um nach einer Abwesenheit von eilf Monden die Heimat wieder zu sehen.

„Ich denke," sagte Aspasia zu dem Freunde in der Stunde der Abfahrt, „daß du jenes Grausen, welches dich am letzten Abende zu Milet in Folge der Erzählung des Artemidoros befallen, schon auf Chios überwunden hast, und daß es dazu nicht erst, wie du glaubtest, der attischen Lüfte bedurfte."

„Dennoch," versetzte Perikles heiter erregt, „ist meine Seele ganz erfüllt von Sehnsucht nach dem heimischen Gestade,

und immer klingen mir einige Verſe im Ohr, die ich aus dem Munde des Sophokles gehört:

„Inos Sohn, Melikertes, und du, Leukothea, milde
Herrin grünlicher Flut, immer zur Hilfe bereit,
Nereu's Töchter, und du, Poſeidon, rauſchende Wogen,
Du auch, thrakiſcher Weſt, mildeſter Herrſcher des Meers,
Huldreich nehmet mich auf und führt mich über die weite
Salzflut ſonder Gefahr nach dem geliebten Athen!"

Die Fahrt ging den erſten Tag bei günſtigem Winde und unter wolkenlos leuchtendem Himmel vorüber an den Eilanden des blauen Archipelagos. Den beiden Liebenden war dieſe Fahrt durch das Inſelmeer ein wonniger Genuß. Wie blickten ſie ſo gerne, während das vordringende Fahrzeug die Wogen rauſchend zertheilte, vom Rande des Schiffes hinunter in die ſammtweiche Flut, welche im nächſten Umkreiſe des Schiffes wieſengrün erſchien, weiter hinaus aber in leuchtendes Blau getaucht ſich zeigte, und von unzähligen blendenden Silberfunken unter den Stralen der Sonne flimmerte. Möven umflogen den Maſt mit ihren weiß beränderten langen Fittigen, und in ganzen Schaaren folgten Delphine der weißglänzenden Schaumſpur, welche die Kiele, durch die Flut hinrauſchend, hinter ſich ließen. In muthwilligem Spiele, mit den zweizackigen Schwanzfloſſen um ſich ſchlagend, wälzten ſie ſich in den Strudeln der Salzflut, ſchwangen über den Spiegel der See ſich hinaus, um dann ihre ſchwärzlich glänzenden Leiber in den Wellenhügeln neuerdings zu begraben

Bei Einbruch der Nacht ließ Perikles die Flotte vor Tenos ankern. Der einförmige Geſang der Ruderer verſtummte, mit ihm das Rauſchen der kieldurchfurchten See, im reinen, leuchtenden Aether funkelten die Geſtirne, und das Mondlicht ſchlug im Oſten ſeine gold'ne Brücke übers Meer.

Perikles ſtand ſinnend am Bord des Fahrzeugs, während Alles rings um ihn in Schlummer ſank.

Da ſchmiegte ſich eine weiche warme Hand in die ſeinige.

„Warum blickst du so gedankenvoll hinab in die Meerflut?“ fragte Aspasia: „Sehnst du zu den ambrosischen Töchtern des Nereus dich hinab, welche mit rosigen Füßchen die kristallene Tiefe durchwandeln?“

Ihres Mundes Silberlaut weckte den Träumer.

Perikles antwortete mit einem Kuße, und die Beiden begannen ein Liebesgespräch, unter welchem sie allmälig bei hellem Mondeslicht, wie in Träume gewiegt, das ganze Meer rings um sich belebt erblickten. Aus dem Grunde tauchten die Nereustöchter empor, auf Thieren des Meeres reitend, und Tritonen drängten sich zu Hauf, schmetternde Seetrompeter, welche Hochzeitlieder auf Muscheln bliesen; in ihrer Mitte aber zog die Meernymphe Galathea einher: sie hob die Purpurschleppe des Gewandes aus der Flut, und ließ es, von sanften Hauchen geschwellt, wie ein Segel über sich flattern.

Im ersten Morgengrauen vernahmen Perikles und Aspasia plötzlich Saitenklang aus der Ferne. Es klang ihnen wie von der Leier des Orpheus, welche ja, nach alter Kunde, als der Sänger den Tod gefunden, von den Mänaden ins Meer geworfen und von der Flut weiter getragen worden durchs Aegeermeer, und deren Töne die Seefahrer zuweilen bei tiefer Windstille fernher über die Meerflut hallend vernahmen. Dies Getön also der im Meere herrenlos schwimmenden Leier des Orpheus schien ans Ohr des Perikles und der Aspasia zu dringen, bis sie merkten, daß die Klänge aus der Triere des Sophokles kamen, die an ihnen vorüberfuhr, als im grauenden Morgen die Flotte sich wieder in Bewegung setzte. Die Freunde grüßten einander und Sophokles folgte der Einladung des Perikles, ihm einen Besuch auf seinem Schiffe zu machen. Da plauderten sie von Athen, vom Wiedersehen der Freunde, von dem Hochfeste der Panathenäen, welches unmittelbar nach der Heimkehr bevorstand, und immer höher spannte Aspasia die Erwartung, mit welcher Perikles

und Sophokles den Ueberraſchungen entgegenſahen, welche Pheidias und die Seinen, nachdem ſie raſtlos thätig geweſen in dieſer langen Zeit, den Wiederkehrenden bereiten würden.

Als hierauf der Tag völlig anbrach und die erſten Stralen das Meer erhellten, tauchte zur Linken das heilige Delos auf, der „Stern des Meeres," die Inſel Apollons, leuchtend im Frühroth, und gleichſam geküßt von den erſten Stralen des Gottes, welchem ſie heilig war. Nicht ohne innere Bewegung ſah Perikles nach der uralt ehrwürdigen Inſelperle des Archipelagos hinüber. Er gedachte des Tages auch, da wie ein Geſchenk des Gottes von dieſer Inſel aus der reiche Goldſchatz nach Athen hinüberſchwamm. Aber auch das Schiffsvolk ließ das gottgeliebte Eiland nicht ungeehrt vorübergehen. Von den hohen Borden der geſammten Athenerflotte ſcholl ein hellſtimmiger Päan auf Apollon, den Schirmgott des joniſchen Stammes, mächtig hinaus in die morgendlich leuchtende Meeresferne.

Aber Geſang und heller Zuruf verſtummte von da an gar nicht mehr auf den Schiffen, und fröhliche Erregung herrſchte überall, denn heute noch ſollte man den Heimatſtrand erreichen und je mehr die erſehnten Geſtade ſich näherten, deſto beflügelter ſchienen die Fahrzeuge, von windgeſchwellten Segeln und doppelt kräftigen Ruderſchlägen getrieben, ihre feuchte Straße dahinzurauſchen.

Die Stunden verſtrichen, weit ſchon war man über Tenos und Andros hinausgeſteuert. Im zarten Silberduft erſchienen über Keos nordwärts die Höhen von Euböa. Zur Linken erhoben ſich groß und kühn gezackt, von demſelben ſilberbläulichen Duft umfloſſen, die fichtenbewachſenen Berge Aegina's. Ein zarter Reif ſchien Alles zu bedecken, ſammtartig, wie auf dunkle Pflaumen hingehaucht.

Zwiſchen den beiden Eilanden aber, weit vorſpringend, im Hintergrunde von einem Kranze edelgeſchwungener Höhen umgürtet, ſtieg aus den Meereswellen die Küſte Attika's.

Unzählige Blicke ſuchten ſie — mit freudiger Bewegung wurde ſie begrüßt. Aber die Meeresferne iſt trügeriſch. Schon weit nach Weſten war die Sonne geneigt, bevor das winkende Vorgebirg von Sunion erreicht war, ſchroff aufragend, weißblinkend, wellenumbrandet, mit dem ſäulengetragenen Marmortempel der Pallas auf ſeiner einſam leuchtenden Höhe.

In einem weiten Bogen umfuhr die Athenerflotte dies nicht ungefährliche, ragende Südcap Attika's, einlenkend in den prächtigen ſaroniſchen Golf, zur Rechten den heimiſchen Strand und die winkenden Zinnen Athens, zur Linken die Berge des Peloponneſos, hinter welchen die Sonne niederging. Nun leuchtete Fernes und Nahes wie durch goldige, roſige Schleier. Die Bergeshöhen und der Aether darüber, das Meer und die Schiffe ſelbſt, ſie alle ſchwammen im Zauberlichte der letzten Tagesſtunde. Purpur war Alles und ſchimmerndes Gold. Nur im Südweſten hatte ein ſchwärzliches Gewölk ſich zuſammengeballt. Plötzlich aber brach es wie eine Feuergarbe daraus hervor, und die Berge von Argos ſtanden in purpurnen Flammen. Ruhig und groß ragten ihnen gegenüber zur Rechten die Höhen empor, welche Athen umkränzen: der lang geſtreckte Hymettos, der pyramidal anſteigende Pentelikos, der keck aufragende Felskegel des Lykabettos.

Nun aber tauchte, umlagert von der weit gedehnten Stadt, jedem atheniſchen Auge theuer, die heilige Höhe der Akropolis hervor. Alle Blicke wandten ſich dahin. Aber verändert fanden ſie die heilige Höhe. Marmorweiße Zinnen, fremd den ſo lange Zeit Entfernten, blinkten durch den leichten Nebelduft im letzten Tagesſtral herüber.

Nicht nach dem fernher winkenden Haupte und der blitzenden Lanzenſpitze der rieſigen Vorkämpferin Athene, wie ſonſt, lugte diesmal der atheniſche Schiffer von ſeines Fahrzeugs Bord auf der Höhe von Sunion aus, ſondern alle Augen waren von den Borden der heimkehrenden Flotte nach jenen neuen, weiß-

blinkenden Zinnen gerichtet, welche durch die Dämmerung vom Gipfel der Akropolis herüberleuchteten —

Und hellſtimmig erklang ein Ruf von Bord zu Bord:

„Der Parthenon! der Parthenon!“ — —

Zur ſelben Stunde, da die Blicke der heimkehrenden Sieger nach der Höhe der Akropolis gerichtet waren, begab ſich eben dort, im ehrwürdigen Erechtheion, angeſichts der ſtolzen Zinnen des neuen Parthenon, ein geheimnißvolles und faſt wunderbares Ereigniß.

Das größte und herrlichſte, in dreijährigen Zwiſchenzeiten gefeierte Feſt der Athener, das Feſt der Panathenäen, ſtand bevor. An dieſem Feſte wurde der Schirmgöttin Athens, der altverehrten Athene Polias, nach väterererbtem Brauch ein ſchön gewebter Teppich, der ſogenannte Peplos, dargebracht. Dieſer Peplos wurde auf der Akropolis ſelbſt, im Heiligthum der Athene Polias, welches mit dem Erechtheion zuſammenhing, gewebt. Vier Mädchen in zartem, faſt noch kindlichem Alter wurden aus den vornehmſten Familien Athens gewählt, um jenen heiligen Peplos weben zu helfen, und überdies, einige Monate lang im Tempelbezirk der Stadtgöttin auf der Akropolis wohnend, manchen andern heiligen Brauch zu verrichten, der mit dem alten, zum Theil geheimnißvollen Cult im Erechtheion auf der Burg zuſammenhing. Zwei von dieſen Mädchen wurden auserwählt, in einer beſtimmten Nacht nicht lange vor der Feier der Panathenäen, von der Akropolis aus auf einem geheimen unterirdiſchen Wege etwas Unbekanntes, Geheimnißvolles, das Niemand ſehen durfte, und das, wie es hieß, ſelbſt die Prieſter nicht kannten, in ein Grottenheiligthum, welches in der Nähe des Iliſſos lag, zu tragen, und von dorther etwas ebenſo Geheimnißvolles, Unbekanntes nach dem Heiligthume der Athene Polias auf der Burg zurück zu bringen.

Unter den jugendlich zarten Mädchen, welche für diesmal

zu dem Amte der Arrephoren — ſo nannte man jene Erwählten — berufen waren, befand ſich des Hipponikos Töchterlein Hipparete, von deren holdem Reiz und ſittigem Weſen Hipponikos geſprochen, als er bei Gelegenheit des choregiſchen Feſtmahls dem Perikles den Gedanken nahe legte, dies liebliche Kind und den reizenden Knaben Alkibiades zu dereinſtigem Ehebunde ſchon jetzt zu verloben. In der That war Hipparete das Urbild einer echt atheniſchen, wenn auch noch tief in der Knospe verſchloſſenen Mädchenblüte, welche bei aller Kindlichkeit ſchon etwas Sinniges und Würdiges zur Schau trug.

Mit den übrigen, zu gleichem Dienſte der Göttin berufenen Geſpielinnen weilte Hipparete nun auf der Akropolis im Tempelbezirke der Göttin. Die Mädchen wurden hier verpflegt, wie zum Tempel gehörig. Es gab auch einen beſonderen Platz, wo ſie durch Ballſpiel ſich erluſtigen konnten. Die Prieſterin der Athene Polias führte die Aufſicht über ſie. Da aber das Heiligthum dieſer Göttin mit dem des Erechtheus vereinigt war, ſo lebten die Mädchen auch unter den Augen des Diopeithes, des Erechtheus-Prieſters. War doch neben Dieſem die Prieſterin der Athene Polias nur ein bedeutungsloſer Schatten im Bezirke des Erechtheions.

Er gab den Mädchen häufige Weiſungen und Ermahnungen; am Liebſten und Oefteſten aber pflag er des Geſprächs mit dem Töchterlein des Hipponikos. Ihr vor Allen ſchien er ſeine Gunſt zuzuwenden und rühmte ſie ſtets vor den Andern. Nicht ſelten ſprach er mit ihr in langen Unterredungen von Dingen, welche ihren Vater, ſeine häuslichen Angelegenheiten, den Verkehr der Gäſte in ſeinem Hauſe betrafen. Hipparete gab ihm Antwort mit der Unbefangenheit eines Kindes. Als er einmal ſcherzend ſie fragte, ob ihr noch kein zukünftiger Gemahl von ihrem Vater beſtimmt worden, ſo nannte ſie ganz ernſthaft den Mündel des Perikles, den jungen Alkibiades, und ſagte, Dieſem wolle ihr Vater ſie verloben

„Dem Mündel des Perikles?" rief Diopeithes, und seine freundlichen Mienen nahmen plötzlich einen veränderten, höhnischen Ausdruck an.

Die feindliche Gesinnung gegen Perikles und alle Diejenigen, welche er als Genossen, Rathgeber und Diener dieses Mannes betrachtete, war seit jenem Gespräche mit dem Seher Lampon unabläßig genährt worden. Durch die Priesterin der Athene Polias, welche ein Werkzeug in seiner Hand war, stand er in Verbindung mit der Schwester des Kimon und mit der Gattin des Perikles, und erkundete durch Diese, was immer im Kreise seiner Gegner vorgehen mochte.

Der Abend, an welchem jener geheimnißvolle Gebrauch vollzogen werden sollte, war herangekommen. Die beiden Erkorenen, Hipparete und Lysiske, wurden angethan mit kostbaren, weißen, goldgeschmückten Gewanden, welche für diese Gelegenheit zu spenden die Pflicht ihrer Väter war, und welche, nachdem sie gebraucht worden, Eigenthum des Tempelhauses blieben.

So geschmückt wurden die beiden Mädchen in das innerste Heiligthum der Athene Polias geführt und empfingen hier von der Priesterin, im Beisein des Erechtheuspriesters, so wie Derjenigen, welche gekommen waren, um den heiligen Gebrauch als Zuschauer mitzufeiern, unter verschiedenen Ceremonien die beiden verhüllten Gefäße, um sie von hier aus durch den geheimen Weg ins Grottenheiligthum hinabzutragen. Mit der Linken hielten sie das Gefäß an die Brust, in der Rechten trugen sie eine angezündete Fackel. Bevor sie ihren Weg antraten, gab ihnen der Erechtheuspriester genaue Weisungen über Das, was sie zu thun hatten, ermahnte sie, jede frevle Neugier nach Dem, was in den verhüllten Gefäßen verborgen sei, aus ihrem Gemüthe zu bannen und sich durch Nichts, was ihnen auf dem Wege oder in der Grotte selbst begegnen könnte, in Angst versetzen, oder in den heiligen Verrichtungen stören

zu laſſen. Er ſagte ihnen, daß ſie unter dem Schutze des Gottes Erechtheus ſtünden, des Pfleglings jener Thaugöttin Herſe, zu deren Grottenheiligthum ſie niederſtiegen, und ermahnte ſie, nicht zu zagen, wenn der Gott ſelbſt, und wär's in ſeiner Schlangengeſtalt, auch ihnen, wie ſchon einmal in alter Zeit den Arrhephoren, auf ihrem Wege ſich zeigen würde. Nur wenn ſie das heilige Geheimniß verletzten, oder ihre heilige Verrichtung nicht tadellos vollzögen, hätten ſie den Zorn des Gottes zu fürchten. Im anderen Falle aber hätten ſie Gunſt und Heil von ihm zu erwarten.

Die beiden Mädchen traten ihren Weg an. Geſpannt und kindlich glaubensvoll hatte Hipparete den Worten des Prieſters gelauſcht und war voll freudigen Muthes. Zaghafter ging neben ihr die noch jüngere Lyſiske. So ſtiegen die Beiden den unterirdiſchen Weg, in welchen viele Stufen gehauen waren, hinab. Aengſtlich blickte Lyſiske um ſich, Hipparete ſprach ihr Muth ein.

Zuletzt begann Lyſiske zu fragen, was denn wohl in den beiden heiligen Gefäßen verborgen ſein möge?

„Was wir zurückbringen werden vermag ich mir zu denken," ſagte Hipparete. „Was kann die Thaugöttin Herſe anders geben als Thau? alſo vielleicht thaubenetzte Zweige oder Blumen."

„Aber was wir da hinabtragen?" fragte Lyſiske wieder.

„Ich weiß es nicht," erwiderte Hipparete. „Wenn wir etwas Feuchtes heraufbringen, ſo tragen wir vermuthlich etwas Trockenes oder Feuriges hinab, denn wie es feucht iſt drunten in der Niederung, ſo iſt Alles dürr und trocken auf der Bergeshöhe."

„Nein!" ſagte die kleine Lyſiske nachdenklich und ängſtlich, „wir tragen gewiß eine große Eule hinab, wie ſie droben im Gemäuer des Erechtheion hauſten, und bringen eine ſchreckliche Schlange zurück, weil die Schlangen in der feuchten Niederung hauſen."

„Fürchte dich nicht vor Schlangen!" ſagte Hipparete; „du

weißt, daß ſich in ihrer Geſtalt der Gott Erechtheus birgt und daß Dieſer uns ſchützt und uns Segen bereitet auf dieſem Wege."

Der vielfach geſtufte Weg war zurückgelegt, das Ziel der Wanderung erreicht, die beiden Mädchen traten durch eine Felſenpforte in das Heiligthum. Die Grotte war erhellt durch eine Lampe, die vor einem Steinbild der Thaugöttin in rother Flamme flackerte.

Unter den Ceremonien, welche man ſie gelehrt hatte, ſtellten die beiden Mädchen ihre Gefäße vor der Göttin nieder, und ſchickten ſich an, dafür die bereitſtehenden, gleichfalls dicht verhüllten Gefäße aufzuheben und hinweg zu tragen.

Bei dieſer Gelegenheit fielen die Blicke der Mädchen in den Hintergrund der Grotte. Da ſahen ſie im Halbdunkel desſelben zuſammengerollt eine rieſige Schlangengeſtalt mit halberhobenem Haupte gelagert.

Lyſiske erſchrack, erbleichte, zitterte und wollte entfliehen. Hipparete hielt ſie zurück, und gab ihr das Gefäß in die Hand, mit welchem dieſe ängſtlich und ohne ſich umzublicken, hinwegeilte. Dann nahm Hipparete das andere Gefäß vom Boden auf und ſchickte ſich an, die Grotte zu verlaſſen. Jetzt aber kam aus dem Hintergrund der Höhle ein ſcharfer Hauch, unter welchem die Fackel Hipparetens und mit ihr zugleich die rothe Flamme der Lampe erloſch, ſo daß das Mädchen in völligem Dunkel ſtand. Und nun hätte auch ihr Herz ein Bangen ergriffen, wäre nicht im ſelben Augenblick aus dem Hintergrund eine freundliche Stimme vernehmlich geworden, welche ſie ermahnte, unerſchrocken zu bleiben wie bisher.

„Für deinen edlen Muth und deine fromme Treue," ſo klang die Stimme, „verleiht der Gott, o Kind, dir ein Geſchenk zum Lohn, das Götterſegen und höchſtes Glück dir bringt für's ganze Leben!"

In dieſem Augenblicke begann die Flamme der Lampe von ſelbſt ſich wieder zu entzünden und der Gott ruhte nicht

mehr schrecklich, sondern in ehrwürdiger Heroengestalt an der Stelle, wo früher die Schlange ihr Haupt erhoben hatte. Er forderte das Mädchen auf zu ihm heranzutreten. Hipparete that es unerschrocken. Er zog sie an sich und drückte einen Kuß auf ihre Stirn, welche jene glänzende Reinheit hatte, die man an halbentfalteten Blättern der Bäume bemerkt, wenn sie eben erst nach einem warmen Frühlingsregen aus der braunen Knospenhülle hervorgebrochen.

„Hast du noch nichts erzählen gehört," fragte er, „von der Götterhuld, welche sterblichen Erdentöchtern zu Theil geworden? Hast du gehört von Alkmene, von Semele, von Danae?"

Die Lippe des Sprechers zitterte ein wenig, als er diese Worte sprach, auch seine Hand zitterte leise, als er damit das lockige Haar des Mägdleins streichelte.

„Hast du gehört," begann er neuerdings, „von jenen erkorenen Jungfräulein, zu welchen Zeus herunterstieg, und welche nicht bangten, wenn der Gott sich liebkosend zu ihnen neigte?"

So sprechend legte er seinen Arm um das Mägdlein, so daß es fast erschrack; aber es faßte sich und horchte wieder gläubig zu, und im reinen Kristall seines Auges spiegelte sich nichts als die Erwartung einer erregten Kinderseele, welche den wundersamen und segensreichen Geschenken entgegensah, mit welchen der Gott es zu lohnen versprochen.

Plötzlich sagte das Mädchen, in den tieferen Winkel der Grotte blickend:

„Das Schlangenthier ist ja noch da — nur kleiner ist es jetzt, viel kleiner an Gestalt" . . .

Hipparete sprach diese Worte ganz ruhig und ohne die geringste ängstliche Regung. Man hatte ihr eingeschärft, sie solle sich vor Schlangen auf ihrem Wege nicht fürchten, und sie fürchtete sich nicht. Sie wußte, daß darunter sich nur der

Segensgott Erechtheus berge. Sie hatte jene viel größere Schlange nicht gefürchtet, warum ſollte ſie jetzt dieſe kleinere fürchten?“

Der Gott an ihrer Seite aber entſetzte ſich. Der falſche Erechtheus begann zu zittern vor dem Zorne des wirklichen. Starr blickt er nach jenem Winkel hin und ſieht, daß dort in der That eine Schlange ſich ringelt. Das fromme Kind war überzeugt, daß ihm kein Leid widerfahren könne, daß es unter dem Schutze des Gottes Erechtheus ſtehe: der Gott ſelbſt aber zitterte unter ſeiner Göttermaske, zitterte vor dem giftigen Wurme . . .

In dieſem Augenblicke erſchallt von außen der Lärm eines an der Grotte vorüberziehenden Volksſchwarmes, welcher vom Iliſſos her gegen den Piräus hinauseilt mit dem jubelnden Ausruf: „Die Flotte von Samos läuft in den Hafen ein! Perikles iſt da! Hoch lebe Perikles, der Olympier!“ —

Mit einem düſteren Blitze der Augen, einem unmuthigen Zucken der Lippen erhebt ſich der erſt durch ſeine Angſt, jetzt durch ſeinen Grimm entlarvte Erechtheuspriester.

Er erhebt ſich, und ſchickt ſich an, das Kind eilig aus der Grotte hinwegzuführen. Ruhig nimmt Hipparete, auch jetzt ihres Amtes eingedenk, das heilige Gefäß vom Boden auf. Der Prieſter faßt ſie an der Hand und zieht ſie fort durch den dunklen Gang empor. Dort, wo der geheime Weg ins Innere des Erechtheions mündet, verläßt er ſie, ihr zu ſchweigen gebietend über Alles, was ſie in der Grotte geſchaut; dann werde der Segen des Gottes ihr nicht fehlen.

Hipparete betritt den erleuchteten Tempelraum und ſtellt ihr heiliges Gefäß zu den Füßen der Göttin nieder. Dann gedenkt ſie ſchweigend der Erſcheinung des Gottes.

Und Diopeithes?

Er wird hingehen und den Erechtheus zu verſöhnen

trachten und feuriger als je die Furcht vor den alten Göttern predigen. —

Während dies auf der abendlich ſtillen Höhe der Akropolis ſich ereignete, war die heimkehrende Flotte in den Piräus eingelaufen. In Schaaren war das Volk der Athenäer hinausgeeilt, um die Ankommenden zu ſehen und zu begrüßen. Das Dunkel war eingebrochen, aber die Dämme des Hafens leuchteten von Fackeln, und nur um ſo großartiger war das Schauſpiel anzuſehen, als beim Scheine dieſer Fackeln die hundert ſtolzen Trieren der ſiegreichen Flotte auf den umdunkelten Wellen herangezogen kamen.

Faſt abenteuerlich leuchteten im grellen Scheine der hochgeſchwungenen Lichter die hochragenden Maſten, die weißen Segel, die goldigen Pallasbilder und die phantaſtiſchen Formen der Schiffsſchnäbel, mit dem Schmucke eroberter Schilde, den Zierrathen zerſtörter feindlicher Schiffe und anderen Trophäen reich behängt.

Von den menſchenwimmelnden Steindämmen her empfing die Schiffe heller freudiger Zuruf.

Die Ausſchiffung erfolgte. Als auch die Strategen ans Land ſtiegen, drängte ſich Alles an Perikles heran. Ihm galt der lauteſte Zuruf der Menge und es gab Perſonen, welche Blumen auf ſeinen Weg ſtreuten, ihn ſelbſt mit Kränzen behingen.

Um ſich dieſen Begrüßungen zu entziehen, folgte Perikles der Einladung des Hipponikos, der ihm einen Platz anbot in ſeinem, mit edlen theſſaliſchen Roſſen beſpannten, den heimkehrenden reichen Schwelger im Piräus erwartenden Gefährte.

Aſpaſia hatte ſich von Perikles trennen müſſen. Eine Sänfte harrte ihrer, welche ſie tief verhüllt beſtieg und in welcher ſie nach der Stadt gebracht wurde.

Inzwiſchen war der Mond aufgegangen und ſein Glanz ergoß ſich über das Meer, die Küſten und die Stadt.

Perikles hatte im Gefährt des Hipponikos ſchweigend und in Gedanken verloren die Stadt erreicht. Da ſah er bei einer plötzlichen Wendung des Weges, einen Blick in die Höhe werfend, ganz nahe vor ſich den Gipfel der Akropolis.

Und er erſchrack. Ein leiſer Schauer überlief ihn. Unmittelbar vor Augen hatte er, was er zuvor aus dämmernder Ferne geſehen. Weiß glänzend im Strale des Mondes, ſcharf vom Nachthimmel ſich abhebend, hoheitsvoll in der Marmorpracht der Giebel und Säulen, ſtand das neuvollendete Werk des Iktinos und des Pheidias auf ſeiner lichten Höhe.

Und der Zauber, der heute noch die Seelen Derjenigen ergreift, welche zum erſten Male hinaufblicken zu den Trümmern des Parthenon zu Athen, durchſchauerte in jenem Augenblicke die Seele des Perikles.

Vierzehntes Capitel.

Die Panathenäen.

Wenn einen großen Mann das Vaterland ehrt, die Welt feiert, wenn auf allen ſeinen Pfaden ihm Verehrung, Liebe, Huldigung entgegen tritt, ſo gibt es oft doch eine Stelle, wo ſeine Größe zuſammenſchrumpft, wo er ſich klein empfindet, wo ihm kalte oder gar mißgünſtige Augen begegnen.

Und dieſe Stelle iſt ſein eig'ner Herd, ſein Haus, der Schooß ſeiner Familie, der Ausgangspunkt ſeines Wirkens.

Auch Perikles fühlte ſich fremd und froſtig angeweht, als er, das Ohr noch umtönt von dem Jubelgeſchrei, mit welchem das atheniſche Volk ihn empfing, nach der Abweſenheit eines Jahres wieder über die Schwelle ſeines Hauſes trat. Wie den ſiegreich heimkehrenden Agamemnon, empfing auch ihn ein heimlich grollendes Weib an der Schwelle.

Die Kunde, daß Aspaſia in des Perikles Geſellſchaft zu Milet verweilt, daß ſie auf der Heimfahrt an ſeiner Seite geweſen, war zu Elpinikes Ohren gedrungen, und aus dem Munde der Freundin hatte ſie Teleſippe geſchöpft.

Das Weib des Perikles dachte nicht daran, ſich an dem heimkehrenden Gatten zu rächen, wie Klytaimneſtra an dem heimkehrenden Agamemnon, noch durch den Zauber eines Neſſosgewandes ihn zu verderben, wie Dejaneira den treuloſen Herakles. Sie dachte kleinlich, kleinlich war ihr Groll, kleinlich ihr Haß und kleinlich auch ihre Rache.

Daß Perikles vor Samos geſiegt, daß er das Schiff des

feindlichen Feldherrn in den Grund gebohrt, was half es ihm der Erinnys gegenüber, die an seinem Herde saß? Während die Agora von seinem Ruhme widerhallte, mußte er im Innern seines Hauses das kleinlich keifende Wort, den kleinlich mißgünstigen Blick Telesippens ertragen.

Und Elpinike? Sie sprach den Perikles, als sie zum ersten Male nach seiner Heimkehr ihm begegnete, mit den Worten an:

„Schäme dich, Perikles! mein Bruder Kimon hat über die Perser, über Barbaren gesiegt, du aber hast Hellenenblut vergossen, und lässest dich feiern als Unterdrücker der eigenen Stammesgenossen!“ —

Ohne heftige Erwiderung, schweigsam, wie es seiner im Verkehre mit den Menschen zur Sanftheit neigenden Art entsprach, aber nicht ohne männliche Erwägungen und Entschlüsse bei sich selbst, ließ Perikles den Widerstreit, der mit der Erscheinung Aspasia's in sein Leben getreten war, der Entscheidung sich entgegendrängen. Er hatte im Beginn sich vorgestellt, daß es leicht sein würde, die Rechte der Geliebten getrennt zu halten von den Rechten der Gattin. Und hatte nicht auch Telesippe dies geglaubt? Hatte sie nicht verachtend auf die milesische Hetäre herabgesehen, welche zwar das Herz ihres Gatten verwirren konnte, die Herrschaft am Herde des Hauses aber der rechtmäßigen Gattin überlassen mußte? Hatte sie nicht die Fremde hinweggewiesen über die Schwelle des Hauses, und hatte diese nicht weichen müssen?

Aber die Dinge waren fortgeschritten. Perikles selbst war nicht mehr derselbe. Das Gedankenbild eines Ehebundes neuer Art war nicht vergebens wie ein glimmender Funke in seine Seele geworfen worden. —

Die Tage, an welchen das größte aller atheniſchen Feſte gefeiert werden ſollte, waren wiedergekehrt.

Die Bevölkerung der ländlichen Gaue strömte in die Stadt, denn das Fest war, was sein Name besagte, und was

es sein sollte nach dem Gedanken seines Stifters Theseus, ein beständig sich erneuerndes Verbrüderungsfest des gesammten Volkes von Attika. Aber auch aus der Ferne, von den verbündeten Städten und Inseln, von den Kolonien, ja von ganz Hellas kamen die Gäste.

Noch niemals aber hatte Athen eine so große Menge einheimischen und ausländischen Volkes in seinen Mauern versammelt gesehen Denn diesmal gesellte sich zu der Anziehung, welche die Feier der Panathenäen immer ausgeübt hatte, die Neugier, den Wunderbau des Parthenon zum ersten Male eröffnet, das von Gold und Elfenbein stralende Standbild der Pallas Athene des Pheidias zum ersten Male enthüllt zu sehen.

Mehrere Tage lang gingen dem großen Festaufzuge die üblichen Wettkämpfe voran. In der Niederung am Ilissos kämpften die jungen Helden der atheniſchen Ringplätze um den Preis. Erst kämpften die erlesensten Knaben, dann die muthigsten Jünglinge, dann die bewährtesten Männer in allen Arten des helleniſchen Ringkampfes. Im Wettstreite der Knaben siegte auch diesmal des Perikles Mündel und aller Athener Liebling Alkibiades, zur Freude des Perikles, aber zum Aerger Telesippes, welche den Knaben haßte, weil er ihre beiden unbegabten, wenig Gutes versprechenden Söhne, den Paralos und den Xanthippos, so gänzlich verdunkelte.

Wie glühte der jugendliche Sieger, alle die übrigen Wettkämpfe mit anzusehen, an welchen er zu seinem Leidwesen sich nur erst als Zeuge, nicht als Mitbewerber um den Preis betheiligen durfte! Mit welchem Neide sah er im Geleite des Perikles selbst außerhalb der Stadt auf der Ebene, welche westlich vom Piräus gelegen war, den aufwirbelnden Staub feucht werden vom dampfenden Odem der hineilenden Rosse, sah er auf den rossebespannten Gefährten die Wettkämpfer der hippiſchen Künste stehen, auf jedem Wagen neben dem Lenker den mit Helm und Schild bewehrten Genossen, der, während

das Gespann auf der Rennbahn hinstürmte, herabsprang, und sicheren Fußes eine Strecke mit dem Gefährte wettlief, um dann mit eben so sicherem Sprunge auf dasselbe zurückzukehren.

Und wie fühlte der Knabe erst von dem berühmten Waffentanze der Jünglinge sich hingerissen! Wie glänzte sein Auge bei diesem mimisch kriegerischen Waffenspiel, als die Jünglinge nach dem Takte der Musik in allen Fechterstellungen sich gegeneinander bewegten, alle Arten des Angriffs, der Vertheidigung, des Ausweichens erschöpfend, in einer Art von Tanzschritt und im Einklange mit dem Rhythmus rauschender Töne, wobei taktmäßig mit den Schwertern gegen die gehobenen Schilde geschlagen wurde, so daß das helle Erzgetöse, vereint mit den Klängen der Musik, zuweilen auch mit dem Gesange kriegerischer Lieder, eine Art kampflustiger Begeisterung und Taumel auch in dem Zuschauer erweckte. Als nun gar der Knabe Alkibiades anfing, von diesem Taumel hingerissen, die Bewegungen der Schwerttänzer nachzuahmen, und von Begierde zu brennen schien, sich in ihren Reigen zu mischen, da mußte Perikles an die Erzählung des Artemidoros denken, und an die Scene wie der Milesier seinen Sohn Chrysanthes auf dem Tmolos plötzlich von der Raserei der Korybanten mitergriffen erblickte. In der That hätte das Getöse des Waffentanzes an das des Korybantenreigens auf dem Tmolos erinnern können, wenn dort nicht Alles wild und grausenhaft, hier nicht Alles in feierlicher und edler Gemessenheit dem Auge sich dargestellt hätte.

Aber auch die Nacht hatte ihr Fest: den großen Fackelwettlauf, mit welchem die Athener ihre Lichtgötter, den Hephaistos, den Prometheus, die Pallas Athene zu ehren pflegten. Nur die schönsten und gewandtesten Jünglinge Athens wurden zu dem Wettlaufe zugelassen. Es galt, die Lichter brennend ans Ziel zu bringen: wessen Fackel während des Lauf's erlosch, der mußte austreten aus dem Reigen des Wettlaufs. Wer langsam lief,

um die Flamme zu ſchonen, der ſah von lebhaften ſpöttiſchen Zurufen des Volkes ſich geſpornt.

Die atheniſchen Stämme wählten aus ihrer Mitte die ſchönſten Greiſe, die ſtattlichſten Männer, um den großen Feſtzug zu verherrlichen, und ſie kämpften mit ihrer Auswahl um den Preis. Auserleſen waren auch die am Feſtzuge theilnehmenden Jünglinge und Jungfrauen; nur bedurfte es bei blühender Jugend nicht ſo ſtrenger Auswahl, wie bei dem reifen und dem Greiſenalter, um dem Auge nur Wohlgefälliges, Schönes, und Edles zu bieten.

Den Wettkämpfen ſchloſſen auch muſiſche ſich an.

Perikles war es geweſen, der, jede Art von Tüchtigkeit mit gleicher Wärme umfaſſend und fördernd, auch Saiten- und Flötenſpiel und Tanzchöre in den Kreis der Wettkämpfe der Panathenäen zog. Denn unter den Aemtern und Würden, welche er bekleidete, war auch die eines Ordners der öffentlichen Spiele und Feſte zu Athen.

Als nun der Tag des eigentlichen Hochfeſtes anbrach, an welchem der ſogenannte Peplos nach altem Brauch der Stadtſchirmerin Athene im Erechtheion überbracht und die Sieger in den panathenäiſchen Wettkämpfen im neuen Parthenon gekrönt werden ſollten, ordnete ſich der Feſtzug im Stadtbezirke des Kerameikos.

Der ganze weite Bezirk wimmelte von Einzelzügen, welche alle nach dem Orte der Vereinigung ſich hinbewegten. Dieſer Ort der Vereinigung aber bot dem Auge noch den Anblick einer lebensvollen, bunten und glänzenden Verwirrung. Hier ſtand das zum Opfer beſtimmte ſchöngehörnte Rind in ſeiner Wucht, dort entlud die ſtarke, ſpannkräftige, ehern-ſtramme Natur der muthigen Roſſe ſich gleichſam elektriſch im funkenſprühenden Hufſchlag. Neben den ungeduldig ſich bäumenden Roſſen ſtanden Jünglinge, welche ſie mit kräftigen Händen an den blinkenden Zäumen hielten, oder beſchäftigt waren, ſie

aufzuzäumen, oder auch, sie in kunstvollen Wendungen prüfend zu tummeln. Und so erfreute schon jetzt sich das Aug' an lebendigen Gruppen, an Bildern der Kraft und Wohlgestalt.

Aber der bunte Knäuel entwirrte sich. Der Festzug begann sich zu ordnen. Und nachdem dies geschehen, setzte er sich unter den Klängen von Trompeten, Flöten und Saiten-Instrumenten in Bewegung. Den Anfang machte die Hekatombe der Opferthiere, hundert auserlesene glänzende Rinder, bestimmt, auf der Akropolis der Göttin geschlachtet zu werden, dann aber dem Volke zum Festschmause zu dienen: prächtige Thiere, fleischig und stark der Nacken, tief herabhängend die Wammen, die Hörner in der Art der beiden Schenkel einer Lyra schön gekrümmt, mit Blumenkränzen behängt und an den Spitzen zum Theile vergoldet. Geführt waren sie von kräftigen Jünglingen, welche mit fester Hand die ungeduldig sich Sträubenden bändigten. Widder folgten den Rindern, nicht minder schön und stark, schön gehörnt und schön bevließt. Hinter diesen Thieren sammt ihren Treibern, Opferdienern und Opferpriestern kamen die Träger anderer Spenden mannigfacher Art: sie trugen auf flachen Schüsseln Opferkuchen, Flüssiges theils in Schläuchen, theils in großen, edelgeformten Gefäßen.

Nun folgte ein glänzender Zug athenischer Frauen und Jungfrauen, in reichen Festgewanden, goldne und silberne Opfergeräthe tragend, prächtige Schaugefäße, das Jahr über an einem dazu bestimmten Orte aufbewahrt und nur bei solcher festlichen Gelegenheit zur Schau getragen. Zierliche Körbe, gefüllt mit Blumen, Früchten, Räucherwerk, trug ein Theil der lieblichen in Goldschmuck prangenden Jungfrauen über den Häuptern. Aus den blühendsten Töchtern Athens gewählt, zart und stattlich, reizend und würdevoll zugleich, entzückten diese Korbträgerinnen jedes Auge durch die sittige Anmuth ihrer Mienen, ihrer Haltung, ihrer Bewegungen. Es waren Mädchenknospen, keusch

in ſich verſchloſſen, aber funkelnd vom Thau der Jugendfriſche. Das Jahr über verborgen, gleich jenen goldnen Schaugeräthen, und dem Auge der Welt entrückt im Schooße der Frauengemächer, waren ſie jetzt gleichſam hervorgezogen, um zu glänzen im Lichte des feſtlichen Tages. Das Hochfeſt enthüllte, was ſonſt den Blicken ſich verbarg; es enthüllte, entfeſſelte Alles, was ſchön und glänzend war. Heute warf der Liebesgott ſeine Pfeile, heute begegneten ſich die Blicke holder Jungfrauen und liebewerbender Jünglinge. Jungfräulicher Befangenheit hielt der angeborne, ſeine Strahlen frei und heiter um ſich her ausgießende Reiz das Gleichgewicht.

Nach den prunkenden Opfergeräthen wurden die noch herrlicheren Weihegeſchenke einhergetragen, deren Zahl niemals größer geweſen als dies Mal: Prachtgefäße, funkelnde Gold- und Silberſchilde, Dreifüſſe von anmuthigſter Geſtalt mit reicher Verzierung, auch Bildwerke aus den Händen trefflicher Meiſter. Das Alles, offen getragen, ſchimmerte augenblendend in den Strahlen der Sonne.

An den Zug der Jungfrauen ſchloßen ſich die lieblich zarten, noch kindlichen Mädchengeſtalten der Arrephoren in dem Feſtſchmuck welchen ſie bei ihren heiligen Verrichtungen auf der Akropolis getragen, unter ihnen die holde, kindlich-fromme, muthige Hipparete.

Nun folgten die Träger und Geleitsleute jener Geſchenke und Opfer, welche der Göttin von den atheniſchen Kolonien, oder von den mit Athen verbündeten Städten und Inſeln dargebracht wurden.

Jetzt aber kam von allen Weihegeſchenken erſt das bedeutungsvollſte, des ganzen Feſtzugs glänzender Mittelpunkt, das große, reiche Prachtgewebe des Peplos. Nicht von Menſchenhänden wurde es getragen: ſegelartig war es über eine Art von Prachtſchiff ausgeſpannt, das im Feſtzuge auf Rädern ſich weiter bewegte. Dies ſchiffartige Gefährt, ein Werk von außer-

ordentlicher Größe und Schönheit, mußte es im Reigen der Schaustellung atheniſcher Volksherrlichkeit nicht an die Seegewalt der Athener erinnern, und an den Meergott zugleich, deſſen Cult in uralter Verbindung war mit dem des Erechtheus und der Pallas auf der Burg? Und daß der Peplos ſtatt des Prachtfahrzeuges zur Hauptſache geworden im Panathenäenzuge, erinnerte es nicht an den Sieg der lichten Göttin Pallas Athene im Wettſtreit mit dem finſteren Dreizackſchwinger? Der lichten Göttin Antheil an dem Götterkampfe wider die Giganten war dargeſtellt in den ſchimmernden Goldſtickereien, kunſtvoll aufgetragen auf den purpurnen oder krokosfarbenen Grund des Gewebes. Ueber dem Maſt des Prachtſchiffes ausgeſpannt, ſah man dies goldgewobene Bild jenes Kampfes der Lichtgötter wider die rohen Urgewalten, erhöht in den Lüften, dem Volke weithin ſichtbar leuchten im Glanze der Sonne.

Hinter dem Prachtfahrzeug mit dem Peplos ſchritten die Sieger in den panathenäiſchen Wettkämpfen ſtolz einher: die Saitenſpieler und Flötenbläſer mit ihren Tonwerkzeugen, der Sieger im Fackellaufe, in der Hand ſeine brennende Fackel, mit welcher nach altem Brauch das Feuer für das große Feſtopfer der Göttin auf der Akropolis angezündet wurde, die Sieger in dem Wettrennen der Roſſe und Wagen mit ihren prächtigen Viergeſpannen, auf jedem der Lenker und ſein Geneß mit Helm und Schild; ferner, mit Oelzweigen in den Händen, jener Zug von ſchönen und würdevollen Greiſen, welcher im Wettkampfe männlicher Wohlgeſtalt den Sieg davon getragen hatte. Wie auf edle Vorbilder blickte die atheniſche Jugend auf dieſe Männer im Silberhaar, welche ſich würdevolle Schönheit und Friſche des Leibes und der Seele bis ins ſpäte Alter bewahrten. Ihnen folgte beritten der Ephebenzug, Athens männliche Jugend, ſchlanke Geſtalten, dunkelgelockt, feueräugig, auf den edlen Roſſen als wohlgeübte Reiter ſich wiegend. Von den Strategen und Taxiarchen geführt, zog hinter den Epheben die waffenfähige

Univ. Bibl.

Mannschaft Athens: die Schwerbewaffneten, und die Reiterei der Edelgebornen in glänzender Rüstung auf den schönsten und feurigsten Rossen, — denn zu Roß erschien der reiche und vornehme Athenäer im friedlichen Festaufzug wie im Felde — dann in endlosem Zuge die Bürgerschaft, an ihrer Spitze die Würdenträger: die Archonten, die Männer des Rathes, die Oberpriester; das Volk nach den Gauen geordnet, Männer und Frauen in Festgewändern, Myrthenzweige in der Hand, hinter den Bürgern aber die Beisassen, die Frauen derselben mit Eichenzweigen, als Schutzbefohlene des Zeus Xenios, des Gottes der Gastfreundschaft. Andere Frauen und Töchter der Beisassen gingen hinter den athenischen Bürgerinnen einher, deren Schutz sie genossen, und trugen Sonnenschirme in den Händen, um sie, wenn der Zug in der brennenden Sonne anhielt, über den Häuptern Jener zu halten, oder lehnenlose Sessel von kleiner zierlicher Gestalt, auf welche die Schutzherrinnen, wo der Zug stillstand, sich niederlassen konnten.

Dieser Festzug nun bewegte sich vom äußern Kerameikos aus durch die schönsten Strassen der Stadt, bis auf die Agora, welche bestreut war mit Eichenlaub und sonst auch festlich ausgeschmückt: die Verrichtung der Sklaven an diesem Tage. Hier machte also der Zug zum ersten Male Halt, und das Reitergeschwader der vornehmen Athenäer in seinen glänzenden Rüstungen führte auf weitgedehntem Platze Bewegungen und Uebungen aus, welche schier den prächtigsten Theil der ganzen Festschau bildeten.

Während der Zug auf der Agora verweilte, hatte von ihm ein Theil des Geleites der Opferthiere mit einem Theil der Thiere selbst sich abgezweigt, um vorausgehend die beiden üblichen Voropfer, das eine auf dem Hügel des Areopag, das andere beim Altar der Athene Hygieia darzubringen.

Nach Vollendung dieser Voropfer setzte der Festzug mit der Hekatombe und dem Peplosschiff sich wieder in Bewegung.

Er nahm ſeinen Weg auch weiterhin durch die vornehmſten Straſſen und kam an den berühmteſten Heiligthümern vorüber, an welchen man ein wenig verweilte, den Gott durch Opfer ehrend oder durch den Geſang eines Päans.

Als man an der Stelle angelangt war, wo der Weg auf den Hügel der Akropolis hinaufführte, wurde von Roſſen und Wagen zurückgelaſſen, was auf dem breiten aber ſteilen Wege dem Zuge nicht folgen konnte, oder was auf des Burgberges Hochfläche nicht genug Raum gefunden hätte. Aber es fehlte nicht an kühnen Reitern, noch ſelbſt an Wagenlenkern, welche mit ihren muthigen Roſſen dennoch im Geleite des Zuges blieben, auf des breiten Weges Mittelfläche ſich haltend: denn durch geriffeltes Pflaſter wurde hier des Ausgleitens Gefahr für Pferdehufe ſowohl als Räder gemindert.

Angelangt auf der Akropolis, machte der Zug Halt zwiſchen dem Erechtheion und dem neu vollendeten Feſthauſe der Pallas Athene. Der Peplos wurde in das Erechtheion gebracht, und das große Opfer der Hekatombe begann unter Abſingung eines Päan vor einem im Freien ſtehenden Altare an der öſtlichen Seite des Parthenon.

Aber kein Blick der Menge fiel in die dämmernde Halle des Erechtheions, wo das uralt-heilige Holzbild der Athene, auf einem blumenumhangenen Throne ſtehend, ſeinen altgewohnten Tribut, den Peplos, in Empfang nahm; unbeachtet blieb auch des Opfers heilige Verrichtung: jedes Auge wandte ſich der leuchtenden Marmorpracht des Tempels zu, deſſen Pforten ſich heute zum erſten Mal den Blicken des Athenervolks erſchließen ſollten.

Des neuen Feſthauſes erſter Eindruck war der einer glänzenden Lichterſcheinung. Leuchtender Marmor war Alles an ihm, von den Quadern des Unterbaues bis hinauf zum letzten der zierlich gemeißelten Ziegel ſeiner Bedachung. Und was nicht

Marmor war, glänzend in der Reinheit seiner jungfräulichen Weiße, das war Goldschmuck oder heller Farbenzauber.

Von der Seite des Sonnenunterganges gegen jene des Aufgangs, in länglichem, säulenumgebenem Viereck sich erstreckend, stand hoch und stolz und frei der Wunderbau, vom Sonnenlicht umflossen, auf seiner Höhe. Edel, klar, maßvoll in seinen Verhältnissen, schien er dennoch von seinem gewaltigen Unterbau mit wunderbarem Schwunge fast riesig empor zu streben. Schon dieser Unterbau mit den emporführenden Marmorstufen ragte hinaus über das Haupt des Beschauers. Der Tempel selbst aber mit seinem Marmorsäulenwald, mit dem Bildschmuck seiner ringsumlaufenden Friese, mit den lebensvollen, kolossalen Marmorgruppen, welche die breiten Giebelfelder wie mit einem Schwarme wunderbarer Gestalten bevölkerten, mit dem leuchtenden Gold- und Farbenschmuck, der hie und da den Glanz des weißen pentelischen Marmors überfunkelte, schien von der lichtumflossenen Hochfläche gleichsam der jungfräulichen Göttin entgegengehoben in ihr heimisches Lichtreich, in den ihr heiligen Aether.

Nichts aber fesselte in diesen ersten Augenblicken der Betrachtung das Auge des Athenäers so sehr, als die großen, in den gewaltigen Marmorgruppen sich darstellenden Scenen, welche die breiten Felder der beiden Giebel füllten. Dieser Anblick war überwältigend. Denn die herrlichen Gestalten, wie sie da ruhend, stehend, schreitend, nicht etwa nur in halberhobener Arbeit, sondern in Standbildern, losgelöst von ihrem Hintergrunde, in fein angedeutetem Bezuge zu einander sich darstellten, sie schienen aus ihrer Umrahmung hervorireten und heruntersteigen zu wollen zum Volke der gottgeliebten Athener. Maßvoll erschienen sie in Haltung und Bewegung, aber voll gesunden, herrlich erblühenden Lebens in sinnvoller Gestaltung.

Den Augenblick nach der Göttin Geburt aus dem Haupte des Zeus schaute der Athener dargestellt auf dem Giebelfelde

der Seite des Sonnenaufgangs: in der Mitte den Gott, die Göttin, und den Titan Prometheus, welcher des Gottes Haupt gespalten, um der Lichtgöttin zur Geburt zu verhelfen: von da nach beiden Seiten hin mit der frohen Botschaft hinwegeilend Nike und Iris, ihnen entgegen Göttinnen und Heroen, die Botschaft freudig vernehmend; in des Giebelfeldes Ecke zur Linken Helios mit seinen Flammenrossen emporstrebend zur Rechten die Nachtgöttin mit ihrem Gespanne hinabtauchend in die Fluten des Okeanos Den Streit Poseidons aber mit Pallas Athene um den Besitz und die Schutzherrschaft des attischen Landes enthielt die Giebelseite des Westens: in der Mitte die beiden streitenden Gottheiten: der ungestüme Poseidon, der soeben mit dem Dreizack den heiligen Quell aus dem Felsen geschlagen, ihm gegenüber Pallas Athene, und der auf ihr Gebot emporgesproßte heilige Oelbaum; neben ihr das hoch sich bäumende Gespann für den Siegeszug; Gottheiten und Heroen des attischen Landes der Göttin sich anschließend, dem Poseidon das Gefolge seiner Meergottheiten. Von diesen Gestalten, alle über Menschengröße in Marmor gebildet, schweifte das Auge zu den kleineren Bildwerken des Frieses über den Säulen, wo in den langen Reihen der Metopenfelder Kämpfe hellenischer Streiter mit wilden Kentauren gebildet waren; von da durch die Säulen, welche rings um den Tempel liefen, hinein zu dem Gebilde jenes inneren Frieses, welcher die äußere Marmorwand des Tempelgemachs umkreis'te. Und mit dem Blicke auf diesen begann das Auge des Atheners noch heller zu glänzen: denn hier erblickte der lebendige Festzug sein eigenes Spiegelbild, in Marmor gemeißelt: Scenen aus dem Zuge der Panathenäen und aus den Vorbereitungen zu diesen: Züge von schönen, sittigen Jungfrauen, von Jünglingen auf sich bäumenden Rossen, stolz hinbrausende Gespanne und Kampfscenen hippischer Agonen, die Ueberreichung des Peplos, und inmitten all' des menschlich Schönen olym-

pische Götter, aus ihrer Unsichtbarkeit und Unnahbarkeit herausgetreten als Zeugen des herrlichen Festes. So einfach, so prunklos-edel erschien hier bei aller Schönheit jede Gestaltung, daß sie aus dem Marmor zu dem Athenervolke für alle Folgezeit zu sprechen schien: „Haltet ein das schöne Maß, und lasset euer Leben immerdar in solch' edler Einfalt, in solcher Schöne und Reinheit blühen, wie es euch hier begegnet in den Marmorgebilden aus der Werkstätte des sinnigen Pheidias!" —

Angesichts des harrenden Volkes schritten jetzt, als das Opfer der Hekatombe dargebracht war, in feierlichem Zuge die ersten Würdenträger Athens über die Stufen des Tempels zur Pforte hinauf. Sie ordneten dort sich zu beiden Seiten der Pforte. In ihrer Mitte stand Perikles und der Archon Basileus.

Jetzt öffneten sich die breiten schmuckreichen Erzthüren des Tempels. Das Innere desselben erschien mit seinen schimmernden Säulen, und das neue hehre Bild der Pallas Athene des Pheidias leuchtete hochragend zum ersten Male aus der heiligen Dämmerung hervor dem Volke der Athenäer.

Da begannen die Theilnehmer des Festzuges einen Preisgesang auf die Göttin anzustimmen. Als dieser verklungen war, trat Perikles hervor und sprach von den Stufen des Tempels herab zum versammelten Volke.

In Urzeiten, sagte er, habe Pallas Athene die Fülle leiblicher Segnungen ausgegossen über die Wiege des Athenervolkes, und als die Spenderin des nährenden Oelbaums, als die Geberin der ersten Güter, als die Begründerin und Förderin der Wohlfahrt des attischen Landes verehre man sie in jenem ehrwürdigen, aber formlosen Holzbilde des Erechtheions. Dann aber sei die Zeit gekommen, in welcher Athen sich mit dem Schwerte umgürtete, an der Spitze von Hellas die Barbaren bekämpfte, und in Siegen gekräftigt zur Blüte seiner Macht sich emporschwang. Als Wahrzeichen dieser Zeit rage auf der

Burg das über Land und Meer hin sichtbare Riesenbild der Vorkämpferin. Jetzt aber sei angebrochen die Zeit, in welcher der Göttin innerstes und tiefstes Wesen, und mit ihm der schönste Theil ihrer Segnungen für das attische Land und Volk sich entfalte. Offenbaren wolle sie sich nun völlig als die Göttin des lichtspendenden Aethers, in dessen Glanz die Nacht zerrinnt, als die Nachdenkliche, Sinnige, um deren Stirn der freie Gedanke in schöner Klarheit schwebt, als die Förderin aller schönen Fertigkeiten und Künste und jedes aus dem Geiste stammenden Segens. Als solche habe Pheidias jetzt sie hingestellt, eine Pallas Athene des Friedens. Und über diese neue Gestalt der Göttin habe man das neue, ihrer würdige Tempelhaus gewölbt, kein priesterliches Opferhaus, sondern ein panathenäisches Festhaus der Göttin, in welchem sie ihres Wesens echtes Licht und echte Macht, losgelöst von priesterthümlichen Schranken, offenbar zu machen vermöge. Sinnvoll umhege dieses Tempelhaus die Göttin, ergänzend die Offenbarung ihres Wesens selbst und zugleich des Volkes, das sie schirmt. Denn in Eins verschmolzen sei nun bald das Wesen der Göttin und ihres Volkes. Und so wolle man auch fernerhin den Peplos darbringen dem altehrwürdigen Holzbilde der Stadtschirmerin, uralt-heilige Sitte der Väter ehrend, aber Ziel und Mittelpunkt des Festes der Panathenäen sei fortan der Parthenon. Hier sollen von jetzt an die Sieger in den Agonen ihre Preise aus der Hand der zu der Göttin Füßen sitzenden Richter empfangen, und zu den Bildwerken des glänzenden Festhauses werde das Volk sich wenden, um jene Ausstralung des innersten Wesens der Göttin in sich aufzunehmen, das Gemüth zu erfüllen mit dem Großen und Bedeutungsvollen, das hier von Wänden und Giebeln und Friesen herab mit marmornen Zungen rede. In diesen Gebilden lese der Athener die Geschichte seines eigenen Selbst, lese das in Stein gehauene Heldenlied der Siege des Lichtes und des Geistes über alles Dunkle und Rohe. Seiner

Kraft inne werdend, entbrenne des Hellenen Geiſt von edler Begier, würdig zu bleiben des Denkmals, das er hier für alle Zeit ſich ſelber geſetzt hat.

Nach dieſen Worten des Perikles erneuerte das Volk begeiſtert den tauſendſtimmigen Päan auf die jungfräuliche Göttin, und unter dieſem Geſange ſo wie unter dem Schall der Flöten und Saitenſpiele, welche den Feſtzug begleiteten, ſchritt auf den Wink des Archon Baſileus, und geführt von ihm, über die Stufen zuerſt der Zug der Jungfrauen empor und wandelte durch die geöffneten Pforten des Parthenons. Von jungfräulichem Fuße ſollte der jungfräulichen Göttin neues Heiligthum zuerſt betreten werden. Den Jungfrauen folgten die Jünglinge, und während Jene im Innern des Tempels zur Rechten, Dieſe zur Linken des Bildes der Göttin ſich reihten, unter dem fortgeſetzten Geſange des Päans, betraten Diejenigen, welche die Weihegeſchenke im Feſtaufzuge trugen, das Feſthaus, und ſtellten die Geſchenke zu den Füßen der Göttin nieder. Andere Weihegaben, inſonderheit gold- und ſilberglänzende Schilde, wurden aufgehangen über den Architraven der Säulen des Tempels. Nun wurden die Sieger in den panathenäiſchen Wettkämpfen über die Schwelle geführt, mit ihnen die Preisrichter und die Träger der erſten Würden in Athen.

Heller erklang Flöten- und Saitenſchall, begeiſterter rauſchte der Päan durch die marmorprangende Halle hin, als nun das ſtralende Bild der Göttin den in den Tempelraum Geführten und dem nachſtrömenden Volke der Athenäer unmittelbar vor Augen ſtand. Alle Blicke waren auf daſſelbe gerichtet.

Augenblendend wie der Tempel, leuchtete auch die koloſſale Göttergeſtalt: von Elfenbein waren ihre unbekleideten Theile gebildet, von Gold alles Uebrige; tiefſinnig vor ſich hin blickte das ernſt-ſchöne Haupt, bedeckt vom wuchtigen Goldhelm, unter welchem das reiche Gelock hervorquoll. Nachdenklich waren die

Züge des Antlitzes, aber das Sinnende schien sich in eine milde Klarheit aufzulösen. Zur Linken der Göttin ruhte der Schild, friedlich gesenkt, nicht mehr kriegerisch erhoben. Lässig ruhte auch die Lanze in ihrer Hand. Nicht als Kämpferin erschien sie mehr, wohl aber als Siegerin: auf ihrer ausgestreckten Rechte trug sie eine geflügelte Siegesgöttin, wie man eine Taube oder einen Falken trägt. Die geflügelte Siegesgöttin hielt ihr einen goldfunkelnden Kranz entgegen. Unter des Schildes Hut geborgen ringelte sich die heilige Burgschlange, Sinnbild der erdgebornen götterbehüteten Urkraft des attischen Landes und Volkes. Auf der Göttin Brust verbreitete sich der Aegispanzer mit dem stralenden Gorgonenhaupte. Unter der Wölbung des hochragenden Zierraths ihres Helmes war eine Sphinx sitzend gebildet, ihr zur Rechten und Linken Greife, als des Tiefsinns Bilder, des Scharfblicks und der Wachsamkeit. Auch sonst noch strebte vielfach bedeutungsvoller Zierrath der Göttin Wesen völlig auszudeuten: auf des Schildes äußerer Seite Kampf gegen die wilden Amazonen, auf der Innenseite die trotzigen Giganten auf dem Rande der Sandalen die wilden Kentauren: und so überall Kampf mit wilden dunklen Gewalten.

Würdig wölbte um die glanzvolle Erscheinung der Göttin sich ihr prächtiges Haus. In doppelter Reihe liefen die schimmernden Säulen, mit Blumenkränzen festlich umwunden, durch die Tempelhalle, in drei Schiffe sie theilend. Bei den Seitenschiffen aber bildete eine zweite Säulenstellung über der ersten ein Obergeschoß, einen offenen Rundgang. In weitem Viereck durchbrochen war die Mitte der auf jener oberen Säulenstellung aufruhenden flachen Bedachung, so daß das Licht in den sonst fensterlosen Tempelraum und auf das Götterbild von oben herabfiel. Wundersam angemessen war diese von oben hereinströmende Helle des Aethers der Würde und göttlich durchschauerten Stille des Tempels: entlastet ward durch den Aufblick zu dieser lichtumströmten Oeffnung und dem blauen Him-

mel darüber das Gemüth von dem überwältigenden Eindrucke des glanz- und machtvollen Bildwerks. Die Falken und die Adler, das Flammengespann des Helios und die Wetterwolken des Zeus zogen darüber hin, und im wechselnden Spiele der Lichter und Schatten, bald von goldig-warmem Glanze, bald von weißem kühlem Silberlicht umflossen, bald in halbe Dämmerung getaucht, schien das Antlitz der Göttin wie mit veränderten Zügen, wie mit wechselnden Mienen ernster oder milder herabzublicken von seiner Höhe. In der edlen Herrlichkeit des Tempelraumes war nichts, was das Auge von der Göttin abgelenkt hätte; Alles leitete zu ihr hin, selbst die Reihe der schön geformten, glänzenden Weihegeschenke zwischen den Säulen. Nichts war da vorhanden von jener zerstreuten und zerstreuenden Pracht, mit welcher andere Zeiten andere Völker die Häuser ihrer Götter zu schmücken trachteten. Einsam stand in der glanzumfloss'nen, geheimnißvoll-stillen Marmorhalle das riesige, erhaben-schöne Götterbild. —

Nachdem so das neue Festhaus der Athene von dem Volke der Athenäer mit begeisterungsvollen Gesängen, begleitet von Flöten- und Saitenschall, der Göttin dargeboten und geweiht, und die reichen Weihegeschenke zu ihren Füßen niedergelegt waren, begann die Vertheilung der Preise an die Sieger in den panathenäischen Kampfspielen. Aufgerufen wurden von den Preisrichtern die Sieger und da zuerst den siegreichen Knaben, dann den Jünglingen, zuletzt den Männern die Preise zugetheilt und übergeben wurden, so fügte es sich, daß der vierzehnjährige Sohn des Kleinias, Alkibiades, als Sieger unter den Knaben der Erste war, der in dem neueröffneten panathenäischen Festhause aufgerufen wurde und den Preis empfing aus den Händen der Richter. Der stolz und fröhlich blickende Knabe empfing eine prächtig geformte Amphora in leuchtenden Farben geschmückt mit einer Darstellung des jungen schlangenerwürgenden Herakles. Gefüllt aber war das herrliche Gefäß mit

Oel von den heiligen Oelbäumen der Pallas Athene im Garten der Akademie. Aehnliche Ehrengaben empfingen die Sieger in den übrigen Agonen; Denjenigen aber, welche aus den musischen Wettkämpfen als Sieger hervorgegangen, wurden goldne Kränze zuerkannt.

Als so die Vertheilung der Preise vollzogen war, ging unter den Augen des Volkes noch die Uebertragung des athenischen Schatzes in das Hinterhaus des Parthenon vor sich. Dies Hinterhaus, welches, von den Säulen des Parthenon mitumschlossen, an das Tempelgemach in der Richtung gegen Westen sich anschloß, war ein ringsum wohlverwahrter, fensterloser Raum, der nur durch eine Lampe erleuchtet werden konnte, und in dessen geheimnißvollem Dämmerlichte der gemünzte und ungemünzte Schatz Athens, daneben noch Kleinode mancher Art, kostbares Schau- und Prunkgeräth, auch Urkunden des Staates von besonderer Wichtigkeit fortan hinterlegt blieben unter der Aufsicht der Schatzmeister des athenäischen Volkes.

Unter den Schaaren des über die Höhe der Akropolis hinschwärmenden Volkes, welches die neu enthüllten Herrlichkeiten des Parthenon bestaunte, befanden sich auch Viele, welche aus der Fremde gekommen.

Darunter ein Mann aus Sparta.

Als dieser sich anschickte, die neue Tempelhalle zu betreten, wurde er von einem athenischen Jüngling, der ihn schon einige Zeit mit Blicken und Schritten verfolgt hatte, bei der Schulter gefaßt und mit den Worten angesprochen:

„Hinweg von dieser Schwelle! Doiern ist es versagt, hier einzutreten!"

In der That verbot ein alter Wahrspruch Männern dorischen Stammes den Eintritt in die Heiligthümer der Burg zu Athen. Und wenigstens den ausgesprochenen Gegnern Athens gegenüber erinnerte man zuweilen sich dieses Wahrspruchs Als nun eine große Menge Volkes sich um den Sparter versammelt

hatte, und der Jüngling Aeußerungen der Mißgunſt wiederholte, welche er aus dem Munde desſelben zuvor vernommen hatte, ſo ergriff Alles Partei gegen den Fremden, und er wurde gezwungen, die Burg zu verlaſſen.

So loderte, wenn auch nur blitzartig, für einen flüchtigen Moment, ſelbſt bei dem friedlichen Feſte die Gegnerſchaft, welche die beiden großen Hellenenſtämme uralt entzweite, bedeutungsvoll empor . . .

Aber es gab auch einen Athener auf der Akropolis, welcher in das Feſtgedränge, das den neuen Parthenon umwogte, mit Blicken des Grolles und der Mißgunſt ſah. Dieſer Athener war der Erechtheuspriester Diopeithes.

Zwar war nach altem, unumſtößlichem Brauche der Peplos ins Erechtheion getragen, dem Holzbilde der Athene Polias dargebracht worden. Aber flüchtig und kühl war dies geſchehen, und dem neuerbauten Tempel, dem prieſterloſen Feſthauſe der Pallas Athene, hatte das geſammte Athenäervolk ſich zugewendet. Nicht dem aus Himmelshöhen herabgeſendeten Palladion der Stadt Athen, nicht der Göttin ſeines Heiligthums, ſondern dem eitlen Prunkbilde des Pheidias hatten die Athener gehuldigt. Zu den Füſſen dieſer neuen Athene, nicht in ſeinem Tempel waren die koſtbaren Weihegeſchenke niedergelegt worden. Die Götter des Erechtheions zürnten, und ihr Prieſter mit ihnen . . .

Wie an jenem Tage, da Perikles und die verkleidete Aspaſia im Geleite des Sophokles auf der Höhe der Akropolis wandelten, und den Grund legen ſahen von Dem, was jetzt vollendet ragte, ſtand auch nun Diopeithes im Geſpräche mit einem ſeiner Vertrauten an der Pforte des Erechtheions. Und ſiehe, wie damals, als er mit Lampon in grollenden Worten von der Verderbniß der Zeiten ſprach, ſah er auch jetzt plötzlich den ihm verhaßten Mann mit eben jener Aspaſia über die Höhe des Berges hinwandeln, im Geleite des Pheidias, des Iktinos

des Kallikrates, des Sophokles, des Sokrates und anderer jener erlesenen atheniſchen Männer, welche mit Pheidias den homeriſchen Spruch: „Nie läßt mich zittern Pallas Athene!“ auf ihre Fahne geſchrieben.

Als nämlich die Stunde des großen Feſtſchmauſes herangekommen war, bei welchem das Fleiſch von den hundert Rindern der Hekatombe und die Fleiſchreſte der Voropfer dem Volke zum gemeinſamen Mahle dargeboten wurden, beträuft von reichlicher Spende des Bachos, wandelte jene erleſene Schaar auf der ſtiller gewordenen Akropolis umher, ungeſtört das Neuvollendete zu betrachten.

Das Antlitz des Pheidias war heute nicht ernſt in ſich verſenkt wie ſonſt, ein heiterer Glanz umſchwebte ſeine Stirn.

Hoch erfreut ſprach Perikles davon, wie er, nachdem er den Beginn und das allmälige Wachſen aller dieſer Werke verfolgt, nun doch nach einjähriger Abweſenheit von Athen die volle Ueberraſchung durch ein Fertiges habe, deſſen vollendete Herrlichkeit er nicht vorausgeahnt. Und wieder rühmte er, wie ſo Vieles und Herrliches in einer kurzen Reihe von Jahren vollendet worden, hervorgegangen gleichſam aus einem einzigen Haupte.

Pheidias aber ſagte, nicht durch das eine Haupt, ſondern durch die tauſend kunſtfertigen Hände, welche jenem Haupte dienten, ſei das Wunder geſchehen. Aber nicht ſowohl einem einzigen Haupte hätten ſie gedient, als Einem Geiſte, der in ſchönſtem Einklang Alle beſeelte.

Während ſo die Männer in freudig gehobener Stimmung den Reiz des Neugeſchaffenen wie mit trunkenen Augen in ſich ſogen und ihrem Empfinden Worte liehen, ſah man Aſpaſia zwar aufmerkſam, leuchtenden Auges, ja mit gerötheten Wangen, aber ſchweigend die Werke des Pheidias, des Iktinos und ihrer Helfer betrachten.

Ihr Schweigen befremdete ſelbſt den Pheidias, den ſchweigſamſten unter den Männern, und er ſprach zuletzt mit jener Art von ernſtem Lächeln, die ihm eigen war, ſich zu Aspaſia wendend:

„Wenn die Erinnerung mich nicht täuſcht, ſo iſt es ſeit langer Zeit die ſchöne Mileſierin, welche zu Athen von Vielen als die höchſte Richterin betrachtet wird in allen die Künſte betreffenden Dingen. Auch hat ſie, ſo viel ich mich erinnere, niemals ſich zurückhaltend gezeigt mit ihren Urtheilsſprüchen. Wie kommt es, daß ſie, ein Weib, uns Männer heute durch Schweigſamkeit beſchämt?“

Alle blickten geſpannt auf Aspaſia und machten ſich ſtillſchweigend zu Theilnehmern der Frage des Pheidias.

„Mit Recht,“ ſagte Aspaſia, „erinnerſt du daran, daß ich ein Weib bin, o Pheidias! Als ein ſolches bin ich nicht immer ſo raſch gefaßt wie ihr Männer, und in meinen Gedanken iſt weniger ſtrenge Folge und Ordnung als in den eurigen. Beweglich iſt des Weibes Gemüth, und ihr möget zuſehen, ob ihr nicht zu viel gewagt, daß ihr mir, als einem Weibe, der einzigen meines Geſchlechtes, wie es ſcheint, das Recht, frei zu denken, frei zu reden, eingeräumt. Hier ſteht der neue Wunderbau, groß wie ein Berg und ſchön wie eine Blume, und welche Fülle des Vollendeten iſt mit ihm zugleich vor unſeren Blicken ausgebreitet und enthüllt! Das Alles iſt ſo anmuthig in ſeiner Würde, ſo mannigfaltig in ſeiner edlen Einfachheit, ſo bewegt in ſeiner Ruhe, ſo gereift in ſeiner Jugendfriſche, ſo tiefſinnig in ſeiner Natürlichkeit, ſo heiter in ſeinem Ernſt, ſo menſchlich in ſeiner Göttlichkeit, daß jedes männliche Gemüth nur in einen Zuſtand höchſter Befriedigung und völliger Wunſchloſigkeit dadurch verſetzt werden kann. Der Weiber Art aber iſt es, wie der Kinder, daß wenn ſie mit einer Hand Erwünſchtes in Empfang nehmen, ſie die andere ſchon nach Anderem ausſtrecken, und ein Drittes vielleicht mit

den Augen verfolgen. Wär' ich ein Mann, so würde ich in diesem Augenblicke mich begnügen, den Pheidias begeistert als den ersten, als den größten aller Hellenen zu preisen. Als Weib aber habe ich einen Wunsch übrig, ja sogar eine Anklage wider ihn auszusprechen. Fürchtest du nicht den Zorn der goldenen Aphrodite, o Pheidias? Du scheinst mir immer nur das Hohe, das Reine, das Göttliche zu suchen, um es in der Menschengestalt zu verkörpern; und wäre das Göttliche nicht zufällig immer auch schön, so würdest du, glaube ich, dich um das Schöne nicht kümmern. Denn niemals suchst du es, und was die Sinne reizt, das Herz entflammt, in deiner Seele hat es keinen Widerhall. Den Reiz der Weiblichkeit um seiner selbst willen darzustellen, wie Dichter es begeistert thun, wenn sie von der Aphrodite singen, verschmähst du. In einen heiligen Ernst ist stets dein Sinn getaucht, und deine Seele schwebt, Adlern gleich, nur über den Gipfeln. O Eros, hast du keinen Pfeil für Diesen? Warum, o kyprische Göttin, schlägst du Diesen nicht in deine goldenen Fesseln, damit er deinem Reiz seinen Meißel weihe, und damit durch ihn endlich auch dein innerstes Wesen so offenbar werde, wie durch ihn seiner Göttin Pallas Athene tiefstes Wesen offenbar geworden ist in diesen Gebilden?"

„In der That," sagte Pheidias, „ich habe bisher gegen des Eros Pfeile und der Aphrodite Fesseln Schutz gefunden unter dem Schilde der Pallas Athene, und ihr verdanke ich's wohl, daß meine Kunst nicht weibisch geworden. Klage übrigens die Lemnier an, o Aspasia, wenn ich auch jetzt, nachdem ich eben das Bild der jungfräulichen Göttin für den Parthenon vollendet, meine Kunst nicht der goldenen Aphrodite zuwende. Denn nicht eine Aphrodite ist's, was die Lemnier von mir verlangen, sondern ein Erzbild eben wieder jener Pallas Athene für sie zu fertigen, dringen sie seit langer Zeit in mich."

„Was du da sagst", versetzte Aspasia nach einer kleinen

nachdenklichen Pause, „erfüllt mich mit größeren Hoffnungen als du denkst! Ich vernahm heute, wie Perikles zum Volke sprach, darauf hindeutend, daß man vom unscheinbaren, formlosen Holzbilde fortgeschritten zur gewaltigen Vorkämpferin, von dieser zur Jungfrau des Parthenon. Wer möchte nun nicht glauben, daß auch die Pallas der Lemnier wieder hinausschreiten werde über die Jungfrau des Parthenon? Wer möchte zweifeln, o Pheidias, daß, je mehr du schaffst, um so wärmer, um so leuchtender unter deinem Zauberstab die Feuerwelle des Lebens und der Schönheit aus dem Marmor oder dem Erze hervorbrechen werde? Nachdem du das vorkämpfende Mannweib gebildet und die tiefsinnige Jungfrau, was bleibt dir übrig als das Weib?"

„Ob ich vorwärts schreite", sagte Pheidias, „ob ich seitab schweife, wenn ich auf die Einflüsterungen eines schönen Weibes höre, ich weiß es nicht. Aber was du verlangst, scheint auf meinem Wege zu liegen."

„Du, dessen Auge kein Hellenenweib seinen Reiz versagen würde", fuhr jetzt Aspasia fort, „stelle dar das Weib und seinen Reiz, und verkünde als Höchstes und Letztes dem Griechenvolke: Nur im Gewande der Schönheit wird die Weisheit alle Herzen erobern!" —

So unterredete sich Aspasia mit Pheidias. Perikles aber begann jetzt mit Iktinos und Pheidias den Plan der großartigen Vorhallen zu erörtern, welche die Krönung des Burgberges auf seiner abendlichen Seite vollenden sollten, und welche nach den Gedanken dieser Männer nicht minder erhaben und prächtig werden sollten, als der Parthenon selber. Immer von Neuem aber kehrte man betrachtend und freudig genießend zurück zu dem Fertigen, zu den Bildwerken, zu den herrlichen Weihegeschenken. Hervorgehoben wurden in den Giebelfeldern und Friesen die Werke des Einen oder des Andern der Schüler des Pheidias: hier wurde Alkamenes gepriesen, dort Agorakritos,

und ſo Jeder von den unzähligen Bildnern, welche mit feurigem Eifer hier ihre Kräfte vereinigt hatten.

Jetzt aber geleitete Pheidias den Perikles und Alle, welche um ihn waren, zu dem Werke des grübelnden Sohnes des Sophroniskos, zu der Gruppe der Charitinnen, welche der Wahrheitſucher als Weihegeſchenk für die Akropolis zu fertigen unternommen.

In Marmor gebildet erblickten ſie die drei Jungfrauen ſich umſchlingend, ähnlich einander und doch wieder von verſchiedenem Weſen. Reizend war die Eine, edel und ſtreng die Andere, ſinnend die Dritte gebildet.

Als die Betrachter über dieſe Verſchiedenheit ſich verwunderten, ſagte der Bildner des Werkes mit einem Ausdrucke leiſer Betrübniß in ſeinem Angeſicht:

„Ich glaubte, daß ihr dieſe Verſchiedenheit nicht anſtaunen, ſondern völlig natürlich finden würdet. Warum ſollte man eine Dreizahl der Charitinnen annehmen, wenn ſie alle drei nur ganz dasſelbe ſind und bedeuten? Ich machte mich daran, dem tiefen Sinn dieſer Dreizahl nachzuſpüren, und ich zweifelte nicht, daß drei verſchiedene Eigenſchaften ſich in dem Weſen der Charis vereinigen müßten. Aber es gelang mir nicht, zu erfahren, welches die drei verſchiedenen Beſtandtheile der Charis wären, bis Alkamenes uns zur ſchönen Theodota führte. Wie Schuppen fiel es mir von den Augen, als die Korintherin nach einander die Aphrodite, die Hera und die Pallas tanzte. Was iſt das Weſen der Aphrodite anders als das leiblich Schöne? was das Weſen der Hera anders als das ſeeliſch Schöne, oder das Gute, das Sittliche? und was das Weſen der Pallas anders als das geiſtig Schöne, oder das Wahre? und ſo erfuhr ich denn, daß Leib und Seele und Geiſt zuſammenwirken müſſen zum vollendeten Weſen der Charis. . .

Das war es, was ich damals von Theodota erfahren, und was ich verſchwieg, als ihr darnach fragtet, denn es drängte

mich, nicht in Worten, ſondern im Bilde, wie Pheidias, das geiſtig Erfaßte lebendig auszudrücken. Aber es iſt mir nicht gelungen. Denn wäre es mir gelungen, ſo hätte es dieſer meiner Worte nicht bedurft. Ich habe mich mit dem Marmor bemüht, und mußte nun doch zu den Worten greifen. Du aber, o Aspaſia, bedarfſt der Worte nicht, um mir dein Urtheil auszudrücken; denn ich leſe es in deinen Mienen!"

„Und was lieſeſt du?" fragte Aspaſia.

„Du ſagſt mir: kehre zurück, du Grübler, von den Bildern und lebendigen Formen zu den Gedanken und Begriffen und Worten! — Ich will es thun! Ich will von dieſem Tage an den Meißel aus der Hand legen, oder vielmehr ihn ſelbſt ſtatt eines Werkes von meiner Hand, der weiſen Göttin darbringen als Weihegeſchenk. Und dies Gebilde meiner ſchlechten Kunſt will ich zerſchlagen, zufrieden, wenn der Gedanke lebt, der es geſchaffen, und wenn er, ſtatt in todtem Marmor, verkörpert wird im Geiſt und Sinn und Leben der Athenäer!" —

„Bringe du immerhin, o Sokrates," ſagte Perikles, „deinen Meißel der Göttin dar als Weihegeſchenk, um künftig Das allein zu betreiben, was deine wahre Sendung iſt, und was kein Anderer ſo vermag wie du. Aber dies Weihegeſchenk ſoll unzertrümmert bleiben; denn wenn auch weniger mit Künſtlerhänden, als mit dem Geiſte des Weiſen gebildet, ſtellt dieſe Gruppe des Hellenengeiſtes ſchönſte Beſtimmung vor Augen: Leib, Gemüth und Geiſt vereinigt und verklärt zur ſchönſten Blüte der Charis! Eindringlicher kann unſer Aller bisheriges treues Beſtreben nicht ausgeſprochen, würdiger nicht angeſpornt werden zu neuem Schwunge des Schaffens und der Thatkraft! Hier vor dieſem Bildwerk iſt der Ort, uns die Hand zu reichen zur Erneuerung des Bundes, der uns alle vereinigt hat. Hier auch iſt, wie mich dünkt, der Ort, hier vor dem Bilde der Charitinnen, unſerer edlen Aspaſia zu danken für Das, was ſie im Vereine mit uns gefördert, nicht ſowohl mit Worten ſpornend, als

durch ihres Weſens Ausſtralung unmittelbar befeuernd. — Denn ihr Weſen fällt, ihr wißt es alle wohl, in die Gemüther wie ein Lichtſtral und entzündet immer Neues und Schönes. Geſtalte nach ihrem Bilde deine neueſte Pallas, o Pheidias! denn ſie ſagt es dir nicht bloß, ſie hat es an dir und an uns Allen mit der That erprobt, daß die Weisheit unüberwindlich iſt im Gewande der Schönheit!" — [illegible]?!!

„Flüchtig iſt ſonſt," fuhr Perikles fort, „die Spur des Schönen: es kommt und geht, wie der Stral des Geſtirns, wie die befruchtende Regenwolke. Aber die ſchöne Huld, welche Aspaſias Weſen von ſich ausſtralt, wird uns wie ein wohlverwahrter Schatz erhalten bleiben. Nicht mehr eine Fremde ſeht ihr vor euch, nach welcher man ungeſtraft zielen darf mit gehäſſigen Pfeilen, oder die man beſchimpfen darf mit entehrenden Namen. Sie iſt von dieſem Tage an meine angetraute Gemalin. Friedlich gelöſ't iſt der Ehebund, der mich mit Teleſippe vereinte. An ihrer Statt waltet fortan Aspaſia als Herrin an meines Hauſes Herd. Ich weiß, daß der Athenäer mit ſcheelen Augen den Mitbürger betrachtet, der ein ausländiſch Weib als angetraute Gattin einführt in ſein Haus. Ich weiß, daß unſer heimiſches Geſetz den Sproßen aus ſolcher Ehe ſogar das atheniſche Bürgerrecht verweigert. Dennoch habe ich Aspaſia zum Weibe genommen. Aber ein Bund von neuer Art iſt's, den ich mit ihr ſchließe, eine neue Geſtalt der Ehe ſchwebt uns beiden vor, wie ſie bisher, ich weiß nicht ob durch die Schuld der Männer oder der Frauen, niemals noch verwirklicht worden. Vielen Wandel hat unſer Gemeinweſen in neuer Zeit erfahren: wenn aber das allgemeine Leben ſich erneuert, warum ſollte nicht auch das bürgerliche, das häusliche trachten dürfen nach einer Wiedergeburt? Mir und dieſem Weibe hier wird der heutige Tag, der das atheniſche Leben auf einem glänzenden Gipfel zeigt, zugleich zu einem Wendepunkt und Hochfeſte unſeres perſönlichen Schickſals. Athen und ganz Hellas

ſtrebt unter neuen Sternen neuen Zielen entgegen: wir beide thun das Gleiche im eng-geſchloſſenen Kreiſe des inneren Lebens. Hier wie dort iſt der treibende Geiſt und Sinn und Gedanke derſelbe. Und hier wie dort, meine ich, wird das Gleiche ſich in gleicher Weiſe bewähren!"

Bevor von den Freunden einer der Bewegung, welche dieſe Worte des Perikles in Allen hervorriefen, Ausdruck geben konnte, ergriff Aspaſia die Hand des neuen Gemals und ſprach:

„Es verhält ſich, wie du ſagſt, o Perikles, daß ich mir keine Gewalt des Wortes, noch der bewußten Weisheit anmaße. Wenn ich im Bunde mit euch etwas gefördert, ſo war die Wirkung, die von mir ausging, die der Weiblichkeit allein, welcher es zum erſten Male vergönnt war, ſich ohne die Feſſeln des Geſchlechtes frei und rückhaltlos wirkend zu äußern. Bin ich eine Sendbotin, ſo bin ich die der Weiblichkeit. Vielleicht muß aus der Weiblichkeit die Welt, die bisher in die Bande der rauhen Männlichkeit geſchlagen war, wiedergeboren werden, um jeden Reſt von Barbarei der Urzeit abzuſtreifen. Und als ein Weib joniſchen Stammes bin ich, wollend oder nicht, des joniſchen Weſens Vorkämpferin gegen den ernſten, ſtrengen Geiſt des Dorer-Stammes, der die ſchönſte Blüte des helleniſchen Lebens erſticken würde, wenn er zum Siege gelangte. Wehe den ſchönen Göttern von Hellas, wenn er jemals in der Welt die Oberhand erhält! — Bin ich in der That berufen und vermögend, für eine Sache zu wirken und zu kämpfen, und habe ich mich, wie ihr von mir ſagt, als Fürſprecherin des Schönen und des Weiblichen erwieſen bei den Meiſtern der Bildkunſt, ſo möchte ich fortan, auch nach anderen Seiten des Lebens mich erprobend, offenen Krieg erklären jedem Vorurtheil, jedem ſinnlos gewordenen Herkommen, jeder beſchränkten oder verdüſterten Anſchauung, jeder menſchen-unwürdigen Denkart. Ich werde mich, nach Bundesgenoſſen ſtrebend,

an die Genossinnen meines Geschlechtes wenden. Sie werden mich anhören, denn ich bin die Gattin des Perikles!" —

So sprach Aspasia. Die Freunde vernahmen ihre Worte gedankenvoll und mit herzlichem Antheil.

Auch der Erechtheuspriester Diopeithes vernahm sie, im Halbdunkel hinter den Säulen verborgen. Seine Lippen zuckten höhnisch. Ein feuriger Blick des Hasses traf die Milesierin.

In begeisterten Worten begannen nun die Freunde ihren freudigen Antheil auszusprechen, und das Vorhaben des edlen Paares zu preisen.

Nur Sokrates schwieg noch, wie er es oft aus Bescheidenheit that, wenn er in einem Kreise ausgezeichneter Männer sich befand.

Da fragte Perikles den Nachdenklichen freundlich lächelnd:

„Was denkt unser Weisheitsfreund von dem Bunde, der hier angesichts seiner Charitinnen geschlossen wurde?"

„Mir ist nur dies Eine klar," erwiderte der Sohn des Sophroniskos, „daß unser Athen die gepriesenste sein wird unter den Städten der menschenbewohnten Erde. Alles Andere ist mir unbekannt und in Dunkel gehüllt. Aber wir wollen das Beste in Allem hoffen von der Gunst des waltenden Vaters Zeus, und seiner herrlichen Tochter Pallas Athene"

Fünfzehntes Capitel.

Eulen auf der Akropolis.

Wenn es sich vielleicht so verhält, wie die Sage bei dem erhabenen Dichter der Eumeniden berichtet, daß die Herunterholung des Feuers vom Himmel und die Ueberlieferung desselben an die Menschen durch Prometheus auf der atheniſchen Akropolis stattfand, so ist nicht zu verwundern, daß bei der Nennung des Namens der Akropolis zu Athen Vielen nur eine Höhe vorschwebt, ganz in eitel Licht getaucht gekrönt von den marmorglänzenden Zinnen des Parthenon.

Aber es gab auch Eulen auf der Akropolis . . .

Es gab Eulen zu Athen — es gab ihrer so viele, daß der Ausdruck „Eulen nach Athen tragen“ zur Bezeichnung werden konnte eines überflüssigen Thuns.

Und diese Vögel waren sogar der Pallas Athene geheiligt. Sie gehörten ihr an, als die Vögel der gedankenzeugenden, sinnigen Nacht. Denn die Nacht selbst ist dunkel, aber sie ist schwanger mit dem Lichte, und besser als der laute Tag läßt sie die Gedanken keimen und reifen im wachen Haupte der Menschen. Nicht selten aber trachtet die Nacht etwas für sich, und mehr als das Licht, das aus ihr geboren wird, zu sein, und stellt sich dann dem Lichte feindlich entgegen.

So kommt es, daß auch die Vögel der Nacht, die Eulen, zu Feinden des Lichts geworden.

Es gab ihrer, wie gesagt, viele auf der Akropolis, und sie nisteten am Liebsten in dem Raume zwischen dem Gesimse

und dem flachaufliegenden Dache des altehrwürdigen Erechtheion, gemeinsam mit Eidechsen, Mäusen und Schlangen.

Sind sie doch die Lieblingsvögel des Erechtheuspriesters Diopeithes, der soeben dort, unmittelbar vor den Stufen des Parthenon, in lebhaftem Gespräche mit einem Manne und zugleich in einer etwas wunderlichen Verrichtung begriffen ist.

Er schreitet nämlich vor den Augen des andern Mannes mit einer gewissen Erregtheit die Stufen des Parthenon hinauf und wieder hinab. Vor dem Tempeleingang sind, um das Emporsteigen zu erleichtern, in die breiten hohen Stufen kleinere gehauen. Diese kleineren Stufen schreitet Diopeithes empor, und zählt dieselben im Schreiten, und spricht die Zahl mit vernehmlicher Stimme vor sich hin.

Und nachdem er so schreitend und laut zählend dem anderen Manne die Zahl der Stufen gewiesen, spricht er zu diesem:

„Du weißt, welches Gesetz in Betreff der Stufenanzahl eines Tempelaufganges durch der Hellenen frommen und wohlbedachten Sinn seit Jahrhunderten festgestellt wurde. Ungerade ist nach alter Regel dieser Stufen Zahl, damit des guten Vorzeichens wegen die erste und die letzte Stufe vom rechten Fusse betreten werden könne."

„So verhält sichs in der That," versetzte der Mann, zu welchem Diopeithes sprach.

„Nun wohl!" fuhr Diopeithes fort, „du siehst, daß die Männer, welche diesen Parthenon hier gebaut haben, der guten Vorzeichen nimmer zu bedürfen glauben. Die Zahl dieser kleineren Stufen ist eine gerade. Mögen sie nun wirklich in bewußtem Trotz, oder von den Göttern mit Vergeßlichkeit geschlagen, gegen die heilige Regel gesündigt haben: was sie da aufgerichtet, verräth beim ersten Anblick schon sich als ein unfrommes, den Göttern mißfälliges Werk. Und ich sage: es ist in seinem ganzen Entwurfe eine Beleidigung, eine Erniedrigung

eine Verhöhnung der Götter. Ei, ſieh doch nur: ſeit das Panathenäenfeſt vorüber iſt, ſeit die Sieger in den Wettkämpfen ihre Preiſe erhielten, ſeit das Volk ſich ſatt gegafft am verſchwendeten Golde und Elfenbein der Statue des Pheidias, iſt der Feſttempel, wie ſie ihn nennen, wieder geſchloſſen, das Bild der Göttin iſt verhängt damit es bis zum nächſten Feſte nicht der Staub verzehre, und ſtatt prieſterlicher Perſonen ſieht man Tag für Tag nur die Schatzmeiſter aus und eingehen, welche, im Hinterhauſe ihr Weſen treibend, die einlaufenden und auszufolgenden Summen überzählen. Und ſo hallt, o Schmach und Frevel! ins Ohr der Göttin ſtatt frommer Worte Klang nur ſchnödes Geklimper von Gold- und Silberſtücken!"

Auf dieſe Aeußerung des Diopeithes hin begann der Mann mit welchem der Prieſter ſich unterredete, und welcher durch ſein Ausſehen ſich als einen Fremden verrieth, angelegentlich nach dem Umfang, dem Werthe und Betrage der gemünzten und ungemünzten Schätze zu fragen, welche in dieſem Schatzhauſe unter der Obhut der Pallas Athene aufgehäuft lagen, und Diopeithes verweigerte die Auskunft nicht, welche er zu geben vermochte.

„Ein ſchöner Sparpfennig, oder ſagen wir lieber eine ſchöne Beute iſts," bemerkte der Fremde, „was ihr Athenäer da aufgehäuft habt. Aber mich dünkt, ihr werdet dieſen Vorrath bald erſchöpft haben, auch im Frieden."

„Noch lange nicht!" erwiderte Diopeithes.

„Ich ſehe aber," fuhr der Fremde fort, „daß, nachdem dieſer koſtſpielige Tempelbau ſo eben vollendet worden, mit gleicher Haſt und gleichem Eifer ſchon ein neues Werk hier oben begonnen wird, eine Prachtpforte der Akropolis, Vorhallen in größtem Stile, nicht weniger großartig als der Parthenon ſelber —"

„Und nicht weniger ſinnlos, nicht weniger überflüſſig als dieſer!" fiel Diopeithes ein. „Das eben iſt ja," fuhr er fort,

„der Frevel jener Uebermüthigen, welche Athens Geschicke gegenwärtig lenken. Sie lassen das Heiligthum des Erechtheus verfallen, welches selbst der Perser nur halb zu zerstören wagte, und errichten dafür Prunkhallen, vollgestopft mit eitlen Machwerken der aus ganz Hellas zusammengelaufenen Rotte des Pheidias."

„Ist denn Perikles allvermögend?" rief der Fremde. „Wie kommt es, daß von allen berühmten Feldherrn und Staatsmännern der Athener kein Einziger, so viel ich weiß, dem Loose der Verbannung entgangen, Perikles aber eine so lange Reihe von Jahren unangefochten in seiner Uebergewalt sich behauptet?"

„Er ist der erste Staatsmann," sagte Diopeithes, „welchem die Athener Zeit lassen, sie zu Grunde zu richten."

„Das mögen die Götter verhüten!" sagte der Fremde. „Ich bin ein harmloser Mann aus Euboia, und wünsche den Athenäern alles Gute!"

„Warum verstellst du dich?" sagte Diopeithes, dem Fremden ruhig in's Auge blickend. „Du bist der Mann aus Sparta, den sie beim Feste der Panathenäen von der Schwelle des Parthenon hinweggewiesen. Ich habe den Vorgang mit angesehen, und erkannte dich sogleich wieder, als du jetzt, über die Höhe der Akropolis hinwandelnd, dich mit einigen Fragen an mich wandtest. Ja, du bist ein Lakedaimonier, und wenn du sagst, daß du den Athenäern alles Gute wünschest, so sagst du die Unwahrheit. Aber fürchte deshalb nichts von mir! Es gibt Athenäer, die mir weit verhaßter sind, als das gesammte Spartervolk Und dir ist ohne Zweifel wohl bekannt, daß hier zu Athen die Gegner der Neuerungen, die Freunde der guten alten Zucht, Sparterfreunde genannt werden. Und nicht mit Unrecht."

Fast unwillkührlich reichte der Mann aus Sparta dem Erechtheuspriester die Hand.

„Glaube nicht," fuhr Dieſer fort, „daß die Zahl Derjenigen, welche dem Perikles in ſeinem neuen Athen grollen, wenn auch nur heimlich, gering iſt. Komm mit! ich werde dir einen Ort zeigen, um welchen nicht weniger, als um das Erechtheion. unverſöhnte Rachegeiſter ſchweben."

Damit führte Diopeithes den Sparter bis an den Rand des weſtlichen Abhanges der Akropolis hinaus, und deutete mit der Hand auf einen ſchroffen, düſteren, wildgezackten Felshügel, welcher dem Burgberge gegenüber, nur durch eine Schlucht von ihm getrennt, aber niedriger als Dieſer, ſich erhob.

„Siehſt du dieſen ſchroffen Hügel, deſſen Felsblöcke wie von Titanenhänden übereinander gewälzt ſind?" fragte Diopeithes. „Siehſt du die in den Fels gehauenen Stufen, die zu einem im Viereck ſich erſtreckenden Raume führen? Dort ſind Reihen von Sitzen, in den Fels gehauen, wie die Stufen. Von dieſer Stätte aber führt ein anderer Stufenweg. auch er in den Stein gehauen, hinab in eine tiefe, ſchaurig-dunkle Schlucht, aus welcher ein ſchwarzes Gewäſſer hervorquillt. In jener Schlucht ſteht das Heiligthum der finſteren Rachegöttinnen, der ſchlangenhaarigen Erynnien, und jener im Viereck ſich erſtreckende Raum auf der Höhe des Berges iſt die Verſammlungsſtätte des uralten, ehrwürdigen, von den Göttern ſelber eingeſetzten Gerichtes, welches wir den Areopag zu nennen pflegen. Den greiſen Beiſitzern dieſes Gerichtes iſt die Obhut jenes Heiligthums der Erynnien anvertraut; in ihre Hände ſind uralte Satzungen und Heiligthümer gegeben, auf welchen ein geheimnißvolles Dunkel ruht, und an welche das Heil des Staates geknüpft iſt. Sie allein wiſſen, was der ſterbende Dulder Oedipus in's Ohr des Königs Theſeus geflüſtert. als er auf dem Hügel von Kolonos im Haine der Eumeniden ſeiner langen Irrfahrt Ziel gefunden. Zwiſchen blutige Opferſtücke werden die Streitenden geſtellt, deren Sache

dieſe Richter entſcheiden, und einen Eid legen ſie ab mit entſetzlichen Verwünſchungen gegen ſich ſelbſt und gegen die Ihrigen, wenn ſie anders als nach der ſtrengſten Gerechtigkeit entſcheiden würden. Schweigend legen ſie nach Anhörung der Sache ihre Looſe in zwei Urnen, in die Urne der Erbarmung oder in die Urne des Todes. Vorſätzlichen Mord zu richten war von Anbeginn ihr Amt. Aber auch Sittenloſigkeit, Neuerung im Staat und im Dienſte der Götter zu ahnden, waren ſie in früherer Zeit berufen; in's Innerſte der Familien zu dringen war ihnen erlaubt, um die verborgenſte Schuld an's Licht zu ziehen. Sie ſtraften den Vatermörder, ſie ſtraften den Mordbrenner, ſie ſtraften den Mann, der ein ſchadlos Thier ohne Noth getödtet, ſtraften den Knaben, der mitleidslos einen jungen Vogel geblendet Einſpruch ſogar gegen Beſchlüſſe des verſammelten Volkes zu thun, war ihnen freigeſtellt. Iſt es zu verwundern wenn dieſer Hort aus alter Zeit, dieſe auf den Fels des Areshügels gegründete Burg der frommen Zucht, den Machthabern des neuen Athen ſchon längſt ein Dorn im Auge geweſen? Perikles war es, der zuerſt dieſer geheiligten Macht zu trotzen wagte, der ihre Vorrechte beſchränkte, ihr Anſehen ſchmälerte, ihren ihm unbequemen Einfluß auf die Staatsangelegenheiten zurückwies. Traun! Wie auf eben dieſen Areshügel die Brandpfeile der Perſer gegen die Burg und gegen die alten Tempel der Akropolis flogen, ſo fliegen heimlich jetzt von dort die grollenden Blicke der Areopagiten, ſchwanger von Unſegen, nach dem neuen Tempel des Perikles herüber!" —

„Aber die große Maſſe der Athenäer liebt den Perikles" ſagte der Sparter; — „ſie halten ihn für einen aufrichtigen Freund der Volksherrſchaft."

„Ich halte den Perikles nicht für blöde genug," verſetzte Diopeithes „um ein ehrlicher Freund der Volksherrſchaft zu ſein. Ein geiſtig hervorragender Mann iſt niemals ein ehrlicher Freund der Volksherrſchaft. Denn wie ſollte es ihm zum Ver-

gnügen gereichen, die Macht, die er der unvernünftigen Menge abgerungen, freiwillig wieder mit ihr zu theilen, und sich in seinen besten Plänen, in seinen schönsten Unternehmungen von beschränkten Köpfen stören und hindern zu lassen? Perikles schmeichelt, wie alle diese Volksmänner, der Masse, um sich derselben zur Ausführung seiner ehrgeizigen Pläne zu bedienen. Vielleicht bleibt ihm aus dem Goldschatze im Hinterhause des Parthenon zuletzt so viel übrig, um sich daraus eine Krone schmieden zu lassen, die er sich an einem Panathenäenfeste vor den Augen des versammelten Volkes und zu den Füssen der Göttin des Pheidias aufsetzt. Bereitet euch vor, ihr Lakedaimonier, dem Hellenenkönig und seiner Königin Aspasia durch Ueberreichung einer Scholle spartanischen Landes und eines Kruges Wasser aus dem Eurotas huldigen zu helfen!"

Bei diesen letzten Worten sah der Priester um sich. „Laß uns hinweggehen," sagte er zu dem Sparter, „ich sehe Leute sich nähern, welche hier oben den Platz der neuen Vorhallen abstecken. Man würde mich einer Verschwörung mit Lakedaimon zeihen, wenn man uns zusammen redend erblickte."

So sprach der Erechtheuspriester und verschwand alsbald mit dem Mann aus Sparta hinter den Säulen des Erechtheions, wo beide noch eine Zeit lang vertraulich mit einander sich unterredeten.

Wenige Tage nach der Feier der Panathenäen hatte Telesippe, durch friedliche Uebereinkunft getrennt von Perikles, das Haus ihres bisherigen Gatten verlassen, und Aspasia war in dasselbe an ihrer Statt eingeführt worden als angetraute Gemalin.

Nicht gedemüthigt verließ Telesippe das Haus ihres Gatten, sondern stolzgehobenen Hauptes, denn sie ging einem Loose entgegen, für welches sie zwar sich geboren glaubte, dessen Erfüllung aber sie nicht mehr zu hoffen gewagt hatte.

Immer war es ihrer Klagen Anfang und Ende gewesen: „Ich hätte die Gemalin des Archon Basileus werden können!"

Als der Entſchluß, ſich von Teleſippe zu trennen, in Perikles gereift war, konnte er nicht umhin, darüber nachzuſinnen, wie er das Schmerzliche des Eindrucks mildern könne, den dieſe ſeine Entſchließung auf die bisherige Gattin machen würde. Er erinnerte ſich, wie oft ſie vom Archon Baſileus geſprochen. Der eben amtirende Archon Baſileus war ein Freund des Perikles, ziemlich betagt, aber unverheiratet. Perikles ging zu ihm, und fragte ihn, ob er nicht geneigt wäre, ſich zu vermählen. Der Archon Baſileus war ein ſtiller, anſpruchsloſer Mann und ſagte, er ſei nicht abgeneigt ſich zu vermählen, wenn eine paſſende Braut für ihn ſich finde.

„Ich kenne eine Frau," ſagte Perikles, „welche geſchaffen iſt für einen Mann wie du: es iſt meine eigene Gemalin. Für mich ſelbſt hat ſie zu wenig von jener Heiterkeit an ſich, an welcher ein vielbekümmerter Staatsmann von ſeinen Tagesſorgen ſich erholen mag, und zu viel von jener Strenge, von jenem würdevollen Weſen, welches einen ernſten Mann von prieſterlicher Gewalt, wie dich, wohl anzuziehen vermöchte. Ich ſtehe auf dem Punkte, mich von Teleſippe zu trennen, aber ich würde mich ſehr glücklich ſchätzen, wenn ich wüßte, daß ſie aus meinem Hauſe in das eines noch beſſeren Mannes geht, und daß ſie dort, wo ſie hingeht, finde, was ſie in meinem Hauſe vermißte."

Der Archon Baſileus nahm dieſe Worte ſo ernſt auf als ſie gemeint waren. Ueber das Bedenken, daß ein Archon Baſileus in der Regel ſich nur mit einer Jungfrau vermählte, half ihm Perikles hinweg, indem er ſeinen ganzen Einfluß bei den Athenäern aufzubieten verſprach, die Verletzung eines alten Herkommens ungeahndet zu laſſen. Auf dies hin gab der Archon zuletzt die Erklärung ab, er ſei bereit, Teleſippe aus dem Hauſe ihres bisherigen Gatten hinweg unmittelbar in das ſeinige als rechtmäßige Ehefrau zu führen.

Perikles eröffnete ſeiner Gattin zu gleicher Zeit ſeinen

Entſchluß, ſich von ihr zu trennen, und den Entſchluß des Archon Baſileus, ſich mit ihr zu vermählen.

Teleſippe vernahm die Entſcheidung kalt und ſtumm und zog ſich zurück in ihr Frauengemach. Als ſie aber dort ihre beiden Knaben erblickte, die ſie nun verlaſſen mußte, zog ſie dieſelben an ſich, und weinte Thränen nieder auf ihr Haupt. Sie dachte daran, daß ſie dem Hipponikos Kinder geboren, daß er ſie verſtieß, und ſie die aus ihrem Schooße geborenen verlaſſen mußte für immer; daß ſie ferner dem Perikles Kinder geboren, und nun auch dieſe verlaſſen und von hinnen gehen mußte, einem neuen Gatten angetraut. Sie erſchien ſich rechtlos, hilflos, von Haus zu Hauſe geſtoßen . . .

Aber die Gattin des Archon Baſileus! Das Ziel ihres Ehrgeizes! Das verſäumte, und nun doch erreichte Glück ihres Lebens! Freilich — nur der verſtoſſenen Gattin war damit Genugthuung geleiſtet, nicht der Mutter. Durch den thörichten Stolz des Weibes hindurch fühlte ſie immer wieder die angſtvollen Schläge des unverſöhnten Mutterherzens.

Und als nun der Augenblick gekommen, in welchem Teleſippe das Haus ihres Gatten verließ, und auf die Stirnen ihrer Söhne den letzten Kuß drückte, um von ihnen hinwegzugehen für immer, da wurde Perikles plötzlich von einem merkwürdigen Gefühle übermannt: es dünkte ihn, daß man denn doch kein geheiligtes Band, das einmal zwei Menſchenherzen vereinigte, zerreiſſen könne, ohne daß etwas vom Herzblute dabei vergoſſen würde.

Teleſippe hatte ihm Kinder geboren, Kinder, die ſeine Züge, ſeines Weſens Spur im Antlitz trugen. Wie ſollte nicht für immer ehrwürdig, heilig dem Manne das Weib ſein, das ihm Kinder geboren, die ſeine Züge tragen? Auf der Stirn der Kinder Teleſippes leuchtete der Stempel der unentweihten Mutterehre. Dies Erbe ließ ſie ſcheidend ihren Kindern und ihrem Gatten. Perikles ward ſich deſſen klar bewußt, als Teleſippe aus ſeinem Hauſe hinwegging.

Vorhin hatte er sich mit kühlem, ernstem Händedruck verabschiedet; jetzt ergriff er noch einmal die Hand des Weibes, das ihm Kinder geboren, und eine Thräne fiel darauf. Und als Telesippe schon längst hinweggegangen war, stand Perikles noch lange mit sinnendem Haupte da, mit einer Frage sich beschäftigend, welche zu denjenigen gehört, die keine menschliche Weisheit jemals löst. . .

Wunderbar und ewig unentwirrbar kreuzen sich die Pflichten der Menschen und ihre Rechte. . .

Für Perikles und sein Eheleben war der Würfel gefallen.

Der Wendepunkt in seinem häuslichen Leben hatte ein Doppelantlitz wie fast alles irdische Geschehen. Auf Telesippe's ernsten Hinweggang folgte der fröhliche Einzug Aspasia's. Ihr Eintritt verscheuchte gemach den Schatten auf der sinnenden Stirn des Perikles. Er verbreitete Licht und Glanz bis in den innersten Winkel des Hauses. Aspasia kam im Geleit aller lächelnden Frühlingsgeister. Ein würzig frischer Hauch verdrängte die bis dahin dumpfe Atmosphäre des Hauses.

Die alten, ehrwürdigen Hausgötter waren mit Telesippe fortgezogen. Aspasia brachte neue mit sich. Sie stellte im Peristyl des Hauses den freudenreichen Dionysos auf, und die lächelnde Aphrodite, und den lockigen, leuchtenden Schutzgott des heiteren Jonierstammes, den mit Pfeil und Lyra bewehrten Führer des Musenreigens Apollon. Auch fehlten von jetzt an nicht die Charitinnen am Altar dieses Hauses, wo das gebührende Opfer ihnen so lange versagt blieb [illegible].

Der Geist der Neuerung, welcher den Schritten Aspasia's überall hin folgte, begleitete sie auch in das Haus des Perikles. Binnen Kurzem war dieses Haus in heiterer und üppiger Weise umgestaltet. Nichts Unschönes, nichts Unedles duldete Aspasia um sich. Weichen mußte, was nicht Gnade fand vor ihren schönheitskundigen Augen. Schönheit wurde ausgerufen als oberstes Gesetz auch am häuslichen Herde. Künstlerhände

mußten die Wände der Gemächer mit reizvollen Bildern ſchmücken. Aus Künſtlerhänden mußte fortan nicht blos Das hervorgehen, was das Leben ſchmückt und verſchönert, ſondern auch was immer dienen mag dem Bedarfe des täglichen Lebens.

Einfach war bisher das Hausweſen des Perikles; nun mißfiel dieſe Einfachheit auch ihm ſelbſt. Nichts iſt ſüßer für den Liebenden, als den Aufenthalt der Geliebten ſo reizvoll als möglich auszuſchmücken. Kein Mann ſchmückt für ſich ſelbſt das Haus; für ein geliebtes Weib aber wird auch der Geizhals zum Verſchwender. Mit Freuden half Perikles der geliebten Aspaſia die Stätte ſeines neuen Glückes zu einem Tempel der Schönheit umgeſtalten.

Den feinentwickelten Sinn für das dem Auge Wohlgefällige, für das Paſſende und das Zuſammenſtimmende, welcher den Frauen eigen iſt, und welchen ſie an ihrem Schmuck, an ihrer Gewandung üben, beſaß Aspaſia in ſo wunderbarem Grade, daß Perikles ſich wie im Banne einer Zauberin befand, und die Geliebte bat ſie möge nur nicht auch ihn ſelbſt, wie Alles um ſich her, verwandeln. Aber er war ſchon verwandelt. Ohne ein Weichling geworden zu ſein, entwickelte er nun einen Sinn in ſich, der bisher in dem raſtlos thätigen Manne völlig geſchlummert hatte. Die Geliebte, oder vielmehr die Liebe ſelbſt lehrte ihn die ſinnige und nicht zu verſchmähende Poeſie Desjenigen erkennen und ſchätzen, was er bisher nicht beachtet hatte. Was waren ihm früher Perlen und Edelſteine geweſen? Jetzt konnte er eine Gemme, die in einer Goldſpange am lilienweißen Arme der Geliebten funkelte, eine endloſe Zeit lang betrachten und ſich in das farbig ſprühende Licht derſelben, wie in eine wunderbare Offenbarung verſenken. Was waren ihm früher duftende Salben, was waren ihm alle Wohlgerüche der Welt geweſen? Jetzt war ſein Sinn geweckt für jeden feinſten Dufthauch, der in der Nähe der Geliebten ihn umwitterte, und jeder Art desſelben entſprach in ſeiner Seele eine andere Art von

ſüßer Trunkenheit. Was waren ihm bisher die Farben geweſen? Ein flüchtiger Reiz im beſten Falle, deſſen er kaum ſich bewußt war. Und jetzt? welches Leben, welchen Zauber gewann für ſein Auge das glutende Roth, das flammende Gelb, das entzückende Blau, das hold anregende Grün, wenn es den Leib der Geliebten umwogte, oder wenn ihre roſigen Glieder ſich davon abhoben in blühender Weiße.

Das Band der Liebe und einer ſchrankenloſen Hingebung mag zwei Herzen noch ſo lange und glücklich vereinigt haben, das Band, das Hymen um ſie ſchlingt, bereitet ihnen doch ein neues, bis dahin unbekanntes Glück. Die Ehe hat, wie die Liebe, ihren beſonderen Honigmond. Täglich neu ſich verlieren und täglich neu ſich wiederfinden, mag dem Honigmond der Liebe ſeine Würze verleihen: aber auch das Bewußtſein, ſein ſchönſtes Glück immer nahe zu haben, iſt beneidenswerth. —

Wer die Ehe ſchilt, der kennt die Liebe nicht. —

Jede Tageszeit hatte jetzt für Perikles ihre beſondere Luſt, ihren beſonderen Glanz, ihre beſondere Blüte. Immer war Aſpaſia dem Perikles Alles, und doch zu jeder Zeit etwas Anderes: des Morgens ſeine roſenfingerige Eos, des Abends ſeine Selene, ſüſſen Schlummer auf ſeine Lider träufelnd, den Tag über ſeine Hebe, die ihm den Becher des Lebens kredenzte. Sie war die Hera des „Olympiers," aber ſie brauchte niemals den Zaubergürtel erſt von der gold'nen Aphrodite zu entlehnen. Noch mehr: in manchen Augenblicken erſchien ſie ihm ehrwürdig wie ſeine Mutter, und in andern Momenten liebte er ſie mit der Empfindung, mit welcher man ein Kind liebt.

Wenn ſchon todter Schmuck, Edelſteine, Perlen, Wohlgerüche, leuchtende Farben durch die Liebe einen neuen Zauber gewinnen, dem Liebenden einen neuen, bis dahin ungeahnten Sinn erſchließen, welches erhöhte Leben, welche neue Magie muß erſt die Poeſie, muß die Tonkunſt für liebende Herzen gewinnen? Welche Fülle und Mannigfaltigkeit des Reizes und

Genusses mußte die zauberkundige Aspasia aus dieſen Quellen zu ſchöpfen und zu kredenzen wiſſen!

Sang Aspasia dem Perikles ein Lied zur Laute, oder las ſie ihm, wie als Kind dem Philammon, aus Bücherrollen vor, ſo wußte er nicht, was ihn ſchöner bezauberte: wenn ſie mit erglühenden Wangen ganz aufging im Feuer ihrer Kunſt oder des Poeten, den ſie las, oder wenn ſie in muthwilliger Laune ihren Sang oder ihre Leſung mit kindiſchem Geplauder, mit überflüſſigen Liebesfragen, mit holdem Getändel beſtändig unterbrach . . .

Die Athenäer hatten in der Regel kein eigentliches Daheim. Sie lebten außer dem Hauſe Perikles aber beſaß jetzt ein Daheim.

Daß die Knaben Xanthippos und Paralos, die Söhne des Perikles, nicht Aspaſiens Sprößlinge waren, kam es dem Eheglück des Perikles nicht ebenfalls zu Gute? Er brauchte die Liebe Aspaſias nicht mit Dieſen zu theilen.

Wenn an dem Glücke der Beiden etwas fehlte, ſo war es vielleicht nur das ganze, volle Bewußtſein desſelben. Denn zuletzt ermeſſen doch nicht die Glücklichen ſelbſt, ſondern nur die Entbehrenden ganz und voll das Glück der Glücklichen. Wohlmeinend miſchen die Götter gern einen Tropfen Wermuth in jeden Freudenbecher: denn nur das getrübte oder gefährdete Glück kommt zum Bewußtſein.

Die Liebesehe des Perikles und der Aspaſia gab den Athenern einen unerſchöpflichen Stoff zu Geſprächen. Man erzählte ſich auf der Agora, man erzählte ſich in allen Hallen, auf allen Ringplätzen, in allen Buden der Handwerker und in allen Barbierſtuben von ganz Athen, daß Perikles ſeine Gattin küſſe, ſo oft er aus dem Hauſe fortgehe und ſo oft er wieder zurückkehre Ein Mann, verliebt in ſeine Gattin! Man ſprach von den weißen ſikyoniſchen Roſſen und dem glänzenden Gefährt, welches die neue Gattin des Perikles zuweilen durch die Straſſen

Athens trug. Man sprach von der Umgestaltung, welche das einst so einfache Haus des Perikles erfahren. Man sprach von den neuen, prächtigen Wandgemälden, mit welchen es geschmückt wurde, insonderheit von einem, welches die Plünderung des Olymps durch die Greten darstellte. Geschmückt mit dem Raube zogen sie jubelnd einher: die mit dem Blitze des Kroniden, die mit dem Bogen Apollons, die mit des Ares Helm und Schild, mit der knotigen Wehr des Herakles, mit dem bacchischen Thyrsus, mit den Fackeln der Artemis, mit den geflügelten Schuhen des Hermes.

Man sagte jetzt auch, Aspasia verfertige dem Perikles die Reden, die er vor dem Volke halte. Perikles, der Olympier, der von jeher gefeierte Redner, ließ sich dies lächelnd gefallen, und gab zu, daß er seine glücklichsten Eingebungen Aspasia verdanke. Aspasia besaß den Zauber einer fließenden, schlagfertigen Rede, wie man ihn zuweilen bei Frauen findet, vereinigt mit lieblichem Silberklang der Stimme: und so machte sie auf die Männer den Eindruck, als wäre sie eine große Redekünstlerin, von welcher man lernen könne.

Man erzählte sich aber auch im Volke, daß Aspasia den Perikles verleiten wolle, nach der Königsgewalt zu streben. Man sagte, sie wolle nicht hinter ihrer Landsmännin Thargelia zurückbleiben, welcher es doch auch gelungen, eines Königs Gemalin zu werden.

Meisterführerin der Neuigkeitskrämer zu Athen blieb stets die ehrwürdige Elpinike. Des perikleischen Hauses lebende und wandelnde Chronik war sie zu nennen. Ihr entstammte die Kunde von dem Kusse, welchen Perikles seiner Gattin beim Fortgehen und Wiederkommen gebe. Sie wußte Bescheid, welche Gesinnungen Aspasia gegen die Kinder des Perikles, gegen den jungen Alkibiades hege.

Sie wußte zu erzählen, daß Aspasia den Knaben Paralos und den Knaben Xanthippos nicht liebe, daß sie wenig um die-

selben sich kümmere, sie der Obsorge des Pädagogen überlasse, des Knaben Alkibiades aber sich mütterlich annehme, ihn zärtlich behandle, daß unter ihren Händen der Sprößling des Kleinias zum Weichling werde und zu noch Schlimmerem.

War es zu verwundern wenn Aspasia für den herrlich begabten Mündel des Perikles gegen die Söhne desselben Partei nahm, welche zwar die Züge des Vaters im Antlitz trugen, in der Gemüthsart aber als Ebenbilder ihrer Mutter Telesippe sich darstellten?

Außer dem Alkibiades, dem Paralos und dem Xanthippos wuchs übrigens im Hause des Perikles noch ein anderer Knabe heran, den man nicht wohl zu den Angehörigen des Perikles, und doch auch nicht zu den Sklaven rechnen konnte. Es hatte eine eigene Bewandtniß mit diesem Knaben, welchen Perikles aus dem samischen Kriege mit nach Athen gebracht hatte. Man wußte nicht mehr von seiner Herkunft, als daß er der Sohn eines thrakischen, oder skythischen, oder eines andern nordischen Königs war, daß er von feindlicher Hand als Kind seinen Eltern geraubt, und dann als Sklave verkauft worden war. Perikles fand ihn auf Samos; seine Theilnahme wurde erregt durch das Schicksal und das eigenthümliche Wesen des Knaben, er kaufte ihn, und führte ihn mit sich nach Athen. Hier ließ er ihn erziehen mit seinen eigenen Kindern. Sein Name war Manes. Weit entfernt waren seine Züge von der Feinheit und dem Adel hellenischer Formen; er konnte vielmehr ein wenig an seine Stammverwandten, die skythischen Miethsoldaten auf der Agora gemahnen. Aber er war ausgezeichnet durch schönes, hellbraun glänzendes Haar, helle Augen, und eine blühende Weiße der Haut. Er war schweigsam und sinnend und verrieth ein eigenartiges Empfinden in vielen Dingen.

Alkibiades suchte den neuen Gespielen zu verführen, ihn anzustecken mit seiner liebenswürdigen Ausgelassenheit. Es gelang ihm nicht. Manes hielt sich gern allein, zeigte keine

glänzenden Gaben des Geistes, versenkte sich aber mit Eifer in alle Gegenstände des Unterrichts, der ihm gemeinsam ertheilt wurde mit den Knaben des Perikles. Perikles selbst gewann ihn lieb, Aspasia aber fand ihn drollig, und der junge Alkibiades machte ihn zur Zielscheibe seiner Spöttereien und übermüthigen Scherze.

Es that dem häuslichen Glücke des Perikles keinen Eintrag, daß sein Haus jetzt den Freunden offener stand, als ehedem, und daß Aspasia, mit bewußter Absicht den Brauch athenischer Frauen verlassend, in Gesellschaft ihres Gatten theilnahm an den Gesprächen der Männer. Verleiht es ja doch dem Glücke Derjenigen, welche sich lieben, nur eine neue Würze, wenn sie auf Stunden in einem größeren Schwarme sich gleichsam verlieren, um zuletzt doppelt beglückt sich wiederzufinden.

Von den älteren Freunden des Perikles trat Anaxagoras jetzt mehr in den Hintergrund. Er wurde verdrängt durch den glänzenden Protagoras, welchen Aspasia begünstigte, und dessen frische, vorurtheilslose, kühn fortschreitende Lebensanschauung ihn als einen geeigneten Bundesgenossen der Milesierin erscheinen ließen. Auffallend selten zeigte in dem Hause des Perikles sich der Dichter der „Antigone", sei es, daß er mit dem feinen Lebenstakte, der ihm eigen war, die gegen ihn, wie er wohl wußte, erregte Eifersucht des Freundes nicht schüren wollte, oder daß er in sich selbst eine wachsende unzeitige Empfindung zu unterdrücken fand, oder auch, daß irgend ein anderes reizendes Frauenwesen seiner sich bemächtigte und den älteren Freunden ihn entzog. Nicht unmöglich erscheint es auch, daß diese sämmtlichen verschiedenen Gründe bei ihm zusammenwirkten . . .

Wenn so der heitere Sophokles sich selten machte, so suchte gerade der mürrische Euripides, sein Nebenbuhler auf dem tragischen Gebiete, um so häufiger die Gesellschaft Aspasias. Mit ihm kam der in seiner Anhänglichkeit unverändert gebliebene

Sokrates. Den Pheidias führten Angelegenheiten seines Berufes zuweilen in das Haus des Perikles, und Aspasia genoß den Triumph, zu sehen, daß er ihre Gesellschaft nicht vermied. Ihm gegenüber wußte sie eine Art von Liebenswürdigkeit zu entfalten, welche berechnet war auf das Eigenthümliche seines Wesens. Immer aber kam sie in den Gesprächen mit ihm zurück auf seine lemnische Göttin. Sie ereiferte sich, sie erhitzte sich sogar. Ihrer Meinung nach stand Pheidias jetzt an einem Scheidewege, und sie hoffte Einfluß zu nehmen auf die Richtung, für welche er sich entschied. Sie wollte Alles daran setzen, den Starrsinn seiner künstlerischen Anschauung zu brechen.

Sie wiederholte ihm den Vorwurf, daß er den Reiz der natürlichen Weiblichkeit als Bildner nicht voll auf sich wirken lasse.

Pheidias verschmähte in der That die sogenannten Modelle. Er trug in sich die vollendeten Urbilder aller schönen Form. So blieb sein Künstlerauge am Liebsten nach innen gerichtet, und je älter er ward, desto mehr vertraute er seinem inneren Schauen. Er war zu stolz, die unmittelbare Wirklichkeit einfach nachbildend in Stein oder Erz zu übertragen. Das aber war es gerade, was Aspasia von ihm wollte.

Als sie eben wieder ein lebhaftes Gespräch dieser Art mit Pheidias geführt, und Dieser sich entfernt hatte, sagte Perikles lächelnd:

„Du zürnst dem Pheidias gar sehr, wie es scheint, daß er nicht mehr bei der reizenden Wirklichkeit in die Schule gehen will?“

„Allerdings,“ sagte Aspasia; „in seiner Seele sind nur die Ideale einer so zu sagen unbewußten und ernsten Schönheit vorgebildet. Es wäre Zeit, daß er den voll-entfalteten, bewußten Liebreiz aus der Wirklichkeit zu schöpfen nicht verschmähte.“

„An welches Weib aber,“ fuhr Perikles fort, „würdest du ihn weisen, um diesen vollen und seiner selbst sich erfreuenden

Liebreiz wie aus der lauterſten Quelle zu ſchöpfen? Da Pheidias die homeriſche Helena nicht aus dem Hades heraufbeſchwören kann, das ſchönſte aller gegenwärtig lebenden helleniſchen Weiber aber, nach dem einſtimmigen Urtheile aller Menſchen, du ſelbſt biſt, ſo wünſchte ich zu wiſſen, in welcher Art du dem Pheidias zu antworten gedenkſt, wenn er dich fragt, an welches Weib du ihn weiſeſt?"

„Ich würde ihn an ein Weib weiſen," erwiderte Aſpaſia, „das nur ſich ſelber angehört."

„Wenn er aber darauf beſtände ſich an ein Weib zu wenden, das nicht ſich ſelber angehört?" fragte Perikles.

„Dann würde er ſich wohl," verſetzte Aſpaſia, „an Denjenigen wenden müſſen, dem ſie angehört: an ihren Herrn, wenn ſie eine Sklavin iſt, oder an ihren Gatten, wenn ſie eines atheniſchen Mannes Gattin iſt."

„Und glaubſt du," ſagte Perikles, „daß ein atheniſcher Mann jemals ſich entſchließen könnte, das Weib, das ihm angehört, den Blicken eines Andern völlig preiszugeben?"

„Warum ſtellſt du eine Frage an mich," verſetzte Aſpaſia, „die du beſſer zu beantworten berufen biſt, als ich?"

„Nun wohlan!" entgegnete Perikles, „ich will ſie beantworten. Der atheniſche Mann wird das Weib, das ihm angehört, den Blicken eines Andern niemals unverhüllt preisgeben. Die Schamhaftigkeit des Weibes darf kein leerer Name ſein; und wenn die Jungfrau züchtig iſt von Natur, ſo muß das Weib, das einem Manne angehört, es doppelt ſein aus Liebe, weil ſie durch Entäußerung der Scham nicht ſich allein entehrt."

„Deine Willensmeinung iſt ehrwürdig", ſagte Aſpaſia, und ohne Zweifel gerecht. Der Grund aber, den du dafür anführſt, ſcheint mir nicht in jeder Beziehung ſtichhaltig zu ſein. Es geſchieht doch gar nicht ſelten, daß ihr Männer eure Frauen den Augen und den Händen der Aerzte überlaſſet, wenn

auch nur in eurer eigenen persönlichen Gegenwart. Es scheint also, daß die Schamhaftigkeit nicht die höchste aller Rücksichten oder nicht jede Enthüllung an sich auch schamlos ist."

So weit waren Perikles und Aspasia in ihrer Unterredung fortgeschritten, als sie plötzlich durch den Besuch zweier Männer unterbrochen wurden, deren gleichzeitiger Eintritt in das Haus sie sehr überraschte.

Diese beiden Männer waren Protagoras und Sokrates.

„Ei, wie kommt es doch", fragte Aspasia lächelnd nach der ersten Begrüßung, „daß zwei erlesene Männer, von welchen ich seit jenem Festmahl bei Hipponikos immer gefürchtet, daß sie sich feindlich gegenüberstehen, heute so friedlich gesellt zu gleicher Zeit dieses Haus betreten?"

„Ich will dir erzählen, wie es kam," erwiderte Sokrates, „wenn du durchaus verlangst, es zu wissen. Wir beide, Protagoras und ich, stießen, von entgegengesetzten Richtungen kommend, vor der Thür dieses Hauses zusammen. Ich für meinen Theil stand schon eine Weile vor der Schwelle und zögerte einzutreten, weil mich unmittelbar in dem Augenblicke, als ich eintreten wollte, ein Gedanke erfaßte, den ich nicht los werden konnte. Während ich nun so da stand, den Blick zu Boden gekehrt, kam von der andern Seite Protagoras. Er sah mich aber anfangs eben so wenig als ich ihn, denn während ich nachdenklich zu Boden blickte, ließ er sein Auge mit emporgerichtetem Haupte in den Wolken und in den Höhen des Aethers schweifen. So prallten unsere Leiber aneinander; ich erkannte den Protagoras und er mich, und da Jeder von uns beiden merkte, daß der Andere die Absicht habe, hier einzutreten, so wollte Jeder von uns beiden wieder umkehren und den Andern allein eintreten lassen. Und da Jeder dem Andern erklärte, er wolle ihm das Feld räumen, Keiner aber dies Opfer des Andern annehmen wollte, so kamen wir zuletzt auf den Einfall, auf gut Glück miteinander einzutreten."

Perikles und Aspasia lächelten und äußerten, sie erblickten eine gute Vorbedeutung in diesem Zusammentreffen, um so mehr, da sie eben in einer Art von philosophischer Erörterung begriffen gewesen seien. Sie hätten sich, sagten sie, mit einer Frage befaßt zu deren Lösung zwei Männer, die zwar verschieden dächten, aber doch unbestritten weise wären, wohl das Ihrige beitragen könnten.

Als nun Protagoras und Sokrates fragten, um welche Sache es sich gehandelt habe, so trug Perikles kein Bedenken, den beiden Männern die Angelegenheit auseinanderzusetzen.

„Wir begannen die Frage zu erörtern," sagte er, „ob ein Mann die unverhüllte Schönheit des Weibes, das er liebt, dem Auge eines Bildners zur Nachformung preiszugeben sich bereit finden könne. Ich läugnete dies. Aspasia aber verwies mich darauf, daß wir Männer unsere Frauen ja doch auch den Augen und Händen der Aerzte preisgeben, wenn auch nur in unserer eigenen persönlichen Gegenwart, daß wir also bisweilen geneigt sind, andere Rücksichten für höher, als die Rücksicht auf Schamhaftigkeit zu erachten. Daß euch nun der Zufall eben herbeiführt, ist ein Götterwink, euch, als weise Männer, zur Entscheidung der Sache heranzuziehen."

„Ohne Zweifel," sagte Protagoras, „gibt es Rücksichten, welche höher stehen, als die der Schamhaftigkeit, und Beweggründe, welche die scheinbare Verletzung derselben entschuldigen können. Einen dieser Beweggründe hat Aspasia selbst schon angeführt. Ich füge hinzu: was sollte aus der Bildkunst werden, wenn das Schönste sich dem Auge des Bildners spröde versagte? Die Schönheit hat Pflichten nicht blos gegen sich selbst. Was die Natur ihr verschwenderisch geschenkt, das muß sie der Kunst zu Gute kommen lassen. Das Schöne gehört in einem gewissen Sinne immer der Allgemeinheit an, und diese läßt sich ihr Recht darauf nicht rauben. Ueberdies ist die Schönheit ihrer Natur nach etwas Flüchtiges, etwas,

das an ſich nur für die Mitwelt da iſt, und das nicht anders auf die Nachwelt gebracht und verewigt werden kann, als dadurch, daß die Dichter es in Geſängen verherrlichen, wie Homeros das Weib des Menelaus, oder daß ein Bildner den lebendigen Reiz der Leiblichkeit in Marmor oder Erz den kommenden Geſchlechtern, ſoweit es möglich iſt, überliefert."

„Nach deiner Meinung," ſagte Perikles, „ſoll alſo ein ſchönes Weib als ein Gemeingut gelten, das Keiner ganz für ſich allein beſitzen darf?"

„Nur ihre Schönheit — nicht ſie ſelbſt!" verſetzte Protagoras. „Wie es bei Allem, was in der Welt geſchehen mag, auf die Art und Weiſe des Geſchehens ankommt, auf die Umſtände, unter welchen es geſchieht, ſo könnte meines Bedünkens auch die Schauſtellung weiblicher Reize zur Förderung eines großen künſtleriſchen Zweckes in einer Art und Weiſe und unter Umſtänden vor ſich gehen, welche das Bedenkliche der Sache völlig aufheben."

„Und welche wären dieſe Umſtände?" fragte Perikles.

„Es iſt dies eine Sache," verſetzte Protagoras, „welche zu erörtern einigermaßen ſchwer fällt. Wie Aspaſia Dem zu Folge, was du von deinem vorigen Geſpräche mit ihr uns mitgetheilt, ſchon angedeutet hat, pflegen wir zwar ein Weib, das des hilfreichen Arztes vertrauliche Nähe ohne Zeugen ſucht, für ſchamlos und verbuhlt zu halten, finden aber jene Art von Preisgebung unbedenklich, wenn ſie vor ſich geht unter den Augen des Gatten. Dadurch dürfte nun ein für alle Male feſtgeſtellt ſein, daß es eine Art und Weiſe gibt, in welcher der Mann das Weib einem fremden Auge ohne Entehrung preisgeben zu können glaubt" . . . .

„Allerdings," erwiderte Perikles, „könnte ich mir die Schauſtellung eines Weibes, wenn es durch Umſtände, oder durch einen großen Zweck geboten wird, nur in dieſer Art denken. Hoffentlich fügſt du auch noch die Bedingung hinzu,

daß das Weib dem Bildner nur gebe, was an ihr des Bildners ist, und daß die Schamhaftigkeit sich zwar zurückziehe bis auf einen Punkt, diesen Punkt aber, so zu sagen, bis auf den letzten Blutstropfen vertheidige. Indessen, erinnerst du dich nicht der Geschichte jenes morgenländischen Königs, der, von den Reizen seines Weibes bezaubert, sich beifallen ließ, sie einem Günstling unverhüllt zu zeigen? Wenn ich mich recht erinnere, so verlor dieser König Thron und Weib und Leben durch den Günstling, der, entflammt durch jenen Reiz, nicht ruhte, bis er besaß, was ihn entflammte" —

„Mit anderen Augen," versetzte Protagoras, „mit anderem Sinn, mit anderen Gedanken betrachtet ein Bildner die unverhüllte Wohlgestalt, als der weichliche Günstling eines morgenländischen Königs. Jener nimmt wenn er herrlich erblühte Glieder betrachtet, so Vieles wahr, was eben nur sein formkundiges, formsinniges Auge beschäftigt, eine solche Fülle der Belehrung strömt davon auf ihn ein, daß wenig Raum in seinem Gemüthe bleibt für lüsterne Regungen. Und was davon etwa noch Raum finden mag, das hat er zu beherrschen gelernt. Abgestumpft hat auch die Gewöhnung für ihn den gröberen Reiz der Entschleierung. Und was nun gar den alten, ehrwürdigen Pheidias betrifft — ist das ein Mann? Nein, das ist eine gottgeküßte, aber geschlechtlose Bildnerseele, die einen Leib, eine Hand nur hat, um den Meißel führen zu können — das ist Einer, für den Alles in der Welt nur Form ist, niemals Stoff" —

„Des Protagoras Meinung kennen wir nun," sagte Perikles. „Lasset uns hören, was Sokrates in Betreff dieser Sache vorzubringen hat. Was denkst du, Sokrates? Ist es einem Weibe erlaubt, zur Förderung eines großen künstlerischen Zweckes ihre Schamhaftigkeit bei Seite zu setzen?"

„Es scheint mir dies," erwiderte Sokrates, „davon abzuhängen, ob in der Welt das Schöne dem Range nach über dem

Guten ſteht. Und dies eben iſt ja wohl, ſo viel ich mich erinnere, die Frage, mit deren Löſung wir uns ſchon ſo lange beſchäftigen, und deren Erörterung auch bei jenem Feſtmahl des Hipponikos wieder abgebrochen wurde" —

„Bei allen olympiſchen Göttern," unterbrach ihn Aſpaſia lachend, „du wirſt mich ſehr verbinden, beſter Sokrates, wenn du auch heute darauf verzichteſt, dieſe Frage weitläufiger zu erörtern, und wenn du mir vorläufig verzeihſt, daß ich nicht einſehe, warum die Sittlichkeit vor der Schönheit einen Vorzug haben ſollte. Wenn es ein Geſetz iſt, daß Alles in der Welt gut und ſittlich ſein ſoll, ſo iſt es auch ein Geſetz, daß Alles in der Welt nach Schönheit trachte, und in ihr die Blüte ſeines Weſens, das Ziel ſeiner Entwicklung finde. Schließlich kann doch das eine wie das andere dieſer beiden Geſetze nur ein inneres, ſelbſtgegebenes für den Menſchen ſein. Dabei, glaub' ich, können wir es für heute bewenden laſſen."

„Gewiß!" rief Protagoras; „wie ein jeder Menſch Wahrheit nur Das nennt, was ihm für ſeine Perſon wahr erſcheint, ſo iſt auch gut und ſchön für Jeden nur Das, was ihm ſo erſcheint. Eine an und für ſich feſtſtehende Sittlichkeit gibt es ſo wenig, als eine feſtſtehende Wahrheit."

Die gutmüthigen Züge des Sokrates nahmen einen etwas ſpöttiſchen Ausdruck an, und er ſagte: „Du behaupteſt immer, o Protagoras, daß es keine feſtſtehende Wahrheit gebe, und biſt doch ſelbſt der Mann, der über Alles, was man immer fragen mag, die glänzendſte und unumſtößlichſte Auskunft zu geben im Stande iſt!"

„Seine Meinung offen auszuſprechen," erwiderte Protagoras, „iſt beſſer, als in falſcher Beſcheidenheit vorgeben, *nichts* zu wiſſen, dann aber doch immer alles *beſſer* wiſſen wollen, als Andere" —

„Ich trachte nach dem Wiſſen," ſagte Sokrates, „welches ich nicht beſitze. Du aber läugneſt alle Möglichkeit desſelben.

Sollen wir die menſchliche Gedankenarbeit als eine vergebliche ſchon aufgeben, nachdem wir ſie eben erſt begonnen?"

„Immer noch beſſer," gab Protagoras zurück, „als die Friſche und die Harmonie des helleniſchen Lebens durch eine grübelnde und grämliche Betrachtung zerſetzen zu wollen" —

„Ich begreife nun," entgegnete Sokrates, „daß es Menſchen gibt, welche, da ſie die Kunſt des Denkens gering ſchätzen, die Kunſt des Redens um ſo herrlicher ausbilden Denn da die Gedanken, welche ſie ausſprechen, nach ihrem eigenen Geſtändniße keinen unbedingten Werth haben, ſo können es nur die glänzenden Worte ſein, durch welche ſie auf die Hörer wirken" —

„Es gibt auch Solche," verſetzte Protagoras," welche die Kunſt der Rede vernachläßigen, weil ſie glauben, daß man hinter ihrer verſtellten Einfalt Tiefſinn, hinter ihrem Stammeln die Weisheit eines Orakels, und hinter ihren beſcheidenen Fragen die Herablaſſung eines überlegenen Geiſtes ſuchen werde" —

„Es dünkt mich beſſer," ſagte Sokrates, „die Menſchen durch Fragen, welche ihre Bequemlichkeit ſtören, zum Denken zu zwingen, als ſie durch ſchnell fertige, immer bereite Antworten, welche dem Frager bequem ſind, zur Gedankenloſigkeit anzuleiten" —

„Beſſer iſt Gedankenloſigkeit," erwiderte Protagoras „als, den Boden der Wirklichkeit hinter ſich laſſend, auf Wolken und Luftgebilden reitend, im Schrankenloſen ſich zu verlieren. Indeſſen iſt ein ſolches Sichverſenken in die Welt des unbegrenzten Gedankennebels oft erklärlich. Es gibt wohl Solche, die gezwungen waren, ſich auf die Jagd nach den Begriffen zu begeben, weil ihnen die Göttergabe lebendigen bildneriſchen Schaffens verſagt war" —

„Es gibt auch welche," verſetzte Sokrates, „die mit Bildern flunkern, weil ihnen die Gabe der reinen und klaren Begriffe verſagt iſt" —

„Jene grämlichen Grübler," ſagte Protagoras, „ſie eben ſind es, welche die Tugend widerwärtig machen, indem ſie mit Worten immer darauf zurückkommen" —

„Bewunderungswürdiger ſind freilich Diejenigen," entgegnete Sokrates, „welche die Tugend ganz bei Seite liegen laſſen, um niemals aus dem Kreiſe einer ſchönen und liebenswürdigen Lüderlichkeit herauszutreten" —

„So lange die Lüderlichkeit ſchön und liebenswürdig iſt," gab Protagoras zurück, „iſt ſie beſſer als die nothgedrungene Entſagung Derjenigen, welche auf das Feld der Schönheit und des Genuſſes das Unkraut ängſtlichen Zweifels ſäen, weil ſie ſelbſt nicht zur Schönheit und zum Genuſſe berufen ſind" —

„Ein Solcher bin ich!" verſetzte Sokrates ruhig. „Du aber, Protagoras, ſcheinſt mir Einer von Denjenigen zu ſein, welche den freien Gedanken zu Dem machen wollen, was ſie ſelber ſind, zum Knechte der Sinne!" —

„Ich bedaure," fiel hier Perikles den Streitenden in die Rede, „daß ihr mit dieſem Wortwechſel die Sache, um die es ſich handelte, nicht zur Entſcheidung gebracht, ſondern euch, wie mich dünkt, in unfruchtbaren Worten ereifert habt."

Sokrates ſagte:

„Ich weiß, daß ich hier nur der Beſiegte ſein kann!"

Nach dieſen Worten entfernte er ſich ruhig, und ohne eine Spur von Aufregung in den Zügen.

Bald darauf ging auch Protagoras hinweg, jedoch nicht ohne zuvor ſeiner Erregung noch durch einige Worte Luft zu machen.

„Die beiden weiſen Männer," ſagte Perikles zu Aspaſia, „ſcheinen mir einander völlig gewachſene Gegner zu ſein. Sie gingen einander zu Leibe als kunſtgeübte Fechter, und es iſt ſchwer zu ſagen, welcher von Beiden die Ehre des Sieges in Anſpruch nehmen darf."

Aspasia lächelte nur, und auch als Perikles sie schon allein gelassen hatte, umschwebte jenes Lächeln noch ihre Lippen. Sie wußte genau, was den Streit der beiden Männer auf eine so scharfe Spitze trieb, was ihm selbst von Seite des sanften Sokrates so viel Schneidiges und Bilteres beimischte. Sie las im Herzen des Grüblers so gut, wie in dem des glänzenden Sophisten, der kein Wort sprach, von welchem er nicht wußte, daß es dem Ohre der schönen Milesierin gefallen werde. —

Gegen den Sokrates regte seit jenem Wortwechsel desselben mit Protagoras in Aspasia sich ein wachsender Unmuth, und fast ohne daß sie sich dessen bewußt war, keimte in ihrer Seele der Anschlag, mit weiblicher Arglist die Weisheit des Mannes der auf den „freien Gedanken" pochte und die „Knechte der Sinne" verachtete, wo möglich an ihm selbst zu Schanden zu machen. —

Sechzehntes Capitel.

Die Frauen am Thesmophorienfeste.

„Das ist die Schönheit selbst!“ riefen die Athenäer, als Pheidias sein neues Erzbild der Pallas, welches die Lemnier von ihm wünschten, vollendet hatte, und dasselbe zum ersten Male den Blicken der Athener enthüllte. Ein Ruf des Staunens und der Ueberraschung ging durch ganz Athen.

Was wollte nur Pheidias? So wie er die Göttin in seinem neuesten Bildwerk hinstellte, so hatte noch kein Grieche sie gedacht.

Sie war ohne Helm und ohne Schild. Frei wogten die gekräuselten Locken um ihr in hoheitsvoller, aber nicht minder anmuthreicher Wendung emporgerichtetes Antlitz. Wunderbar war der Umriß dieses Gesichts, unvergleichlich zart waren die Wangen gebildet. Man meinte sie erröthen zu sehen. Die beiden völlig nackten Arme waren, wie die Hände, Muster der feinsten und edelsten Bildung. Der gehobene Arm ließ einen Theil der rechten Seite unverhüllt hervortreten, nur leicht umschmiegte das Gewand die Hüften, und hier wie überall ließ es die Umrisse der Gestalt in unverkümmerter Reinheit hervortreten.

So einstimmig die Athener waren im Lobe der Schönheit dieser neuesten Schöpfung des Pheidias, eben so einig waren sie in der Behauptung, daß für diese Pallas dem Künstler Aspasia zum Modell gedient haben müsse.

Nicht ganz irrthümlich war diese Behauptung.

In der That, wenn ſchon Theodota es verſtand, ihren Leib als einen künſtleriſchen Stoff zu behandeln, die Form mannigfacher weiblicher Götterweſen in demſelben zu überraſchendem Ausdruck zu bringen und für Kunſtleiſtungen dieſer Art ganz Athen zu Zeugen hatte, ſo wußte Aspaſia dieſelbe Kunſt in noch edlerem und höherem Maße zu bewähren. Aber die einzigen Zeugen dieſer Bewährung waren Perikles und Pheidias.

Der ernſte Pheidias ging ſo weit, für einen Augenblick zuzugeben, die Natur könne manches Mal dem Ideal ſich nähern.

In der Pallas der Aspaſia aber hatte Pheidias ſchon nicht mehr die bloße Natur vor Augen. Was er da ſchaute, war eine Schöpfung der mimiſchen Kunſt, eine Leiblichkeit, aus dem Geiſte heraus wiedergeboren. Aspaſia drückte dem natürlichen Stoffe ihrer Schönheit mit künſtleriſchem Bewußtſein ebenſogut einen beſtimmten Stempel auf, wie Pheidias nach einer beſtimmten inneren Anſchauung und Abſicht den Steinblock meißelte.

Indem Pheidias den ausdrucksvollen Reiz Aspaſias, der ſchönen und weiſen, in dauerndes Erz übertrug, vollzog er in der That die Mahnung, welche aus dem Munde des Perikles an ihn ergangen war, die Weisheit darzuſtellen im bezaubernden, alſiegenden Gewande der Schönheit

Schon Alkamenes hatte Neues und Wunderbares erreicht, als es ihm vergönnt war, aus dem lebendigen Borne der Schönheit Aspaſia's zu ſchöpfen. Pheidias löſ'te dieſelbe Aufgabe, aber er löſ'te ſie als der große Meiſter Aller, als der Hohe, Unvergleichliche.

Was Pheidias in ſeiner letzten Pallas gab, war Aspaſia, aber emporgehoben zu einer ſo reinen und übermenſchlichen Höhe, daß ſie doch zugleich wie ein Ideal erſchien, wie ein verkörperter Traum der edelſten Bildnerſeele.

Als Sokrates dieſes neue Bildwerk ſah, da ſagte er in ſeiner ſinnigen Weiſe:

„Aus dieſem Bilde könnte die ſchöne Aspaſia von dem Meiſter Pheidias ebenſo viel lernen, als der Meiſter Pheidias gelernt hat von der ſchönen Aspaſia!“

Seltſam war es, daß die Lobpreiſungen, mit welchen die Athener den Pheidias in Betreff ſeiner lemniſchen Pallas überhäuften, ihn verſtimmten und mürriſch machten. Er hörte nicht gerne davon ſprechen. Er liebte dies Werk vielleicht darum weniger, weil er es nicht ganz aus ſich ſelbſt geſchöpft hatte. Er hatte, ſo ſchien es, mit einem Reſte halbunbewußten Unmuthes ſich der Aufgabe entledigt, welche ihm von Außen her geſtellt worden, und mit deren Löſung er nur einer Unruhe loszuwerden ſuchte, welche wie durch einen fremden Zauber in ihm erweckt worden war.

Nun ſchien er um ſo tiefer in ſich ſelbſt zurückkehren zu wollen. Schweigſamer und ernſter als je wandelte er umher, und verſenkte ſich in ein erhabnes Gebilde, das in der verborgenen Tiefe ſeiner Seele leuchtete. Er war wieder ganz er ſelbſt geworden. Er vermied Aspaſia, er verkehrte kaum noch mit Perikles, und eines Tages verließ er ſtill und heimlich Athen, um nach Elis zu gehen, und dort den größten Gedanken ſeiner großen Seele zu verwirklichen.

Der unerſättlichſte und unermüdlichſte Betrachter der lemniſchen Pallas blieb Sokrates. Er ſchien ſeine Liebe von der Mileſierin auf die Göttin des Pheidias zu übertragen. Die natürliche Aspaſia ſchien ihm nicht mehr vollkommen von dem Augenblicke an, wo er ihr höheres Ideal in Stein verkörpert ſah. Dennoch konnte man damals von ihm ſagen, daß er ſeine Zeit theile zwiſchen jener Pallas und ihrem lebendigen Urbilde. Täglich ſah man ihn ſeine Schritte nach der Behauſung des Perikles lenken, ſelbſt auf die Gefahr hin, dem beredten Protagoras dort zu begegnen.

Wie kam das nur? Wenn Sokrates nachdenklich und, wie er meinte, ziellos durch die Gaſſen Athens wandelte, ſo fand er zuletzt ſich unverſehens vor dem Hauſe des Perikles. Wie das Labirynth der Gaſſen, ſchien er ein Labirynth von Empfindungen zu durchwandeln, aus welchem er keinen Ausgang fand, und welches ihn immer wieder an dieſelbe Stelle zurückbrachte.

Abſichtslos alſo geſchah es, wenn Sokrates ſeine Schritte zu jener Behauſung lenkte. Was aber that er dort, wenn er abſichtslos dahingekommen? erging er ſich in Huldigungen? gab er Zeichen von heimlichen Flammen, die ihn verzehrten? hatte er ſich, wie Protagoras, daran gewöhnt, ſeine Weisheit aus fremden Augen zu ſchöpfen? Nichts von all Dem. Er ſtritt ſich mit Aſpaſia. Er ſtichelte auf ſie. Gelegentlich that er einmal in ihrer Gegenwart den Ausſpruch, der ſeither oft wiederholt worden iſt, und welchen die Ueberlieferung gewöhnlich dem Perikles zuſchreibt, der ihn doch nur von Sokrates hatte: jene Frau ſei die beſte, von welcher man am Wenigſten ſpricht. Er ſagte ihr Bitterkeiten, und ſelbſt wenn er ihr zu ſchmeicheln ſchien, war er voll von jener feinen Ironie, welche ein Merkmal ſeines Weſens und ſeiner Rede bildete.

Und Aſpaſia? Sie erſchien in dem Maße ſanfter, verſöhnlicher, liebenswürdiger und bezaubernder, als Sokrates ſeiner freimüthigen Laune die Zügel ſchießen ließ Und umgekehrt: je ſanfter und gewinnender Aſpaſia ſich gab, um ſo grämlicher und abſonderlicher geberdete ſich der weiſe Sokrates.

Was wollten ſie von einander, dieſe beiden Wunderlichen? Kämpften ſie miteinander den uralten neckiſchen Zweikampf der Weisheit und der Schönheit aus? Sie trieben das ſeltſame Spiel inſonderheit ſeit jenem Wortwechſel, welchen Sokrates mit Protagoras in Beiſein des Perikles und Aſpaſias gehabt.

Aſpaſia gab ſich den Anſchein, zu glauben, daß Sokrates um ſeines Lieblings Alkibiades willen das Haus des Perikles

beſuche. Sie ging in ihrer neckiſchen Laune ſo weit, Verſe an ihn zu richten, in welchen ſie ihm als einem Liebenden Rathſchläge ertheilte. Sokrates nahm alles Dieſes lächelnd hin, ohne die geringſte Einwendung, ohne einen Verſuch, die neckiſche Freundin Lügen zu ſtrafen. Er zeigte ſich auch niemals des ſchönen Knaben überdrüſſig, der noch immer mit einer faſt zärtlichen Vorliebe an ihn ſich ſchloß Dem Knaben gegenüber betrug er ſich offen, heiter, freundlich, Zutrauen erweckend, ohne eine Spur von jener Grillenhaftigkeit und jener Ironie, mit welcher es ihm gefiel die anmuthendſte Begegnung der ſchönſten aller helleniſchen Frauen zu erwidern.

Häufige Unterredungen hatte Aspaſia auch noch immer mit dem Weiberhaſſer Euripides, der als tragiſcher Dichter jetzt zu größerer Geltung gelangte Die zur Betrachtung neigende Art ſeiner Muſe fand Anklang, und er wurde bald der Lieblingsdichter einer Epoche, welche von der unmittelbaren und naiven Anſchauung der Dinge mehr und mehr zu gedankenvoller und aufgeklärter Beobachtung derſelben ſich fortbewegte. Er hatte reiche Erfahrungen gemacht, und ſo quoll ſein Mund beſtändig über von den geiſtigen Ergebniſſen Deſſen was er erlebte. Dabei hatte er ein ſcharfes rückhaltloſes Weſen, das ihm geſtattete, offen und freimüthig auszuſprechen, was er dachte. Er machte Niemand Zugeſtändniſſe nicht einmal dem Volke der Athener, dem Jeder ſchmeicheln zu müſſen glaubte Als man ihm einmal einen Vers auszizſchte, deſſen Inhalt den Athenern nicht gefiel, ſo trat er auf offener Scene hervor, um ſich zu vertheidigen, und als man ihm entgegenſchrie, daß man dieſen Vers getilgt ſehen wolle, ſo erwiderte er, das Volk habe von den Dichtern, nicht die Dichter vom Volke zu lernen.

Er ſchmeichelte auch Aspaſia nicht, und Niemand würde es gewagt haben, in dem Tone, wie er, mit ihr von den Frauen zu reden.

Er hatte ſeine erſte Frau verſtoßen und eine andere ge-

nommen, eine Thatſache, welche Aspaſia, wie erzählt worden, in einem Schreiben an Perikles mit ſchlauem Bedacht als ein Beiſpiel mannhaften Entſchluſſes geprieſen.

Eines Tages kam Aspaſia mit Euripides zufällig auf dieſe Sache zurück, im Beiſein ihres Gatten und des Sokrates. Nachdem ſie neuerdings ſeiner raſchen Entſchloſſenheit Lob geſpendet, fragte ſie ihn nach ſeiner neu erkorenen Gattin.

„Sie iſt das Gegentheil jener früheren," erwiderte mürriſch Euripides, „aber darum nicht beſſer: ſie hat nur die entgegengeſetzten Fehler. Jene war ein nüchternes, aber ehrliches Weib, das mir mit einer hausbackenen Art von Liebe läſtig fiel; dieſe iſt eine Gefallſüchtige, welche durch leichten Sinn und Wankelmuth mich zur Verzweiflung bringt. Ich bin aus dem Regen in die Traufe gekommen. Ich bin ein Unglückskind, und alles Bittere geben mir die Götter nacheinander durchzukoſten."

„Ich hörte von deiner Gattin erzählen," ſagte Aspaſia, „daß ſie ſchön und liebenswürdig iſt" —

„Ja wohl, für alle Welt," verſetzte Euripides, „nur nicht für mich. Sie würde es freilich auch für mich ſein, wenn ich mich entſchließen könnte, ihre ſchlimmen Eigenſchaften als eben ſo viele Tugenden zu betrachten"—

„Welche ſchlimme Eigenſchaften ſind es, die du ihr vorwirfſt?" fragte Aspaſia.

„Sie vernachläſſigt das Hausweſen," verſetzte Euripides; „das Garn auf dem Webſtuhl zerzauſen die Hühner. Sie tanzt und ſchmauſt bei Freundinnen, ſie hat die Unart, vor die Hausthür auf die Straße hinauszugucken."

„Iſt das Alles?" fragte Aspaſia.

„Nein!" ſagte Euripides. „Sie iſt unbeſtändig, ſie iſt launiſch, ſie iſt ungetreu, ſie iſt lügenhaft, ſie iſt voll Verſtellung, ſie iſt falſch, ſie iſt boshaft, ſie iſt tückiſch, ſie iſt ungerecht, ſie iſt grauſam, ſie iſt rachſüchtig, ſie iſt neidiſch, ſie iſt eigenſinnig, ſie iſt leichtgläubig, ſie iſt thöricht, ſie iſt

verſchmitzt, ſie iſt ſchwatzhaft, ſie iſt eiferſüchtig, ſie iſt putzſüchtig, ſie iſt gefallſüchtig, ſie iſt gewiſſenlos, ſie iſt herzlos, ſie iſt kopflos . . ."

„Genug!" unterbrach ihn Aspaſia. „Es dürfte dir ſchwer fallen, dies Alles im Einzelnen zu beweiſen."

„Dies Alles und noch mehr!" erwiderte Euripides.

„Vielleicht erzeigſt du deiner Gattin zu wenig Liebe," ſagte Aspaſia, „und machſt ſie dadurch dir abgeneigt!"

„Ei freilich!" entgegnete Euripides hohnlachend; „wenn man auf ſolche Weiblein hört, ſo laſſen es die Gatten immer an Liebe fehlen. „Du haſt kein Herz, mein Freund!" ſagte die Viper zum Ziegenbock. Aber im Gegentheil! ich ſag' euch, mein Unglück ſtammt eben daher, daß ich das Weib nicht ſo behandle, wie die meiſten Athener ihre Frauen behandeln; daß ich ihr zu großen Einfluß auf mich, auf mein Gemüth verſtatte, daß ich mich von ihr quälen laſſe. Denn ſanft wie die Lämmer ſind die Weiber, ſo lange man ſie kurz hält, werden aber gleich übermüthig, wenn man ihnen Anlaß gibt, ſich für unentbehrlich zu halten. Ja, es gibt nur ein einziges Mittel, ſich eines Weibes, ſeines Herzens, ſeiner Liebe, ſeiner Hochſchätzung, ſeiner Ergebenheit zu verſichern; dies Mittel beſteht darin, daß man ſie vernachläſſigt. Wehe dem Manne, welcher ſein Weib merken läßt, daß er es nicht miſſen kann! Es wird ihm den Fuß auf den Nacken ſetzen. Ein Weib lieben, heißt den böſen Dämon in ihm erwecken. Wer aber dem Weiblein mit freundlicher Kühle begegnet und im Uebrigen ſeine Wege geht, wer ihm beweiſ't, daß er es entbehren kann, der wird umtänzelt und umkoſ't, dem wird die Wange geſtreichelt, dem wird die Hand auf die Schulter gelegt mit der Frage: „Was willſt du heute Abend eſſen, liebes Väterchen?" der wird verehrt als „des Hauſes und der Familie heiliger Hort und Herr," dem wird gerührter Dank gezollt für jeden Broſamen der Gnade, den er fallen läßt. Zeigte aber derſelbe Mann ſich ſchmachtend und verliebt, ſo

erſchiene er in acht Tagen langweilig, in einem Monat wäre er verabſcheut, und in einem Jahre zu Tode gequält."

Lächelnd hörten Perikles und Aspaſia dieſe in grämlichem Tone vorgebrachte Auslaſſung. Euripides aber fuhr mit gleichem mürriſchen Ernſte und Nachdruck fort:

„Des Mannes Parze iſt das Weib Sie iſt's, die ſeinen Lebensfaden ſpinnt — dunkel oder golden."

Perikles erſchrack faſt bei dieſen Worten. Aspaſia lächelte.

„Ich kann nicht glauben," ſagte Perikles, „daß der Mann im Allgemeinen ſo abhängig ſei vom Weibe."

„Er wird es werden, wenn er es nicht iſt," erwiderte Euripides. „Ich wittere die Zukunft. Des Weibes Macht iſt in gefährlichem Wachſen begriffen. Verſteht ihr nicht die Dichter und die Bildner, welche ſeit uralten Zeiten das Fabelbild der Sphynx aufſtellten, das weichbuſige aber ſcharfkrallige Räthſelweib? Die Sphynx iſt das Weib. Das verlockend ſchöne Antlitz, den verlockend weichen Buſen hält es uns entgegen aber ſein übriger Leib iſt ein Thier mit Tigerpfoten und tödtlichen Krallen!" —

„Wirſt du nicht das Weibergeſchlecht ſtolz machen," ſagte Aspaſia, „wenn du ſeinem Weſen durch ſolche Vergleiche einen Charakter des Großartigen aufdrückſt?"

„Großartige Verbrechen," entgegnete Euripides, „können von Seite eines Mannes Bewunderung einflößen, ein Weib mit großen Laſtern iſt immer widerwärtig. Denn die Verbrechen des Mannes mögen zuweilen aus einem Uebermaße an ſich rühmlicher Eigenſchaften entſpringen, die Laſter eines Weibes aber gehen immer hervor aus kleinlichen, zum Uebermaß geſteigerten Schwächen."

„Und doch ſehen wir Weiber mit dieſen kleinlichen Schwächen triumphiren!" ſagte Aspaſia.

„Nicht für immer!" entgegnete Euripides. „Es kommt der rächende Tag, der mit den Flammen einer geſunden und

berechtigten Leidenschaft das wüste Geflacker einer krankhaften und schwächlichen Neigung auslöscht. Nur so lange wir Männer uns schwach zeigen, sind die Weiber stark. Das Weib ist eine Sphynx, allerdings! aber man braucht ihr nur die großen Krallen zu beschneiden, dann ist sie unschädlich. Mit unbeschnittenen Krallen ist sie eine Tigerin, mit beschnittenen nur mehr eine Katze. Unsere Väter haben wohl gethan, daß sie die Weiber kurz hielten. Wir Neueren aber sind zu weichmüthig — mich einbegriffen — wir lassen den Weibern die Klauen wachsen. Das ist nicht gut" . . .

Die Stirn Aspasia's runzelte sich ein wenig, als der grämliche Poet diese Worte polternd herausstieß. Sokrates merkte dies und sagte:

„Vergiß nicht, Freund, daß du zu Aspasia sprichst!"

„Zu Aspasia", versetzte Euripides, schnell gefaßt, „aber nicht von Aspasia. Ich spreche von den Weibern. Aspasia ist ein Weib, aber die Weiber sind keine Aspasien" . . .

Sokrates ließ es, wie schon erwähnt, in seinen Gesprächen mit der Gattin des Perikles nicht an Bitterkeiten fehlen. Aber niemals war er in den Ton des Euripides verfallen. Es geziemt zu erwähnen, daß Euripides in seinen Gesprächen mit Aspasia das ganze weibliche Geschlecht verunglimpfte, Aspasia selbst aber immer mit bereitwilliger Höflichkeit davon ausnahm, während Sokrates umgekehrt seine Pfeile immer nur gegen die Person Aspasia's abschoß, das Geschlecht im Ganzen aber gerne vertheidigte. —

Und so nahm er denn auch jetzt desselben gegen den Weiberfeind Euripides sich an, indem er sagte: „Es scheint mir eine sonderbare, aber unumstößliche Thatsache, daß jeder Mann, wenn er vom Weibe überhaupt spricht, doch immer nur sein eigenes meint. Man sollte also, dünkt mich, nur solchen Männern über die Frauen im Allgemeinen zu sprechen erlauben, welche nicht verehelicht sind. Ich rühme mich einer von

Dieſen zu ſein; und wie ſehr mich mein Freund Euripides an ſonſtiger Weisheit hinter ſich laſſen mag, in Betreff der Weiber habe ich, da er verheirathet iſt, den Vorzug einer größeren Unparteilichkeit voraus. Da ferner auch Perikles verheirathet, Aspaſia aber ſelbſt eine Frau iſt, ſo bin ich hier der Einzige, der berufen erſcheint, ſich des von Euripides verfolgten Geſchlechtes anzunehmen. Mir fehlt nun freilich dazu die Beredtſamkeit, und ich möchte den Protagoras herbeiwünſchen. Dieſer würde nicht verfehlen, uns das Weib zu preiſen als die Spenderin der ſüßeſten Freuden, als des ſchönſten Glückes Verwalterin, als Hüterin des göttlichen Schatzes der Schönheit und der Luſt auf Erden, als des Mannes Augentroſt, als ſeiner Mühen Raſt, als ſeiner Qualen Arzenei. „Welch ein Wundergebilde," würde er ſagen, „iſt ein ſchönes Weib! Mit jedem Atom ſeines Weſens entzückt es. Sein Weſen trieft von Wonne . . ." So würde Protagoras ſagen. Euripides dagegen behauptet: die Weiber ſind Sphinxe; ſie haben ein liebliches Angeſicht und einen weichen Buſen, dazu aber ſcharfe Krallen. Wäre es nicht erlaubt, umgekehrt zu ſagen: die Weiber haben zwar ſcharfe Krallen, aber ein liebliches Angeſicht? Warum ſoll man das Hauptgewicht nicht lieber auf das Gute der Weiber als auf ihr Schlimmes legen? — „Man muß ihnen die Klauen beſchneiden;" ſagt Euripides. Aber würde ihnen dies außer der Möglichkeit zu ſchaden auch ihre feindliche Geſinnung benehmen? Wäre es nicht erſprießlicher, geradezu auf die Beſſerung dieſer ihrer Geſinnungen auszugehen? die Klauen würden dann von ſelbſt unſchädlich. Wie viele Tugenden zu entfalten vermag ein Weib! wie viele Segnungen vermag es auszuſtralen, nicht blos durch Das was es gewährt, oder ſagt, oder thut, ſondern ſchon durch Das, was es iſt. Des Schönen natürliche Vorkämpferinnen ſind die Frauen: aber da ſie jede Sache, für welche ſie eintreten, zur ſieghaften machen, wie herrlich würde es ſein, wenn wir ſie dereinſt auch zu Vorkämpferinnen des Guten

und des Wahren gewinnen könnten! So lange das Licht einer weiſen Einſicht der Frauen Häupter nicht erhellt, folgen ſie freilich nur den Antrieben ihrer phyſiſchen Natur, und dieſe Antriebe ſind immer roh und eigenſüchtig Der Männer Bemühen wird in Zukunft vielleicht dahin gehen, die Weiber durch Einſicht aus Dienerinnen der dunkeln Naturtriebe nicht bloß zu Prieſterinnen der echten Schönheit, ſondern auch der lauteren Güte zu machen!" —

„Ja, das fehlte noch, daß die Schlangen Flügel bekämen!" rief ſpöttiſch lachend Euripides „Nicht zu verwundern iſt übrigens", fuhr er fort, „dieſe Hoffnung auf Beſſerung der Weiber durch die Erkenntniß von Seite eines Mannes, der überhaupt alles Heil der Menſchen von der Einſicht und von den klaren Begriffen erwartet. Ich aber ſage, daß des Weibes Werth und Adel nicht auf der Ausbildung ſeiner erkennenden Kraft, ſondern auf der Ausbildung ſeines Herzens, ſeines Empfindens beruhe!"

„Dies wird ſich ſo verhalten," entgegnete Sokrates; „aber nun fragt es ſich, ob das Herz und ſein Empfinden jemals durch ſich ſelbſt ausgebildet werden kann, oder ob dazu nicht doch der Einfluß einer bis zu einem gewiſſen Grade geläuterten Erkenntnißkraft erfordert wird?" —

Perikles zollte den Worten des Sokrates Beifall. Aspaſia ſchwieg und ließ ſofort das Geſpräch ſtocken; denn ſo ſehr auch Einiges von Dem, was Sokrates geſagt, mit ihrer eigenen Denkart zuſammenſtimmte, ſchien es ihr doch, als habe der Nachdenkliche unter der Maske ſeiner Beſcheidenheit ſich wieder vermeſſen wollen, ſie zu belehren. Für eine geiſtige Befreiung, für eine Veredlung ihres Geſchlechtes zu wirken, deſſen war ſie ja ſelber ſich bewußt.

Hatte ſie nicht ein unverhehltes Ziel ſich längſt geſteckt? hatte ſie nicht offen ſich ſelbſt und den Freunden auf der Akropolis gelobt, jenem Ziele mit allen Kräften zuzuſtreben, nachdem ſie des Perikles Gattin geworden?

Sie hatte Wort gehalten. Das Leben und die Stellung der Frauen von Grund aus umzugeſtalten, war ſeit jener Zeit ihr kühnes Augenmerk geweſen.

Um Solches aber zu vollbringen, hatte ſie trachten müſſen. Einfluß zu gewinnen auf die Frauen Athens, die Rolle des Sauerteigs zu ſpielen in dieſer trägen Maſſe, Diejenigen, welche dem Eindringling feindſelig gegenüberſtanden, zu verſöhnen, ſie zu Anhängerinnen, Schülerinnen, Freundinnen zu machen.

Perikles war ihren Abſichten entgegengekommen, denn er liebte ſie. Er verſchaffte ihr gern jede Art von Genugthuung. Er führte ſie, wenn dieſer Ausdruck erlaubt iſt, in die atheniſche Geſellſchaft ein. Ausgeſchloſſen vom Verkehr mit den Männern waren die Frauen Athens; aber ſie verkehrten ziemlich lebhaft unter ſich. Scheinbar unbefangen miſchte in dieſen Verkehr ſich Aſpaſia.

Unter den ſchönen und wahrhaft klugen Frauen, welchen es gegeben, die Männer zu beſtricken, finden ſich ſolche, welchen es überdies verliehen iſt, trotz des Neides, des Haſſes, der Eiferſucht, welche ſie erwecken, doch auch Perſonen ihres eigenen Geſchlechtes anzuziehen und für ſich einzunehmen. Selbſtverſtändlich erzielen ſie dies nicht durch ein Uebermaß von Liebenswürdigkeit, oder durch geſchwätziges, aufdringliches Entgegenkommen, ſondern durch die Anſpruchsloſigkeit, mit welcher ſie das gefährliche Licht ihrer Vorzüge freiwillig zu dämpfen ſcheinen, und durch die genaueſte Kenntniß der Eigenthümlichkeiten und Anſprüche Derjenigen, welche ſie für ſich gewinnen wollen. Aſpaſia ſuchte Vertrauen einzuflößen; unähnlich den Unklugen ihres Geſchlechts, wußte ſie, daß ein ſchönes Weib in den meiſten Fällen am Sicherſten durch ein verſtändiges, ruhig gefaßtes, würdevolles Weſen ſowohl Männer als Frauen beſteche. Sie ſah zuerſt darauf, daß man genöthigt war ſie zu achten; liebenswürdig zu erſcheinen ergab ſich dann von ſelbſt.

Erſt nachdem Aspaſia durch dieſe Art des Benehmens, die bei ihr gar nicht einmal ausgeklügelt, ſondern Sache des natürlichen weiblichen Antriebes war, den Boden für ihre Unternehmungen vorbereitet, war ſie mit ihren Abſichten, mit ihren Plänen offener hervorgetreten.

Nach einiger Zeit waren die atheniſchen Frauen der Gattin des Perikles gegenüber in eine Anzahl von Parteien geſpalten.

Es gab Unverſöhnliche, welche ſie haßten, und welche mit allen Mitteln weiblicher Feindſeligkeit offen und heimlich gegen ſie ankämpften. Es gab Solche, welche Aspaſia eine Art perſönlicher Zuneigung nicht verſagten, aber der Anſicht waren, daß ihre Beſtrebungen allzu kühn und ungezügelt ſeien, ſo wie es Andere gab, welche zwar die Perſon Aspaſias mit mißgünſtigen Augen betrachteten, aber von einem heimlichen Drange ergriffen waren, den Spuren ihrer Beſtrebungen zu folgen, und es ihr in manchen Dingen gleich zu thun. Es gab aber auch welche, die ſich von Aspaſia geradezu hatten überzeugen und gewinnen laſſen, unter welchen freilich nicht alle den Muth beſaßen, ſich mit ihrer Meiſterin offen zu einem Kampfe um der Frauen unterdrücktes Recht zu verbinden.

Zu den Unverſöhnlichſten und noch immer gefährlichſten Gegnerinnen Aspaſias gehörten, wie leicht zu erachten, das verſtoſſene Weib des Perikles und die Schweſter des Kimon. Dieſe letztere pflegte gleichſam Buch zu führen über das Leben und Treiben Aspaſia's, ſie erkundete und verbreitete Aeußerungen, welche Aspaſia vor Frauen that, und nicht ſelten geſchah es, daß dieſe Aeußerungen entſtellt von Mund zu Munde gingen geeignet, die Gemüther der Athener gegen die Gattin des Perikles aufzuregen.

So geſchah es eines Tages, daß Aspaſia mit einer neuvermählten Frau ſich unterredete in Gegenwart des Gatten derſelben. Dies jugendliche Paar verlangte von ihr zu erfahren, worauf das ſichere Glück der Liebe und der Ehe beruhe.

Aspasia fühlte sich von der Lust angewandelt, einmal die sokratische Redeweise zu versuchen.

„Wenn deine Nachbarin," sagte sie zu der jungen Frau, „ein schöneres Kleid hat als du, welches wirst du vorziehen: das deine oder das ihrige?"

„Das ihrige!" erwiderte die junge Frau.

„Und wenn deine Nachbarin einen schöneren Schmuck hat, als du," fuhr Aspasia fort, „welchen wirst du vorziehen?"

„Den ihrigen natürlich!" versetzte die junge Frau.

„Und wenn sie einen besseren Mann hat, als du, welchem würdest du den Vorzug geben, dem deinigen oder dem ihrigen?"

Die junge Frau erröthete bei dieser unerwarteten, kühnen, verblüffenden Frage. Aspasia aber sagte lächelnd:

„Im natürlichen Laufe der Dinge wird das Weib den besseren Mann, der Mann das bessere Weib vorziehen. Es scheint mir also die Sicherung des Glückes in der Liebe und Ehe nicht anders möglich, als dadurch, daß der Mann dem Weibe als der beste aller Männer, das Weib dem Manne als das beste aller Weiber zu erscheinen sich bestrebe. Viele fordern von Andern die Liebe als eine Pflicht, was sehr unbillig ist. Man muß sie zu verdienen suchen und fortwährend sie zu nähren bemüht sein."

Was Aspasia mit diesen Worten dem jungen Paare zu bedenken gab, war gewiß nicht ohne sinnvolle Berechtigung. Aber was wurde daraus im Munde einer Elpinike und ihrer Gleichgesinnten? Die Unterredung Aspasia's mit dem jungen Ehepaare machte einige Tage lang bei den Athenern die Runde. Aber man erzählte nicht, Aspasia habe es als einzige Bürgschaft unwandelbaren Eheglücks erklärt, daß der Mann sein Weib für das liebenswürdigste der Weiber, das Weib seinen Mann für den besten der Männer halte, sondern man sagte, Aspasia habe die junge Hipparchia in Gegenwart ihres Gatten aufge-

fordert, einen fremden Mann ihrem eigenen Manne vorzuziehen, wenn ihr jener beſſer gefiele.

Aspaſia beſchloß, der ſokratiſchen Manier in ihren Unterredungen für die Zukunft zu entſagen und noch ſorgfältiger als bisher darauf zu achten, von welcher Art die Perſonen waren, mit welchen ſie ſich unterredete. Die Feindinnen Aspaſias aber gingen jetzt ſo weit, daß ſie ſich abſichtlich mit ihr in Unterredungen einließen, um ihr unter dem Scheine der Anhänglichkeit Aeußerungen zu entlocken, welche ſie in der Meinung der Athener herabzuſetzen geeignet waren. Aspaſia durchſchaute eine ſolche Abſicht leicht und wußte die Anſchläge dieſer Gegnerinnen zuweilen in einer Weiſe zu vereiteln, welche ihr neben der Befriedigung des erreichten Zweckes auch eine Art von Beluſtigung gewährte.

So drängte ſich eines Tages eine gewiſſe Kleitagora mit verſtellter Bewunderung an ſie. Aspaſia aber wußte, daß Kleitagora dem Kreiſe der Teleſippe und der Schweſter des Kimon angehörte.

Sie legte Aspaſia die Frage vor, durch welche Künſte ein Weib den Gatten am beſten an ſich zu feſſeln vermöchte?

„Die wirkſamſte von allen Künſten, durch welche ein ſchlaues Weib den argloſen Gatten an ſich und an den häuslichen Herd zu feſſeln vermag," erwiderte Aspaſia mit geheimnißvoller Miene, „iſt die Kochkunſt. Mir iſt eine Frau bekannt, welche wie eine Göttin von ihrem Manne verehrt wird, nur um der Leckerbiſſen willen, welche ſie täglich ihm vorſetzt. Ihr Meiſterſtück iſt der zarte und leichte Seſambrei, den ſie aus Seſammehl mit Honig und Oel in der Pfanne bereitet. Sie nimmt Gerſtengraupe, zerſtampft ſie in einem Mörſer, ſchüttet das Mehl in ein Gefäß, gießt Oel dazu, rührt dieſen Brei, während er langſam kocht, beſtändig um, netzt ihn von Zeit zu Zeit mit Kraftbrühe von Hühnern oder Ziegen- oder Lammfleiſch, ſieht zu, daß er nicht überkocht, und wenn er im beſten Sud iſt, läßt ſie ihn auftragen. Auch ihre

Haſenpaſteten und ihre Paſteten von Grasmücken und andern kleinen Vögeln ſind vortrefflich. Welcher Mann würde der Verlockung ſolcher Dinge ſich entziehen? Es gibt auch Männer, welche für die ſogenannten kappadoziſchen Kuchen ſchwärmen. Man knetet ſie am beſten mit Honig, zerſchneidet den Teig in dünne Blätter, die ſchon beim bloßen Anblick der Pfanne ſich aufrollen. Dieſe Röllchen werden dann in Wein getunkt, müſſen aber noch ganz heiß auf den Tiſch kommen."

In dieſer Art fuhr Aspaſia fort, ſich über die Regeln einer leckeren Küche zu verbreiten, zum Erſtaunen eines Theils ihrer Zuhörerinnen, und zum Aerger des anderen Theiles derſelben, welcher in dieſen Auseinanderſetzungen nichts fand, was ſich hätte verwenden laſſen, um Aspaſia in der öffentlichen Meinung herabzuſetzen, und den Ruf ihrer Leichtfertigkeit, oder ihrer gefährlichen Grundſätze noch mehr zu befeſtigen.

Der unerfreuliche Widerſtand, welcher den Beſtrebungen Aspaſias in der Frauenwelt Athens zum Theil begegnete, ließ ſie um ſo lieber die Gelegenheit ergreifen, die ſich ihr bot, ein Paar verwaiſ'te Töchter ihrer älteren, zu Milet verſtorbenen Schweſter bei ſich aufzunehmen. In dieſen zarten, aber eine reizvolle Entwicklung verſprechenden Mädchen, Troſis und Praſina geheißen, die Eine fünfzehn Jahre zählend, die Andere nur um ein Jahr älter, glaubte Aspaſia einen fügſamen Stoff zu finden für die Verwirklichung ihrer Gedanken über die Ausbildung des helleniſchen Weibes zu geiſtiger und perſönlicher Freiheit. Man durfte erwarten, ſie würden dereinſt der Schule, aus welcher ſie hervorgingen, Ehre machen, und die Sache Aspaſias, welche zugleich die Sache des ganzen weiblichen Geſchlechtes war, zum Siege führen helfen.

Indeſſen, Aspaſia war ungeduldig, befähigt allerdings, weitausſehende Pläne zu faſſen, die ihrer Natur nach nur langſam reifen konnten, aber auch kühnen, raſchwirkenden Handſtreichen nicht abgeneigt.

Einen ſolchen Handſtreich nun verſuchte ſie, um die Zügel der Führerſchaft über ihr Geſchlecht zu Athen wo möglich mit einem Male an ſich zu bringen.

Unter den zahlreichen religiöſen Feſten der Athener war auch eines, welches ausſchließlich von den Frauen gefeiert wurde, und welchem bei ſtrenger Ahndung kein Mann beiwohnen durfte. Dies war das Thesmophorienfeſt, zu Ehren der Demeter gefeiert, welche nicht blos als die Göttin des Ackerbaues, ſondern auch als die des Eheſtandes galt, der Verwandtſchaft wegen, welche die Begriffe von Säen und Zeugen, Ernte und Geburt verknüpft.

Die heiligen Gebräuche dieſes Feſtes oblagen nicht beſtimmten Prieſterinnen, ſondern Frauen, welche jedesmal aus den einzelnen Stämmen gewählt wurden. Eine gewiſſe Zeit vorher mußten die Frauen durch Enthaltſamkeit auf die Theilnahme an dieſem Feſte ſich vorbereiten. Sie ſchliefen auf Kräutern, welchen man die Kraft zuſchrieb, das Blut zu kühlen und die Enthaltſamkeit zu erleichtern. Zu dieſen gehörte Keuſchlamm und eine gewiſſe Art der Neſſel. Die Feier ſelbſt beſtand aus feſtlichen Umzügen, aus Verſammlungen im Thesmophorientempel, nebſt überlieferten Gebräuchen, in deren Ernſt auch Scherz und Neckereien ſich miſchten.

Vier Tage lang dauerte das Feſt. Am erſten Tage zog man nach dem Strandort Halimos, und feierte in einem dort befindlichen Tempel der Demeter gewiſſe Myſterien. Am zweiten kehrte man nach Athen zurück; den dritten Tag waren die Weiber vom grauenden Morgen bis zum Abend im Thesmophorientempel verſammelt. Demeter und Proſerpina und andere Gottheiten wurden angerufen. Tänze zu Ehren derſelben wurden ausgeführt. In den Pauſen ſaßen die Weiber auf Keuſchlamm und anderen Kräutern der genannten Art, und unterhielten ſich mit Geſprächen, ſo wie mit Neckereien, welche für dieſe Gelegenheit herkömmlich waren. Sie nahmen während

ihres Aufenthaltes im Tempel keine Speiſe zu ſich, entſchädigten ſich aber für dieſe Enthaltſamkeit durch das fröhliche Opfermahl, mit welchem am folgenden Tage die ganze Feier beſchloſſen wurde.

Man denke ſich die Frauen Athens, für gewöhnlich eingeſchloſſen in den engen Bann ihrer Häuslichkeit unter den Augen der Männer, nun vier Tage lang mit ſtrenger Ausſchließung der Männer ſich ſelbſt überlaſſen, zu einer gewaltigen Schaar vereinigt, feſtliche Umzüge haltend, dann im Tempel verſammelt, mit Tänzen und heiligen Gebräuchen beſchäftigt, zur Raſt auf heiligen Kräutern ſitzend und ſchwatzend in völliger Ungebundenheit — man denke ſich dieſe ſchwirrende Weiberverſammlung, und man wird begreifen, daß ſie geeignet war, nicht bloß die weibliche Zunge, ſondern auch mit der Zunge zugleich den weiblichen Geiſt zu entfeſſeln, ihn zum Trotze gegen herkömmliche Schranken anzuregen.

Dies Thesmophorienfeſt war wiedergekehrt.

Wieder ſaßen die Frauen Athens in den Pauſen zwiſchen den Tänzen und den Feſtgeſängen ſchwatzend auf Reuſchlamm im Thesmophorientempel. Wieder ſchwirrten die Stimmen bunt und kraus durcheinander. Von welchen Dingen wurde da in den verſchiedenen Gruppen der auf dem Boden ſitzenden Frauen geſprochen! Dieſe unterhielten ſich von den üblen Gewohnheiten ihrer Männer, Jene von den Untugenden ihrer Sklavinnen, oder davon, daß die Kinder heutigen Tages weit ausgelaſſener und unbändiger ſeien, als in früheren Zeiten; einige ſtritten ſich über die beſte Art, Seſamkuchen zu bereiten, einige erzählten einander von Zaubermitteln, im Wochenbette zu gebrauchen, oder ertheilten den jüngeren Genoſſinnen Rathſchläge über die Bereitung von Liebestränken, einige flüſterten ſogar insgeheim ſich ins Ohr, wie man Schwangerſchaft heucheln, und um des Gatten willen ein falſches Kind ſich unterſchieben könne. Einige erzählten ſich Geſpenſtergeſchichten, oder

Geſchichten von theſſaliſchen Hexen, oder Märchen, oder die neueſten Familiengeheimniſſe dieſer, jener Genoſſin. Einige ſprachen auch von Aspaſia, und dieſes Geſpräch geſtaltete ſich allmälig zum lebhafteſten, welches im Tempelraume geführt wurde.

„Aspaſia hat Recht," ſagte ein junges hübſches Weib, deſſen friſches Geſicht von den welken und geſchminkten der meiſten in der Runde vortheilhaft abſtach.

„Aspaſia hat Recht, wir müſſen die Männer zwingen uns ſo zu behandeln, wie Perikles Aspaſia behandelt."

„Das wollen wir!" riefen einige Anhängerinnen der Mileſierin. „Wir müſſen ſie zwingen, das häusliche und das eheliche Leben mit uns ſo einzurichten, wie Perikles mit Aspaſia."

„Ich habe mit meinem Manne ſchon den Anfang gemacht," rief eine lebhafte kleine Frau, Chariklea geheißen. „Mein Diagoras hat ſich bereits daran gewöhnt, mich jedesmal, ſowohl wenn er aus dem Hauſe fortgeht, als wenn er zurückkehrt, zu küſſen, wie Perikles die Aspaſia."

„Empfängſt du auch Beſuche von Philoſophen, und dienſt den Bildhauern als Modell?" fragte ſpöttiſch eine von den Frauen in der Runde, eine von denjenigen, deren Wangen am meiſten welk oder geſchminkt waren.

„Warum ſollten Aspaſia und Chariklea das nicht thun, wenn ihre Männer es geſtatten?" rief eine andere von den Frauen. „Auch wir werden es thun, und unſere Männer zwingen, es zu geſtatten."

„Nicht jeder Mann iſt zum Hahnrei geboren!" ſagte jene erſte Fragerin mit boshaftem Lächeln.

„Willſt du behaupten," rief Chariklea zornig, indem ſie ſich vor jenes Weib hinſtellte und ihre Arme in die Seite ſtemmte „willſt du behaupten, daß ich meinen Gatten zum Hahnrei mache?"

„Noch will ich es von dir nicht behaupten," erwiderte

Jene, „aber deine Meisterin Aspasia wird dich vielleicht auch dies noch lehren!“ —

Als diese frechen Worte gefallen waren, trat eine verschleierte Frau von schlanker und edler Gestalt plötzlich aus dem Kreise Derjenigen, welche Zeugen dieses Gespräches gewesen, hervor, schlug unmittelbar vor jener scharfzüngigen Sprecherin ihren Schleier zurück, und blickte mit flammenden Augen auf die am Boden Sitzende nieder.

„Aspasia!“ riefen Einige, und rasch verbreitete dieser Name sich weiter, und es entstand eine Bewegung, die bis in die entferntesten Kreise sich fortpflanzte. Der ganze Thesmophorientempel gerieth in Aufruhr. „Was gibt es?“ riefen die Entferntesten. „Hat etwa ein Mann sich eingeschlichen?“ —

„Aspasia!“ hallte es als Antwort zurück „Aspasia ist hier!“

Auf diese Kunde drängten sich alle Frauen herbei und bald fand die Milesierin sich im Mittelpunkte der ganzen Versammlung.

Sie war gekommen, umgeben von der Schaar ihrer Anhängerinnen, inmitten welcher sie, überdies zur Unkenntlichkeit verschleiert, den Augen der großen Menge bis zu diesem Augenblicke verborgen geblieben.

Von diesen Anhängerinnen war sie auch jetzt wie von einer Leibwache umgeben, als sie hochaufgerichtet mit zornigen Blicken auf die Verwegene herabsah.

Während so Aspasia vor der Gegnerin stand, drängte eine von ihren Gefährtinnen sich vor und schleuderte Jener die höhnenden Worte entgegen:

„Du hast Recht! Nicht jeder Mann ist zum Hahnrei geboren. Du mußt das wissen! Ich kenne dich genau! Du bist Krityllа, welche ihr erster Gatte Xanthias verstieß, weil er entdeckte, daß sie nächtlicher Weile ein Stelldichein hatte

mit ihrem Buhlen vor der Thüre, bei dem Lorbeerbaum, welcher den Altar des straßen-beschirmenden Apollon beschattet!" —

Das Antlitz Krityllas färbte sich mit dunkler Röthe, sie sprang empor, und machte Miene, sich an ihrer Gegnerin zu vergreifen. Aber sie wurde von den Anhängerinnen Aspasia's zurückgedrängt, und diese selbst begann:

„Dies Weib hat meinen Gatten beschimpft — beschimpft nur darum, weil er, der Erste von allen Athenäern, die Würde des Weibes in seiner Gattin ehrt, und sie nicht zur Sklavin erniedrigt. Wenn Männer wie Perikles um der Liebe und der Achtung willen, welche sie ihren Gattinnen zollen, Spott und Verunglimpfung zu ertragen haben, nicht bloß aus dem Munde der Männer, sondern sogar von Seite des Frauengeschlechtes selbst, wie könnt ihr hoffen, daß eure Gatten dem Beispiele des edelsten der Männer zu folgen sich entschließen werden?"

„So ist es in der That!" sagten die Frauen in der Runde, einander anblickend. „Krityllа hat unrecht gethan, den Perikles und den Diagoras zu beschimpfen. Wollten die Götter, daß alle Männer so wären wie diese!"

„Die Männer sind, wie ihr sie verdient!" fuhr Aspasia fort. „Versucht es nur einmal, die Macht, den unwiderstehlichen Einfluß, welcher dem weiblichen Geschlechte verliehen ist, zu gebrauchen! Ihr habt es bisher versäumt, diese Macht in euch zu entwickeln, ja, es scheint, daß ihr sie nicht einmal gekannt habt. Eure Sklaverei ist eine freiwillige. Ihr prahlt mit dem Titel von Herrinnen des Hauses, und seid strenger gehalten als Sklavinnen — denn Sklavinnen dürfen doch frei auf den Strassen oder auf dem Markte sich zeigen. Ihr seid Gefangene! Ists nicht so?"

„So ist es in der That!" rief eine der Frauen im Kreise. „Mein Gatte hat einmal, als er auf ein paar Tage verreis'te, mich ins Frauengemach eingesperrt, und die Thüre desselben mit seinem Petschaft versiegelt."

„Der meine", rief eine andere, „hat einen großen Molosserhund angeschafft, der an der Thüre Wache halten muß, nur damit kein Buhler in seiner Abwesenheit sich einschleicht."

„Nicht einmal das Hauswesen ist euch ohne Rückhalt anvertraut!" fuhr Aspasia fort.

„Ganz richtig!" fiel wieder eine der Frauen lebhaft ein; „mein Gatte trägt den Schlüssel zur Vorrathskammer mit sich umher."

„Laufen sie nicht selber auf den Markt, um Fleisch und Gemüse einzukaufen?" rief eine Zweite.

„Ja, und wenn es eben Kriegszeit ist" rief eine Dritte, „und die Männer bewaffnet umhergehen, so kann man Einen geharnischt und mit dem Gorgoschild am Arm auf dem Markt um Eier und Gemüse feilschen sehen, oder er bringt zu Pferde Pöckelfleisch im ehernen Helm nach Hause" —

„Und da sie nicht einmal am häuslichen Herde euch etwas gelten lassen," nahm Aspasia wieder das Wort, „so ist es nicht zu verwundern, wenn sie euch noch viel weniger gestatten, in öffentlichen Angelegenheiten ein Wort zu sprechen. Kommen sie von der Pnyx, wo über Frieden oder Krieg verhandelt worden, dürft ihr euch auch nur beikommen lassen, zu fragen, was da entschieden wurde?"

„Nicht im Geringsten!" riefen die Frauen. „Was geh'ts dich an?" heißt es da. „Bleib' bei deiner Spindel und schweige!" —

„Und wenn ihr nicht schweigt?"

„So setzt es Schlimmeres!"

„Mein Mann", sagte eine von den Frauen, „wiederholt mir bis zum Ekel das alte alberne Sprüchlein: O Weib, des Weibes schönste Zier ist Schweigsamkeit!"

„Das kennen wir auch, das Sprüchlein! Es ist in aller Männer Mund!" tönte es im Kreise.

„Wozu haben wir dann die Zunge?“ fragte Eine, und fügte hinzu: „Etwa bloß zum Küſſen und Schnäbeln und Züngeln?“

Die Weiber lachten unverſchämt über dieſe Aeußerung, denn ſie waren unter ſich.

Aspaſia aber fuhr fort: „Sie wollen, daß ihr geiſtlos und ſtumpfſinnig ſeid, denn nur ſo können ſie euch beherrſchen. Von dem Augenblicke an, wo ihr klug und verſtändig wäret, wo ihr euch der Macht bewußt würdet, welche dem weiblichen Geſchlechte über das männliche gegeben iſt, von dieſem Augenblicke an wäre es vorbei mit ihrer Tyrannei. Ihr glaubt ſchon Alles gethan, wenn ihr das Haus rein haltet, wenn ihr eure Kinder badet und ſäugt, wenn ihr darauf ſehet, daß euch die Wolle am Rocken nicht von den Motten zernagt, und das Garn am Webſtuhl nicht von den Hühnern zerzauſ't wird, und wenn eine von euch ein Uebriges thun und ihrem Manne gefallen will, ſo meint ſie mit einem krokosfarbenen Kleide, und Schnabelſchuhen, und einer durchſichtigen Buſenhülle, und mit Salbenbüchschen und ein wenig Zinnober ſei dieſer Zweck zu erreichen. Aber nur in den Händen Derjenigen, welche auch ein wenig Geiſt beſitzen, iſt leibliche Schönheit und Putz eine für die Männer gefährliche Waffe. Wodurch aber könntet ihr Das, was ich ein wenig Geiſt genannt habe, erringen, als durch einen freieren Verkehr mit der Welt, von welcher die Männer wie mit einer ehernen Mauer euch abſchließen? Es muß euch künftig erlaubt ſein, die dumpfen Gemüther mit den einſtrömenden Hauche der Freiheit zu reinigen und zu erfriſchen, die Außenwelt auf euch wirken zu laſſen, und ſo, wie ihr die Eindrücke der Welt, und Deſſen, was geſchieht, in euch aufnehmt, auch wieder auf Welt und Leben zurückzuwirken mit der Alles veredelnden Freiheit des ausgebildeten weiblichen Geiſtes. Der weibliche Geiſt muß mit dem männlichen in der Welt ſich zu gleichmäßiger Wirkung verbinden. Dann wird nicht bloß die Ehe und das ganze häusliche Leben umgeſtaltet werden, dann

werden die Künste zu ihrer schönsten Blüte gelangen, dann wird der Krieg und alles Rohe unter den Menschen ein Ende haben. Laßt uns einen Bund schließen, eine friedliche Verschwörung anzetteln, und einander das Gelöbniß leisten, daß wir mit Allem, was in unserer Gewalt ist, unserem Geschlechte sein Recht erkämpfen wollen, dessen es bedarf, um jene Macht frei zu bethätigen, zu welcher es berufen ist."

Diese Worte Aspasias begleitete lebhafte Zustimmung von Seite eines großen Theils der Versammlung; dann aber folgte ein so lautes und verwirrtes Gebrause von Stimmen, daß man nichts Deutliches mehr vernehmen konnte, da die Frauen unter einander den Gegenstand mit Heftigkeit zu erörtern begannen und alle zusammen auf einmal sprachen. Es war, als hätte ein wandernder Zug laut zwitschernder und kreischender Vögel sich im Thesmophorientempel niedergelassen.

Zuletzt aber sah man eine schmächtige, dabei jedoch lebhafte und energische Gestalt durch den dichtgedrängten Schwarm hindurch mit den Armen sich Bahn machen, und gegen die Mitte des Kreises, wo Aspasia stand, sich vordrängen. Das weiße Tuch, welches ihr Haupt umhüllte, verbarg auch den größeren Theil ihres Gesichts, so daß man sie nicht sogleich erkennen konnte. Als sie aber nun in der Mitte des Kreises stehen blieb und ihr Auge mit boshaftem Blick auf Aspasia richtete, erkannte man die scharfen, mannweiblichen Züge der muthigen Schwester des Kimon.

Elpinike war gefürchtet in ganz Athen, gefürchtet von allen Genossinnen ihres Geschlechts. Sie herrschte durch die Gewalt ihrer Zunge, durch ihre fast männliche Willenskraft, durch die weite Ausbreitung ihrer Verbindungen. Darum entstand sofort ein ängstliches Schweigen im ganzen Kreise, während die Schwester des Kimon auf Aspasia losging mit den Worten:

„Mit welchem Rechte gestattet sich hier die Fremde, das Wort zu ergreifen im Kreise eingeborner athenischer Frauen?"

Diese Frage Elpinike's machte sogleich einen tiefen Eindruck, und viele von den Frauen, lebhaft mit dem Kopfe nickend, wunderten sich, daß ihnen dies Bedenken nicht gleich anfangs in den Sinn gekommen.

Jene aber fuhr fort: „Wie mag die Milesierin sich erdreisten, uns hier belehren zu wollen? Will sie sich etwa mit uns in eine Reihe stellen? Ist sie mit uns herangewachsen? Hat sie unsere Sitte, unsern Brauch, unsere Heiligthümer von Kindesbeinen an mit uns getheilt? Wir sind Athenerinnen: wir haben im achten Jahre das heilige Gewand der Arrephoren getragen, wir haben zehnjährig das Opfermehl im Tempel der Artemis gemahlen, wir sind beim Brauronsfeste als blühende Jungfrauen derselben Göttin geweiht worden, wir sind mitgewandelt als Korbträgerinnen im Festzuge der Panathenäen. Und diese da? Aus der Fremde ist sie gekommen, ohne Göttergeleit, ohne Göttersegen, eine Abenteurerin, ruchlos und verschmitzt, und nun will sie in unsere Schaar sich drängen, weil sie einen athenischen Mann zu bethören vermochte, so daß er sie wider Gesetz und Herkommen in sein Haus aufnahm?"

Ruhig, doch nicht ohne ein spöttisches Lächeln entgegnete Aspasia:

„Du hast Recht! ich bin nicht aufgewachsen in der dumpfen Oede eines athenischen Frauengemachs; ich habe nicht euren Brauronsfesten im Safranröckchen beigewohnt, ich habe nicht bei euren Panathenäen einen Festkorb über dem Kopfe und eine Schnur von welken Feigen um den Hals getragen, ich habe nicht mitgeheult auf den Dächern bei euren Adonisfesten. Ich habe hier nicht als Athenerin zu Athenerinnen, ich habe **als Frau zu Frauen** gesprochen!" —

„Männerverderberin! Bundesgenossin der Gottlosen!" rief Elpinike noch heftiger entflammt, „unsern Tempel magst du zu betreten, unsere Heiligthümer mit deiner Gegenwart zu entweihen?"

Diese Worte wurden ungestüm herausgestoßen. Die kurzen Härchen über Elpinikes oberer Lippe sträubten sich dabei. Die Freundinnen Elpinikes, welche sich um sie vereinigt hatten, nahmen gegen die Milesierin eine drohende Haltung an.

Aber auch die Freundinnen Aspasias schaarten sich enger um ihre Führerin, bereit, sie zu vertheidigen. Und nicht gering war die Zahl Derjenigen im Thesmophorientempel, welche noch auf der Seite der Gattin des Perikles standen.

Wieder begann das Gewirr der Stimmen lebhaft zu werden und mancher heftige Wortwechsel drohte einen leidenschaftlichen Streit der Parteien anzufachen.

Da verschaffte die entschlossene Schwester des Kimon noch einmal sich Gehör, um den kräftigsten ihrer Trümpfe auszuspielen.

„Denkt an Telesippe!“ rief sie; „denkt daran, wie diese fremde Abenteurerin, diese milesische Hetäre ein athenisch Eheweib von ihrem Herde, von den Sprößlingen ihres Leibes, von ihrem Gatten verdrängte! Welche von euch glaubt sich sicher vor dieses Weibes buhlerischen Künsten, wenn es ihr in den Sinn kommt, auch noch anderer Frauen Männer zu bethören? Bevor ihr auf das Zischeln dieser Schlange hört, erinnert euch, daß sie Gift in ihrem Munde birgt!“ —

„Seht sie dort,“ unterbrach sich Elpinike, die Augen nach einem Winkel des Tempels gewendet, „sehet Telesippe! seht sie in ihren Gram gehüllt — seht ihr bleiches Gesicht — seht wie die Thränen ihr vom Auge rollen bei der bloßen Erwähnung ihrer Sprößlinge!“ —

Die Häupter aller Frauen wendeten sich, den Blicken Elpinike's folgend, auf das verstoßene Weib des Perikles, welches in einiger Entfernung stand und bleich vor Groll und Unmuth auf Aspasia herübersah.

Elpinike aber fuhr fort: „Wißt ihr, was sie von uns Athenerinnen hält? brauche ich es euch zu sagen? Hat sie es

euch nicht selbst gesagt? Sie hält uns für thöricht, für unwissend, für unerfahren, für unwerth der Liebe eines Gatten, und gnädig läßt sie sich herab, uns belehren zu wollen, sicher in ihrem geheimen Stolze sich bewußt, daß wir doch niemals werden können wie sie selbst, die schöne, die weise, die unvergleichliche, die Alles bezaubernde Milesierin, mit welcher auch die Schönsten von euch sich niemals messen können!" —

Diese Worte Elpinikes machten eine unglaubliche Wirkung auf die gesammte Frauenversammlung. Verändert war plötzlich die Stimmung, selbst in den Herzen Derjenigen, welche bisher sich Aspasia zugeneigt hatten.

Elpinike ergriff neuerdings das Wort:

„Wißt ihr, was ihre Freunde, die Genossen des Perikles, von ihr sagen, und was schon alle Männer von Athen unter einander wiederholen? Aspasia ist das liebenswürdigste Weib Athens — ja das einzige liebenswürdige Weib Athens — nach Milet müsse man gehen, sagen sie, wenn man schöne und bezaubernde Weiber finden wolle!" —

Bei diesen Worten brach die Beschämung der Weiber und der mit schlauer Tücke entfachte Unmuth derselben in offene Flammen aus. Man begann mit wildem Geschrei, mit gehobenen Armen auf Aspasia einzudringen. Diese aber stand ruhig und aufrecht, und, blaß vor Zorn, doch mit einem Blicke unsäglicher Verachtung, sagte sie:

„Ruhig, ihr Rüben-, Petersilien-, Kümmelfrauen! ruhig, ihr Aepfel-, Käse-, Butterfrauen! — Warum schreit ihr, warum dringt ihr auf mich ein? Gedenkt ihr auch noch zu kratzen und zu beißen?" —

Die wenigen treu und muthig gebliebenen Anhängerinnen Aspasias warfen sich dazwischen, es entstand ein wildes Getümmel, und fast eine Balgerei der Weiber. Einige von den Gefährtinnen Elpinikes machten Miene, Aspasia die Augen mit ihren Nägeln auszukratzen; andere zogen die spitzen Heft-

spangen aus ihren Kleidern und gingen damit drohend auf die Feindin los. Diese aber verließ unter dem Schutze Derjenigen, welche sich noch tapfer um sie schaarten, eilig den Thesmophorientempel.

In dieser Art endete der Versuch Aspasia's, die Frauen Athens durch den Geist zu befreien.

Siebzehntes Capitel.

Das Mädchen aus Arkadien.

Einige Jahre waren so hingegangen. Aspasia hatte muthig gekämpft, aber sie durfte sich nicht rühmen, gesiegt zu haben. Die ungestüme Scene im Thesmophorientempel war stadtkundig geworden, und Aspasia hatte die Beschämung zu ertragen, welche unter allen Umständen mit einer Niederlage verknüpft ist. Es fehlte auch fernerhin nicht an Solchen, die ihr anhingen, der größere Theil ihres Geschlechtes aber war durch Neid, Verblendung, und die boshaften Ausstreuungen ihrer Feindinnen wider sie entflammt.

Eine schwermüthige Stimmung bemächtigte sich zuweilen des Perikles. Er gedachte des ungetrübten Glückes, welches er mit der Milesierin in der kurzen, aber wonnigen Zurückgezogenheit am Strande Joniens genossen. Es überkam ihn zuweilen, als müsse er wieder einmal den Sorgen des Tages sich entreißen, hinweg sich flüchten aus dem geräuschvollen Athen, wo sein bestes Glück durch die vielzüngige, wie mit Bienengesumm sein Haupt umschwirrende Gehässigkeit der Menschen verleidet wurde.

Als die Kunde nach Athen gelangte, Pheidias habe in Elis sein Gold- und Elfenbeinbild des olympischen Zeus vollendet, das größte und erhabenste seiner Werke, wie verlockend erschien für Perikles dieser Anlaß zu einer kurzen Fahrt mit Aspasia ins Dorerland! Aber allzu beschwerlich dünkte Aspasia die Wanderung durch das Gebirgsland von Argos

und Arkadia; und nur als ein anmuthiger Scherz war der Gedanke einer solchen Fahrt, als er zuerst zwischen den Beiden auftauchte, zu betrachten.

Im Volke von Athen hatte jene Art von Abneigung gegen die Gattin des Perikles sich eingeschlichen, mit welcher schöne und einflußreiche Frauen, deren Geschick mit dem eines hochstrebenden Mannes verknüpft ist, fast immer zu kämpfen haben. Man fuhr fort, ihr geheimen Einfluß auf die staatsmännischen Pläne und Unternehmungen des Perikles zuzuschreiben, und zu behaupten, sie reize den Perikles, sich zum Tyrannen von ganz Hellas aufzuwerfen. Die ausgelassenen Dichter der Komödie, an ihrer Spitze Kratinos, des Polygnotos Freund, der noch vom Festmahle des Hipponikos her der Milesierin grollte, spitzten ihre Pfeile gegen sie nur immer schärfer zu. Die attische Muse glich der Biene: sie troff von Honigseim, aber sie führte auch einen scharfen Stachel.

Perikles zürnte und machte einen Versuch, den Uebermuth der Komödie einzuschränken.

Der Versuch wurde vor aller Welt dem Einfluß Aspasias zugeschrieben.

„Halten sie mich für einen alten Löwen," sagte Kratinos, „welchem die Zähne ausgefallen und der nur mehr geifern kann?"

Und in seiner nächsten Komödie schleuderte er ungescheut vor den gesammten Athenern ein gemeines Schmähwort nach dem Haupte Aspasias.

Das Schmähwort des Kratinos war bis ins Mark verletzend, beinahe vernichtend. In ihm gipfelte die Mißgunst der geheimen und offenen Verfolger Aspasias. Die spottlustige Menge griff es auf und wiederholte es. Der Boden Athens begann heiß zu werden unter den Füßen der Milesierin . . .

Von jenem Tage an war die Reise nach Elis zwischen Perikles und Aspasia eine beschlossene Sache. Minder beschwer-

lich erſchien es jetzt der Grollenden, den rauhen Grund der Peloponhalbinſel zu betreten, als auf dem brennenden Boden Athens zu weilen.

Zu Athen war das Weſen der Mileſierin getheilt unter Viele, die gleichſam am Strale ihres Geiſtes und ihrer Schönheit ſich ſonnten. Auf den ernſt-ſtillen Fluren von Argos, auf den idylliſchen Höhen Arkadiens, ſelbſt im Getümmel Olympia's würde ſie, ſo dachte Perikles, gänzlich nur wieder ſeinem und ihrem Glücke leben.

Raſch wurden die Vorbereitungen der Reiſe getroffen, und bald konnte die aller Dinge zuerſt kundige Schweſter des Kimon dem redſeligen Athen davon erzählen, daß Perikles im Begriffe ſei, nach Olympia zu gehen, und daß der weibiſche Held ſeine geliebte Aspaſia, welche im Uebrigen wohl thue, ſich der Schmach, die zu Athen ſie bedecke, zu entziehen, nicht miſſen wolle. Es gab Viele, welche ſcherzten über die Unzertrennlichkeit des Paares. Manche freilich gab es auch, welche dasſelbe im Stillen beneideten . . .

Ein leichtes Gefährt trug die beiden Unzertrennlichen bis an den Iſthmos. Sklaven und Maulthiere waren bis Korinth vorausgeſendet worden, um von dort an für die Wanderung auf den beſchwerlicheren Pfaden des Peloponneſos zu dienen.

Wie athmeten jetzt die Beiden auf, als ſie das ſonſt ſo geliebte Athen hinter ſich hatten! — Sie wußten nicht, daß ſie, aus Athen gleichſam flüchtend, das beſtimmte Verhängniß nicht verzögerten, ſondern beſchleunigten . . .

Von den prächtigen Land- und Meeraufſichten, die im beſtändigen Wechſel ihrem Auge ſich boten, bis herab zu den Denkmälern an den Seiten des Weges, den Hermesſäulen und den Hekatehäuschen an den Scheidewegen, war den jetzt wieder Neubeglückten Alles anregend, Alles bedeutend.

Sie fanden die breite Straße von Eleuſis voll von Wanderern. Man ſah Frommgeſinnte und Menſchenfreundliche

vor die Bilder und Kapellen der Wegegötter Früchte und andere Speisen hinlegen, damit arme und hungernde Wanderer sich daran erquicken konnten. Hier und da standen Obstbäume gepflanzt zur Seite des Weges, deren Früchte ebenfalls Gemeingut aller Dürstenden waren. Auch an Herbergen gebrach es nicht.

„Ein wanderlustig Volk sind wir Hellenen," sagte Perikles zu Aspasia. „Vielverzweigte Gastfreundschaft und fröhliche Feste locken von Ort zu Ort. Und für den Wanderer ist, wie du siehst, gesorgt."

An Berghängen zur Seite des Weges sprang manch lustiger Quell aus dem Gestein. In den Riesenstamm der Pappel, welche den Quell beschattete, hatte mancher rastende Wanderer zum Dank einen Spruch, einen Vers eingeschnitten, oder ein Weihegeschenk daran aufgehängt.

Blühende, tempelreiche, säulengeschmückte Städte und Flecken zogen an den Blicken der Beiden vorüber. Zuerst Eleusis, die heilige Stadt der Mysterien, wo auf des Perikles Betrieb soeben ein neues prangendes Haus der Mysterienfeier unter des Iktinos Händen emporstieg. Dann Megara, die Dorerstadt, deren Anblick dem Geiste Aspasia's unerfreuliche Erinnerungen weckte. Ihr liebliches Antlitz verdüsterte sich; sie schwieg, aber unvergessenes Leid und ungesühnte Schmach erpreßte ihr eine Thräne des Unmuths. Perikles verstand sie, und sagte:

„Sei getrost! Deine Feinde sind auch die meinigen. Megara wird büßen, was es verbrach!" —

Angelangt in dem menschenwimmelnden Korinth, begab sich Perikles in das Haus seines Gastfreundes Amynias, der ihn und seine Gemalin mit hohen Ehren bei sich empfing.

Allzu verlockend winkte den Ankömmlingen die Höhe des weitschauenden Akrokorinth, die Akropole der Stadt Korinth, der von Blumen und Kräutern dicht überwucherte Felsberg, steil abfallend gegen die Stadt, eine Hochwarte des hellenischen

Landes. Von ſeinem Gipfel leuchtete der altberühmte Tempel der Liebesgöttin. Denn wie das geiſtbelebte Athen unter dem Schutze der ſinnigen Pallas Athene, ſo ſtellte die reiche, genußliebende Handelsſtadt ſich unter den Schutz der Freudenſpenderin Aphrodite. Wie Pallas Athene dort, war hier Aphrodite Beherrſcherin der Burg, und bewaffnet ſtand ſie in ihrem Heiligthume. Von der höchſten Felskuppe glänzten ihre Tempelzinnen weit hinaus in's Meer, auch ſie ein Wahrzeichen den Schiffern. Tauſend Hierodulen, Dienerinnen der Göttin, reizende und willfährige Töchter der Freude, wohnten im Tempelbezirk auf der Bergeshöhe, die durch angebaute Terraſſen, Säulenhallen, Gärten, Haine, Bäder und Gaſtwohnungen zu einem auf ſo weitſchauender Fläche doppelt anmuthenden Eden umgeſchaffen war.

Von dieſer Höhe nun, im Mittelpunkte der helleniſchen Länder und Meere ſtehend, überſchauten Perikles und Aſpaſia alle die wunderbar geformten, in eigenthümlichem Farbenzauber leuchtenden Bergesgipfel, ſahen im Norden das Schneehaupt des Parnaſſos, und weiter oſtwärts den Helikon, grüßten die ſämmtlichen Berge von Attika, und mit nicht geringer Herzensfreude ſahen ſie ſogar die holdvertraute Felswarte der atheniſchen Akropolis durch die reinen Lüfte aus weiter Ferne herüber winken. Südwärts ſchweifte ihr Blick über die Höhen Nordarkadiens. Sie ſahen zwiſchen den unzähligen Bergen und Thälern die ſchimmernden Seebuchten und Küſten, auch grünende oder felſig-weiß blinkende Meereilande, Alles vom Reiz eines unvergleichlichen Lichtes übergoſſen.

In dieſer holden Schau wurden Perikles und Aſpaſia einigermaßen geſtört durch die Schwärme der Hierodulen, welche ſich in der Nähe des Tempelbezirkes in den Säulengängen und Hainen umhertrieben.

„Ihr habt zu Athen," ſagte der korinthiſche Gaſtfreund, welcher das Paar begleitete, mit einem Blicke auf dieſe Schö-

nen zu Perikles, „solche Art von Götterdienst noch nicht, und ihr seid vielleicht nicht geneigt, in diesen Priesterinnen, welche zu Gunsten des Tempelschatzes sich preisgeben, geheiligte Personen zu erblicken. Bei uns steht solches Priesterthum seit langer Zeit in hohem und ehrwürdigem Ansehen. Diese gastlich heiteren Mädchen, welche, des Dienstes der Aphrodite waltend, aufwärts streben im Gemüth zur Mutter der Liebe, sind bei Opfern und anderen religiösen Verrichtungen gegenwärtig, nehmen an Festaufzügen der Bürger Theil, und singen dabei den Päan der Aphrodite. Man wendet sich an sie um Fürsprache bei der Göttin, der Beschützerin unserer Stadt. Ihr lächelt? Nun, ihr Athener mögt der Pallas Athene mehr zu verdanken glauben. Bei euch ist das Gemeinwesen reich und vielvermögend, bei uns sind es die einzelnen Bürger. Jeder ist ein Kroisos, ein König für sich, und freut sich der durch Handel und Seefahrt errungenen Güter des Lebens. Wir streben nicht nach Macht und Einfluß in Griechenland, wir verwenden unsere Schätze nicht auf den Bau von Festungswerken oder Flotten und ähnliche Dinge, aber wir leben bequem und glauben, daß am Ende doch nur der Einzelne lebt, die Gesammtheit aber ein bloßer Begriff ist. Mag sich das verhalten wie es will, und mögt ihr Athener noch so verachtend auf uns herunterblicken, die Bahn habt ihr doch eingeschlagen, die euch uns näher bringt. Ihr liebt und pflegt das Schöne, mit welchem immer auch die Liebe zu den Annehmlichkeiten des Lebens sich einstellt."

Diese Worte des Korinthers machten einen tiefen Eindruck auf Perikles, ohne daß er viel darauf zu achten schien. Er blickte nach den Bergen des Peloponnesos hinüber, und sagte nach einiger Zeit, mit einem flüchtigen Lächeln zu Aspasia gewendet:

„Es ist bedeutungsvoll daß uns eben hier, gleichsam an der Schwelle des ernsten strengen Peloponnesos, noch das Bild

einer auf ihrem Höhepunkte angelangten Ueppigkeit helleniſchen Lebens begegnet. Wer ſollte glauben wenn er von dem heiteren, kunſtliebenden, gedankenhellen Athen herkommt, oder wenn er hier im genußfrohen Korinth, von verführeriſchen Hierodulen umſchwärmt, auf der Höhe des Aphroditetempels ſteht, daß ſo ganz unferne jenſeits des Iſthmos und jener düſterragenden Berge auf den Höhen Arkadia's ein unverderbtes Hirtenvolk in vorzeitlicher Lebenseinfalt hauſet, daß dieſen Stätten eines ſchönen genußreichen Müſſiggangs gegenüber, da drüben jenſeits der Berge der rauhe Sparter und der finſter-grollende Meſſenier, zottigen Löwen oder Wölfen gleich, in grauſen Schluchten oder dunklen Wäldern ſich würgend befehden? Welch eine Ringſtätte wilder, heldenhafter Kraft iſt von uralten Zeiten her dieſer Erdſtrich jenſeits der ragenden Berge! Aus Burgen, mit übereinander gewälzten Felſen aufgebaut, zogen die Argiverfürſten gen Ilion. Auf den Pfaden des Peloponneſos gingen Herakles und Perſeus ihren Heldenweg, erwürgten die Löwen, und bekämpften die Brut der Schlangen im Geſümpf, und das Gezücht unheimlicher Vögel in der Luft. Und ringt nicht auch heute noch auf den Auen der Pelops-Halbinſel, auf dem Iſthmos, zu Nemea, zu Olympia männliche Thatkraft um den Preis? wandern nicht dorthin die Männer von ganz Hellas, welchen nach dem Lorbeer heldenhafter Stärke gelüſtet? Düſter, drohend und rauh erſcheint er, dieſer Peloponneſos, und die Waſſer des Styx beſpülen nicht umſonſt ſein finſteres Berggelände. Aber wir wollen ſeinen Schrecken trotzen, wir wollen uns in die Höhle des Löwen wagen. Und wenn wir zu weichlich geworden, ſo wollen wir mit neuer Kraft uns ſtählen in jenen rauheren Lüften."

„Seit wann", ſagte Aſpaſia lächelnd, „iſt Perikles zum Bewunderer und ſelbſt zum Neider der rauhen und einfältigen Männer jenſeits des Iſthmos geworden? Sei nur getroſt, Freund! laß Jene dort ringen und kämpfen, wie ſie mögen.

Ueber ihren düsteren Bergeshöhen leuchtet nicht wie über Athens Akropole das siegreiche Licht der Pallas Athene!"—

Mit einem starken Geleite brachen die Reisenden am nächsten Morgen von Korinthos auf, um frohen Muthes ihre Wanderung in's Dorerland über die argolischen Berge anzutreten. Aspasia verschmähte meist die Sänfte, welche Perikles in liebreicher Sorgfalt für sie hatte anfertigen lassen, und welche von Sklaven oder Maulthieren über die beschwerlichen Strecken des Gebirges getragen werden konnte. Sie zog es vor, auf einem Maulthier zur Seite des Gatten zu reiten. Und so wanderten sie denn, sich traulich unterredend, durch die säuselnden Gebirgswälder, dem Laufe der Bäche, welche den Schlünden zustürzten, entgegen, gelangten über steile Hänge und waldige Gipfel zu freien Hochflächen, dann wieder durch Engpässe und Thäler, wo Oleander- und Lentiskussträucher und wilde Birnbäume über den dunklen Pfad ihr schattiges Gezweig' in einander schlangen.

In solchen düsteren Gründen drang denn doch mancher Blick aus den Augen der muthigen Aspasia etwas ängstlich spähend in's Gestrüpp, ob nicht eines Räubers dunkle Gestalt daraus hervortrete. Dann lächelte Perikles und sagte mit einem Blick auf das wohlbewehrte, pfadkundige Gefolge einheimischer Männer, welche er zur Begleitung durch das Gebirge angeworben hatte:

„Fürchte nichts, Aspasia! längst sind die wilden Riesen auf diesen Pfaden ausgetilgt, und dahin ist längst der Fichtenbeuger Sinis, der tückische Wüthrich. Nur vor den Schlänglein dieser Höhen und Thäler mögen wir uns hüten; denn du gedenkst wohl, was hier ganz nahe auf Nemeas Au geschah, als die Amme das Knäblein ins Gras hinlegte, um für die vorbeiziehenden „Sieben gegen Theben" auf ihr Verlangen einen Trunk erfrischenden Wassers zu holen."

Nach einer angestrengten Tagreise fanden sich die Wan-

derer an der Schwelle der Inachosebene, und sahen zwischen zwei grauen spitzen Bergen des Agamemnon sagenberühmten Herrschersitz, die uralte Hüterin dieser Bergstraßen, die Burg von Mykenä, lauernd in ihrer Felsenecke liegen — „im Winkel von Argos," nach den Worten des homerischen Liedes. Zur Rechten starrte der kahle Kegelberg mit der alten Burg Larisa empor, die Akropole der Stadt Argos, die zu den Füssen des Berges auf weitem Raume in der Ebene sich erstreckte, noch immer blühend, und nicht minder stark als die Stadt der Athener bevölkert. Ueber die langgedehnte Strandebene des „rossenährenden Argos" herüber glänzte die blaue Meeresbucht von Nauplia. Bergketten, in die Farben des Sonnenuntergangs getaucht, ragten hier mit scharfgezackten Gipfeln gen Himmel, liefen dort in hochgeschwungenen Bogen bis ans Meer. Auch jenseits des schimmernden Golfes tauchten die dämmernden Umrisse mächtiger Bergeshäupter auf.

Eine wunderbare Empfindung bemächtigte sich der Reisenden. Ihre Blicke hingen an der grauen Felshöhe von Mykenä, die Spuren der Königsburg der Pelopiden suchend, und all' der andern unzerstörbaren Reste kyklopischer Schatzhäuser, Gräber, Mauern und Gewölbe der Urzeit.

Als sie Mykenä selbst erreicht hatten, war das Dunkel eingebrochen. Sie standen auf der Felshöhe, wo das graue, von Moos und Epheu überwucherte, aus riesigen, aber regelrecht behauenen Felsblöcken aufgewälzte Mauerwerk in der Dämmerung fast unheimlich und beängstigend ragte. Dennoch verschmähten sie es, hinunter zu wandern zu den Wohnstätten der wenigen Mykenäer, welche in der längst verfallnen und verödeten Herrscherstadt der Atriden noch hauf'ten. Perikles und Aspasia beschlossen, die laue Sommernacht in der Nähe dieser ehrwürdigen Ueberreste der Vergangenheit unter einem Zelte zuzubringen. Aber der Mond ging auf und übergoß das Mauerwerk und die Höhe selbst und alle Bergeskuppen von Argos

ringsumher und die Ebene dazwiſchen bis an den fernen Golf mit weißglänzendem Lichte. Obgleich ermüdet, konnten Perikles und Aspaſia der Verlockung dieſer zauberiſchen Mondeshelle nicht widerſtehen. Sie ſchöpften neue Kraft aus der wunderſamen Erregung ihrer Gemüther. Vor wenigen Tagen noch umgab ſie das geräuſchvolle Athen, und jetzt ſtanden ſie auf Mykenä's Trümmern, von den Schauern der ſternhellen Nacht umgraut, in der todtenſtillen Einſamkeit der argoliſchen Berge. Der Geiſt des Homeros kam über ſie. Im Rauſchen des Windes, im Säuſeln der Baumkronen vernahmen ſie Etwas, wie einen leiſen Nachhall jenes unſterblichen Heldengeſanges. Das Vollmondlicht, das rings umher auf den Kuppen der Berge von Argos brannte, gemahnte ſie an die Feuer, die einſt von einem dieſer Berggipfel bis zum andern aufloderten, um die Botſchaft des Hellenenſieges von Ilion über Meer und Gebirg hieher zu bringen bis an die Burg Agamemnons, wo die wilde Klytaimneſtra, den Buhlen Aigiſthos an der Seite, der Heimkehr des ſiegreichen Hellenenführers mit heimlich geſchärftem Todesſtahl entgegenſah. Und innerhalb dieſer verödeten Burgtrümmer, die da vor ihnen lagen, in der grabſtillen, nachtumgrauten Einſamkeit ward er gezückt, dieſer Mordſtahl. Hinter dieſen Mauern verhallte dumpf das Todesröcheln des heimgekehrten Völkergebieters . . .

Perikles und Aspaſia ſchritten den mächtigen Mauerring entlang, der dem Rande des ſchroffen Burghügels mit zahlreichen Ecken und Winkeln folgte. Sie gelangten an das altberühmte Löwenthor, die ehrwürdige Pforte der Atridenburg, über welcher des Welttheils älteſtes Bildwerk ragt. Durch dieſes Thor betraten ſie den Burgraum, und ſtanden vor den inneren Mauerzügen, hinter welchen die Atriden unangreifbar hauſ'ten; aber nur noch die Grundveſten bezeichneten ihnen die Stelle der eigentlichen Fürſtengemächer. Sie ſetzten ihre Wanderung fort, und erreichten weiterhin, nicht mehr auf der Höhe

des Berges, ſondern auf ſeiner Abdachung, das ehrwürdige, noch unverſehrte Rundgebäude, welches ein Schatzhaus und die Gruft der Pelopiden zugleich war.

Als Perikles und Aspaſia ſich dieſem Rundbau näherten, erſchreckte ſie die Geſtalt eines rieſigen Mannes, welcher an der Pforte lag, und welcher bei der Annäherung der Fremden ſich mit halbem Leibe emporrichtete. Der Mann erinnerte an die Reckengeſtalten des Homeros, welche ſich mit Felsblöcken bewarfen, deren Wucht die ſpäter Gebornen nicht mehr vom Boden zu erheben vermochten. Perikles ſprach ihn an, und merkte nach kurzer Unterredung, daß er es mit einem in den Bergen von Argos umherſchweifenden Bettler zu thun habe. Die Glieder desſelben waren kärglich mit Lumpen bedeckt, ſein dunkelfarbiges Antlitz war wie zernagt von Wind und Wetter. So vielleicht war der vielduldende Irrfahrer Odyſſeus anzuſehen, in dem Augenblicke, als er ſich ſchiffbrüchig ans Feſtland rettete, nachdem er Tage lang ſchwimmend mit dem Meere gerungen und die ſcharfe Salzflut ihm die Glieder verwüſtet hatte.

Der greiſe, wunderliche, hünenhafte Bettler behauptete, er hüte den Schatz des Atreus und ohne ſeine Einwilligung dürfe Niemand der Pforte des Schatzhauſes ſich nähern. Von ungeheuren goldnen Schätzen begann er zu faſeln, welche in geheimen Verſtecken dieſer Felskammern noch immer verborgen lägen, und welche den Finder zum reichſten aller Sterblichen, zum Führer und König in Hellas, zum Erben und Nachfolger des Hellenenfürſten Agamemnon machen würden.

Lächelnd ſagte Perikles zu Aspaſia: „Wohl war Mykenä in Urzeiten berühmt als die goldreichſte Hellenenſtadt; aber ich denke, das Gold Mykenä's iſt längſt nach Athen gefloſſen, und wir brauchen es nicht mehr zu ſuchen. Dennoch lockt mich dieſe wunderbare Felsgruft der Atriden unwiderſtehlich."

„Führ' uns heute noch in das Schatzhaus, das du be-

wachst!“ fuhr Perikles fort, zu dem Hünen gewendet. „Wir sind Athenäer, und in die Berge von Argos gekommen, dem Staube der göttlichen Atriden unsere Verehrung zu bezeugen!“

Dann befahl er einigen Sklaven Fackeln anzuzünden. Der Bettler, auf welchen das Wesen des Perikles eine gewisse Macht zu üben schien, zeigte sich schweigend bereit, als Führer zu dienen. Mit wuchtiger Hand schob er, seine Riesenkraft bethätigend, ein großes Felsstück bei Seite, das vor dem Eingang lag und denselben völlig versperrte. Aber auch so noch war es nicht leicht, über Schutt und Geröll hinweg durch die fast verschüttete Pforte dem Weg in's Innere des tief in die Erde hinabreichenden Gewölbes zu folgen.

Durch den aus mächtigen Quadern gebildeten Thorweg gelangten Perikles und Aspasia in das hohe düstere Rundgewölbe, dessen Wände sie nicht in der gewöhnlichen Art eines Gewölbes errichtet sahen; in immer enger werdenden Ringen fanden sie die Steinschichten übereinander gelagert und oben durch eine kegelförmige Wölbung abgeschlossen. Sie fanden die Spuren alter Erzverkleidung an den Wänden: ein beliebter Wandschmuck jener Zeiten, von welchen Homeros meldet. Wie mochte in den Fürstengemächern die geglättete blanke Erzwand im Widerschein hellodernder Fackeln geschimmert haben! Aber gewaltsam herabgerissen waren hier schon die Platten des Erzes, unverkleidet starrten die grauen Steinmassen der mächtigen, übereinander aufgethürmten Ringe den Beschauern entgegen.

Aus dem Rundbau traten Perikles und Aspasia durch eine engere Pforte in eine Felsenkammer, welche, ganz in den lebendigen Fels gehauen, im Viereck sich verbreitete.

Sinnend standen die Beiden. Nur dämmerig erhellte das trübe Licht der brennenden Fackeln die düsteren Steingewölbe.

„Ein kühner Gedanke wär' es,“ sagte Perikles zuletzt, „in

dieſer von wunderbaren Schauern durchwehten Steingruft eine Nachtherberge aufzuſchlagen!"

Aſpaſia ſchauderte ein wenig, aber im nächſten Augenblicke lächelte ſie, und konnte ſich des Zaubers nicht erwehren, welchen der Schauer erweckende, und doch verlockende Gedanke auf ſie übte, eine Nacht zuzubringen in der tauſendjährigen Pelopidengruft, zu ruhen über dem Staube des Atreus und des Agamemnon.

Manches Bedenken wurde noch erwogen, zuletzt aber ſchritt man zur Ausführung des kühnen Gedankens. Teppiche wurden auf den Steinboden der kleineren Felskammer von den Sklaven ausgebreitet, und auf denſelben das Lager bereitet. Im Rundgewölbe ſtreckte der reckenhafte Bettler ſich zum Schlummer hin, die Sklaven lagerten ſich um den äußeren Eingang.

Nun fanden Perikles und Aſpaſia ſich allein in dem ſchauerlichen, ganz in den Felſen gehauenen Gemache. Der ungewiſſe Schein der in den Boden geſteckten Fackel ſpielte geſpenſtig auf den grauen, fenſterloſen Felswänden. Um ſie her herrſchte Todtenſtille. Es war die wirkliche Ruhe einer Gruft, die ſie umgab.

„In dieſer Nacht," ſagte Perikles, „und in dieſem Raume tritt mir der Gedanke an Verweſung und Vernichtung beinahe in leibhafter Geſtalt mit titaniſcher Uebergewalt entgegen. Wie zart und veränderlich und hinfällig erſcheint alles Lebendige, und wie ſtarr und zähe trotzt dem Zahne der Zeiten Das, was wir das Todte zu nennen pflegen! Atreus und Agamemnon ſind längſt dahin, und wir trinken vielleicht die unſichtbaren Atome ihres Staubes mit dem Odem, welchen wir einziehen. Dieſe todten Mauern aber, welche jene Menſchen aufgethürmt haben, umragen uns noch heute, und werden vielleicht auch Jene noch umragen, welche die Atome *unſeres* tauſendjährigen Staubes trinken!" —

„Nicht ganz wie du, o Perikles“ erwiderte Aspasia, „finde ich, daß das flüchtig-lebendige Menschendasein Grund hat zum Neide gegenüber dem unverwüstlichen Leben des Todten. Der stürzende Felsblock begräbt die Blumen, aber die Blumen kehren wieder mit jedem Frühling, und schlingen ihre Ranken um den Stein, und zuletzt verwittert nach Jahrtausenden der Stein, die Blumen aber sind immer wieder da. So liegt das Leben auch begraben unter Städtetrümmern, aber zwischen den Trümmern schlüpft es heimlich hervor und umspinnt das mit seiner Dauer sich brüstende Gestein: sein treibendes Gezweig durchwächst sogar und sprengt den Fels, und so ist zuletzt doch nur das scheinbar Flüchtige und Vergängliche wahrhaft ewig.“

„Du hast Recht,“ sagte Perikles, „das Leben würde bald müde und seiner selbst überdrüßig werden, wenn ihm die Unveränderlichkeit des Todten beschieden wäre. Unvergänglichkeit ist schon Eins mit dem Tode, nur der Wechsel ist Leben.“

„Der Heldensinn des Agamemnon“ sagte Aspasia, „erneuert er sich nicht in tausend Helden? und lebt die Liebe des Paris und der Helena nicht in unzähligen Liebespaaren ewig wieder auf?“

„Allerdings kommt und geht das Leben“, erwiderte Perikles, „und in ewigen Verwandlungen kehrt es wieder. Sind wir aber gewiß, daß es bei diesem Kommen und Gehen nicht doch zuletzt etwas einbüßt von seiner Urkraft? Sollte das Große in der Welt nicht ein wenig den Steinringen gleichen in der Wölbung dieser Gruft, welche nach oben hin sich zwar wiederholen, aber immer *enger* werden? — Der Heldensinn Agamemnons scheint zwar wiedergekehrt, und wir haben die Perser geschlagen, aber es will mich bedünken, als ob wir gegen die Helden Homers doch ein wenig eingeschrumpft wären.“

„Manches,“ erwiderte Aspasia, „mag schwächer werden in der Wiederkehr; aber verkennst du, daß Vieles noch kräftiger und herrlicher sich erneuert? die Kunst, welche mit diesen

Trümmern unterging, iſt wiedergekehrt, und hat die bildgeſchmückten Marmorzinnen des Parthenon gemeißelt!"

„Wenn aber," ſagte Perikles, „auch jene bildgeſchmückten Zinnen einſt in Schutt geſunken ſind — wenn das herrliche Viergeſpann der Pallas vielleicht, vom Giebel des Parthenon hinunter ſtürzend, mit Donnergekrach zerſchellt iſt am Felshang, biſt du gewiß, daß auch dann die Kunſt nur immer herrlicher wiederkehrt? oder kommt eine Zeit, deren Ruhm nur noch zehrt vom Abglanz unſterblicher Trümmer?"

„Darum mögen die ſpäteren Geſchlechter ſich kümmern!" erwiderte Aspaſia.

„Du haſt auch von der Liebe jenes ſchönſten Paares der Vorzeit geſprochen," fuhr Perikles fort, „und wie ſie ſich erneuert in unzähligen Paaren?"

„Zweifelſt du daran?" ſagte Aspaſia.

„Nein!" rief Perikles, „und ich glaube, daß die Liebe, und eben nur die Liebe, immer da iſt mit gleicher Kraft, mit gleicher Lebensfriſche, mit gleicher Beſeligung!"

„Die Liebe und die Freude! fiel Aspaſia lächelnd ein.

„So iſt es!" wiederholte Perikles. „Zwar muß ich mit Beſchämung wandeln auf dieſer Stätte, und bin vielleicht nicht würdig, auch nur eine Nacht über dem Staube homeriſcher Helden zu ruhen. Aber wenn ich mit ſchmerzlichem Neide verzichten muß auf die Heldenehre des Achill, ſo theile ich doch das Glück des Paris: den Beſitz des ſchönſten helleniſchen Weibes!" —

Die Miene, mit welcher Perikles dies ſprach, war nicht ganz in Uebereinſtimmung mit den Worten ſelbſt. Er hatte das Anſehen, als ob er zweifelte, daß es dem Manne gezieme, auf den Ruhm Achills zu verzichten, und ſich zu begnügen mit dem Glücke des Paris —

Aber mit dem Zauber des ſchönſten helleniſchen Weibes wußte Aspaſia die Gedanken einzulullen, welche in der männ-

lichen Seele des Perikles ſich regten. Ihr Auge ſtreute einen magiſchen Glanz in die düſt're Felsgruft, von ihren Wangen ſchien der Roſenſchein ſich durch den ganzen Raum zu verbreiten. Die Fackel, welche zuvor ſo düſter geflackert, wie vielleicht jene, welche einſt zur Beſtattung des getödteten Agamemnon hier geleuchtet, ſchien plötzlich heiter aufzuflammen wie eine Hochzeitsfackel. Durch den Stral der Schönheit, der in die finſtere Tiefe fiel, ſchien ſelbſt die Gruft nun verwandelt in ein Brautgemach, und die ewige Friſche des Lebens und der Liebe gewann die Oberhand über die Schauer des Todes und der Verweſung, über den tauſendjährigen Moderſtaub der Atriden. — —

Als Perikles und Aspaſia die Stätte ihrer nächtlichen Raſt verließen, und aus der düſteren Felskammer hervortraten, glänzte ihnen der Morgen thauig von allen Fluren und Hängen entgegen. Aber es war auch in dem glänzenden Lichte des Tages nicht weniger einſam und todtenſtill unter den Trümmern der Atridenburg. Nur ein Geier ſchwebte regungslos mit weit ausgebreiteten Fittigen über Mykenä hoch im Blau.

Während hierauf die Reiſenden von dem mitgebrachten Vorrathe und dem Weine, den ein Sklave in geisledernem Schlauche trug, Einiges zum Morgenimbiß zu ſich nahmen, fragte Perikles Aspaſia, ob ſie nicht einen Traum gehabt während des nächtlichen Schlummers in der Atridengruft.

„In der That," verſetzte Aspaſia, „hat mich ein Morgentraum mitten unter das Heldengetümmel von Ilion verſetzt. Ich habe den Achill leibhaft geſehen, und er ſchwebt mir noch immer vor Augen. Es war eine wild-ſchöne Jünglingsgeſtalt von faſt dämoniſchem Anſehen, hoch und ſchlank, das im reinſten Eirund geſchnittene Antlitz von dunklen Locken umrahmt, die Augen ſchwarz wie eine Kohle und beinahe kreisrund, was ſeinem Geſichte bei allem Adel der Züge etwas Gorgonenhaftes, Schreckliches gab; der Mund ungewöhnlich ſchmal, die Lippen aber kräftig ausgeprägt — überall die Züge

jugendlicher Schönheit mit dem Ausdrucke wilder, faſt übermenſchlicher Heldenkraft vereinigt erſcheinend. So ſah ich ihn an den Schiffen ſtehen mit funkenumſprühtem Haupte, durch ſeinen Kampfruf allein ſchon Entſetzen verbreitend innerhalb den Mauern von Ilion."

„Auch mich" ſagte Perikles, „hat der Traum zur ſelben Zeit in die homeriſche Welt entführt, aber ſeltſamer Weiſe nicht unter die Helden, ſondern ich ſah Penelope, und was noch ſeltſamer iſt, ich ſah ſie nicht ſo, wie Homer ſie ſchildert, als des Odyſſeus in Treue harrendes Eheweib, ſondern als jugendliche Braut im Lichte einer Sage, die mich noch ſinniger anmuthet, als Alles, was Homer von ihr geſungen hat. Du kennſt gewiß die Sage von des Odyſſeus Werbung: wie der Sparterkönig Ikarios ſeine Tochter Penelope dem werbenden Odyſſeus zwar zuſagte, hoffend, Dieſen zu bewegen, ſich in Lakedaimon niederzulaſſen, als dies ihm aber nicht gelang, die zärtlich geliebte Tochter dem Freier wieder abſpenſtig machen wollte, ja als Odyſſeus die Braut nach Ithaka hinweg führte, dem Wagen mit väterlichem Flehen nacheilte, bis Odyſſeus die Jungfrau aufforderte, ſich zu erklären, ob ſie ihm freiwillig folgen, oder lieber mit ihrem Vater nach Sparta zurückkehren wolle. Und wie dann Penelope nichts erwiderte, ſondern nur ſchamhaft ihr Angeſicht verhüllte; worauf Ikarios ſie ziehen ließ und an der Stelle, wo dies ſich ereignet hatte, eine Bildſäule der jungfräulichen Scham aufrichtete. Welch' ein liebliches Bild iſt dieſe ſtumm erröthende, in jungfräulicher Verſchämtheit das Haupt verhüllende Penelope! Und eben in dieſer jungfräulichen Geſtalt habe ich ſie heute Nacht im Traume geſehen!"

So erzählten Perikles und Aſpaſia ſich die Träume, welche ihnen zu Theil geworden über dem Staube der Atriden, und erwogen halb ſcherzend, halb im Ernſte, ob etwa eine Vorbedeutung ein geheimer Sinn in dieſen Traumgeſichten ſich berge.

Noch einen Blick sandten sie von der Trümmerhöhe Mykenä's auf die Inachosebene hinab, und auf das alte Argos. Dann brachen sie auf, um ihren Weg fortzusetzen, und die Wanderung aus den argolischen Bergen in die arkadischen hinüber anzutreten.

Perikles und Aspasia fanden ein Vergnügen darin, große Strecken zu Fuße zu durchwandern und, gleichsam lustwandelnd auf den Pfaden des grünen Waldgebirges, traulichen Gespräches zu pflegen.

Aspasia war bisher nur auf Polstern und Teppichen zu ruhen gewohnt: nun erfuhr sie, daß es möglich sei, auch auf grünen Rasen, auf Moos, Kräuter, Fichtennadeln zur Rast sich hinzulagern. Wenn sie so bisweilen an einer anmuthigen Stelle sich niederließen, so brachte ein Sklave auf den Wink des Perikles eine von den Bücherrollen herbei, welche die Gesänge des Homeros enthielten, und Aspasia las dem Gatten auf sein Verlangen Stellen daraus mit ihrer süßen, hellen Stimme vor. Nicht ohne den Sänger hatten sie die Ueberreste des alten Atridenreiches besuchen wollen, und in der That, seit sie diese Trümmer gesehen, erschien Jener ihnen in seiner Wahrhaftigkeit.

Es knüpfte daran von Zeit zu Zeit sich ein flüchtiges, kleines Zerwürfniß, wenn Perikles allzubegeistert in das Lob der patriarchalischen Heldenzeit sich verlor, während Aspasia das Ideal des Menschheitlebens lieber in der Gegenwart, oder gar in der Zukunft suchte.

„Bei Homer", sagte Perikles einmal, „glaube ich eine merkwürdige Lehre zu finden: daß nämlich der Mensch einmal Thier gewesen und allmälig zum Menschen geworden. Man sieht bei ihm, namentlich in der Odyssee, wie die Menschwerdung allmälig vor sich gegangen. Er legt überall das Hauptgewicht auf den Sieg der Menschlichkeit über das Rohe, Thierische. Ueberall dieser Kampf des Menschenthums mit den noch nicht

völlig überwundenen Resten der Thierheit. Er zeigt uns in den wilden Läſtrygonen und Kyklopen, was wir einſt geweſen. Er malt dann ſinnig dieſen wilden Halbmenſchen gegenüber das menſchlich-edle Empfinden aus, ſtellt den Menſchenfreſſern die gaſtfreundlichen Phäaken gegenüber, und um das Menſchliche vor dem Rückfall in's Thieriſche zu bewahren, knüpft er es ſo innig als möglich an's Göttliche an. Pallas Athene, die Göttin der menſchlich beſonnenen Einſicht, der durch Menſchlichkeit geadelten Thatkraft, iſt ſeiner Helden ſtete Begleiterin und Lenkerin. Menſchlichkeit iſt's, was er predigt, Menſchlichkeit im Gegenſatze zur Thierheit. Bei ihm iſt reines Menſchenthum ausgeprägt in reiner Poeſie. In reinem klarem Aether ſchwimmen bei ihm alle Gegenſtände. Beredter ſprach erhabene Einfalt aus keinem Munde, als aus dem ſeinigen."

Hier unterbrach Aspaſia den Perikles in ſeiner Lobrede. „Erlaube", ſagte ſie, „dir iſt da ein Wort entſchlüpft, welches ich nicht gelten laſſen darf, und welches du vielleicht ſelbſt gerne zurücknimmſt. Homer iſt weder einfältig noch einfach, wenigſtens nicht in dem Sinne, wie etwa die Bildner vor Pheidias geweſen. Mit Homer ſprang, um ein altes Gleichniß zu gebrauchen, die Poeſie in voller Reife aus dem Haupte des Zeus. Seine Rede iſt breit, reich, volltönend. Seine Schilderungen ſind zuweilen ebenſo pomphaft als lebendig, und es gibt Stellen in der Ilias und Odyſſee, welche kein ſpäter Geborner an rhetoriſcher Pracht des Ausdrucks übertreffen wird. Und ſeine Beredtſamkeit! Sind die Reden, mit welchen der grollende Achill zur Wiederkehr in den Kampf bewogen werden ſoll, und die Antwort, die er gibt, nicht Meiſterſtücke? Und dies nicht etwa durch den Schwung allein; ſondern auch durch die Anordnung und durch die ſchlagende Kraft der Beweisführung bleiben ſie Muſter einer ausgebildetſten Redekunſt."

„Was du da vorbringſt, iſt die Wahrheit!" ſagte Perikles. „Dennoch beſitzt Homer in einem gewiſſen Sinne wieder Das,

was ich erhabene Einfalt nenne. Vielleicht ist es das Geheimniß der höchsten Kunst, daß sie durch den ausgebildeten Prachtstil jene hohe Einfachheit noch hindurchklingen läßt, und mit der Reife der Gegenwart urweltliche Naturfrische vereinigt." —

Nach einer fortgesetzten Wanderung von einigen Tagen befanden sich die Reisenden mitten in dem rauhen gebirgigen Theile des Hirtenlandes Arkadien. Sie durchwandelten das Gebirg im Geleit einheimischer Hirten, welche ihnen nicht blos als Führer, sondern, mit Keulen und wuchtigen Lanzen gerüstet, als Beschützer zugleich dienten. Sie sahen in der Einsamkeit der Berge über sich die Adler in den Wolken kreisen, sie sahen andere scharfkrallige und krummschnablige Vögel auf zackigem Felsen mit lautem Gekrächz sich befehden, sie sahen Schwärme von Kranichen, von Staaren und Dohlen vor dem Habicht flüchten, der von den Gipfeln der Berge her auf sie herunterstieß. Hie und da schollen Schläge der Axt aus der Tiefe des Waldes, und das Gekrach uralter Stämme unter den Händen holzhauender Männer. Von den reißenden Thieren, welche meist nur in der Nacht aus ihren Höhlen hervorbrechen, kreuzte keines ihren Pfad. Nur von helläugigen Schildkröten, welche zwischen Kräutern und Gestein schwerfällig sich wälzten oder in der Sonne sich wärmten, fanden sie den Boden der Wälder Arkadiens überall bedeckt.

So wandelten Perikles und Aspasia auf stillen Fluren, und während sie Fremdes, Neues mit ruhigen Sinnen als ein Zufälliges flüchtig aufzunehmen glaubten, war doch das Alles für sie von schicksalvoller heimlicher Wirkung, fügte der Ordnung ihres Daseins wie ein vorherbestimmtes Glied bedeutungsvoll sich ein, und ohne es zu merken, zu ahnen schritten sie Wendungen, Wandlungen, Entscheidungen ihres inneren Lebens und Geschickes entgegen. —

Ueber wolkennahe Hochflächen ziehend, gewannen die Reisenden oft wunderbare Ausblicke in die Weite von Hellas.

Von den fernſten Grenzen her ſahen ſie zuweilen die Gipfel ſchneebedeckter Berge leuchten. Eines Tages waren ſie vor dem Morgengrauen aufgebrochen und zogen über das noch nächtlich umgraute Gebirge.

„Du fröſtelſt im kühlen Morgenwinde?“ fragte Perikles die ſchauernde Aspaſia.

„Ich ſchaudere vor dieſer nachtdunklen, öden Bergeseinſamkeit!“ erwiderte ſie. „Mir iſt, als ob wir nicht mehr auf helleniſchem Boden wandelten, und als ob wir verlaſſen wären von allen Hellenengöttern!“

In dieſem Augenblicke haftete das Auge des Perikles auf einem Goldwölkchen, das am Rande des Horizonts im fernen Norden ſichtbar wurde. Er lenkte auch den Blick Aspaſias darauf. Das Goldwölkchen vergrößerte ſich ein wenig, ſtand aber immer feſt an ſeiner Stelle, und hob von dem übrigen gleichförmigen Grau des Nachthimmels wunderbar ſich ab. Allmälig gewann die Oberfläche des Wölkchens eine merkwürdige Deutlichkeit und feſtere Umriſſe, welche gar nicht mehr als die einer Wolke erſchienen. Es hatte das Anſehen einer fernen goldnen Au, auf welcher ſelige Götter wandelten. Und in der That, als der Morgen graute, und die Linien ferner Gebirgszüge hervortraten, da verbreitete jener Glanz ſich in die Tiefe, und die Wanderer merkten, daß es nicht ein feſtſtehendes lichtes Wölkchen geweſen, was ſie geſchaut, ſondern die ſchneebedeckte Gipfelfläche eines fernen Berges im Norden, beleuchtet von der noch nicht ſichtbaren Sonne.

„Es iſt, denk' ich, der Gipfel des thrakiſchen Olymps, des Götterberges!“ ſagte Perikles heiter zu Aspaſia. „Siehſt du, daß die Hellenengötter uns noch nicht verlaſſen haben? Fernher von dem Sitze, wo ſie in ewiger Heit're thronen, ſenden ſie durch einen Spalt des Hochgebirgs uns einen Gruß in dieſe unerfreuliche Einſamkeit.“

„Sie wollen uns ſagen,“ erwiderte Aspaſia lächelnd, „ver-

geſſet unſer und alles Schönen nicht ganz im düſtern Dorerlande!" —

Alsbald aber gelangten die Reiſenden von kahlen Hochflächen in den baumreichen quellſprudelnden Weſten des arkadiſchen Landes. Hier ergoſſen ſich unzählige kleine Flüßchen, lieblich anzuſehen, bald rauſchend, bald nur leiſe murmelnd, von den waldigen Hängen herunter. Auf den Matten ſtand ſelbſt in der Sommerglut das üppig ſproßende Grün beſtändig friſch und unverſengt. Hochauf grünten zum Himmel die Ulmen, die Buchen, die Platanen und Eichen. Vom Gebrüll der Rinderherden widerhallten die Thäler. Ueberall merkten die Reiſenden, daß ſie im Bereiche des rauhſchenkligen Gottes ſich befanden, welchem um die Schultern das röthliche Fell des Luchſes hing, und welchem auf allen dieſen Höhen ringsumher das Opferblut purpurn ſchäumte aus der zottigen Bruſt des Widders.

Ueberall fand man aufgeſtellt ſein ſchlichtes Bild, aus dem Holz der Ulme geſchnitzt; überall ſeine Spuren. Hier war ein ſtruppig Eberfell zu ſchauen, ihm zu Ehren an eine Platane gehängt, dort das Zackengeweih eines Hirſches, ihm zum Dank an eine Buche genagelt. An den Quellen aber ſah man Nymphenbilder, von den Hirten geſtiftet: dabei aufgehangen Weihegeſchenke.

Perikles und Aſpaſia wanderten durch hochgelegene Eichwälder, welche das auf- oder untergehende Tagesgeſtirn mit einem Meer von goldnem Schimmer übergoß, und wo ein Stück Sonne durch den Spalt einer Baumkrone wie ein Karfunkel glomm, lange Stralen ſprühend, die man glaubte mit Händen greifen zu können. Das Alles war ihnen ſo neu, ſo wunderbar. Sie hatten auf Dinge dieſer Art niemals geachtet.

Eines Tages merkten die Pilger, einen Wald durchwandernd, der viele Stunden weit ihren Pfad begleitete, ein ungewöhnlich ſtarkes Rauſchen in den Zweigen.

„Ich erinnere mich von einem arkadiſchen Eichwalde gehört zu haben," ſagte Perikles, „welcher Pelagos, das Meer, genannt wird, von dem meerähnlich ſtarken Rauſchen ſeiner unzähligen Wipfel. Es iſt vielleicht der Hain, den wir durchwandern."

Die einheimiſchen Führer aber, die Begleiter der Reiſenden, erklärten, dies Rauſchen des tiefen Waldes ſei nicht das gewöhnliche, und wieſen zugleich nach dem Himmel hinauf, der kurz vorher noch völlig heiter geweſen, jetzt aber glanzlos geworden war wie angelaufner Stahl. Die Arkadier ſchloßen auf einen nahenden Sturm. Die Reiſenden beflügelten ihre Schritte um vor dem Ausbruch desſelben noch den Ort zu erreichen, in welchem ſie die Nacht zuzubringen gedachten. Bald aber ging das Rauſchen des Haines in ein wildes Brauſen über und die Wipfel begannen zu krachen. Einzelne kleine, aber nachtſchwarze und regenſchwere Wolken flogen, vom Winde gepeitſcht, durch den dunſtig grauen Aether hin. Die vorher noch golden ſtralende Sonne ſtand ſchwefelgelb über den hochgeſcheitelten Bergen, deren Gipfel noch einmal aufleuchteten in fahlem Scheine. Von den Wipfeln der Bäume ſtieg die Windsbraut auf den Boden herab, und fegte Laub und Sand und kleine Zweige wirbelnd vor ſich her. Jetzt begannen einzelne Tropfen zu fallen, und wenige Augenblicke ſpäter ſtürzte die Regenflut, anfangs gemiſcht mit Hagelkörnern, praſſelnd hernieder. Eilig flüchteten die Reiſenden unter das breite Schirmdach einer rieſigen Eiche. Plötzlich erſchütterte ein ungeheurer Donnerſchlag das Gebirge. Und von da an folgte Blitz auf Blitz, Donnerſchlag auf Donnerſchlag, und die Wetter ſchienen von verſchiedenen Gegenden des Himmels her ſich zu begegnen. Die blaugelben Blitze kreuzten ſich über den Häuptern der erſchreckten Wanderer, und die Donner fanden ein Echo in den hundert Thälern und Gründen. Dabei ſtrömte der Regen unaufhörlich, der Sturm brauſ'te, die Raubvögel kreiſchten, und aus weiter Entfernung vernahm man das Geheul eines Wolfes.

Mit ängstlichen Augen blickten die Wanderer von ihrem Asyl unter dem Blätterdach der Eiche hinaus in das Grausen des Ungewitters, welches sie von allen Seiten her umgab.

Da fiel plötzlich vor ihren Augen aus einer schwarzen Wolke, die über dem Kamm eines zackigen Felsberges hing, der Blitz in einen der höchsten Bäume des Waldes. In schauriger Pracht loderte der Riesenstamm empor und erschien im Augenblick vom Fuße bis zum Wipfel gehüllt in Flammen: ein Funkenregen stob hernieder aus den knisternden Aesten. Schwefelgedüft durchwitterte die Luft. Von der brennenden Eiche aber züngelten die Flammen hinüber zu anderen Wipfeln, und bedrohten auch schon das Asyl der Reisenden. Die arkadischen Männer versprachen die Flüchtenden zu den nächsten Ansiedlungen zu führen, wo sie die Nacht zubringen könnten. Fort durch unwegsame Gründe eilten sie, abwärts gewendet, den Führern folgend.

Nach einiger Zeit hatte die Gewalt des Regens ausgetobt; aber man hörte das dumpfe Gebraus angeschwoll'ner Gießbäche, welche von den Höhen in die Thalschluchten hinunter stürzten, Geröll und Sand, gebrochene Aeste und Felsstücke sogar, wurden durch die Gewässer weggeschwemmt, und in die Abgründe mit hinunter gerissen.

Inzwischen war der Abend eingebrochen, aber während die Wanderer durch die Waldgründe dahineilten, wich das Gewitter. Bald war das Gewölk von den Winden zerstreut, und der Mond ging ruhig auf über den Waldhöhen, welche noch eben der wilde Kampf der Elemente durchtobte.

Nun gelangten die Flüchtenden zu einer großen Lichtung des Waldes, zu einer kräuterreichen Halde, welche über einen sanften Abhang hinunter sich erstreckte. Ein großes Rundbild eigenthümlicher Art, erschloß sich hier in der Nachtstille den Blicken. Weit umher ragten alle die Felswarten der Berge und zackigen Gipfel empor in der Helle des Mondes, der bald ganz

klar am reinen Himmel ſtand, bald dämmrig durch flatternde Wölkchen brach. Das Auge hatte viel aufzufaſſen und die Wegmüden ſchritten wie in wachen Träumen hin. Dazwiſchen rauſchten die Bergſtröme mächtig hinab. In der Mitte der freien Lichtung lag einſam das Gehege und Gehöft eines Hirten. Als die Reiſenden ſich anſchickten, auf dasſelbe zuzugehen, trat ihnen plötzlich ein Mann entgegen, der bewaffnet und in Thierfelle gekleidet war, und der offenbar das Gehöft vor den nächtlichen Angriffen wilder Thiere bewachte. Ein paar gewaltige Hunde gingen bellend an ſeiner Seite.

Raſch verſtändigten ſich mit ihm die einheimiſchen Männer. Sie begehrten Gaſtfreundſchaft für die atheniſchen Reiſenden. Der Wächter führte die Fremden, mit Steinwürfen die kläffenden Hunde verſcheuchend, hinter die mit ſchützendem Hagdorn umzäunte Mauer, welche, das Gehöft umſchließend, einen weiten Hof bildete, in deſſen Mitte ein Wachtfeuer brannte. Der Eigner des Gehöftes, ein ſchlichter Hirte, kam herbei und hieß die Gäſte willkommen, ohne nach ihrer Herkunft, oder nach ihren Namen oder nach ihrem Reiſeziele zu forſchen. Er ließ einen Hammel ſchlachten, um denſelben zur Bewirthung der Gäſte am Feuer zu ſchmoren.

Nachdem er die Reiſenden in ſolcher Art gelabt, wies er den Sklaven ihr Nachtlager in den Scheunen an, dem Perikles und der Aſpaſia aber trat er ſeine und ſeines Weibes eigne Kammer ab, und ſtellte ein reinliches Lager für ſie her, indem er kleines Reiſig und dürres Gekräut auf den Boden ſtreute und weichwollige Schafvließe darüber breitete. Zur Decke gab er ihnen einige Ziegenfelle, und überdieß ſeinen Mantel.

Die wechſelnden Zufälle, die kleinen Abenteuer, und ſelbſt das Ungemach einer Reiſe vermehren die Luſt der vereinigt Wandernden, anſtatt ſie zu vermindern. Der laute Wechſel von Bildern und Begebniſſen ergötzt zuletzt, und aus den freien Lüften des Himmels ſtrömt den Müden nicht bloß

Stärkung und Erfrischung zu, sondern auch fröhliche Laune.

Perikles fühlte sich niemals heiterer als hier in der Hütte des Hirten im Angesichte des ärmlichsten Lagers. Das silberhelle Lachen Aspasias mischte sich gar eigen in das idyllische Gebrüll der Rinder aus den dampfenden Ställen . . .

„Wie viel Wunderbares bescheren uns die Götter, welchen wir uns wandernd anvertraut!“ sagte Perikles. „Vor wenigen Tagen hatten wir zum Schlafgemach eine uralte Königsgruft, die uns mitten in die Ilias versetzte, und heute scheint es, daß wir die Abenteuer der Odyssee erleben sollen. Der Geist Homers umschwebt uns, seit wir über den Isthmos gegangen; ich glaube wir werden uns wandernd verändern, und wenn wir zurückkehren, nimmer passen zu den verfeinerten, fast weichlichen Athenäern!“

Als Perikles und Aspasia, früh geweckt durch Hundegebell und das gedehnte Brüllen der Rinder, sich von ihrem Lager erhoben und in den geräumigen Hof hinaustraten, sahen sie ungeschlachte Hirtenknechte zu den Ställen schreiten. Ein großer zottiger Hund spielte mit einer Kröte, die er in dem noch regenfeuchten Grase gefunden. Er griff sie unter gewaltigem Bellen und Springen bald mit der Tatze bald mit der Schnauze an, und zerrte sie umher, bis sie todt auf dem Rücken lag. Ein anderer Hund kämpfte oder spielte vielmehr mit einem Schafbock. Der Bock stieß ihn mit den Hörnern, der Hund aber schnappte nach dem Barte des Bocks und versuchte ihn in die Schnauze zu beißen. Am Brunnen saß ein nacktes Kind und warf mit Steinchen nach der glänzenden Sonnenscheibe, welche in dem Brunnen sich spiegelte.

Jetzt kam aus den Ställen die Rinderherde schweren Schrittes gewandelt: voran, seiner Kraft sich freuend, der Zuchtstier; die Kälber sprangen mit Geblök um die Mütter. Zwei Knechte folgten mit krummen Hirtenstäben in der Hand, von zwei gewaltigen Hunden begleitet. Dann kamen, von

Knaben geleitet, die meckernden Ziegen. Den voranschreitenden Geisbock faßte der herantretende Hirt am struppigen Kinn und liebkos'te ihn. „Dieser Treffliche," sagte er zu Perikles und Aspasia gewendet, „zeigt immer in finsteren Nächten den Wolf oder den Luchs an, der das Gehöft beschleicht, wenn selber die Hunde schlummern und säumen, das Gethier zu verscheuchen."

Die blökende Lämmerherde aber versammelte sich um ein braunes Mädchen, dessen Haupt von einem breitrandigen Hute umschattet war, und das einen Hirtenstab in der Hand hielt. Das Mädchen hatte etwas an sich, was im ersten Augenblick die Aufmerksamkeit erregte, einen Eindruck hervorbrachte, über den man sich nicht sogleich Rechenschaft geben konnte. Sah man aber näher zu, musterte ihre Gestalt und das ärmliche Gewand, welches sie umhüllte, so fand man, daß es ein Schäfermädchen war, welches kaum sich von andern unterschied, und erblickte nichts Eigenthümliches an ihr, als blonde Haarflechten und Augen von einer sonderbaren Art. Diese Augen waren nämlich merkwürdig tief und träumerisch, und schienen selbst in diese dem Mädchen wohlbekannte und gewohnte Welt mit einer Art von kindlicher Verwunderung zu blicken.

Die Lämmer drängten sich blökend um sie und sprangen an ihr empor. Eines der jüngsten, von schimmernder Weiße, beleckte des Mädchens liebkosend ausgestreckte Hand.

Als die versammelte Lämmerherde durch das Thor des Hofes, geleitet von dem Mädchen, hinausgezogen war, trat der gastfreundliche Hirt zu Perikles und Aspasia, und von ihm erfuhren sie, daß die junge Hirtin seine Tochter war, sein einzig Kind und daß sie Kora hieß. Er setzte ihnen jetzt Verschiedenes von seinem ländlichen Vorrath zum Morgenimbiß vor, wobei sein Weib, Glykaina, ihm behilflich war.

Perikles fragte den Hirten, ob er ihm gestatten wolle, mit den Seinigen bei ihm einen Tag lang Rast zu halten,

deren sie nach den Anstrengungen der letzten Wanderung sehr bedürftig waren.

Mit Freuden bewilligte dies der Hirt, lief zu seinem Weibe hinaus und sagte geheimnißvoll:

„Glykaina, ich glaube immer, daß jene beiden Fremden, die uns da in's Gehöft gekommen, keine Sterblichen sind. Was Ansehen und Schönheit der Gestalt betrifft, scheinen sie mir verkleideten Göttern ähnlich, wie sie ja doch schon manches Mal bei armen Hirten eingekehrt. Auch rühren sie gar wenig an von den Speisen, welche man ihnen vorsetzt."

„Und die Sklaven," sagte Glykaina, „hältst du diese auch für Götter?"

„Nein," sagte der Hirt, „diese essen und trinken menschlich. Aber jene Beiden — nun gleichviel! Bewirthe du sie mir nur, so gut du es vermagst."

Darauf kehrte der Hirt zu seinen Gästen zurück, führte sie überall umher, zeigte ihnen seine Ställe und seine Fruchtspeicher, auch seine glattgehobnten Melkeimer, die mit der Molke bis zum Rande gefüllten Näpfe, und die von Käse strotzenden Körbe. Er führte sie auch zu den in ihren Kofen zurückgebliebenen weißzahnigen Mutterschweinen und Ferkeln, rühmte das blühende Fleisch derselben und fütterte sie vor ihren Augen mit Steineichfrüchten und rothen Kornellen. Wenn Aspasia Miene machte, sich ermüdet irgendwo niederzulassen, so war der Hirt rasch mit einem gesprenkelten Gemsenfelle zur Hand, um es ihr unterzubreiten, und lächelte dabei klug, als ob er merken lassen wollte, er wisse wohl, welche Behandlung verkleidete Göttinnen von Sterblichen heischten.

Felle und Köpfe von getödteten Raubthieren waren an der Umfriedung des Gehöftes, so wie an den Bäumen, welche dasselbe umgaben, zahlreich aufgehangen, und nachdem Perikles und Aspasia auch diese betrachtet, athmeten sie, ins Freie hinauswandelnd und sich selbst überlassen, höher auf im wür-

zigen Kräuterduft der Bergeshalde Morgendlich erglänzten im frischen Grün, wie vom Guß des Regens rein gewaschen, die Berge. Die thaunassen Gräser blitzten auf ihrer der Sonne zugekehrten Seite wie geschliffene Klingen. Ein Schwarm von Krähen flog, wie in geschäftiger Hast, über die Waldwiese, ließ zusammt auf einen einzeln stehenden Baum sich nieder, flog nach wenigen Augenblicken ebenso hastig wieder auf und verlor sich in der Bläue des Aethers. Ueber die entfernten Bergspitzen sah man Hirten mit ihren Herden ziehen. Die Thäler dazwischen waren ganz mit weißem Nebel und Höhenrauch gefüllt, der wie Meereswellen wallte, und in welchen die von den Höhen herabkommenden Herden untertauchend zu verschwinden schienen. Lämmer und Rinder sah man in allen Niederungen weiden und muntere Ziegen kletterten empor zu den Felshängen. Hie und da scholl Syringengetön, auch Gesang, der Zeitvertreib des Hirten auf dem Gefilde. Von einer bestimmten Gegend her vernahmen die beiden Lustwandelnden Töne, deren Lieblichkeit sie anlockte. Sie schlugen den Weg in jener Richtung ein, und fanden eine Gruppe von Hirten, welche um den trefflichsten Bläser der Hirtenflöte lauschend versammelt war. Bald trat aber aus der Mitte der Lauschenden Einer hervor, um sich in einen Wettstreit mit Jenem einzulassen. Als Perikles und Aspasia sich näherten, entsank den beiden Wettbläsern die Schalmei aus dem Munde, und fast auch aus den Händen, und alle Hirten umher standen betroffen da vor der fremden Erscheinung. Als aber Perikles in freundlichen Worten sie aufforderte, ihren Wettkampf fortzusetzen, und ihnen sagte, daß er und seine Gattin Athener seien, welche, nach Elis reisend, durch ein heftiges Ungewitter hieher verschlagen worden, so nahmen die beiden kunstfertigen Hirten mit noch größerem Eifer als zuvor ihr Wettspiel wieder auf und baten den Athenäer und seine Gattin, das Richteramt zu übernehmen.

Perikles und Aspasia waren entzückt durch das wett-

eifernde Getön der Hirtenflöten. Sie erſtaunten, daß unter ſo rauhen, ungeſchlachten Menſchen, wie dieſe bergbewohnenten Arkadier waren, dennoch eine, wenn auch armſelige Kunſt zu ſolcher Feinheit und Vollendung ausgebildet ſich zeigte.

Aspaſia fragte die Hirten, ob ſie nicht auch in nachahmenden Tänzen mit einander zu wetteifern verſtänden. Da wieſen ſie auf den jüngſten unter ihnen, einen ſchlanken Knaben, der auf des Perikles Verlangen hervortrat, und halb drollig halb anmuthig einen ländlichen Tanz zum Beſten gab, in welchem er beſtimmte Verrichtungen des Landlebens in nachahmenden Tanzbewegungen darzuſtellen wußte.

„Könnteſt du nicht auch einen Tanz zu Zweien verſuchen?“ fragte Aspaſia den Knaben.

„Wenn Kora wollte —“ ſagte dieſer, in faſt traurigem Tone, und mit ſchwermüthigen Augen in die Ferne hinausblickend.

„Kora?“ riefen die anderen Hirten lachend. „Thörichter Junge! was redeſt du von Kora? Kora will nichts von dir wiſſen!“

Der Knabe ſeufzte und ſchlich bei Seite.

Weiter wandelnd gelangten Perikles und Aspaſia zur Lämmertrift, einer traulich verborgenen, von Bäumen rings umgebenen Waldwieſe. Hier fanden ſie Kora unter ihren Lämmern ſitzend. Von den jungen, weißwolligen, vergaßen einige der Weide, und zogen es vor, um Kora gelagert, die Köpfe auf ihre Kniee legend, zu ruhen. Kora ſelbſt aber war, mit geſenktem Haupte daſitzend, ganz in den Anblick einer Schildkröte vertieft, welche in ihrem Schooße lag, und welche den Blick des Mädchens mit ihren ſchönen klugen Augen erwiderte.

„Wo fandeſt du dieſes Thier?“ fragte Perikles, welcher ſich mit Aspaſia genähert hatte. Das Mädchen war ſo ſehr in ſeine träumeriſche Betrachtung verſunken geweſen, daß es die beiden Fremden erſt bemerkte, als ſie vor ihr ſtanden. Nun

blickte sie auf, maß jene Beiden mit einem Blicke aus ihren großen rundlichen Kinderaugen und sagte:

„Aus dem nahen Walde kommen diese Thiere selber zu mir herangekrochen. Besonders eine von ihnen, diese da, kommt immer wieder, und ist so wenig scheu, daß sie ihren Hals und Kopf, statt sie zu verbergen, wenn ich sie anfasse, immer so weit als möglich vorstreckt, und mir mit den hellen Augen beständig entgegenblickt. Die alte Baubo sagt, daß zuweilen Pan selbst in der Gestalt einer Schildkröte sich verbirgt. Ich glaube, (fuhr das Mädchen leise fort) daß auch diese da etwas Geheimnißvolles in sich birgt; denn seit sie immer zu mir aus dem Walde kommt und den Tag bei mir und den Lämmern zubringt, vermehrt sich und gedeiht die ganze Herde auf eine wunderbare Weise."

Einmal zu erzählen veranlaßt, ließ das arkadische Mädchen sich durch Fragen Aspasias gerne verleiten, fortzufahren mit wunderlichem und kindlichem Geplauder. Lieblich zu hören war die Erzählung des Hirtenkindes mit den ernsten Augen von dem Wald- und Hirtengotte Pan, wie sein Flötenspiel aus weiter Ferne so wunderbar in den einsamen Bergen erklinge, wie er sich bald gnädig, bald tückisch erweise. Sie erzählte auch von den bocksfüssigen, walddurchschweifenden Satyrn, welche nicht blos die Nymphen, sondern auch die Hirtenmädchen neckend verfolgen, und von welchen Einer auch ihr einmal nachstellte, bis sie ihn mit einem Feuerbrande verscheuchte, den sie aus dem im Walde angezündeten Wachtfeuer gerissen; auch von den Nymphen, welche sich wie die Satyrn in den Wäldern aufhalten, und welche zuweilen im Mondlichte dem Menschen begegnen, was aber ein Unglück sei, denn wer eine Nymphe im tiefen Walde erblicke, der werde von Wahnsinn befallen und ihm sei nimmer zu helfen.

Die Seele des Mädchens war ganz erfüllt von den wunderlichen Sagen und Geschichten seines arkadischen Heimatlandes.

Sie sprach von wildem Gesümpf und von grausigen Schluchten, von götterverfluchten Seen im Walde, in deren Gewässer kein Fisch gedeihe, von Höhlen, in welchen böse Geister ihre Schlupfwinkel haben, von merkwürdigen Heiligthümern des Pan auf einsam-düsteren Bergeshöhen. Und je schauerlicher die Erzählung des Märchens wurde, desto weiter öffneten sich seine kindlich-ängstlichen Augen.

„In Stymphalos," sagte sie, „da schweben unter dem Tempeldache aufgehangen die todten stymphalischen Vögel, wie sie der Held Herakles erlegte. Mein Vater selbst hat sie gesehen. Und hinter dem Tempel stehen Marmorbilder von Jungfrauen mit Vogelfüßen. Jene todten stymphalischen Vögel sind so groß wie Kraniche, und sie flogen auf die Menschen zu, als sie noch lebten, und zerhackten ihnen die Köpfe mit ihren Schnäbeln, und verzehrten sie. Ihre Schnäbel waren so stark, daß sie sogar das Erz damit zerbeißen konnten."

Von den götterverfluchten Seen im Waldesgrunde, in welchen kein Fisch leben könne, und in welchen selbst die zufällig darüber hinfliegenden Vögel, wie sie sagte, todt herunterstürzen, kam sie auf das grausige Gewässer des Styx zu sprechen, welches in der schauerlichsten Bergschlucht Arkadiens hoch vom wüsten Felsgestein herunterträuft; und von den grausen Gewässern auf die wilden Thiere der Bergwälder und auf die Jagden, welche die arkadischen Männer auf dieselben anstellen. Da aber verlor ihr Auge den kindlich-ängstlichen Ausdruck, und eine muthige Seele schien daraus hervorzuleuchten. Sie erzählte, wie die Hirten, wenn ein Raubthier in der Nähe der Gehöfte sich aufhalte, so manche stürmische Regennacht im Freien durchwachen müßten, wie man weithin glänzende Feuer des Nachts in den Höfen unterhalte, wie man das heißhungrige Brüllen des Thieres in der Nachtstille ferner aus dem Walde vernehme, und wie dann Alles sich aufmache, um seine Spur zu verfolgen, oder wie man ihm in einem Hinterhalt auflauere, und wenn

es im Sprunge über die Ringmauer des Gehöftes setzen will, plötzlich aus dem Versteck hervor auf dasselbe eindringe mit geworfenen Speeren und Steintrümmern und Feuerbränden, bis es erliegt, überwältigt von der Schaar seiner Gegner.

Perikles und Aspasia waren überrascht von dem Ausdrucke muthigen Antheils, der bei diesen Erzählungen aus den Blicken und Mienen des Hirtenkindes leuchtete, in dessen Gemüthe noch eben außer dem sagengenährten Aberglauben seiner Heimath nichts mehr Raum zu haben schien.

„Es scheint ja, daß du selbst an solchen Kämpfen nicht ungern Theil nehmen würdest!" sagte Aspasia.

„O wie gerne!" rief das Mädchen. „Ich habe außer jenem bösen muthwilligen Satyr auch schon zweimal einen Wolf, der meiner Herde sich nähern wollte, mit Feuerbränden weggescheucht."

„Das Mädchen gemahnt mich," sagte Perikles zu Aspasia, „wie sie in diesem Augenblicke vor uns steht, an jene berühmte Tochter des arkadischen Landes, Atalante, welche, von ihrem Vater ausgesetzt als Kind, weil er keine Töchter, nur Söhne haben wollte, von einer Bärin genährt, und von Jägern auferzogen ward, und dann in den arkadischen Wäldern mit Speer und Bogen bewaffnet, hinlebte, ein Schrecken der wilden Thiere, eine kühne jungfräuliche Jägerin, die von keiner zarten Regung wissen wollte."

„Bist du denn immer so einsam hier bei den Lämmern?" fragte Aspasia. „Gibt es nichts, was du liebst, und was du immer um dich haben möchtest?"

„O freilich!" sagte Kora, und blickte der Fragerin wieder mit jenem kindlich verwunderten Ausdrucke ihrer Augen in's Gesicht. „Ich liebe die Schildkröte da mit den klugen Augen, die mich immer anblickt, und die sich vielleicht plötzlich einmal verwandelt und anfängt mit mir zu sprechen, denn ich trö .me

zuweilen des Nachts von ihr, und dann spricht sie immer. Ich liebe auch die Kämmer; und auch diese wohlbekannten, rauschenden Bäume ringsumher liebe ich, und stundenlange höre ich ihrem Rauschen zu. Ich liebe auch den Sonnenschein; aber auch der auf die Blätter klatschende Regen ist mir lieb, und das Gewitter, das so schön im Gebirge dahin rollt. Auch die Vögel liebe ich, sowohl die großen, die Adler und die Kraniche, die mir hoch über dem Haupte hinfliegen, als auch die kleineren, welche in den Zweigen singen. Am meisten aber liebe ich die fernen Berge, besonders des Abends, wenn sie rosenroth leuchten, oder in der Nacht, wenn ihre Gipfel, während Alles still, ganz stille ist, so ruhig im weißen Lichte stehen."

Perikles und Aspasia lächelten. „Es scheint, daß wir neuerdings geirrt," sagte Perikles, „indem wir ein Hirtenmädchen, das so viele Dinge liebt, für unfähig aller zarten Regungen hielten."

Aspasia zog den Perikles bei Seite und sagte:

„Was für Augen würde diese einfältige, arkadische Hirtentochter machen, welche mit der Schildkröte im Schooße dasitzt und darauf wartet, daß der Gott Pan sich daraus entpuppe, wenn man es plötzlich nach Athen versetzte? wie drollig würde es sich geberden, wenn ich es jenen beiden mir anvertrauten Mädchen zugesellte, die ich bei mir aufgenommen, und die man zu Athen schon anfängt meine Schule zu nennen?"

„Sie würde wie ein Rabe unter Tauben erscheinen!" versetzte Perikles.

Immer auf's Neue aber fühlten sich die Beiden angezogen von dem Geplauder des Mädchens, aus welchem eine fremdartige Phantasie und eine ebenso eigenthümliche Art von Empfindung ihnen entgegentrat. Bald aber fing Aspasia an, mit der Arkadierin die Rolle zu tauschen, indem sie aus der Hörerin zur Erzählerin wurde. Sie begann dem Hirten-

mädchen von Athen zu erzählen, bis Perikles sie veranlaßte, das Gespräch abzubrechen, indem er sie aufforderte, den eingeschlagenen Weg in seinem Geleite weiter zu verfolgen. Bald verloren sie sich lustwandelnd im Walde. Es war Mittag geworden die Sonne hatte die Feuchtigkeit des Morgens aufgezehrt, und, die Tiefen des Gesträuchs durchwärmend, alle würzigen Düfte desselben entfesselt. Auf den Waldwiesen und in den Holzschlägen stand hochaufgeschossenes, blühendes Kräuterdickicht, dessen Gedüft, vereinigt mit den Aromen des Baumharzes, die Bergluft erquickend, fast berauschend machte. Von Cicaden schwirrte das Gehölz unter der brennenden Sonne.

Als die Lustwandelnden in der Abgeschiedenheit des Bergwaldes rasteten, krochen auch zu ihnen die Schildkröten heran, welche Kora liebte; auch über ihren Häuptern flogen die großen Vögel, und sangen in den Zweigen die kleinen: das Rauschen der Wipfel, welches Kora stundenlang belauschte, wehte auch über ihnen, und Kora's geliebter Sonnenschein umspielte sie.

„Das tiefe Rauschen dieser arkadischen Bergwälder," sagte Perikles, „das wie aus unendlicher Ferne zu kommen scheint und in unendliche Ferne sich wieder verliert, durchweht mich mit einem eigenthümlichen Schauer. Ich habe dergleichen niemals im Leben empfunden. Ich habe niemals nach den Stimmen eines Waldes hingehorcht ich bin gleichgültig vorübergegangen an Dingen, welche mir nun plötzlich etwas sagen zu wollen scheinen. Da sieh nur einmal den feinen, in der Sonne glänzenden Faden, der von der Spitze des Windhaferhalms zur Kronenspitze der blauen Glockenblume gespannt ist: hast du das wunderfeine, silberig schimmernde Werk der Spinne schon einmal aufmerksam betrachtet? Dieses arkadische Mädchen belehrt uns, daß man auch Dinge betrachten und lieben lernen kann, welche man gewöhnlich kaum bemerkt und deren man so ohne Bewußtsein sich erfreut, so ohne Dank, wie man den Athem in sich trinkt."

„Dein Gemüth, mein Perikles," erwiderte Aspasia, „öffnet neuen Eindrücken, wie es scheint, sich allzu leicht! Nun hat dich ein arkadisches Hirtenkind mit einer ganz neuen und unerhörten Art von Liebe angesteckt, mit der Liebe zu Bäumen, und ziehenden Wolken, und hoch hinfliegenden Vögeln, und der Duft der arkadischen Bergeskräuter erscheint dir vielleicht schon lieblicher, als der Duft aller Rosengehege von Milet!"

„Gib nur zu" sagte Perikles, „daß dieser würzige Waldesduft das Herz erfrischt, unter schwülduftenden Rosen aber der Sinn des Menschen zuletzt ermattet. In der That, ich fühle mich hier von einem Hauche erneuerten Lebens angeweht. Als wir einst auf der Akropolis in der Pansgrotte standen, und du über den Hirtengott die Nase rümpftest, da ahnten wir nicht, daß dieser Gott uns später einmal so freundlich zu Gaste laden, so schön bewirthen würde. Friedliches Glück umgibt uns hier und wenn ich im Geiste aus dieser urweltlichen Stille mich nach dem geräuschvollen Athen zurückversetze, so erscheint mir das ungestüme Thun und Jagen und Hasten jener Menschen beinahe eitel, der göttlichen Ruhe dieser Hirten gegenüber auf ihren einsamen Bergeshalden."

„Ich theile nur halb dein Wohlgefallen an den Genüssen, welche die Gastfreundschaft des Hirtengottes uns hier bereitet," sagte Aspasia. „Diese Menschen sind plump und einfältig, die fernen Schneehäupter der Berge fröstеln mich an, und das nahe Gebirge beängstigt mich, als wollte es mit seinen Gipfeln über mich herstürzen. Das ernst-eintönige Rauschen dieser hochstarrenden Fichtenwipfel berührt mich unangenehm und scheint mir geeignet, im Menschengemüthe ein düsteres, nachdenkliches und schwärmerisches Wesen anzufachen. Ich lobe mir offene, besonnte Fluren, blühende Auen, Gestade mit weitem Ausblick auf die See. Ich lobe mir jene Stätten, wo der heiter waltende Geist in schöner Reife sich entfaltet. Du möchtest, wie es scheint, hier bei diesen Hirten zurückbleiben, ich dagegen möchte sie

alle von hier mit mir hinwegführen, um sie zu Menschen zu machen. Wohlan, thue, wie Apollon that, dem es ja auch einmal gefiel, zu den Hirten sich zu gesellen, und Herden zu weiden. Bleibe hier! Du kannst da wie eine Cicade leben: weise, leidlos und blutlos. Und gelüstet's dich doch noch manchesmal nach Thätigkeit, so kannst du Grillenfallen flechten, oder Leimruthen sacht zwischen den Baumzweigen empor schieben, um Vögel zu fangen, oder mit Kieseln, von der Schleuder geworfen, die Staare und Kraniche von den Saatfeldern scheuchen. Oder du kannst die Lämmer Koras hüten, welche mich nach Athen begleiten wird."

Perikles lächelte. „Du denkst also in der That daran," sagte er, „Kora mit dir zu entführen?"

„Allerdings, ich denke daran!" erwiderte Aspasia, „und hoffe, daß du deine Einwilligung dazu mir nicht versagen wirst."

Perikles war überrascht. „Meine Einwilligung, sagte er, „wird dir nicht fehlen; aber welche Absicht hast du bei dieser Sache?"

„Es ist ein Scherz," versetzte Aspasia. „Diese drollige Arkadierin wird zu meiner Belustigung dienen. Es bringt mich zum Lachen, wenn ich in ihre großen, rundlichen, ängstlich blickenden Augen sehe."

Es war, wie Aspasia sagte: Sie wollte mit dem Mädchen sich einen Scherz machen, sie wollte sich belustigen, sie wollte sehen, wie seltsam sich das abergläubische, unerfahrne Hirtenkind geberden würde, wenn man es plötzlich in das überfeinerte Leben Athens versetzte.

Die Erkrankung eines seiner Sklaven veranlaßte den Perikles, noch für einen zweiten Tag des Hirten Gast zu bleiben.

Auch diesen verlebte das atheniſche Paar meist in des braunen Hirtenmädchens Gesellschaft. Wieder plauderte Kora, erzählte Hirtengeschichten, ja, sie sang auch einige wunderliche, kindische Lieder, die sie selber gedichtet, wie das folgende:

Das Bächlein kommt vom Felsenhang
Zur Schlucht herabgestürzt,
Und grasen die Rehe im Waldesthal,
So sieht es zu und lacht.

Es besprengt die Blumen mit seinem Thau,
Und tränkt der Thiere Durst,
Und kommt der rauhe Winter dann,
So ist es klares Eis.

Sie erzählte auch vom liebekranken Daphnis, welcher in Schwermuth und Sehnsucht verging, und den hernach alle Thiere betrauerten. Diese schwermüthige Erzählung aber fand nicht den Beifall Aspasia's: sie nahm dieselbe mit spöttischem Lächeln der rosigen Lippen naserümpfend auf . . .

Wenn sie lustwandelnd zu einer von saftigen Kräutern umgebenen Quelle kamen, welche ein kleines kristallhelles Becken bildete, und Aspasia sich darin spiegeln wollte, so zog Kora sie ängstlich zurück und warnte sie, indem sie sagte, daß Einer, der sich in einer Quelle beschaut, zuweilen plötzlich ein anderes Bild als das seine darin erblicke, nämlich das einer Nymphe, die ihm über die Schulter sieht, und dann sei er verloren.

Als die Sonne im Zenith stand und das Getön einer Syrinx in der brütenden Mittagsstille vernehmlich wurde, sagte Kora: „Pan wird wieder zürnen; er will nicht, daß man ihn zur Mittagszeit, wenn er ruht, mit Syringen oder anderem Getön aus dem Schlummer wecke." — Das Getön aber rührte von dem Hirtenknaben her, welcher den Tag zuvor, von Perikles und Aspasia aufgefordert, einen ländlichen Tanz ausgeführt hatte. Wohl wußte der Knabe, daß Pan das mittägliche Syringengetön nicht liebe; aber er spielte immer die Syrinx, wenn er merkte, daß Kora in der Nähe sei, weil er ihr damit zu gefallen glaubte. Kora aber schalt den armen Knaben. Und doch hatte sie ein weiches Herz. Sie rettete vor Perikles und Aspasias Augen mitleidig eine Cicade, die sich in das Netz einer Spinne verwickelt hatte.

Ernst horchte das Mädchen wieder auf, als Aspasia neuerdings begann ihr von Athen zu erzählen.

In wohlbewußter Absicht malte Aspasia in den Gesprächen, welche sie mit Kora noch im Laufe des Tages pflag, das Leben der Athenäerstadt in verlockenden Farben. Sie störte den Frieden dieser idyllischen Natur, sie weckte einen Zwiespalt in der harmonischen Welt dieses kindlichen Herzens. Zuletzt forderte sie Kora auf, ihr nach Athen zu folgen. Kora schwieg, aber sie schien in tiefe Gedanken versunken.

Aspasia wendete sich an Koras würdiges Elternpaar, und erklärte ihnen, daß sie Kora mit sich nach Athen nehmen würde, daß ihre Tochter dort ein glückliches Loos erwarten dürfe.

„Wollten die Götter!" sagte der redliche Hirt. „Wollten die Götter!" erwiderte die Hirtin. Aber sie sagten nicht Ja. — Und so oft auch Aspasia die Frage nach ihrer Einwilligung erneuern mochte, immer sagten die Beiden nur:

„Wollten die Götter!"

Man sah, daß es dem väterlichen und mütterlichen Herzen kein Leichtes war, ihr einzig Kind, wenn auch zum glücklichsten Loose, von sich zu lassen.

Am Abende desselben Tages wurde Kora plötzlich vermißt, nachdem sie doch mit ihrer Lämmerherde bereits heimgekehrt, und lange Zeit wurde sie vergebens gesucht. Endlich sahen Perikles und Aspasia, unfern dem Eingange des Gehöftes stehend, das Mädchen den Abhang heraufkommen. Aber sie kam in sehr auffallender Gestalt und Haltung. Sie hatte nämlich die gehobenen Hände zu beiden Seiten fest an die Ohren gedrückt. In einiger Entfernung von Perikles und Aspasia standen, außerhalb des Gehöfts, die Sklaven des Perikles, zu einer Gruppe vereinigt. Als das Mädchen dieser Gruppe ganz nahe gekommen war, zog es plötzlich die Hände von den Ohren weg, und schien nach den Worten der sich unterredenden Sklaven zu lauschen. Fast in demselben Augenblicke schrack sie ein wenig

zuſammen, drückte die Hand gegen die Bruſt, und blieb einen Augenblick wie in den Boden gewurzelt ſtehen.

Perikles und Aſpaſia näherten ſich ihr und fragten ſie nach der Urſache ihrer Befangenheit.

„Ich habe Pan gefragt, ob es die Götter wollen oder nicht, daß ich euch nach Athen folge," verſetzte ſie.

„Wie das?" fragten die Beiden.

„Dort unten im Thalgrunde," ſagte das Mädchen, „liegt ein Grottenheiligthum des Pan. Dort ſteht des Gottes Bild, aus Eichenholz geſchnitzt, in der Höhle. Dahin gehen die Hirten alle, wenn ſie etwas Geheimes erfragen wollen. Man flüſtert dem Gott die Frage ſtill in's Ohr, dann hält man ſich die eigenen Ohren mit den Händen zu, bis man unter Menſchen kommt, die ſich eben unterreden. Dann zieht man die Hände plötzlich weg, und das erſte Wort, das man vernimmt, iſt der Wahrſpruch Pans, des Gottes Antwort auf die Frage, die man ihm ins Ohr geflüſtert."

„Und welches Wort haſt du zuerſt unter jenen Sklaven vernommen?" fragte Aſpaſia.

„Das Wort Athen!" erwiderte Kora, und zitterte dabei vor Erregung.

„Pan will alſo, daß ich nach Athen gehe," fuhr ſie ſeufzend fort.

„Er geſtattet dir auch, deine Lieblingsſchildkröte mit dir zu nehmen!" ſagte Aſpaſia lächelnd.

Die Eltern Kora's kamen herbei.

„Pan will, daß ich nach Athen gehe!" ſagte das Mädchen in traurigem aber entſchiedenem Tone. Und ſie wiederholte die Erzählung wie ſie in der Grotte Pans das Orakel ſich geholt.

Der Hirt und die Hirtin vernahmen die Erzählung, blickten einander beſtürzt an, und wiederholten dann nicht minder traurig als das Mädchen die Worte:

„Pan will, daß Kora mit den Fremden nach Athen gehe!“ —

Dann gingen sie auf die Weinende zu und küßten sie.

„Kora wird belohnt werden für den Gehorsam gegen den Gott!“ sagte Aspasia. „Sie wird häufige Boten senden, welche euch Nachrichten und Geschenke von ihr bringen, und wenn ihr Greise geworden, so wird sie euch zu sich berufen, damit ihr den Rest eurer Tage bei ihr verlebet.“

„Gestern geschah schon ein Vorzeichen im Hause,“ sagte der Hirt nachdenklich, „indem eine Schlange, welche das Nest der Schwalbe am Dachgesims beschlich, durch das Rauchloch mitten auf den Herd herunterfiel!“

Aspasia sprach noch weiter mit ermunternden und verheißungsvollen Worten zu dem Hirtenpaare, und schweigend fügte dies zuletzt, wiewohl schmerzbewegt, sich dem Götterwillen.

In traurigen Tönen klang aus der Ferne die Syrinx des liebenden Hirtenknaben, während tiefer der Schatten die stillen Pfade des ländlichen Plans umdunkelte.

Nun gingen Alle miteinander hinein in's Gehöfte, um die Nacht da zuzubringen, welche für Perikles und Aspasia die letzte war in den arkadischen Bergen. Denn mit dem dämmernden Morgen dachten sie aufzubrechen, und ihre Wanderung nach Elis fortzusetzen, wo größere Dinge ihrer harrten, als in dem stillen Hirtenlande.

Ende des zweiten Bandes

Inhalt des zweiten Bandes.

Seite

Zehntes Capitel. Die Trinkkönigin 1
Elftes Capitel. Samos 31
Zwölftes Capitel. Jonischer Honigmond 62
Dreizehntes Capitel. Diopeithes und Hipparete 86
Vierzehntes Capitel. Die Panathenäen 115
Fünfzehntes Capitel. Eulen auf der Akropolis 143
Sechzehntes Capitel. Die Frauen am Thesmophorienfeste . 169
Siebzehntes Capitel. Das Mädchen aus Arkadien . . . 197

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Aspasia.

Dritter Band.

Aspaſia.

Ein Künſtler- und Liebesroman aus Alt-Hellas

von

Robert Hamerling.

Dritter Band.

Hamburg.
Verlag von J. F. Richter.
1876.

A D
NOVAC

AD BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

Achtzehntes Capitel.

Der neue Gott und sein Blitzstral.

Nicht um die olympischen Wettläufer zum Ziele fliegen, die Ring- und Faustkämpfer sich im Sande tummeln zu sehen, nicht um den vieltausendstimmigen Zuruf des Hellenenvolks zu hören, welcher die Sieger im Wettlauf, im Ring- und Faustkampf, im Sprunge, im Speer- und Diskoswurf, im Waffenlaufe begrüßte, waren Perikles und Aspasia nach Elis gewandert. Dem Freunde Pheidias schlugen ihre Herzen entgegen, als im Glanze eines thaufrischen Morgens sie anlangten in der gefeierten, von des heiligen Stromes Alpheios Wellen durchrauschten Thalebene von Olympia. Alle Straßen, welche aus den arkadischen Bergen heraus, oder aus dem Süden des Peloponnesos über Messenia her, oder von Norden über Achaia zum elischen Strande führten, vor allen aber die sogenannte heilige Feststraße, welche längs des Alpheios lief, fanden sie angefüllt mit Wanderzügen; auch über die Bahnen des nahen westlichen Meeres sahen sie die bekränzten Schiffe herankommen von Italiens und Sikeliens Küsten.

Sie geriethen ins Gewirre der zum pisatischen Kampfgefilde wallenden Festkaravanen, der Festgesandtschaften, wie sie kein größeres Gemeinwesen in Hellas zum großen, friedlichen Hellenenkampfe in Olympia zu senden versäumte. Wo eine solche Festkaravane des Weges kam, da staute sich der Strom der übrigen Wanderer zu Fuß und zu Wagen, und Alles bestaunte die Theilnehmer des Zuges, welche in Prachtgewändern, bekränzt auf

bekränzten Wagen saßen, und die Wagen selbst, welche nicht selten mit Malereien verziert, vergoldet, und mit Teppichen behangen waren, auch die herrlichen Opferthiere, das kostbare Opfergeräth, das zahlreiche Geleite.

Unfern dem Bezirke der Zelte und Buden, dem Eingange des heiligen Hains beinahe gegenüber, befand sich eine große Bildhauerwerkstätte. In dieser Werkstätte war seit Jahren der hohe Pheidias thätig; hier betrieb er im Vereine mit Alkamenes und anderen seiner Schüler in der Abgeschiedenheit der elischen Niederung, deren Ruhe nur in jedem fünften Jahre der olympische Festlärm unterbrach, die Vollendung des größten und tiefsinnigsten seiner Gebilde. Dem Banne des heiteren Athen entflohen, losgelöst von allen Einflüssen, welche die Erhabenheit seiner Gedanken mit Blumenketten zur Erde niederziehen wollten, schuf er hier in der Einsamkeit, von Bergeslüften angeweht und umrauscht von den Wassern des heiligen Stromes, seinen olympischen Zeus.

Von der Werkstätte des Pheidias her sieht man zwei Männer kommen und den Strand des Alpheus aufwärts gehen.

In dem Einen dieser beiden Männer erkennen wir den feurigen Alkamenes. Sein Gefährte ist der gepriesene Polykleitos von Argos, durch seine Gebilde in Marmor und Erz wetteifernd mit dem großen Athener, aber mit dem nüchternen und ruhigen Geiste des Peloponnesiers bestrebt, das Menschliche als solches rein zu erfassen, vor Allem aber das Männliche, das er am liebsten in Standbildern der Athleten verkörperte. Seine Schule war Olympia: hier übte und befruchtete er sein Auge und seinen Sinn an den lebendigen Umrissen einer harmonisch kräftigen Bildung.

Die Verschiedenheit der Kunstrichtungen des Pheidias und seines argivischen Nebenbuhlers begründete eine, wenn auch stille Gegnerschaft zwischen ihnen. Während der Athenäer glaubte, daß man die schwunglose Kunst des Argivers allzu-

hoch anzuschlagen beginne, fand Dieser sich insgeheim verletzt, daß man ihn, den peloponnesischen Künstler, übergehend, den Athener mit seinen Genossen herbeigerufen, um das größte und erhabenste Bildwerk auf peloponnesischem Boden zu vollenden. Es war dies einer jener athenischen Triumphe, welche Aspasia vorausgesagt hatte, als sie dem Perikles zu beweisen suchte, daß ein Gemeinwesen durch die Pflege des Schönen seine Nebenbuhler überflügeln könne . . .

So war denn Polykleitos während seines Aufenthaltes zu Olympia ohne Umgang mit Pheidias und seinen Genossen, den Alkamenes ausgenommen, dessen offenes, heiteres und lebhaftes Wesen sich über kleinliche Bedenken immer gerne hinaussetzte, und der denn auch soeben jetzt, bei zufälliger Begegnung, unbefangenes Gespräch mit dem argivischen Kunstgenossen angeknüpft hatte.

Polykleitos, ein besonnener, verständiger Mann, bei welchem auch die Gegnerschaft dem Pheidias und seiner Schule gegenüber ohne leidenschaftliche Bitterkeit war, erkundigte sich nach Agorakritos, und fragte, warum dieser nicht seinem Meister gefolgt sei, um so, wie auf der Akropolis zu Athen, auch hier an der Seite desselben Rühmliches vollenden zu helfen.

„Du wunderst dich mit Recht," sagte Alkamenes, „daß gerade der Lieblingsschüler des Meisters hier fehlt, während ich, der ich seit dem Siege, den ich mit meiner Aphrodite über diesen Lieblingsschüler errungen, der persönlichen Zuneigung des Meisters mich kaum mehr rühmen darf, ihm doch auch hieher gefolgt bin und fortfahre, an seiner Seite zu wirken. Nun, wenn man zusammen leben und wirken soll, so kommt es nicht darauf an, ob man mehr oder weniger sich liebt, sondern darauf, ob man verträglicher Natur ist. Ich für meinen Theil hätte die Genossenschaft des Agorakritos, obgleich er mir feindlich gesinnt ist, immerhin ertragen; nicht so er, und nur um mein verhaßtes Angesicht nicht mehr zu sehen, ist er seit der Vollen-

dung des Parthenon seine eignen Wege gegangen. Er hat inzwischen einen Zeus für Koroneia zu fertigen übernommen. Aber wie er damals, als er eine Aphrodite zu meißeln sich versetzte, eine Nemesis fertig brachte, so nahm man seinen Zeus, als er vollendet stand, für einen Gott der Unterwelt. So verliert er immer mehr sich im Düsteren, und da meine Kunstweise immer mehr die entgegengesetzte Richtung eingeschlagen, so sind wir auf einem Punkte des Gegensatzes angelangt, wo wir allerdings nicht mehr dazu taugen, an der Lösung gleicher Aufgaben nebeneinander zu arbeiten.

„Dein lebhafter Geist, Alkamenes," erwiderte Polykleitos, „treibt dich, große Schritte in der Kunst zu machen, welchen deine Genossen überhaupt nicht leicht zu folgen vermögen."

„Ich konnte mich hier freier bewegen, als bei den Werken auf der Akropolis zu Athen," sagte Alkamenes. „Dort hielt des Meisters Geist nach festem Plane alles Schaffen zu strenger Einheit zusammen; hier überließ er mir und dem Paionios den äußeren Schmuck des Tempels ganz und gar, er selbst aber blieb völlig versenkt in seinen olympischen Götterbeherrscher."

Als Alkamenes diese Worte gesprochen, hafteten seine Augen plötzlich auf einer entfernten Stelle im Schwarme Derjenigen, welche das Ufer des Alpheus entlang wogten. Er schien dort Jemand erkannt zu haben, und sein Wesen begann eine ungewöhnliche Aufregung zu verrathen. Er wendete sich zu Polykleitos und sagte:

„Siehst du dort den stattlichen, würdevollen Mann, der an der Seite eines dichtverschleierten Weibes von reizender Gestalt im Gedränge sich Bahn zu machen sucht? Es ist Perikles aus Athen, begleitet von seiner Gattin, der schönen Milesierin Aspasia."

„In der That," sagte Polykleitos, „ich erkenne den Perikles wieder, ich habe ihn vor Jahren zu Athen gesehen. Aber fremd ist mir das schöne Weib."

„Ein eben ſo gefährliches und ſchlaues, als ſchönes Weib!“ ſagte Alkamenes. „Man kann ſie nicht lieben, ohne ſie zu haſſen, und nicht haſſen, ohne ſie zu lieben.“

Als Perikles und Aſpaſia den Alkamenes erblickten, und an ſeiner Seite den Polykleitos, und näher kommend das atheniſche Paar und die beiden Bildner bei der Begegnung ſich herzlich begrüßten, erkundigte ſich Perikles ſogleich nach Pheidias.

„Wir ſind,“ ſagte er, „geſtern am ſpäten Abend hier in Olympia eingetroffen, nicht um die Spiele mit anzuſehen, welche für mich den Reiz der Neuheit längſt verloren haben, und welchen als Zuſchauerin beizuwohnen meiner Gattin, als einer Frau, verſagt iſt, ſondern nur um des Pheidias und ſeines Gottes willen, von welchem man Wunderdinge ſchon jetzt erzählt. Nun ſind wir eben daran, den Meiſter aufzuſuchen, und du, Alkamenes, wirſt uns ohne Zweifel gerne zu ihm geleiten.“

„Er befindet ſich im heiligen Haine,“ erwiderte Alkamenes, „im neuvollendeten Tempel des Zeus. Er hat ſich dort mit Gehilfen und Arbeitern eingeſchloſſen und will Niemand den Zutritt geſtatten, theils um nicht in ſeinem Thun geſtört zu werden, theils weil er ſein Werk den Augen der Menſchen nicht früher preisgeben will, als bis es an ſeinem Orte und in ſeinem vollen Glanze völlig aufgerichtet daſteht. Erſt nach Beendigung der Spiele wird der Tempel eröffnet werden. So ſtrenge nun auch der zurückgezogene und faſt menſchenfeindliche Mann Alles von ſich abwehrt, will ich es doch verſuchen, in den verſchloſſenen Tempel zu ihm einzudringen, und ihm Gäſte anzukündigen, welche mit Freuden zu empfangen er gewiß nicht ſäumen wird.“

„Laß das, Alkamenes!“ ſagte Perikles; „auch von uns ſoll Pheidias nicht geſtört werden in ſeinem Thun, und auch von uns wird er wünſchen, daß wir ſein Werk nicht anders

als im Glanze der Vollendung ſchauen. Wir wollen uns ein wenig gedulden. Aber die feierliche Eröffnung des Tempels gedenke ich mit Aspaſia nicht zu erwarten. Nicht im Gedränge unzähliger Hellenen möchten wir jenes Anblicks zum erſten Male genießen. Ich hoffe, daß Pheidias wenigſtens einen Tag vorher uns in die Halle des noch einſamen Tempels führt und uns vergönnt, ſein völlig aufgerichtetes Götterbild in der Stille zu betrachten."

„Du wirſt, o Perikles," erwiderte Alkamenes, „mit dieſem Wunſche gewiß dem Wunſche des Meiſters ſelbſt entgegenkommen. Wollt ihr alſo den Pheidias für jetzt in ſeinem Tempel ungeſtört laſſen, ſo begnüget euch mit mir und dem wackeren Polykleitos hier, der auf dem Boden Olympias heimiſch iſt, wie kaum ein zweiter Hellene, und deſſen Erz- und Marmorbilder dort zwiſchen dem Laube der Platanen und Oelbäume des heiligen Haines glänzen."

Mit freundlichem Danke nahmen Perikles und Aspaſia das Geleit der beiden kunſtberühmten Männer an.

Sie durchſchritten mit einander das unabſehbare Gewimmel des großen freien Bezirks, welcher ſich ausdehnte zwiſchen dem baumbeſchatteten Ufer des Alpheus und dem heiligen Haine Altis, wo des olympiſchen Zeus neuer Feſttempel ſich erhob inmitten eines Waldes von Erz- und Marmorbildern.

Sie gingen vorüber an den Behauſungen, beſtimmt für die zahlreichen Perſonen, welche dem Dienſte des Tempels angehörten, an den Herbergen, welche für die Fremden lange nicht ausreichten, an den Räumen zur Aufbewahrung der Kampfwagen, an den Behältern, in welchen die edlen Roſſe und Maulthiere wieherten. Den größeren Theil des herbeiſtrömenden Volkes ſahen ſie im Freien unter Zelten gelagert.

Nach wenigen Schritten ſtießen ſie auf das Prachtzelt der Feſtgeſandtſchaft von Sikyon, etwas weiter hin auf das von Korinth, dann auf jene von Argos, von Samos, von Rhodos

und andere. Um dieſe Zelte drängten ſich Viele, inſonderheit die mit den Eignern durch Landsmannſchaft Verbundenen. Dann hieß es wieder: dies hier iſt das Prachtzelt des reichen Periander aus Chios, das des reichen Euphorides aus Orchomenos, das des reichen Pauſon aus Eretria. Die Bewohner der Zelte ſtanden am Eingange derſelben, ſchwatzend und lebhaft ſich geberdend, und grüßten ihre Freunde und luden ſie ein, unter den Schatten ihrer Purpurlinnen zu treten. Fremde, ſonnegebräunte Jünglinge näherten ſich ihnen, und trachteten mit den Hälften zerbrochener Ringe, deren andere Hälften in den Händen der Angeredeten waren, als die Söhne und Angehörigen alter Gaſtfreunde ſich auszuweiſen.

Verkaufsbuden aller Art ſchloſſen ſich an die buntfarbige Zeltſtadt.

Der Volksſchwarm wogte. Man hörte die verſchiedenſten helleniſchen Mundarten durcheinanderſchwirren. Man verſtand einander nicht immer. Neben der härteren Rede des Peloponneſiers, der breiten des Thebaners, der plumpen des Megarers, erklangen die weichen joniſchen und äoliſchen Laute. Aus dem Gewühl der Hellenen traten vor Allen erkennbar die lebhaften heiterblickenden Athenäer, und die ernſten finſteräugigen Sparter hervor. Oft ſah man einen von Dieſen und einen von Jenen zum Mindeſten mit einem feindſeligen Blicke ſich meſſen.

Auch die reckenhaften Geſtalten der Athleten waren umherwandelnd zu ſehen. Man wies mit dem Finger auf ſie und nannte ihre Namen und ihre Siege.

Vor dem Zelte der chiotiſchen Feſtgeſandtſchaft erblickten Perikles und Aſpaſia einen weinenden Knaben, welchen ein hochbetagter Greis, ſein Großvater vielleicht, vergebens zu tröſten ſuchte. Perikles fragte nach der Urſache dieſer vergoſſenen Thränen, und erfuhr, daß der Knabe unter dem Vorwurfe der Weichlichkeit vom Wettkampfe der Knaben ausgeſchloſſen worden, weil er mit langem Haar und einem Purpurkleide

nach Olympia gekommen. Mit halb spöttiſchen, halb erregten Worten tadelte Aspaſia ohne Scheu vor Denjenigen, die es hören konnten die finſtere, altväteriſche Strenge der eliſchen Kampfſpielaufſeher; dann ſtreichelte ſie tröſtend das dunkle Lockenhaar des Knaben und ſagte: „Weine nicht! Perikles von Athen wird ſich für dich bei den Hellanodiken verwenden!“ —

Immer dichter füllte ſich mit Menſchen der weite Bezirk. Hie und da ſtauten ſich die Maſſen. Perikles und Aspaſia trafen im Weiterſchreiten auf Gruppen, ſich drängend um Bildner, welche ihre Werke hier öffentlich ausſtellten, oder um Rhapſoden, oder um einen hellſtimmigen Mann, der eine Art von Rednerbühne beſtiegen, dem horchenden Hellenenvolke die von ihm verfaßten Geſchichten griechiſcher Städte und Inſeln vorzuleſen, oder um einen trefflichen Tonkünſtler, oder um Männer in auffallender Purpurtracht und ſtolzer Haltung, welche durch die ſie beſtaunende Menge ſchritten, Sophiſten, welche den Ruhm ihres Namens zu Olympia noch vermehren wollten, und welche der um ſie verſammelten Menge eine Prunkrede zu halten bereit waren über jeden beliebigen Gegenſtand; oder um ein unſcheinbares Männlein, auf deſſen kahlem Scheitel unter der brennenden Sonne von Elis der Schweiß wie morgendliche Thautropfen funkelte, und welcher eine aſtronomiſche Tafel, ein Werk des Scharfſinns und mühevoller Berechnung, zur allgemeinen Beſichtigung ausſtellte.

Ein hochbetagter, weißlockiger Sparter blickte recht finſter und mißvergnügt auf dies ehrgeizige Treiben. „Ich lobe mir die Zeit,“ ſagte er zu dem Gefährten an ſeiner Seite, „wo Olympia nichts weiter war als der Kampfplatz für die Bethätigung helleniſcher Manneskraft, während es jetzt immer mehr zu einer Schauſtellung weibiſcher und weichlicher Künſte mißbraucht wird. Als ich noch ein Knabe war, da fand man hier nichts Verkäufliches außer den unumgänglichen Lebensmitteln und etwa noch den Gegenſtänden, welche unmittelbar zu

dem Feste gebraucht wurden, wie Schmucksachen, Stirnbinden, Kränze. Jetzt strotzen die Verkaufsbuden von eitlem Tand; wir haben zur Festzeit eine große Messe von Hellas hier, bei welcher das Krämervolk von allen Städten und Inseln seine verlockendsten Waaren ausstellen will. Auch wimmelt es immer mehr von Rhapsoden, Musikern, Bildnern, Weisheitgrüblern und anderem Volke dieser Art, und bald wohl verschwindet der große Zweck des altheiligen olympischen Festes unter den Schaustellungen und Bezeigungen unmännlichen Wetteifers, mit welchen Athener und andere Hellenen des Flachlandes, der Inseln, und der jonischen Küste sich vorzudrängen versuchen. Ehrsüchtige Thoren! Jeder will mit etwas prunken, Jeder bemerkt sein. Dort, siehst du, ritzen einige Megarer ihre Namen in die Rinden der Pappeln am Alpheus, um doch auch etwas für ihre Unsterblichkeit zu thun."

„Einige sehe ich dort auch beschäftigt," versetzte der Gefährte, „die schönen buntfarbigen Kiesel aus dem Sande des heiligen Stromes aufzulesen. Ich muß auch einige davon sammeln, um sie meinen Knaben zu bringen" . . .

Damit verlor der Freund des Sparters sich unter den Pappeln des Alpheusufers. Kopfschüttelnd blickte Dieser ihm nach.

In diesem Augenblicke erklang wieder die Alles übertönende Stimme des Herolds, welcher von Zeit zu Zeit, die Zeltstadt und das Menschengewimmel durchschreitend, die Augen und Ohren aller Hellenen für einen Augenblick auf seine Person vereinigte. Er war der allgemeine Mund der Hellenen. Er verkündete die verschiedensten Dinge. „Die Panormitaner und die Leontier verständigen feierlich alle Hellenen von dem Friedensvertrage, welchen sie mit einander nach Beilegung ihrer Streitigkeiten geschlossen haben!" Und wieder: „Die Magnesier bringen den Hellenen zur Kenntniß, daß sie mit den Larissäern und Demetriern zur Vertheidigung für immerwährende Zeiten sich verbündet haben!" —

Jetzt aber erscholl sein volltönender Ausruf: „Die Lechäer danken vor dem gesammten Hellenenvolke den Phliern für die ihnen im Streite mit den Kenchräern geleistete Hilfe!“ —

„Das lohnte der Mühe!“ rief ein anwesender Kenchräer mit spöttischem Lächeln. „Meinen die Lechäer in der That, daß wir uns vor ihnen und den Phliern gefürchtet? Beim Herakles! sie werden am nächsten olympischen Feste ganz andere Heroldsrufe vernehmen!“

„Trefflich geprahlt!“ entgegnete spöttisch ein Lechäer, der unferne stand. „Nur immer zu! Wir haben noch Pfeile genug, um die ganze Kenchräerstadt damit zu bedecken!“

„Und wir noch Lanzen genug,“ versetzte der Kenchräer, „um die Nieren sämmtlicher Lechäer darauf zu spießen!“

„Weg da,“ rief zornglühend der Lechäer, „sonst erkennst du morgen dein Gesicht im Spiegel nicht wieder!“ — Dabei erhob er die Faust.

Ein Athener fiel ihm in den Arm: „Was soll das? — Laß den Kenchräer, oder du hast's mit mir zu thun!“ —

„Ei, siehe da,“ begann ein Samier unter den Zuschauern, welche um die Streitenden sich drängten; „die Athener wollen sich einschmeicheln sogar bei den Kenchräern, und man weiß, worauf sie bei ihren Gunsterschleichungen es immer absehen!“ —

„Ja wohl, man kennt das!“ fielen einige Sparter und Argiver ein. „Seit einiger Zeit,“ rief einer der Argiver, „bewerben sich die Athenäer wieder auffallend um gute Freundschaft auf der Landenge und an den Eingängen des Peloponnesos!“ —

„Haben sie denn Zeit?“ rief einer der Sparter grinsend. „Ist denn der große Perikles, der Olympier, schon fertig mit seinen großen Prachttempeln und Propyläen und gold-elfenbeinernen Pallasbildern? Und gelüstet's der Hera des atheniſchen Olympiers, ihr Reich auch jenseits der Fichtenwälder des Isthmos auszubreiten?“ —

„Ihre Freunde und Vorkämpfer hat sie ja schon voraus-

gesendet!" rief der Argiver, mit dem Finger über seine Schultern nach der Werkstätte des Pheidias hinüberdeutend.

Die anwesenden Athener wollten den Spott sich nicht gefallen lassen. Wilder und allgemeiner drohte das Wortgefecht zu entbrennen.

Da erklang plötzlich eine gewaltige und wohltönende Männerstimme, von so wunderbarer Eindringlichkeit, daß sie augenblicklich sich allgemeines Gehör verschaffte.

„Wessen ist die Hellenenzunge," rief der gewaltige Sprecher, „die da spöttelt über die neuen Tempel und Götterbilder der Athenäer? Was Rühmliches zu Athen geschaffen worden, das ist geschaffen zur Ehre des gesammten hellenischen Namens! Und bedenkt, daß seit Jahrhunderten immer Friede gehalten worden von unseren Vätern, weß' Stammes sie sein mochten, auf dieser Stätte, wo die heiligen Wasser des Alpheus den Takt rauschen zum olympischen Festreigen des gesammten Hellenenvolks. Zu friedlichem Wettkampfe haben wir immer hier uns eingefunden; hier war heiliger Boden, hier Gottesfriede. Im Tempelbezirk des gemeinsamen Gottes Zeus vereinigt uns das Panhellenenfest. Haltet Frieden, Hellenen, auf der pisatischen Au! Nicht Waffen sollen hier zusammenschlagen, und kein Erzklang soll hier vernommen werden, als das Geklingel prüfend aneinander geschlagener Ringhälften, an welchen hellenische Gastfreunde aller Gaue sich liebend erkennen!" —

Der Ausruf „Perikles!" hallte nach diesen Worten hin durch die Menge. „Perikles von Athen! Perikles, der Olympier!" Väter hoben ihre Knaben empor, um ihnen den Perikles zu zeigen. Nur von Wenigen war er vorher erkannt worden. Jetzt, nachdem er gesprochen, nachdem sein olympischer Rededonner erklungen, erkannte ihn das gesammte Hellenenvolk. Und noch fand, was er gesprochen, ein Echo in den Herzen der beweglichen, leicht erregten Hellenen. Ein Beifallsruf

widerhallte bis über den Alpheus, und die Wasser des Stromes schienen aufrauschend miteinzustimmen.

Perikles entzog sich der Menge, indem er mit Aspasia und den Freunden in den heiligen Hain Altis trat, und dort sich verlor zwischen den Tempeln und Heiligthümern aller Art, den Standbildern, Dreifüßen, Denksäulen, umsäuselt vom Laub der Oelbäume, der Weißpappeln, Platanen und Palmen. Von der Giebelspitze des neuen Zeustempels funkelte ihnen eine vergoldete Siegesgöttin, zwischen zwei ebenfalls vergoldete Preisgefäße gestellt, augenblendend entgegen. Sie betrachteten auf dem hinteren Giebelfelde die Bildwerke des Alkamenes. Er hatte dort den Kampf der Lapithen und Kentauren ausgeführt, und darin seiner Vorliebe für bewegtes Leben und mannigfaltigen Wechsel der Stellungen und Geberden mehr, als auf der Akropolis, die Zügel schießen lassen.

Geführt von Polykleitos und Alkamenes, betrachteten Perikles und Aspasia hierauf die übrigen zahllosen Wunder des heiligen Haines.

Zuletzt stiegen sie eine freie Treppe empor, welche aus der Altis nordwärts auf eine mächtige breite Terrasse hinaufführte. Diese Steinterrasse zog längs des südlichen Fusses des Kronoshügels bis zum Stadion sich hin. Auf ihr stand eine Reihe von sogenannten Schatzhäusern verschiedener Städte in welchen diese ihre nach Olympia gestifteten Weihegeschenke hinterlegten.

Von den Schatzhäusern den Kronoshügel aufwärtssteigend, sahen Perikles und Aspasia die Heiligthümer, welche diesen Hügel schmückten. Vom Gipfel desselben aber hatten sie den schönsten Ausblick über ganz Olympia. Sie sahen unter sich den heiligen Hain Altis mit seinen Tempeln und Standbildern sich ausbreiten; sie sahen jenseits der Altis den majestätischen Strom Alpheios durch die Ebene dahinwallen; sie sahen zur Rechten den Fluß Kladeos, aus den pisatischen Bergen herabkommend, seine Wasser dem Alpheus mischen; sie sahen zur

Linken das Stadion und weiter abwärts den Hippodrom, die Schauplätze der olympischen Wettkämpfe, den heiligen Hain begrenzend. Zur Rechten vom Kronoshügel, näher dem nördlichen Ausgange der Altis, sahen sie Gebäude, welche die Mittelpunkte der Verwaltung Olympias bildeten, und wo sowohl die Kampfrichter, als die Athleten selbst das Gesetz des Kampfes vor dem Standbilde des mit doppeltem Blitzstrale bewaffneten Zeus Horkios beschworen. Darüber hinaus aber war von allen Seiten nichts zu erblicken, als der Kranz ragender Berge, in deren Hut die heilige Feststätte von Olympia lag.

Das Auge der Männer weilte mit Behagen auf diesem Bilde, Aspasia aber begann über glutende Schwüle zu klagen, und über die vielen Stechmücken, welche sie belästigten.

„Wie kommt es nur," sagte sie, „daß die Hellenen für ihre Athletenkämpfe die Hochsommerzeit und diese schwüle, sumpfige Niederung des Alpheios sich gewählt?"

„Der Stifter Herakles hat an die Mücken nicht gedacht!" sagte Alkamenes lächelnd.

„Und wir Männer bisher auch nicht!" fügte Perikles hinzu. „Aber einmal aufmerksam gemacht, muß ich dir Recht geben, Aspasia. Die unzähligen kleinen Blutsauger sind allerdings lästig."

Durch die Altis zurückkehrend, verweilten Perikles und Aspasia nur noch bei Standbildern des Polykleitos.

Immer lebhafter war inzwischen in des Tages Verlauf das Getümmel und die Bewegung geworden zwischen der Altis und dem Alpheios. Zahlreiche Opfer wurden gegen Abend dargebracht bei den mit Blumen bekränzten Götteraltären der Altis. Man sah die Athleten nach Vorbedeutungen ihres Erfolges in den Eingeweiden der Opferthiere spähen. Den größten Schwarm von Zuschauern versammelte das festliche Brandopfer auf dem altberühmten Aschenaltare des Zeus.

Die Vollziehung dieſer heiligen Gebräuche dauerte bis tief in die Nacht, unter dem Schalle der Muſik, und beim Scheine des Mondes, welcher ſich ſeiner Völle näherte. Alles ging vor ſich in pomphafter Weiſe, und doch in ſchöner Ordnung zugleich, in Ehrfurcht gebietender Stille. Um Mitternacht erſt erloſchen die Fackeln im heiligen Haine, und die letzten Flammen auf den Opferaltären ſanken verglimmend in ſich zuſammen. Jetzt aber eilte ſchon ein nicht geringer Theil des Volkes zu der Rennbahn hin, um dort, ſeiner Plätze ſicher, die grauende Frühe und den Beginn der Spiele zu erwarten.

Am Morgen beſtiegen Perikles und Aspaſia wieder den Kronoshügel.

Das Auge des Perikles hing an dem menſchenwimmelnden Stadion, deſſen Anblick aus der Ferne ſich darbot, mit dem Antheil, welchen eine ſolche Schau dem Griechen immer abgewann. Er hatte nur Aspaſia zu Liebe dem Genuß entſagt ſich unmittelbar unter die Zuſchauer im Stadion ſelbſt zu miſchen.

Nicht mit dem gleichen Wohlgefallen wandte das Auge der Mileſierin dem Schauplatze ſich zu, wo mit gewaltſamem, zum Theil faſt mörderiſchem Eifer geſteigerte Leibeskraft in Staub und Sonnenglut ſich bethätigte.

„Warum ſtreift dein Auge beinahe verachtend jene ſchauluſtige Menge?“ fragte Perikles.

„Scheint es nicht,“ ſagte Aspaſia, „als ob das Hellenenvolk, ſo groß geworden in Vielem, was wahrhaft ſchön und herrlich, die höchſte ſeiner Ruhmeskronen dem Athleten von Olympia vorbehielte? Soll in der That der Arme Kraft und der Füſſe Behendigkeit als der höchſte aller Vorzüge gelten dürfen auf helleniſchem Boden?“

„Ich begreife dich,“ verſetzte Perikles; „du biſt die Vorkämpferin der Weiblichkeit, und alles deſſen, was das Leben

verfeinert, veredelt, verschönert. Hier aber feiert die rauhe Männlichkeit ihre Triumphe."

„Ein echtes Dorerschauspiel" sagte Aspasia, „ist ein solcher Ring- und Faustkampf, bei welchem die Männer gegen einander wüthen, bis das Blut ihrem Schlund entstürzt. Du hast Recht, ich hasse diese Spiele; denn wo die Männlichkeit über ihr Ziel schweift, da scheint mir die Barbarei nicht ferne. Ich fürchte, daß der rohe Reiz dieses Schauspiels den Sinn der Menschen immer mehr bestrickt, und sie auf's neue der Verwilderung entgegenführt."

„Du gehst zu weit!" versetzte Perikles lächelnd.

Der Widerstreit in den Meinungen des Perikles und seiner Aspasia sollte noch vor Ablauf dieses Tages durch eine kleine Scene, von welcher sie Zeugen wurden, einen weiteren Sporn erhalten.

Als nämlich Perikles und Aspasia am Abende desselben Tages im Geleit des Polykleitos und des Alkamenes in der Nähe des Stadions umhergingen, und Aspasia die ihr fremden Räume betrachtete, so geschah es, daß, während sie eben zur Rast auf eine Steinbank sich niederließen, ein Schwarm von Athleten, welche an den Kämpfen des Tages Theil genommen, einem andern Schwarme begegnete, worauf der gesammte Haufe, zum Theil auf den Boden sich hinwerfend, in ein sehr lebhaftes Gespräch sich verwickelte. Die Kämpfe des ersten Tages wurden mit Worten noch einmal durchgekämpft, und jeder Erfolg einem scharfen Urtheil unterzogen. Jene, welche unterlegen waren, setzten auseinander, durch welchen Zufall ihre Gegner Meister geworden, und wie der Sieg nur eben an einem Haar gehangen, oder sie beschuldigten die Gegner geradezu, daß sie gegen die Regel des Kampfes gesündigt hätten. Aber es half ihnen meist doch wenig, und sie mußten zuweilen auch noch den Spott der Genossen vernehmen.

„Gleich viel, guter Theagenes," hieß es, „du mußt die

Püffe tragen, die du von Nikostratos erhalten. Ganz erbärmlich bist du anzusehen mit dem ölgetränkten Lappen um das zerschlagne Haupt, und verbreitest den Geruch eines Laternenpfahls!"

„Spottet nur!" sagte der so Angeredete, ein noch jugendlicher Ringer und Faustkämpfer, welcher übel zugerichtet war und daher den Kopf mit einem ölgetränkten Tuche umwickelt trug.

„Spottet nur!" sagte er; „ich habe jetzt erprobt, was Fleisch und Bein zu ertragen im Stande ist. Püffe habe ich erhalten auf das Haupt, welche, glaube ich, einen Quaderstein zermalmt hätten. Und meint ihr, daß ich außer einer kleinen Erhitzung ein Ungemach im Haupte verspüre? Höchstens ein paar unschädliche Beulen sind aufgelaufen. Aber der Rückgrat fängt nachgerade an, mich ein wenig zu schmerzen — es mag wohl von der Gewalt herrühren, mit welcher ich im Ringkampf rücklings auf den Boden hinstürzte."

„Man sieht, daß du ein Neuling bist!" sagten die Andern, „da du noch nicht weißt, daß das Haupt der unempfindlichste, das Rückgrat aber der empfindlichste Theil des Menschen ist!"

„Dein Rückgrat wird sich in drei Tagen erholen, sagte Einer," aber sieh mich an: woher soll ich nur gleich meine Zähne wieder bekommen? Hätte ich sie ausgespuckt, als ein Faustschlag des Meleager sie mir traf, so hätte ich meine Schlappe damit eingestanden; so habe ich sie lieber hinabgeschluckt. Es ist eine unangenehme Sache, seine Zähne, statt im Munde, im Magen mit sich herumzutragen."

„Du wirst sie verdauen!" sagte der Böotier Knemon. „Ein Athletenmagen muß auch Zähne verdauen."

„Davon werde ich schwerlich so viel Fleisch auf die Glieder bekommen, wie du hast!" versetzte Theagenes. — Knemon war in der That ein ältlicher, ungeschlachter Geselle, welcher das

Mark vieler Rinder, Kälber und Lämmer in sich gesogen. Die Ohren waren ihm zerquetscht von Faustschlägen; ehern schien sein Fleisch an der breiten, gewölbten Brust und am Rücken; er glich einem hammergeschmiedeten Erzbilde. An den Armen strotzten die Muskeln rund und fest gleich Steinen im Flußbette, welche die Flut in ihren Wirbeln lange Zeit gewälzt und gerundet hat.

„Meint ihr," rief er, „daß ich Einem von euch nachstehe, weil ich ein wenig schwerfällig bin, und nicht so leichtfüßig wie ihr? Nun, ein Schnellläufer bin ich nicht, aber ich bin der Mann, den man so wenig umwirft als eine eherne Säule. Und wenn die Erde selber bebt — ich bleibe stehen!"

Dabei legte Knemon eine Wurfscheibe auf den Boden, und fuhr fort:

„Wohlan! ist Einer unter euch, der mich hinunterstößt?"

Vergebens erprobten die Athleten einer nach dem andern ihre Kraft. Nun ließ Knemon die Wurfscheibe mit Oel begießen, so daß sie sehr schlüpfrig wurde. Aber auch jetzt behauptete er sich auf derselben.

Dann streckte er seine rechte Hand gerade aus und hielt die ebenfalls ausgestreckten Finger der Hand fest aneinander geschlossen. „Nun versucht es einmal," rief er, „den kleinen Finger da von den übrigen loszureißen!" —

Sie versuchten es, aber der Finger schien wie mit Erz an die andern gelöthet.

„Das will nichts sagen!" rief prahlerisch der Argiver Sthenelos „Ich halte, wenn es sein muß, ein Viergespann im vollen Laufe fest, indem ich ihm mit der Hand in die Speichen greife!"

„Und ich," sagte der Eleer Thermios, „ich habe zu Pylos einmal einen Hengst beim Hufe gefaßt, und als er sich losriß, behielt ich den Huf in der Hand" —

„Das sind Kraftstücke," sagte der Theſſalier Euagoras; „aber thut mir einmal nach, was ich zu Larissa gethan: ich habe dem berühmten Schnellläufer Kresilas im vollen Wettlauf die Sandalen von den Füssen gestohlen!"

„Wie?" rief der Sparter Anaktor, „der theſſaliſche Leichtfuß will vor Männern der Faust sich brüsten? was helfen dir deine geschwinden Beine, wenn ich dich da mit dem Gesicht in den Boden pflanze?"

„Meine Fäuste sind nicht schlechter als meine Beine!" rief der Theſſalier; „und wenn ich dich anrühre, so magst du deine Knochen hier aus dem Sande zusammenlesen!"

„Schweig!" rief der Sparter, „sonst quetsche ich dir die Augen aus, wie der Koch dem Tintenfisch!"

„Ich zerzause dich," entgegnete der Theſſalier, „daß dich die Ameisen brosamenweise hinwegtragen!"

„Ihr kämpft mit Worten!" rief der Böotier Kleomon dazwischen. „Das ist nicht Athletenbrauch. Laßt es doch auf eine Probe ankommen!"

„Das wollen wir!" riefen die Beiden.

„Sehr gut!" sagte der dicke Thebaner; „aber was wollt ihr eigentlich? Wollt ihr miteinander wettlaufen, oder wollt ihr euch mit der Faust bearbeiten? Lauter nicht zu verachtende Proben. Indessen, wißt ihr, was des Athleten beste Probe ist, und worin sich alle Athleten, seien sie nun Schnellläufer oder Faustkämpfer, oder was immer, wie auf einem gemeinsamen Gebiete begegnen?"

„Nun?" fragten der Sparter und der Theſſalier zugleich.

„Des Athleten beste Probe," sagte der Thebaner, indem er dabei den Bauch sich strich, „bleibt die Kraft der Verdauung. Denkt an Herakles: er erwürgte die Löwen nur so dutzendweise im Gebirg, aber er war auch der Mann, der einen Stier auf Einem Sitze verzehrte. Hier ist Rhodos, ihr Männer, hier

tanzet! Laßt, ich will nicht sagen ein Rind — denn was wäre Herakles, wenn er nicht der Einzige in seiner Art bliebe? — aber doch einen großen, fetten Hammel braten, und theilt ihn in zwei gleiche Hälften, und verzehrt ihn auf Einem Sitze! Wessen Magen früher seinen Dienst versagt, der gebe sich besiegt, denn er ist der schwächere von euch Beiden."

„Ganz recht," scholl es in der Runde; „Anaktor und Euagoras sollen die große Athletenprobe vor unseren Augen bestehen! Wir bringen sogleich den Hammel herbei und braten ihn am Spieße."

Anaktor und Euagoras waren einverstanden. Und zugleich entfernten sich Einige, um den stärksten Hammel, der zu finden sein würde, herbei zu ho'en.

So weit war die Scene vor den Augen des Perikles und seiner Gefährten vorgeschritten, als Aspasia sich von ihrem Sitze erhob mit den Worten: „Laß uns gehen, Perikles! ich habe nicht länger Kraft genug, diese olympischen Wettkämpfe mitanzusehen!" —

Lächelnd erhoben sich nun auch die übrigen Männer, und schlugen mit Aspasia den Rückweg ein.

„Das Gefühl Aspasia's diesen Athleten gegenüber," sagte Alkamenes, „scheint mir nicht mehr und nicht weniger zu sein, als das Gefühl eines Weibes, welches gesund ist an Leib und Seele, und welches von einem natürlichen und rechten Antriebe geleitet wird. Wozu sind sie denn eigentlich nütze, diese Kraftmänner? Sind sie denn im Kriege tüchtiger als andere? Mähen sie Reihen der Feinde nieder, wie die homerischen Helden? Nein! Die Erfahrung spricht dagegen. Sind sie geeignet, sich um die Verbesserung der menschlichen Rasse Verdienste zu erwerben? Nein! auch dagegen spricht die Erfahrung. Sie taugen zu nichts, als zu Dem, was sie im Stadion betreiben unter dem Beifallsjauchzen der Zuschauer."

„In der That," versetzte Perikles, „nicht an den Personen der Athleten selbst verwirklicht sich das Nützliche der Kunst, die sie betreiben. Aber groß und unschätzbar ist der Gewinn, der aus jener Schaustellung von ausgebildeter Kraft und aus der dafür im Uebermaß gezollten Ehre hervorgeht, insofern das Hellenenvolk dadurch aufs lebhafteste daran erinnert wird, daß man des Körpers Fähigkeiten nicht weniger als die der Seele steigern und entwickeln könne. Größer ist die Gefahr, daß der Mensch sein Körperliches, als daß er sein Geistiges vernachlässige, denn zu geistiger Uebung und Bethätigung fühlt er beständig durch einen inneren Drang und durch die Nothwendigkeit sich getrieben. Die Ausbildung des Körpers aber pflegt er der Natur zu überlassen, wenn er nicht von außen dazu gespornt wird."

Bei diesen Worten des Perikles hatten die Lustwandelnden eben den heiligen Hain erreicht und standen neuerdings einigen Standbildern berühmter Sieger von der Hand des Polykleitos gegenüber.

Aspasia sagte, den Blick auf diese Bilder gewendet:

„Wenn ich die Werke des Polykleitos hier betrachte, so scheint mir der Bildner in dieser Streitfrage auf meiner Seite zu stehen. Denn nicht das Uebermaß der Kraft oder die ungefügige Wucht der Glieder hat er darzustellen gewürdigt, sondern Bilder und Typen des rechten Maßes, der harmonisch, voll und rein entwickelten Gestalt stellt er vor Augen. Immerhin scheint mir der treffliche Polykleitos zu loben, daß er nicht wie Pheidias die sterbliche Natur beinahe verachtet, sondern ihr die Ehre gibt, die ihr gebühret, und daß, wie Pheidias das Göttliche am Erhabensten darstellt, so er das anspruchlos Menschliche am Klarsten verwirklicht."

Weniger angenehm, als Aspasia dachte, berührte dieser Lobspruch das Gemüth des Polykleitos.

„Der Künstler," sagte er, „hängt ab von den Wünschen

und Verhältnissen Derjenigen, welche seine Kunst in Anspruch nehmen. Daß es in Hellas nur dem Pheidias verliehen sei, die Götter würdig darzustellen, scheinen allerdings auch die Eleer zu glauben, indem sie ihn nach Olympia beriefen, nicht aber die Argiver, welche es mit mir, dem einheimischen Manne, versuchen wollen, und mir das Gold- und Elfenbeinbild der Hera in ihrem großen Tempel zu Argos zu fertigen aufgetragen."

So sprach Polykleitos, und es gelang Aspasia nicht mehr, die sichtliche Verstimmung des Meisters auszugleichen. Er entfernte unter irgend einem Vorwande sich nach kurzer Zeit.

„Du hast, o Aspasia," sagte Alkamenes lächelnd, „nun auch dem Polykleitos als Sporn gedient, damit er sein Bestes thue, und die Hera von Argos des Zeus von Olympia würdig sei."

„Ein treffliches Werk mag er, dem Pheidias nacheifernd, vollenden," sagte Aspasia. „Aber so wie Pheidias, nachdem er mit seiner lemnischen Pallas einmal sich zur Erde herabgelassen, rasch wieder zum Olymp sich aufschwang, und seither Ruhe that zu den Füßen des olympischen Zeus, so glaube ich, wird Polykleitos vom Olymp rasch wieder auf die Erde und auf sein eigenstes Gebiet herunterſteigen. Allerdings deutet der schwunglose Peloponnesier in seinen Gebilden des ferlichen Lebens Beweglheit und Tiefe wenig an; aber lassen nicht auch die athenischen Künstler noch etwas zu hoffen und zu wünschen übrig? Darf ich es euch gestehen, daß ich zuweilen Göttergestalten im Traume erblicke, die bisher kein Pheidias, kein Alkamenes, kein Polykleitos mit dem Meißel verwirklicht hat? In verwichener Nacht erschien mir Apollon, mir der liebste von allen Göttern, der Gott des Lichtes und der Töne. Er erschien mir in wunderbarer, schlanker, kühn und doch anmuthvoll hinschreitender, sieghafter, bezaubernder Jünglingsgestalt. Tödtlich getroffen krümmten vor seiner bloßen Erscheinung und vor dem Bogen in

ſeiner ausgeſtreckten Hand ſich die Drachen der Finſternis. Wer mißgelt mir den Gott, wie ich ihn geſehen? Auch du nicht, Alkamenes! Aber du biſt der feurigſte unter den Bildnern, und mit beſtändig jugendlich bewegter Seele gibſt du dem Leben und ſeinem Reiz dich hin. Darum erſchließt wol auch das Leben dir ſein Geheimnis, und ſein mächtiger Anhauch kräuſelt in deinen Gebilden die allzuruhige Fläche der reinen Geſtaltung."

Die Augen des Alkamenes erglühten in Begeiſterung bei dieſen Worten.

„Deinem Lieblingsgotte," ſagte er, „gedenken die Arkadier ſeit langer Zeit einen großen Tempel zu bauen; und um ſeinen Fries mit Bildwerken zu ſchmücken, wandten ſie ſich an Pheidias. Dieſer wies ſie an mich. Aber bedächtig iſt der arkadiſchen Männer Sinn und wohl manches Jahr warten ſie noch, bis etwa der Gott mit den tötlichen Geſchoßen ſie zur Erneuerung des Gelübdes veranlaßt. Wenn ſie aber dann ihres Planes und meiner gedenken, ſo ſollen die Bildwerke jenes Frieſes für alle Folgezeit von der Flamme Zeugnis geben welcher freien Lauf zu laſſen du mich ermunterſt, Aſpaſia!"

„Sei ganz du ſelbſt," ſagte Aſpaſia, „und horche nicht auf das Wort der Kalten und Strengen, und du wirſt etwas ſchaffen, was ſelbſt die Tadler ſtaunend bewundern."

Von dieſem Augenblicke an erloſch der letzte Funke des Grolles gegen Aſpaſia im Herzen des Alkamenes.

Er ſuchte immer auf's Neue ihre Geſellſchaft, ſprach mit ihr von ſeinen Plänen und Entwürfen, begeiſterte, belebte ſich an ihrem Worte, und ſie verſagte ihm nicht, was er ſo eifrig ſuchte.

Am folgenden Tage war Perikles durch einen Zufall veranlaßt, einen kurzen Weg ohne Aſpaſia zu machen, und ſie in der Geſellſchaft des Alkamenes, des Polykleitos und einiger andern Freunde, welche er zu Olympia gefunden, zurückzulaſſen. Nach einem längeren Geſpräche entfernten ſich alle jene

Männer bis auf Alkamenes, welcher die Unterredung mit seiner gewohnten Lebhaftigkeit fortsetzte.

Immer feuriger wurden die Worte des Alkamenes, immer belebter seine Blicke.

Aber nicht blos entflammt zeigte sich Alkamenes der Gattin des Perikles gegenüber, als er nun mit ihr sich allein fand, sondern er schlug auch unbewußt, wie es schien, und unwillkührlich einen Ton an, welcher etwas von Vertraulichkeit an sich hatte. Berechtigte ihn dazu die Willfährigkeit, mit welcher einst die kunstbegeisterte Milesierin in einen freundlichen Verkehr sich eingelassen mit dem begabtesten Jünger des Pheidias?

Aspasia empfand jenen Ton der Vertraulichkeit mit einem Gefühle gekränkten Stolzes.

Der entflammte Alkamenes begann Vergleiche anzustellen zwischen den Formen ihrer reifen und denen ihrer früheren jugendlichen Blüte, und sprach dabei von diesen Formen, wie man von Dingen spricht, mit welchen man gründlich vertraut ist.

Auch dies verletzte die hochgemuthete Aspasia.

Alkamenes ergriff ihre Hand, musterte sie mit Kennerblicken, pries die Reize derselben, und sagte, sie sei ihm ein unerschöpflicher Quell der künstlerischen Belehrung.

Aspasia entzog ihm die Hand, und erinnerte ihn daran, daß Theotota nicht weniger unerschöpflich sei an belehrenden Reizen.

„Du zürnst mir, weil ich Theotota gepriesen!“ rief Alkamenes.

„Habe ich es dich je entgelten lassen?“ erwiderte Aspasia kalt; „hast du mich feindselig gefunden, als wir hier uns wiedersahen? Habe ich aufgehört, Hoffnungen, die dich ehren, auf dich zu setzen, und dich, als den Fähigsten, zur Erreichung der höchsten Ziele zu spornen? Ich wußte, daß du mich haßtest, aber mir sind die Kunst des Alkamenes und Alkamenes selbst

geſonderte Dinge. Ich habe weder die Liebe noch den Haß des Alkamenes erwidert."

„Kühl und verſtändig," ſagte Alkamenes „möchten deine Worte klingen, aber ſie ſind in heimlicher Erregtheit ſcharf und bitter zugeſpitzt. Du zürnſt mir dennoch um Theodotas willen! Vergib was ich gegen dich verbrochen! Was du meinen Haß nennſt, es war die Rache der Liebe!"

„Lange bevor dein Haß mir offenbar wurde," erwiderte Aſpaſia, „ſagte ich dir ſchon, was ich dir ſo eben zu bedenken gab: daß eine Grenze gezogen iſt zwiſchen dem Antheil, welchen der Geiſt des Menſchen an etwas nimmt, und ſeinem Herzensantheil."

„Auch beim Weibe?" fragte Alkamenes mit verwegenem Lächeln. „Ich wiederhole dir: du zürnſt um Theodotas willen! Und ein Werk der Rache war es vielleicht auch, daß du in mir die alten Flammen wieder angefacht! — Noch einmal, vergib! und verdamme nicht in dieſem Augenblicke das Feuer, das du doch ſelber ſonſt im Weſen des Alkamenes geprieſen!"

Bei dieſen Worten umfaßte der Ungeſtüme in auflodernder Leidenſchaft das Weib des Perikles.

Die ſtolze Schöne traf den Angreifer mit einem Blicke, der ihm die verlorne Beſinnung zurückgab.

In dieſem Augenblicke trat Perikles herein.

Er las, was vorgefallen, im Antlitz des Alkamenes.

Dieſer nahm verwirrten Abſchied und ſtürzte fort, mit neuerrings verwandeltem Herzen, beſchämt, von Unmuth gegen Aſpaſia erfüllt.

Perikles war bleich.

„Bedarf es einer Erzählung?" ſagte Aſpaſia; „du haſt in den Mienen des Alkamenes geleſen" —

„Es ſcheint," verſetzte Perikles „daß Alkamenes dich behandelt hat, wie man ein Weib behandelt, das man . . .

„Vollende nicht!“ ſagte Aſpaſia.

„Ich weiß“ ſagte Perikles, „welche Grenze du ziehſt, im Sinne des Protagoras, zwiſchen deinen Reizen und deiner Perſon. Ich kenne jene Lehre, nach welcher die Schleier des Weibes zuſammenſchrumpfen dürfen auf ein Feigenblatt. Du ſiehſt, Alkamenes hat eine andere Anſicht als du von der Unangreifbarkeit eines Feigenblattes. Er irrt, ſagſt du; aber ſeine Anſicht von der Sache, und nicht die deinige, iſt beſtimmend für ſeine Art und Weiſe, dir zu begegnen. Du kennſt des Mannes nicht unedles, aber leidenſchaftliches Weſen. Er wird von nun an doppelt gegen dich erbittert ſein, er wird die Zahl deiner offenen Gegner vermehren.“

„Er findet, wie es ſcheint, bei dieſer Gegnerſchaft einen unverhofften Bundesgenoſſen!“ ſagte Aſpaſia.

Noch ein paar herbe Reden und Gegenreden fielen. Perikles verließ das Gemach Aſpaſias.

Unmuthsvoll ſtieß Aſpaſia mit dem Fuße gegen den Boden.

„Dieſer verwünſchte Boden des Peloponneſos,“ ſagte ſie, „bringt mir Unheil.“

Bald aber faßte ſie neuen Muth. Es iſt leichtes Gewölk, dachte ſie, wie es ſchadlos durch den heitern Himmel der Liebe ſegelt. Heller lodert die Glut nach der neuen Erwarmung auf, als vor der Erkaltung.

Aſpaſia täuſchte ſich nicht — Aber bleibt hinter jenen heller auflodernden Flammen nicht doch vielleicht ein unbequemer Reſt der alten Aſche in der Bruſt zurück? Und vergißt die Liebe Alles, was ſie vergibt?“ —

Perikles und Aſpaſia waren zu Olympia die Gaſtfreunde des Pheidias. Er hatte ihnen Gemächer in einem der weiten Gelaſſe ſeiner Werkſtätte zur Behauſung eingeräumt. Er ſelbſt aber blieb unſichtbar Unabläſſig war er im Tempel mit der Vollendung und Aufrichtung des gewaltigen Gold- und Elfenbeinbildes beſchäftigt. Er verweigerte jede Begegnung, aber er

hatte durch Alkamenes versprechen lassen, daß Perikles und Aspasia die Ersten im gesammten Volke der Hellenen sein würden, welchen er das größte Werk seiner Hände enthüllen würde.

Die mit Spannung erwartete Stunde kam heran.

Einem glutenden Sommertage war ein gewitterschwüler Abend gefolgt. Fliegendes dunkles Gewölk hatte sich über den himmelanstarrenden Gipfeln der Berge gesammelt. Nach Einbruch der völligen Dunkelheit kam ein Sklave des Pheidias und meldete dem Perikles, daß er beauftragt sei, ihn und Aspasia ins Innere des Zeustempels zu führen. In ihrer Begleitung war, auf Aspasias Wunsch, das arkadische Mädchen. Sie durchschritten, dem Sklaven folgend, den heiligen Hain der Altis, der unter umwölktem Nachthimmel in tiefem Schatten lag. Einsam war es rings, und nur ein leises Rauschen ging schauernd durch die Wipfel der Bäume.

Nun erreichten sie den Tempel. Der Sklave schloß die Pforten auf, und führte sie in das innere Tempelgemach. Dort lenkte er ihre Schritte auf einen etwas erhöhten Platz im Hintergrunde, wo sie sich niederlassen konnten. Dann entfernte er sich, die Pforte neuerdings hinter sich schließend und ließ die Drei allein im Dunkel. Ein schwacher Lichtschimmer fiel vom nächtlichen, wolkenumhangenen Himmel durch die Oeffnung der Tempelbedachung. Aber er drang nicht in die Tiefe des Raumes.

Stumm, fast ängstlich harrten Perikles und Aspasia und das Hirtenmädchen. Plötzlich zerriß vor ihren Augen der Schleier der Finsterniß, und sie erschracken, geblendet durch eine plötzliche, unbeschreibliche Glanz-Erscheinung. Der Vorhang, welcher den Hintergrund des Tempelgemachs vom vorderen Raume getrennt hatte, war hinweggezogen worden, und die Drei erblickten in hellem Lichte vor sich den Gold- und Elfenbeinkoloß des olympischen Gottes. Auf schimmerndem reichgeschmücktem

Throne war er sitzend gebildet, und dennoch hinaufreichend bis zur Decke des Tempels mit jenem erhabenen Haupte, das in seiner göttlichen Ruhe schon durch eine Vorwärtsbewegung der Locken, nach dem Worte des Sängers, die Höhen des Olympos erschüttert.

Um die Elfenbeinglieder des Götterkönigs schlang sich golden der Mantel, die linke Schulter sammt dem Arme und den unteren Theil des Körpers umhüllend. In buntfarbigem Email funkelte des Mantels Gold, der Zierrath kleiner Figuren und blühender Lilien war in seine Fläche gleichsam eingestickt. Aus grün emaillirtem Golde war auf die Locken des Olympiers der Oelbaumkranz gedrückt. In der Linken hielt er den, aus verschiedenartigen edlen Erzen kunstvoll gearbeiteten, bunt glänzenden, ruhig nach vorn auf den Boden aufgestützten Scepter. Auf der ausgestreckten Rechten aber trug er eine Siegesgöttin, aus denselben Stoffen, wie die Gestalt des Gottes selber gebildet. Auf vier pfeilerartigen Füssen, zwischen welchen auch noch kleine Säulen standen, ragte der schmuckreiche Thron, stralend in buntem Wechsel von Gold und Marmor, Ebenholz und Elfenbein. Dunkelblau war des Thronsitzes flache Vorderwand gefärbt, ein wohlberechneter Hintergrund für den Glanz des Goldes und des Elfenbeins.

Bedeutungsvoll umgab von allen Seiten reiches Bildwerk die Gestalt des Gottes und den Thron. Auf des Scepters Spitze saß ein Aar, gold'ne Löwenbilder schmückten die Stützen des Schemels, auf welchem die Füsse des Götterbeherrschers ruhten, Sphynxe trugen des Thronstuhls Armlehnen, Sinnbilder der unerforschlichen Rathschlüsse Kronions. Auf den Seitenflächen des Thronsitzes erglänzten, von der Hand des Panainos gemalt, in heller Farbenglut die Thaten des ruhmvollen Zeussohnes Herakles. Anderes Heldenhafte schloß sich an: auch die Bilder aller Kampfarten von Olympia.

Auf der breiten Fläche des Sockels aber, über welchem

der Thron sich erhob, stieg die herrlichste der Zeustöchter, die goldene Aphrodite, aus dem Schaume des Meeres.

Göttlich mild erschien des Olympiers Angesicht, und doch voll unbeschreiblich erhabenen Ernstes. Die milde Güte war mit strenger Macht und ernster Weisheit wunderbar vereint. Vorwaltend aber war, und überwältigend der Eindruck höchster Macht.

Aspasia barg fast erschrocken ihr Haupt an der Brust des Perikles. Schier unheimlich ergriff sie diese leuchtende Uebergewalt. Hier war nichts Weibliches mehr dem Göttlichen beigemischt, wie in der Gestalt der Jungfrau Pallas Athene. Hier war zu ihrem Gipfel emporgeführt die männlich ernste, strenge, hohe Kraft des Götterbeherrschers.

Aspasia fühlte bei diesem Anblick etwas wie einen fliegenden, gähen Schmerz in ihrer Brust . . .

Auch das Mädchen aus Arkadien war im ersten Augenblicke heftig erschrocken: gleich darauf aber zeigte es sich gefaßt und blickte zu dem Gotte empor mit der Zuversicht eines Kindes.

Das Gewitter war leise und allmählig heraufgezogen. Man sah durch des Tempels obere Oeffnung Blitze am Himmel zucken und hörte ferne Donner rollen.

Aspasia wollte den Perikles mit sich fortziehen. Er aber blieb in stummem Anschauen festgewurzelt. Auch er war gewohnt, von der Bildkunst einen anmuthenden Eindruck zu empfangen. Hier aber sah er sich dem Erhabenen in nie geahnter Gestalt gegenüber. Es lag etwas wie eine neue Offenbarung in diesem Götterbilde.

Draußen rollten die Donner näher und näher.

Plötzlich fuhr ein Blitz durch die Oeffnung des Tempeldachs herab.

Perikles und Aspasia verloren für einen Augenblick die Besinnung.

Als die Blendung ihrer Augen vorüber war, sahen sie eine Marmortafel im Raume des Tempels, auf welcher die zwölf olympischen Götter in erhobener Arbeit gebildet waren, vom Blitze gespalten und geschwärzt . . .

Das Antlitz des Zeus hatte im Schein des Blitzes einen Augenblick titanisch furchtbar aufgeleuchtet. Es war, als hätte seine Hand den Blitz geschleudert, der seine olympischen Nebengötter zermalmte . .

Aber nun glänzte das Antlitz des Gottes wieder in so ruhiger Hoheit fort, daß bei seinem Anblicke die Schrecken jener Blitzerscheinung besänftigt zerrannen. So groß erschien der Gott, daß ihn selbst die Blitze nur wie ein leichtes, mattes Funkenspiel umgaben.

„Dieser Gott des Pheidias," sagte Perikles, verloren in tiefes Sinnen, „ist hinausgewachsen über die Tempel der Hellenen. Er strebt mit dem Haupte hinauf in's Unerreichliche, Unendliche" . . .

Nur halb gezwungen folgte endlich Perikles der drängenden Aspasia.

Sie suchten den Pheidias auf.

Dieser aber hatte ungesehen die Beiden beobachtet, während sie vor dem Bilde des Gottes betrachtend standen.

Jetzt verlor er sich, und wich den Worten aus.

Er blieb verschwunden.

Als Perikles und Aspasia sinnend zurückgekehrt waren in ihre Behausung, da schüttelte Aspasia den Eindruck der ernst-erhabenen Schau von ihrer Seele ab, wie ein Vogel funkelnde Regentropfen von seiner leichten Schwinge schüttelt.

Nicht so Perikles.

Aber Aspasia ruhte nicht, bis sie den olympischen Ernst auf seiner Stirne gemildert hatte.

Zuletzt trat auch ihm das Unheimliche, ernst Erhabene des unter Blitz und Donner Geschauten in den Hintergrund,

und des unvergleichlichen Bildners Bewunderung gewann in seiner gehobenen Seele die Oberhand.

Noch mit geschlossenen Augen sah im Schlummer jener Nacht das Mädchen aus Arkadien sich umwogt von Lichtströmen, aus Goldglanz, Elfenbeinschimmer und Blitzgefunkel wundersam gemischt.

Aber Perikles fuhr ein paarmal unruhig aus dem Schlaf empor. Er hatte geträumt, der sitzende Gott des Pheidias habe sich in seiner ganzen Größe aufgerichtet und mit seinem Haupte die Decke des Tempels in Trümmer gestossen.

Und Aspasia hatte einen andern wunderlichen Traum.

Sie sah den Adler des Zeus, wie er von der Spitze des Scepters herunterflog gegen den Sockel, und dort mit seinem Schnabel den Tauben der goldenen, heiterlächelnden, wonnigen Aphrodite die Augen aushackte. . . .

AD BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

Neunzehntes Capitel.

Das Kind des Lichts und die Priester der Nacht.

Sie waren ein wunderſames Widerſpiel jenes joniſchen Honigmondes, dieſe peloponneſiſchen Fahrten des Perikles und ſeiner Aſpaſia! Dort an Milets heiteren Geſtaden zog die ſiegreiche Weiblichkeit mit weichen Armen den Athenerhelden in ihren Zauberkreis; hier zwiſchen ſtarrenden Bergeshäuptern trat der männliche Dorergeiſt im Geleite vieler Dinge, welche das Gemüth ernſt zu ſtimmen geeignet waren, an Perikles heran. Hier goß die Natur ſelbſt eine Art von ernſtem Schauer in ſeine Seele; hier ſprachen zu ihm uralte Ueberreſte einer heldenhaften Vergangenheit, welcher gegenüber die Nachgebornen ſich doch nur als ein ſchwächliches Geſchlecht empfinden konnten; hier wurde auf Stätten, deren Sagen an die alte Heldenwelt unmittelbar anknüpften, ein Cult und ein Wettſtreit der Männlichkeit gepflogen, geeignet, wie Aſpaſia richtig fühlte, in der Seele des Griechen Geſinnungen zu wecken, zu erhalten, und groß zu ziehen, welche den Sieg der Schönheit und der Weiblichkeit auf allen Gebieten des Lebens weit eher beeinträchtigen als befördern konnten. Auf berg-einſamen Fluren der Hirten hatte Perikles hier ein einfaches, wenn man will, idylliſches Daſein geſchaut, welches unberührt war vom Hauche der neuen Geſittung, und welches Anſchauungen, Empfindungen, Ahnungen nährte, die vielleicht nur den Niedergang des echten Hellenengeiſtes erwarteten, um mit einem grauen, einförmigen Nebel die heitere, helleniſche Welt zu umſpinnen. Hier hatte

ſelbſt die Kunſt des Athenäers, im Tempel des olympiſchen Götterkönigs ihr Höchſtes und Letztes hinſtellend, den Triumph des ernſt Erhabenen über das anmuthend Schöne vor dem Auge des Griechen, wie es ſchien, für immer beſiegelt.

Anders ſtand dieſen Anregungen und Einflüſſen Perikles, anders Aspaſia gegenüber. Denn nicht völlig gleich war die Natur ihrer Gemüther, und verſchieden die Art ihres Verhältniſſes zur Außenwelt. Aspaſia war die nach allen Seiten hin Wirkende, Gebende, Thätige, Perikles war, ſeiner männlichen Thatkraft unbeſchadet, der von allen Seiten her mit offener, edler Griechenſeele auf ſich wirken Laſſende, Empfangende. Er war, wie das Hellenenvolk ſelbſt, mit ſeiner Empfänglichkeit zwiſchen die Gegenſätze geſtellt; und wie das Hellenenvolk und der Hellenengeiſt, durchlebte er im Wandel dieſer Einflüſſe und Gegenſätze eine Entwicklung, eine innere Geſchichte, deren Ziel und Ausgang noch nicht abzuſehen war, während Aspaſia unverrückbar und unwandelbar feſt ſtand im innerſten Kern ihres Weſens: als die zaubermächtige Vorkämpferin helleniſcher Lebensheitre und Lebensſchöne.

War nicht zu fürchten, daß durch dieſen gelinden Gegenſatz, bisher verdeckt von den Roſengewinden der Liebe und des Glückes, die ſchöne Harmonie des Liebelebens, welches das edle herrliche Paar vereinigte auf dem Gipfel des Daſeins, einmal getrübt werden könne?

Wohl lag ſie nahe, die Gefahr, aber jene Roſen der Liebe und des Glückes ſchienen nun einmal unverwelklich zu ſein für dieſes Paar, begabt mit einem Zauberduft von ewiger Dauer.

Noch immer blieb ja Perikles der Empfängliche, Empfangende, Aspaſia die ſiegreich Wirkende, Gebende.

In ihren Geſprächen zwar befehdeten die Beiden ſich oft, und nicht ſelten glaubte Perikles, das geliebte Weib zu ſeiner Meinung, in ſeine Stimmung mit herüber gezogen zu haben. Zuletzt aber merkte er doch meiſt, daß ſie es war, die

ihn umgestimmt hatte, daß es unmöglich blieb, des wirkenden Zaubers, der in die Hand dieses unvergleichlichen Weibes gelegt war, sich ganz zu erwehren. Immer wieder ließ er von der Schönen sich zurückführen auf den Gipfel freier, heiterer Lebensanschauung. Immer aufs Neue wurde der schöne Einklang der beiden Seelen wieder hergestellt, immer aufs Neue verwirklichten sie das Ideal des hellenischen Lebens auf seinem Höhepunkte, und boten ein Schauspiel, auf welches die Olympier mit Befriedigung herunterblickten.

Aspasia verstand es trefflich, die Stimmungen des Gatten zu bekämpfen. Ob sie für immer im Stande sein werde, seines innersten Lebens neu-sprossende Keime zu ersticken, den Fortschritt seiner inneren Entwicklung aufzuhalten, das blieb freilich unmöglich für jetzt zu ermessen.

Gewiß ist nur, daß Aspasia es stets verstand, den Scherz der Lieder des Anakreon mildernd in den Ernst zu mischen, zu welchem Perikles an Hymnen des Pindaros sich begeisterte, und daß zwischen diesen Beiden echter Griechensinn noch immer Recht behielt. —

In dem kleinen Zwischenfalle mit Alkamenes hatte die Vergangenheit einen flüchtigen Schatten auf das Eheglück des Perikles geworfen. Aspasia athmete freier auf, als sie mit ihrem Gatten auf der Heimkehr von Olympia nach Athen den Boden des Peloponnesos hinter sich hatte. Sie ahnte nicht, daß Unerfreuliches ihr auf dem Boden Attikas selber, unmittelbar vor dem erreichten Ziele, bevorstand.

Während Pheidias zu Olympia seinen Zeus für ganz Hellas schuf, wie er früher zu Athen die Pallas Athene für die Athenäer geschaffen, war sein früherer Genosse und Freund Iktinos in der attischen Mysterienstadt Eleusis thätig gewesen, wohin er berufen war, um ein neues Haus der Demeter für die Feier der großen Mysterien zu erbauen.

Da die Tage der Mysterienfeier bevorstanden, so hielt

ſich Hipponikos, welcher bei dieſer Feier die an ſein Geſchlecht geknüpfte Würde eines Daduchen bekleidete, eben in Eleuſis auf, ein Landgut bewohnend, wie es auch andere reiche Athener in der Gegend des ſchön gelegenen Eleuſis beſaſſen. Denn dieſe Stadt lag unfern dem Meeresſtrande, der Furt von Salamis und dieſer Inſel ſelbſt gerade gegenüber. Die Hügel hinauf zogen ſich die Behauſungen der Einheimiſchen und die großen Tempelbauten mit ihren weitläufigen heiligen Bezirken, innerhalb welcher ſie ſtanden.

Perikles nahm bei Hipponikos ſeinen Aufenthalt während der Zeit ſeiner Anweſenheit zu Eleuſis.

Der erſte Tag ward der Beſichtigung des neuen, großen, durch Iktinos vollendeten Weihetempels gewidmet, der, auf die Myſterienfeier berechnet, viele unterirdiſche Gelaſſe und labyrinthiſche Gänge von großer Ausdehnung zählte, die Stätte jener Geheimniſſe, welche zu ſchauen nur den Eingeweihten erlaubt war.

Die eleuſiniſchen Geheimniſſe waren nun ein Gegenſtand, gegen welchen Aſpaſia ſogleich wieder auf das Entſchiedenſte die Spitze ihres Geiſtes und Witzes kehrte. Ihr ſchien Alles, was dem Lichte ſich entzog, was das Dunkel ſuchte, was mit dem Schleier des Geheimniſſes ſich umgab, zuſammenzuhängen mit Aberglauben und Schwärmerei, und ſo erblickte ſie auch in dieſen Myſterien eine Gefahr für den freien, zum Lichte ſich emporringenden Geiſt der Hellenen.

Als ſie die Ehrfurcht tadelte, und die heilige Scheu der Athenäer vor dieſen Myſterien, ſagte Perikles:

„Vielleicht iſt dieſe Scheu der Hellenen die geheim ſich ankündende Scheu des Menſchengeiſtes überhaupt vor den Geheimniſſen, die noch in ſeiner eigenen Tiefe unentwickelt ſchlummern. Wer weiß, wie viele Offenbarungen der Menſchengeiſt noch hervorholt aus dieſer heiligen Tiefe!“

„Ich will nichts hören von Offenbarungen der Zukunft!“ entgegnete Aspasia. „Die Offenbarung der Gegenwart ist die Offenbarung der schönen Menschlichkeit, und Alles was folgen könnte, wäre nur eine Verschlimmerung. Klammern wir uns mit Geist und Seele und allen Fasern unseres Wesens an die schöne, heitere Gegenwart!“ —

Perikles verwies Aspasia auf den Daduchen Hipponikos, und fragte sie, ob denn dieser Mann, dessen Leibesgestalt immer mehr sich rundete, und dessen Wangenroth immer glänzender wurde, irgend eine Spur von Schwärmerei an sich trage? Und doch sei er nicht blos Eingeweihter, sondern sogar auch Träger einer Priesterwürde zu Eleusis, einer von Denjenigen, welche die Einweihung der Mysten vollziehen.

Aspasia entgegnete, Diejenigen, welche Andere in das Reich des Aberglaubens und der Schwärmerei einführen, seien nicht selten frei von den Gesinnungen, welche sie Anderen einflößen; zuweilen aber, sagte sie, geschehe es auch, daß die Träger und Vermittler heiliger Geheimnisse den Maulthieren ähnlich seien, welche hie und da nach altem Brauch zum Träger heiliger Tempelgeräthe oder Götterbilder verwendet werden, und auf welche nichts von dem Göttersegen übergeht, welchen sie Anderen auf ihrem Rücken zutragen und vermitteln. Der harmlose Hipponikos, fügte Aspasia hinzu, scheint mir zu dieser letzteren Art zu gehören.

Hipponikos war stolz auf seine Daduchenwürde, weil in der That eine Ehre vor dem Hellenenvolke damit verbunden war. Aber was mit dieser Würde sonst zusammenhing, und was sie von ihm erheischte, dazu fühlte er wahrlich durch keinen inneren Antrieb, durch keine persönliche Neigung, sondern einzig durch den Umstand sich berufen, daß er dem Geschlechte angehörte, aus welchem die Daduchen von Eleusis gewählt zu werden pflegten, und daß ihn diese Wahl getroffen hatte.

Er vertheidigte der Gattin des Perikles gegenüber die

Mysterien als eine Sache, die er zwar vertrat, aber ohne sich dafür zu ereifern.

Philosophischer Erörterung abhold, begnügte er sich, Aspasia auf ein Gemälde zu verweisen, welches seinen Speisesaal schmückte. Dies Gemälde war von der Hand des Polygnotos, und stellte den Besuch dar, welchen der Irrfahrer Odysseus im Reiche der Schatten machte. Der Hades war gemalt mit allen seinen Schrecken und unter den bleichen Schatten bewegte sich unerschrocken der noch lebende Fürst von Ithaka.

Als Perikles mit Aspasia das Gemälde betrachtete merkte er als ein Eingeweihter sogleich, daß die Einzelheiten desselben viele Beziehungen zu den Geheimnissen von Eleusis hatten. Hipponikos bestätigte dies und sagte zu Aspasia:

„So viel ist wohl zu verrathen erlaubt, daß der Weg zu dem heiligen Lichte von Eleusis durch den Hades führt, durch die Schrecken des Erebos. Was aber die Nichteingeweihten betrifft, und Diejenigen, welche es hartnäckig verschmähen, sich einweihen zu lassen, so ist ihr Schicksal in der Unterwelt für die Kundigen sehr anschaulich auf diesem Bilde bezeichnet."

So sprach Hipponikos, und rieth Aspasia ernstlich, sich einweihen zu lassen, indem er ihr in Erinnerung brachte, daß nach allgemeiner Ueberzeugung der Hellenen Diejenigen, welche in den Mysterien der Demeter zu Eleusis eingeweiht sind, nach ihrem Tode in seligen Auen wandeln, den Nichteingeweihten aber bestimmt ist, eine ewige Zeit hindurch in schauerlicher Finsterniß und Oede zu schmachten.

„Ich habe es oft behaupten hören," sagte Aspasia, „und es hat dies meinem Ohre immer so geklungen, wie wenn Jemand auf einer verstimmten Zither unharmonische Töne zuversichtlich greift, oder über eine Glasfläche mit einem spitzen Eisen ritzend dahinfährt. Es ist erstaunlich, an welche Dinge sich sogar hellenische Ohren gewöhnen mögen. Ich weiß, daß es Personen gibt, welche sich, wenn sie ihr Lebensende heran-

nahen fühlen, noch ſchnell einweihen laſſen, und Manche beeilen ſich ja, ihre Kinder ſchon im zarten Alter dieſes Heiles theilhaft werden zu laſſen."

„Bin ich doch ſelbſt," ſagte Perikles, „wie faſt alle Athener, eingeweiht, und gerne wär' ich bereit, auch dieſe Geheimniſſe wie alles Andere mit dir zu theilen" —

„Ich begreife," verſetzte Aspaſia, „daß den Unverſtändigen der Aberglaube, den Verſtändigen die Neugier Grund genug iſt, ſich einweihen zu laſſen. Auf das Recht der Neugier aber habe ich ja als Frau doppelten Anſpruch. Was muß ich thun, Hipponikos, um jener Weihen theilhaft zu werden?"

„Die Sache iſt leicht," ſagte Hipponikos. „Du meldeſt dich im nächſten Jahre bei der Feier der kleinen Eleuſinien zu Athen, erhältſt auf die Fürſprache eines ſchon Eingeweihten die geringeren Weihen, und begibſt ein halbes Jahr ſpäter dich mit dem eleuſiniſchen Feſtzuge von Athen hieher nach Eleuſis, um hier in die großen Weihen eingeführt zu werden, und die eigentlichen Geheimniſſe zu ſchauen."

„Wie?" rief Aspaſia, „ſo lange ſoll ich meine Neugier bezähmen? Die kleinen Eleuſinien ſoll ich erwarten, und dann noch ein halbes Jahr verſtreichen ſehen, bevor ſich die Geheimniſſe mir enthüllen? Biſt du nicht Daduch, Hipponikos, und kannſt als ſolcher mir die Vergünſtigung erwirken, daß ich die kleineren Weihen nun hier zugleich mit den großen empfange?"

„Unmöglich!" erwiderte Hipponikos.

„Was hindert dich?" fragte Aspaſia.

„Die Zwiſchenzeit der beiden Weihen iſt feſtgeſtellt durch den heiligen Gebrauch," entgegnete der Daduch.

„Du vermagſt mir hinweg zu helfen über den heiligen Gebrauch, wenn du nur willſt!" warf Aspaſia ein.

„Der Hierophant iſt einer von den Strengen und Ernſten

in der Art des Diopeithes zu Athen," ſagte Hipponikos. „Soll ich den Zorn dieſes oberſten Prieſters auf mich laden?"

Aspaſia beſtand auf ihrem Verlangen, aber der Dadouch wiederholte ſein „Unmöglich". Er war ein Feind von bedrohlichen Verwicklungen Er verſpürte keine Luſt, die ganze eleuſiniſche Prieſterkaſte gegen ſich aufzubringen. Er liebte den Frieden und die Behaglichkeit.

Den nächſten Tag kam der eleuſiniſche Aufzug von Athen nach Eleuſis herüber. Perikles und Aspaſia befanden ſich mit Hipponikos unter Denjenigen, welche als Zuſchauer dem Schwarme begegneten, als derſelbe zu vielen Tauſenden einhergezogen kam auf dem heiligen Wege. Während die Blicke Aspaſia's hinſchweiften über die im Zuge getragenen Heiligthümer und über die Schaar der Myſten ſelbſt, alle bekränzt mit Myrthe und Eppich, Aehren und Ackergeräth in Händen tragend zu Ehren der Erdfruchtſpenderin Demeter, da trafen ihr plötzlich beim Scheine der brennenden Fackeln — denn die Ankunft des eleuſiniſchen Zuges fiel in die dunkelnde Abendſtunde — aus der bunten Menge der Geſichter die matten Augen und die ſchlafhängenden Wangen Teleſippes entgegen.

Teleſippe's Gatte, der durch des Perikles Einfluß immer wieder neu gewählte Archon Baſileus, dem auch die Aufſicht der eleuſiniſchen Myſterien oblag, ging im Geleite der atheniſchen Prieſter und obrigkeitlichen Perſonen; Teleſippe wandelte als Baſiliſſa, als Theilnehmerin ſeiner religiöſen Würden und Verrichtungen erhobenen Hauptes an ſeiner Seite.

Würdevoll erſchien das Weib des Königs-Archonten in der ſtattlichen Fülle des Leibes; und als ihr Blick, ſtolz zur Rechten und zur Linken ſchweifend, auf den früheren Gemal und auf die Mileſierin an ſeiner Seite fiel, da richtete ſich ihr Haupt noch höher auf, und ein Zug der Verachtung erſchien auf ihrer wulſtigen Unterlippe gelagert. So feierlich war ihre Miene, als ſtände ſie eben wieder am Lenäenfeſte als „des

Gottes myſtiſche Gattin" im Tempel des Dionyſos, an der Spitze untergebener prieſterlicher Frauen, geheimnißvolle Bräuche vollziehend, Bräuche, die kein männliches Auge ſchauen durfte, und über welche ſie den Theilhaberinnen feierlichſt das Gelübde des Stillſchweigens abnahm.

Als Aspaſia das Weib erblickte, ſo hoch emporgetragen vom Bewußtſein ſeiner prieſterlichen Würde und den Pfeil der Verachtung aus mißgünſtigen Augen ſchleudernd, da regte ſich der alte Haß und die ſcharfzüngige Spottluſt im Buſen der Jonierin.

„Siehe da," ſagte ſie lächelnd zu Perikles, „ſiehe, wie ſie einherſtolzirt, reichlich blühendes Fett um die Glieder, die würdige Frau Teleſippe! Nachdem ſie zweier ſterblicher Männer Ehefrau geweſen, iſt ſie nun gar des Gottes Dionyſos myſtiſche Gattin geworden! Es ſollte mich aber wundern, wenn der jugendliche Gott ſie nicht bald auch einem Anderen abträte, und zwar dem Silen, ſeinem dickbäuchigen Begleiter; denn für dieſen erſcheint ſie ganz wie geſchaffen!" —

Einiges von dieſer ſcharfgewürzten Spottrede drang zu Teleſippe's Ohr. Noch beſſer aber ward ſie vernommen von Elpinike und von dem Seher Lampon, welche hinter Teleſippe im Zuge gingen, und welche, gleich dieſer, den Perikles nebſt der Mileſierin im Vorübergehen ſcharf und lauernd in's Auge gefaßt hatten. Blicke mühſam unterdrückter Erbitterung wurden auf die Verwegene geſchleudert, und ein ſtillſchweigendes Gelöbniß, längſt geſchworne Rache zu beſchleunigen, flammte gleichzeitig in drei empörten Seelen auf.

In der Nacht ſchwärmte zur Küſtenſtrecke des eleuſiniſchen Meerbuſens der Feſtreigen, geführt vom Gotte Jakchos mit leuchtender Fackel. Hier flammte der nächtliche Lichtſchein auf über der blumigen Au, und um den Gott her ſchlang ſich der begeiſterte Chor, den Boden ſtampfend im Tanze, das Lockenhaar ſchüttelnd ſammt dem Myrthenkranze darin, und den

ſchwellend gereiften Beeren im Kranze. In mannigfachen Windungen kreuzte ſich mit den hochgeſchwungenen Fackeln der Reigen. Ein Myſte übergab häufig die Fackel wechſelnd dem andern. Als heilig wurde dieſer myſtiſche Fackelglanz betrachtet, und die davon abſpringenden Funken galten als Reinigungsmittel der Seelen Jener, die ſie niederfallend berührten.

Mit Einbruch jenes Abends aber, welcher der Vorfeier ein Ende machte, und den Geheimniſſen im Weihetempel vorausging, bereiteten die Myſten auf die Weihen ſich vor durch mancherlei Reinigungen, Spenden, Opfer und andere heilige Bräuche.

Wiederholt hatte Aſpaſia inzwiſchen an Hipponikos das Verlangen erneuert, durch ſeine Vermittlung in die Myſterien miteingeführt zu werden.

Hipponikos erinnerte ſie daran, daß die Feier der Myſterien unter der Aufſicht des Archon Baſileus, des Gemahls Teleſippen's, vor ſich ging, und daß, wie der Archon Baſileus die Oberaufſicht über die eleuſiniſchen Prieſter hatte, ſo ſeine Gemalin den Prieſterinnen von Eleuſis als Baſiliſſa für die Zeit der Myſterien vorſtand.

Das Alles ſchien den Eigenwillen Aſpaſia's nur noch zu ſtacheln: aber ſie hätte wohl kaum den Widerſtand des Hipponikos gebrochen, wäre es Dieſem zuletzt der Gattin des Perikles gegenüber nicht ſo ergangen, wie dem Alkamenes zu Olympia. Er hegte nicht umſonſt Tage lang den Feuerbrand, der ihm das Herz ſchon einmal verſengt hatte, in ſeinem Hauſe. Jenes Zwiſchenfalls mit Alkamenes eingedenk, würde Aſpaſia ſich ſonſt wohl gehütet haben, dieſe Flamme neuerdings zu ſchüren, und eine Gefahr heraufzubeſchwören, welche ihr um des Perikles willen verhängnißvoll erſchien. Aber ſie hatte ſich nun einmal vorgeſetzt, das, was ſie bekämpfen wollte genau zu ergründen, um es mit noch größerem Erfolg zu bekämpfen. Sie ſah mit Genugthuung die Gluten des Hipponikos, den ſie ſonſt ver-

achtete, neuerdings auflodern; wollen sie ihr doch eine Bürgschaft, daß er ihrem Verlangen zuletzt willfahren werde.

Und so geschah es auch. Der Daduch willigte endlich ein, jene kleineren Weihen, welche Aspasia schon vor einem halben Jahre zu Athen hätte empfangen sollen, ihr jetzt zu ertheilen. Er wußte den sogenannten Mystagogen für sich zu gewinnen, welchem es vornehmlich oblag, bei den kleineren Eleusinien zu Athen die Neulinge einzuführen und vorzubereiten.

Der Daduch ließ Aspasia nach vorausgegangenen Ceremonien der Reinigung auf das Vließ eines dem Zeus geopferten Lammes treten, dann unterrichtete sie der Mystagog in gewissen Bräuchen und Formeln, deren sie im Tempel bedurfte, um zu beweisen, daß sie eingeweiht war, daß ihr der Eintritt mit den Mysten in's Innerste des Heiligthums nicht versagt werden dürfe. Schwören ließ er sie zuletzt, daß sie über Alles, was sie im Hause der großen Weihe hören und sehen würde, unverbrüchliches Schweigen beobachten wolle für immer.

Nicht auf einmal wurden, als die Tage der Weihen gekommen, alle Mysten eingeführt, sondern eine Abtheilung folgte der andern.

Unter der zuerst eingeführten Mystenschaar befanden sich Perikles und Aspasia.

Ein Lächeln schwebte auf den Lippen Aspasia's als sie mit dieser Schaar, geführt vom Mystagogen, den inneren Raum des Heiligthums betretend, den Hierophanten sammt den übrigen Oberpriestern und Helfern in glänzende und bedeutungsvolle Gewänder gehüllt erblickte, Diademe auf dem frei über die Schultern hinabwallenden Gelock des Hauptes, hohe Greisengestalten, ehrfurchtgebietend von Ansehen, überdies geheimnißvolle Sinnbilder zur Schau tragend: unter ihnen der Daduch mit einer Fackel in der Hand.

Und noch reizender lächelte die schöne Milesierin als

nunmehr der „heilige Herold" seine Stimme erhob vor den versammelten Mysten mit der Aufforderung, daß Jeder, der nicht die Weihen empfangen, sich entferne, desgleichen Jeder, dessen Hand nicht rein von Schuld und der nicht würdig vorbereitet, zu schauen das heilige Licht von Eleusis und zuletzt Allen den feierlichen Schwur noch einmal abnahm, ewiges Schweigen zu beobachten über das, was sie schauen und hören würden, hierauf aber jedem Einzelnen eine Frage in's Ohr geflüstert wurde, die nur der Myste beantworten konnte, und welche er ebenso leise in's Ohr des Fragenden erwiderte, während von einem unsichtbaren Chore der feierliche Hymnus auf die Göttinnen von Eleusis gesungen wurde.

Und noch immer umschwebte das feine Lächeln die geistbeseelten Lippen Aspasias, als die Mysten in das Innerste des Tempels eingeführt, und gewisse heilige Gegenstände ihnen dort zuerst gezeigt wurden, Ueberbleibsel aus Urzeiten, Sinnbilder der Segnungen und Geheimnisse des eleusinischen Götterdienstes, auch zur Berührung und zum Kusse dargereicht, und mit weihevollem Wort aus dem Munde des Hierophanten gedeutet.

Und mit dem gleichen Lächeln verfolgte Aspasia die nachahmenden Darstellungen der heiligen Sagen, lebendig und ergreifend anzusehen im geheimnißvollen Halbdunkel des Tempels, von Saiten- und Flötenklang und Gesängen begleitet.

Jetzt aber wurde die Mystenschaar abwärts geführt über Stufen in unterirdische Gewölbe und Gänge. Bald sahen sie von völliger Finsterniß sich umgeben. Irrfahrten begannen, und ein langes, mühevolles, ziellose Umherschweifen in nächtlichem Dunkel. Nur des Hierophanten Stimme diente mit ernstem, würdevollem Laut in bedeutsamen Sprüchen und Zurufen als Führer der dunklen labyrinthischen Irrfahrt.

Plötzlich wurde ein dumpfes Getöse, als ob die Grundfesten der Erde erbebten, vernehmlich: darein schienen sich Ge-

heul, Geſtöhn, brauſende Waſſer, rollende Donner zu miſchen. — Der vorher ruhigen Schau folgte nunmehr im Schwarme der Myſten ängſtliches Staunen, Schauder, Zittern; Schweiß bedeckte die Stirnen.

Immer größer aber wurden die Schreckniſſe; denn beim Schein blitzartig leuchtender Flammen, welche aus dem Boden wechſelnd emporſchlugen, und deren Farbe roth, blau, weiß oder fahl und grauſig anzuſehen war, ſah man entſetzliche Schreckgeſtalten, Scheuſale der Unterwelt, flüchtig beleuchtet: Gorgonen mit entſetzlichen Häuptern, auf Schlangenfüßen heranſchleichende Echidnen, abenteuerliche Chimären, welche des Löwen, der Ziege und der Schlange Geſtalt in ſich vereinigten, zähnefletſchende Harpyen mit ungeheuren Rachen, bleiche, blutlüſterne Empuſen, mit Hundeköpfen bellende Skyllen, und das grauſenhafte Bild der Hekate —

Aber noch immer entſetzlicher wurden die Schreckenserſcheinungen. Zuletzt erſchien im fahlen Lichte Thanatos, der Todesgott, thronend auf Todtengebein, in nachtſchwarzem Gewande, die Stirn umkränzt von Aſphodill, eine umgeſtürzte Fackel in der Hand, neben ihm ein falbes Roß, auf welchem er reitend unendliche Fernen im Fluge zurücklegt.

Rings um ihn aber waren ſeine Getreuen gelagert: Eurynomos, der Dämon der Verweſung, einer der Hadesgeiſter, deſſen Amt es war, das Fleiſch der Leichen bis auf die Knochen abzunagen. Er ſaß auf Aas, wie ein Rabe oder Geier, und hackte ſeine Zähne gierig in das mürbe Fleiſch.

Weiter war zu ſehen um den fahlen Thanatos die Peſt, und der blaſſe, abgezehrte Hunger, und des Krieges Furie Enyo und die kranke, herznagende Liebesraſerei, und Ate, die Thorheit, der Verblendung und der Schuld blindwüthiger Dämon.

Aspaſia lächelte noch immer, aber ihr Lächeln war nicht mehr reizend, und ihr Antlitz marmorbleich . . .

Während aber jetzt auf des Hierophanten Wink der Daduch seine Fackel an einer der aus dem Boden aufzuckenden fahlen Flammen entzündete, und immer schauerlicher die Weisen der Flöten und des unsichtbaren Chores erklangen, nahm eine düstere, von mephitischen Dünsten erfüllte Höhle den Schwarm der Mysten auf. Aus der Ferne erscholl ein dumpfes Brausen, wie von Stromgewässern, und dazwischen das helle, wie aus dreifachem Haupte kommende Gebell eines Hundes.

Als nun die Mysten den langen, schauerlichen Höhlenweg zurückgelegt, erblickten sie wie in einem Traum ein weites, einförmiges, düsteres, gleichsam von Schlummersäften triefendes Reich vor sich, umgürtet von traurig hinwallenden Strömen.

Beschwichtigt ward durch des heiligen Herolds bannenden Stab des dreiköpfigen Höllenhunds Gebell, und die Mystenschaar sah sich umgraut von Persephonens Todtenhain, wo in fahlem Lichte Weiden und Silberpappeln standen, blaßfarbig und regungslos und mit traurig niederhängenden Zweigen.

Dann kam die Asphodeloswiese, ganz überwuchert von der traurigen Todesblume, deren bleiche Blüten auf hohen Stengeln wie träumend schwankten.

Ueber dieser Wiese aber schwebten die Schatten, die Seelen der Todten hin und her: wie Traumbilder, oder wie Rauch, unfaßbar, ohne menschlichen Laut, nur mit einem leisen einförmigen Gesumme den weiten Raum des Erebos erfüllend. Auch halb nur bewußt waren sie, wie versunken in brütenden Halbschlummer, einzig erweckbar zu vollem Bewußtsein durch einen dargereichten Trank von dampfend frischem Opferblut.

Nachtgevögel schwirrte in der Luft, auch dieses schattenhaft und gespenstig. Und schattenhaft, mit durchscheinenden Leibern, glitten auch die Fische träg und lautlos hin im Gewässer der Unterweltsströme. Diese Ströme aber, welche den Erebos umgürteten, waren Acheron, der Strom des ewigen

Weh's, der Thränenstrom Kokytos, der Feuerstrom Pyriphlegeton, und der Styx mit nachtschwarzem Gewässer.

Durch das Zwielicht der schwebenden schwankenden Schattenwelt gingen wie traumwandelnd die Mysten, geführt von dem heiligen Herold, bis plötzlich mit Donnergedröhn ein ehernes Riesenthor vor ihnen aufkrachte.

Ueber eherne Schwellen betraten sie den Tartaros, jener Seelen Aufenthalt, welchen es nicht vergönnt war, leid- und freudlos im Halbschlummer über der Asphodeloswiese zu schweben, sondern welche von rächenden Erinnyen hinabgerissen waren in des Hades tieferen, jammererfüllten Abgrund.

Unsterblich auf's rollende Rad geflochten — von ewig drohenden wankenden Felsblöcken überhangen sein — nach ewig entweichenden Fruchtzweigen in ewig ungestillter Begier die Hände ausstrecken — in ewig vergeblichem Schweißbemühen den immer wieder zurückrollenden Stein bergaufwärts wälzen — die immer wieder entrinnende Flut mit verzweifelter Anstrengung in den durchlöcherten Eimer schöpfen — die immer sich erneuernden Eingeweide dem Bisse eines Geiers, und die Glieder den Schlangengeißeln der Erinnyen preisgeben — ein Spielball sein für immer in den Händen jener stygischen Schreckgestalten: dies war das Loos Derjenigen, welche die Mystenschaar auf dem schmerzenreichen Grunde schaudernd erblickte.

Zahlreich waren sie, die Bilder dieser Qualen der Unterwelt, am zahlreichsten aber die Bilder eines ewig vergeblichen, schmerzlichen Ringens und Trachtens — —

So wurden durch die Schrecken der Tiefe, durch das Leid des Lebens, und die Grausen des Todes hindurchgeführt mit angsterfüllter Seele die Eingeweihten.

Feierlich erklang die Stimme des Hierophanten durch alle die Erscheinungen und Schreckniſſe hindurch, deutend und mahnend.

Immer entsetzlicher wurde das unterirdische Dunkel, immer lauter das Gewinsel und Gestöhne der Büßenden. — Die Ströme der Unterwelt begannen zu brausen, das ganze Nachtreich schien aufzustöhnen in einem herzzerreißenden Todesseufzer; aber auch die oberweltliche Natur schien einzustimmen und die Stimmen aller Creaturen sich zu vereinigen in ein unendliches qualerpreßtes Ach — —

Da brach mit einem Male ein wunderbares Licht aus dem Schooße der tiefsten Finsterniß hervor:

Freundliche Gegenden erschienen, Auen, bedeckt mit goldenen Blumen; liebliche Stimmen erklangen, selige Reigen schwebten dahin über das wonnige Gefilde.

Hier winkte Persephones Palast in hellem Lichte. An des Palastes Schwelle stand, im Arm die Lyra, Orpheus, der uralt-heilige Mysteriensänger, und sein tönender Mund verkündete geheimnißvolle Dinge.

Hinter ihm winkte das Knäblein Demophoon aus der läuternden Flammenlohe, mit welcher seine göttliche Pflegerin Demeter zum Schrecken der sterblichen Mutter es umgeben hatte, unversehrt lächelnd den Mysten —

Ueber des Tempels goldenen Pforten aber schwebte leuchtend, beglänzt vom hellsten Stral, das Symbol der geflügelten Psyche, nicht mehr schattenhaft im Hades brütend, sondern über Asphodeloswiesen und Tartaros und Elysion hinaus empor sich schwingend in der verwandten göttlichen Aether — — —

Durch die Pforte wurden die Mysten nun geführt, um wahrhaft Schauende zu werden. Hier enthüllte sich ihnen der unausgesprochene Theil der Geheimnisse. Hier erglänzte ihnen, aber freilich jedem Einzelnen nur nach seines Augsterns Kraft erfaßbar, das volle, heilige Licht von Eleusis. — —

Am Tage, welcher der Einführung Aspasias an der Seite ihres Gatten Perikles mit einem großen Theil der Mysten in

die eleuſiniſchen Weihen folgte, befand die Mileſierin ſich in einem wirren, eigenthümlich veränderten Zuſtande. Ihr Weſen war von einer Aufregung ergriffen, welche ſich faſt zur Höhe des Fiebers ſteigerte. In einem lebhaften Geſpräche mit Perikles über Das, was ſie an ſeiner Seite mitangeſehen und mitangehört, ſuchte ſie ihres Gemüthes geſtörte Harmonie wieder herzuſtellen. Denn gleichwie es Nachtvögel und andere Nachtgeſchöpfe gibt, deren Auge das Dunkel liebt und den hellen Stral des Lichtes nicht verträgt, ſo gibt es auch wieder Kinder des Lichtes, welche ſich nur im gold'nen Strale des verwandten und vertrauten Elementes wohlbefinden, und deren Augſtern es nicht verträgt, in die ſchwarzen Abgründe der Nacht hinabzuſtarren. Aspaſia gehörte zu dieſen. Ein Blick in's Dunkel aber, ein Blick in die ſchwarze Nacht hinab, ſchien ihr jene Wanderung, und was ſich das heilige Licht von Eleuſis nannte, nicht als ein Licht erſchien es ihr, ſondern als eine andere Art von Finſterniß, denn es war düſter und führte in's Düſtere. Sie aber konnte ſich das Licht nur heiter denken. Ihr galt als Licht nur Das, was erhellte und erheiterte zugleich. Das fahle, kalte, geſpenſtig-dämmerige, dann wieder augenblendend grelle Licht, das der Hierophant von Eleuſis in des Lebens Tiefen fallen ließ, erſchien ihr als des wahren, des roſigen Lichtes ſchnödes Widerſpiel. Gaukeleien und wüſten Bildertand nannte ſie die an's Zauberhafte grenzenden phantaſtiſchen Künſte der eleuſiniſchen Prieſter.

So fühlte ſie ſich denn erregt, von drangvoller Unruhe ergriffen, und zum Widerſtreit herausgefordert wie noch nie.

Es war inzwiſchen in dem von Fremden, namentlich von Athenern wimmelnden Eleuſis kein Geheimniß geblieben, daß Aspaſia an der Seite ihres Gatten ſich in die Myſterien hatte einweihen laſſen. Aber auch von den Nebenumſtänden dieſer Einweihung waren Diejenigen bald unterrichtet, welche mit dem ſcharfen Auge der Mißgunſt das Thun und Laſſen der Mi-

leſierin begleiteten. Die ſchlimmſten ihrer Feindinnen, eben wieder aufs Neue beleidigt und zur Rache gereizt, weilten zu Eleuſis, und Lampon fehlte nicht, der geſchäftige Lampon, welcher es verſtanden hatte, das Vertrauen und die Freundſchaft Teleſippes in noch höherem Maße zu gewinnen, ſeitdem ſie die Gattin eines oberprieſterlichen Mannes geworden, und welcher zum Werkzeuge des rachedurſtigen Weibes und ihrer ränkeſpinnenden Freundin trefflich ſich eignete. Dem argloſen Myſtagogen hatte Lampon bald das Geheimniß des kühnen, der heiligen Regel trotzenden Wagniſſes entriſſen, welchem Aspaſia ihre Einweihung verdankte. Durch ihn gelangte die Kunde davon an jene Feindlichgeſinnten.

Bald wurde der Archon Baſileus, als Hüter der heiligen Geſetze, von dem Frevel verſtändigt, und ein Gewitter zog ſich zuſammen über das Haupt Aspaſias und ihres Helfers Hipponikos, welcher ihr gegen die Regel zur Einführung verholfen hatte.

Noch wußte Aspaſia nichts von Dem, was ſie bedrohte und ehe ſie davon Kunde erlangte, ſtand im Hauſe des Daduchen ihr ein unerfreuliches Ereigniß anderer Art bevor.

Aspaſia ſaß mit Perikles und dem gaſtfreundlichen Hipponikos bei einem Frühmahle. Der heilige Gebrauch gebot für die Zeit der Myſterienfeier eine gewiſſe Enthaltſamkeit; deſto mehr gefiel ſich Aspaſia darin, den alten Schlemmer Hipponikos durch heitere Trinkſprüche und Skolien anzuregen, daß er mehr des begeiſternden Gottes Jacchos eingedenk war, als der ſtrengen Perſephone. Er ſprach dem Becher fleißig zu, und immer entflammter funkelten ſeine Augen, während das reizende Weib gegen den düſteren Ernſt der Myſterien zu Felde zog, und gegen alles Düſtere überhaupt, auch gegen den düſteren Begriff der Pflicht, welchem ſie das heitere Recht des Lebens und der Freude gegenüberſtellte.

Perikles entfernte ſich, um einen im Eleuſis anweſenden

Amtsgenossen aufzusuchen, und Aspasia begab sich in ihr Gemach.

Plötzlich stand der trunkene Hipponikos vor ihr und begann ihr Vorwürfe zu machen.

„Weib," rief er lallend aus, „dein Name ist Undank! Habe ich dich nicht zu Megara aus bösen Verwicklungen befreit? und was war mein Lohn dafür? Und habe ich nicht jetzt wieder mich kopfüber für dich in die Gefahr gestürzt, indem ich dich, allem heiligen Gebrauche zuwider, in die großen Mysterien einschmuggelte? Und auch dafür soll ich keinen Dank haben, nicht den geringsten? Ei, wenn du so freien Sinnes bist, warum denn nur so spröde gegen mich? Fürchtest du deinen Gatten? Der ist abwesend. Oder den düsteren Begriff der Pflicht? Diesen hast du soeben lächerlich gemacht. Bin ich dir nicht jung und schön genug? So nimm diesen Ring mit den kostbaren Steinen darin! Er hat baare zwei Talente gekostet! — Weißt du denn, ob Perikles dich immer lieben wird? ob er dich nicht auch einmal verstößt wie Telesippe? Alles dreht sich im bunten Wechsel und Wirbel in der Welt? Verlaß dich auf gar nichts! Greif zu! Nimm den Ring, schönes Weibchen! Nimm den Ring mit dem Steine, der zwei Talente gekostet hat! Weißt du denn, Weib, wie lange du noch reizend sein wirst? Noch bist du es freilich, aber es kommt die Zeit, wo du alt und häßlich bist! — Nimm den Ring, schönes Weib, und gib mir einen Kuß dafür!"

Aspasia stieß zornglühend den Trunkenen über die Schwelle hinaus. Da ergrimmte Hipponikos und lallte:

Wer bist du denn? He, wer bist du denn? Ein Hetärchen aus Milet, bei der Demeter! Ein Hetärchen aus Milet! Seit wann willst du denn ein Sparterweib sein, eine sittenstrenge Matrone? — O Spröde du, die doch einst dem jungen Alkamenes ohne Sprödigkeit als Modell zu Diensten gestanden!" —

Aspasia erbebte und erbleichte vor Zorn gegen den trun-

kenen, frechen Beleidiger. Noch einmal stieß sie den Taumelnden zurück, warf rasch ihr Obergewand um sich, und stürzte fort aus dem Gemach, aus dem Hause, ihrem Gatten Perikles entgegen.

Sie hatte kaum das Haus verlassen, als der geschmeidige Freund des Diopeithes, der Seher Lampon, dasselbe betrat.

Er war von Diopeithes gesendet, welcher den Tag zuvor in Eleusis eingetroffen war.

Als Jene von tödlicher Leidenschaft gegen Perikles und Aspasia Beseelten zuerst die Kunde der unrechtmäßigen Einweihung Aspasias vernahmen, waren sie sogleich entschlossen, sowohl Aspasia selbst, als den Daduchen bei dem heiligen Gerichte anzuklagen, und die Meisten freuten sich, außer dem von ihnen verhaßten Weibe auch den vielbeneideten Hipponikos ins Verderben stürzen zu können.

Aber Diopeithes selbst, das eigentliche Haupt dieser feindseligen Partei, war anderer Meinung. Er ersann einen Rath, der seiner Schlauheit Ehre machte. Gern hätte er dem Hipponikos die Anklage und den verdammenden Richterspruch gegönnt, aber er berechnete, daß der nicht angeklagte, nicht verurtheilte Hipponikos der Partei nützlicher sein könne, als der angeklagte und verurtheilte.

„Wenn wir ihn sofort anklagen," sagte er, „so wird ihm der mächtige Perikles mit seinem ganzen Einfluße zur Seite stehen, und er wird, wenn nicht straflos ausgehen, doch viel milder gestraft werden, als wir es wünschen. Er wird vielleicht mit einer für den reichsten Mann Athens sehr erträglichen Geldbuße davon kommen. Er wird bezahlen, und derselbe bleiben, der er ist. Anders wird es sein, wenn wir ihn nicht sofort wirklich zur Rechenschaft ziehen, sondern die Anklage vorläufig als eine beständige Drohung über seinem Haupte schweben lassen. Wir werden ihn wissen lassen, daß wir sein Geheimniß kennen, und daß es in unsere Hand gegeben ist, ihn zu verderben, sobald

Univ.-Bibl.

wir wollen. Dies wird ihn gefügig in allen Dingen machen. Er wird als ein Mann, welcher seine Behaglichkeit über Alles liebt, und welchem kein Preis zu hoch ist, um einer Verlegenheit oder Verwicklung auszuweichen, durch die bloße Angst für uns zu einem willenlosen Werkzeug werden. Sein Einfluß zu Athen und die Macht seiner Reichthümer ist groß: besser wird dieses Gewässer auf unser Rad, als auf das der Gegner geleitet." —

So sprach der tückisch-schlaue Erechtheuspriester zu den Genossen, und sandte den Lampon in das Haus des Hipponikos.

Der Seher traf den Daduchen in einem sonderbaren Zustande. Er fand ihn trunken, und zugleich in der heftigen Zornerregung in welche er durch Das, was so eben zwischen ihm und dem Weibe des Perikles vorgefallen, versetzt worden war.

Nichts destoweniger ließ Lampon in ein Gespräch mit Hipponikos sich ein, und sagte ihm gerade heraus, es sei bekannt geworden, daß er die Gattin des Perikles auf eine der heiligen Regel zuwiderlaufende Art in die Mysterien eingeführt habe.

Bei diesen Worten erschrack der berauschte Hipponikos so sehr, daß er beinahe nüchtern wurde. Aber mit doppelter Heftigkeit brach sein Zorn gegen die Milesierin aus. Er begann sie jammernd zu verwünschen, als eine Verführerin und Verderberin.

„Haltet euch an sie!" rief er, „rädert sie, pfählt sie, spießt sie, thut was ihr wollt mit ihr, sie verdient es!" —

Mit Wohlgefallen vernahm Lampon die Ausdrücke des Zornes gegen Aspasia aus dem Munde des Hipponikos, und nachdem er erst noch in schlauer Weise diesen Groll und die Angst des Mannes vor der verderblichen Anklage aufs Aeußerste gesteigert hatte, rückte er mit der Eröffnung heraus, daß Diejenigen, welche damit umgingen, ihn in Anklagestand zu versetzen, bereit seien, sich insgeheim mit ihm in Unterhandlungen einzulassen. Er fragte ihn, ob er der Einladung folgen wolle,

welche jene Männer zum Behufe einer Unterredung an ihn richteten. Hipponikos athmete wieder auf und sagte zum voraus Alles zu, was man von ihm verlangen würde. Und sofort ward zwischen ihm und Lampon Ort und Stunde der Unterredung festgesetzt.

Während dieses Gesprächs des Lampon mit Hipponikos durcheilte Aspasia die Gassen von Eleusis. Bald stockte ihr rascher Schritt im Gedränge. Es konnte nicht fehlen, daß sie bemerkt, daß sie erkannt wurde. Sie sah sich zum Gegenstande einer Aufmerksamkeit geworden, welche nicht verfehlen konnte, sie zu verwirren, sie in Verlegenheit und Unruhe zu stürzen.

Die in Eleusis versammelte Menge war von den Feinden und Feindinnen Aspasias in jeder möglichen Weise aufgeregt worden gegen die Gattin des Perikles. Die Gerüchte über ihre unrechtmäßige Einweihung machten im Volke die Runde. Es gab überdies Leute, welche sich laut zu sagen erkühnten, Aspasia sei vordem eine Hetäre zu Milet und Megara gewesen, sie sei von letzterem Orte mit Schimpf hinweggejagt worden, und schon um dieser Vergangenheit willen sei ihre Einweihung ein Frevel gewesen. Uebertreibungen und Fabeln der thörichtsten Art gingen, wie es zu geschehen pflegt, über sie von Mund zu Mund, verbreiteten Mißachtung, ja Erbitterung.

Von Gesinnungen dieser Art erfüllt war die Menge, durch welche die Gattin des Perikles in ängstlicher Hast sich drängte.

Es fehlte nicht an Frechen, welche neugierig ihrem Schritte folgten, ja sogar, hinter ihr hergehend, kränkende Worte, fallen ließen, die ihr Ohr treffen und verletzen mußten.

„Was gibt es Neues zu Athen?“ —

„Nichts als daß ein Weib dort Speer und Schild trägt, und die Männer weibisch sind“ —

„Es ist nicht zu leugnen, daß Athen von einem Weibe beherrscht wird“ —

„Von der Pallas Athene willst du sagen?“ —

„Nein, von einer milesischen Hetäre. Perikles wird, so heißt es, nächstens ihr Bild auf der Akropolis aufstellen lassen“ —

„Der arme Perikles! Den Weibern hat er nie widerstehen können. Ist er doch auch Elpinike's Liebhaber gewesen, und man weiß, daß diese ihn noch mit ihren alternden Reizen bestochen“ —

„Ist jene Milesierin dieselbe, mit welcher er sich vor Jahren einmal in Kleinasien umhergetrieben?“ —

„Ja wohl; es hieß, daß er mit ihr zu dem Unterrocke der Heldenbezwingerin Omphale gewallfahrtet, welcher bekanntlich im Dianentempel zu Ephesus aufgehangen ist“ —

„Aber wie kam ihm doch nur zu Sinn, daß er dasselbe Weib jetzt mit sich in den rauhen Peloponnesos geführt hat, wo sie sich doch unmöglich heimisch fühlen kann. Das Kätzlein, sagt ein Sprichwort, schläft gern weich“ —

„In der That, man sagt, daß ihr schon die Stechmücken von Elis sehr unbequem gewesen sind; und ich wette, die Bremsen von Eleusis werden ihr noch weniger gefallen“ —

„Wahrhaftig, das Gesumm derselben scheint ihr sehr schlecht zu behagen“ —

„Ach, diese zarten Hühnchen aus Paphia's Neste, welche von ihrer Kindheit an auf Purpurflocken geschlafen, diese Jonierinnen mit den schmelzenden Augen und den geschmeidigen Armen, ohne Knochen im Leibe, ganz Weichheit und Liebeszauber — was sollen sie in dem kampfheißen Olympia zu suchen haben, oder in dem ernsten Eleusis?“ —

So klangen die Stichelreden, boshaft berechnet, hinter der im wachsenden Gedränge hinwandelnden Aspasia.

Als dies eine Weile so gedauert hatte, stand Aspasia mit raschem Entschlusse plötzlich still, schlug die Hülle ihres Hauptes zurück, so daß ihr Antlitz völlig frei erschien, und warf einen

ruhigen Blick aus ihren leuchtenden Augen auf die Menge um sie her.

Dann öffnete sie den Mund und sprach in folgender Weise zu dem sie umgebenden, sie anstarrenden Volke:

„Vor Jahren stand ich einmal als ein hülfloses Weib in den Strassen von Megara, umringt von der Menge, schuldlos geschmäht, schuldlos verfolgt mit Blicken und mit Worten. Mit Augen, glühend vor Haß, ward ich betrachtet: denn es war feindseliges Dorervolk, was mich umgab. Mit ungerechtem Wort ward ich verhöhnt, mit frechen Händen angefaßt, denn es war roher, wilder Dorerpöbel, der mich umdrängte. Heut umdrängt mich die Menge in den Strassen von Eleusis. Aber ich erhebe ruhig und gefaßt mein Haupt: denn Athenäer, dünkt mich, sind es zumeist, die mich umgeben. Nicht dorisches Volk ist's, sondern jonisches, dessen schlimmster Pfeil, meine ich, der kecke Blick des Auges ist, und das unbedachte Wort, das immer bereit von der scharf gespitzten Zunge springt. Aber warum drängt ihr mich? Warum starrt ihr mich an? Ich habe mich unberufen in die Geheimnisse von Eleusis eingedrängt, meint ihr? Denket nicht allzu kleinlich, hellsinnige Athenäer, und folget nicht allzu bereitwillig den Winken und Worten Derjenigen, welche das Licht hassen und die Finsterniß lieben, und welche euch die Finsterniß für Licht verkaufen! Männer von Athen! ehret nicht allzusehr das düstere Paar der Göttinnen von Eleusis, und bleibet eingedenk der heimischen Pallas Athene, der lichten Göttin, der wahren und würdigen Beschützerin attischen Landes und Volkes, deren Bild in heiterem Glanze, alle Geburten der Nacht verscheuchend, ragt auf eurer Burg!" —

Als das Weib des Perikles diese Worte gesprochen hatte, das leuchtende Antlitz furchtlos erhoben vor der versammelten, sie umdrängenden Menge, so blickten die Männer einander an und sagten Einer zum Andern:

„Sie ist, bei den Göttern, ein schönes Weib, diese Aspasia von Milet, und man muß ihr Vieles verzeihen!“ —

So sagten sie und wichen ein wenig auseinander, und ließen sie ruhig ihren Weg fortsetzen. —

Aber die Freunde des Diopeithes, welche unter der Menge waren, grollten der Milesierin jetzt nur noch mehr und gingen hin zu dem Erechtheuspriester, und berichteten ihm, daß Aspasia mit kecker Stirne vor dem versammelten Volke geringschätzend gesprochen von den Heiligthümern und den ehrwürdigen Göttinnen von Eleusis.

Die Stunde der Unterredung bei Diopeithes, zu welcher man den Hipponikos geladen hatte, war gekommen.

Eine Anzahl von Männern düsteren Ansehens, erklärten Gegnern des Perikles, waren bei dem Priester versammelt.

Der zitternde Daduch ließ sich willfährig finden in allen Dingen. Gestützt auf seine Erklärungen und auf jene Ausbrüche des Zornes gegen Aspasia, von welchen Lampon Zeuge gewesen, rechnete Diopeithes ihn fortan unter die Zahl seiner Bundesgenossen und Helfer.

Um seinetwillen, hieß es, wolle man in einer nach den athenischen Gesetzen höchst gefährlichen Sache die Anklage Aspasias so lange verschieben, als er sich der Schonung würdig zeige. Um das Weib des Perikles zu verderben, meinten die Verschwörer, seien auch jene kühnen unehrerbietigen Aeußerungen genügend, welche sie vor allem Volke über die eleusinischen Göttinnen sich erlaubte. In jedem Augenblicke könne man um dieser Sache willen die Anklage der Gottlosigkeit, der Religionsverachtung über sie verhängen.

Es waren Männer der Oligarchenpartei zugegen, welche sagten, man müsse weiter gehen, man müsse sich nicht damit begnügen, die Milesierin anzugreifen, welche doch immer nur ein Weib sei, man müsse sich endlich einmal an Perikles selber heranwagen. Auf des Gemeinwesens verderbliche Umgestaltung

wiesen sie hin, die von ihr ausgegangen, auf die unbeschränkte Volksherrschaft, die durch seine Nachgiebigkeit eingerissen, und die durch nichts im Zaume gehalten werde, als durch des volksthümlichen Strategen persönlichen Einfluß. Der Willkür und dem Belieben eines Einzelnen also seien die Angelegenheiten der Athener preisgegeben. Andere meinten, Männer wie Anaxagoras, Sokrates und die Sophisten, seien des Uebels eigentliche Wurzel im Staate. Diese hätten die Athener frei zu denken und vermessen zu reden gelehrt über Götter und göttliche Dinge, und Diesen vor allen Andern müsse man beizukommen suchen. Es gab überdies Gegner und Neider des Pheidias und seiner Schule unter den Anhängern des Diopeithes, welche auch auf diesen die Verfolgung ausgedehnt sehen wollten.

Des Diopeithes Augen funkelten bei der Nennung aller dieser Namen. Ihm waren sie alle in gleichem Maße verhaßt.

„Wir werden sie Alle zu fassen wissen," sagte er, „Alle, der Reihe nach oder auf Einmal. Aber lasset uns schlau die rechte Gelegenheit erlauern, lasset uns die günstige Stimmung der Athener erwarten. Inzwischen aber lasset uns im Stillen nach einem festen Plane Alles thun, um das Verderben dieser Schuldigen vorzubereiten."

So sprach der Erechtheuspriester. Vieles wurde dann noch erwogen, Vieles verabredet unter den bei Diopeithes versammelten Männern.

Aspasia war an jenem Tage nicht in's Haus des Hipponikos zurückgekehrt; nur Perikles verfügte sich am Morgen des nächsten Tages, auf dem Punkte stehend mit seiner Gattin Eleusis zu verlassen, noch einmal zu dem Daduchen.

Er stellte ihn zur Rede ob der frechen Beleidigung, welche er Aspasia zugefügt hatte. Hipponikos entschuldigte sich mit der Berauschung, deren Schuld ja zum Theile auf Aspasia selbst zurückfalle, welche durch anakreontische Skolien und Ge-

ſpräche bei heiterem Mahle ihn zu dionyſiſcher Freiheit aufgeſtachelt. Dann beklagte er ſich bitter über die Verlegenheit und Gefahr, in welche er durch ſeine Mitſchuld an der unrechtmäßigen Einführung Aſpaſias in die Myſterien gerathen ſei.

Perikles bedauerte dieſe Verlegenheiten und verſprach ihm ſeinen Schutz. Aber Hipponikos war nicht zu beruhigen.

Als jedoch Perikles achſelzuckend ſchied, folgte ihm der Daduch bis an die Thüre, ſah ſich mehrmals ängſtlich um, und flüſterte dem alten Freunde dann in's Ohr:

„Sei auf der Hut, Perikles! Bei Diopeithes wurden geſtern im Abenddunkel böſe Dinge geplant. Auch ich war dabei — gezwungen, — denn es ging mir an den Hals. — Hüte dich vor Diopeithes, und mache ihn unſchädlich, wenn du kannſt. Man will Aſpaſia und den Anaxagoras und den Pheidias und dich ſelber verderben. Mich haben ſie in der Hand, dieſe Wütheriche — mußte nur immer ſo mit dem Kopfe nicken zu Allem, was da vorgebracht wurde — aber die Hunde und die Raben ſollen ihn zerfleiſchen, den Erechtheuspfaffen, und ſeinen ſämmtlichen Anhang!“ —

Zwanzigſtes Capitel.

Die Schule der Aspaſia.

Seit dem Tage, an welchem der Knabe Alkibiades durch einen Diskoswurf ſeinen Altersgenoſſen im Lykeion verwundet hatte, war eine Reihe von Jahren dahingegangen.

Zum Jüngling war der Knabe herangeblüht. Er war mündig geworden, denn er hatte das achtzehnte Lebensjahr erreicht. Er war nach atheniſchem Brauche mit den anderen Jünglingen, welche in demſelben Jahre in das Alter der Mündigkeit eintraten, in der Volksverſammlung vorgeſtellt worden, er war mit Speer und Schild bewaffnet zum Heiligthum der Agraulos am Fuße der Akropolis geführt worden, er hatte dort den feierlichen Eid geleiſtet, mit welchem der neue atheniſche Bürger dem Vaterlande ſich weihte: er hatte geſchworen, ſeine Waffen nicht mit Unehre zu tragen und ſeinen Nebenmann in der Schlacht nicht zu verlaſſen, zu kämpfen für die Heiligthümer und für das Gemeingut Aller, das Gemeinweſen dereinſt nicht gemindert, ſondern wo möglich vergrößert an Macht und Ehre den Nachkommen zu hinterlaſſen, den Geſetzen, welche das Volk gegeben, zu gehorchen, und nicht zu dulden, daß ein Anderer ſie verletze oder aufzuheben verſuche.

Aber das Vaterland, welchem der junge Alkibiades mit dieſem Eide Treue ſchwur, machte für jetzt nur mäßigen Anſpruch an ſeinen Eifer und ſeine Bemühungen. Der Peribolendienſt, welchen die eben mündig geſprochenen atheniſchen Jüng-

linge zu leisten hatten, bestand in kleinen Streifungen zur inneren Sicherheit des attischen Landes, und diese waren mehr als ein Vergnügen denn als eine Last zu betrachten.

Das Gemeinwesen ließ dem jungen Sohne des Kleinias hinreichende Muße, sich des Genußes der goldenen Jugend zu freuen. Mit ihm war der junge Kallias herangewachsen, der seinen Vater Hipponikos einen Knauser nannte, und der junge Demos, der durch seine Schönheit bekannte Sohn des Pyrilampes, welcher gleichfalls der Meinung war, daß sein Vater Pyrilampes von seinen Reichthümern keinen rechten Gebrauch zu machen wisse. Alkibiades, Kallias und Demos waren unzertrennlich. Xanthippos und Paralos wurden bisweilen durch die Laune des Alkibiades, der ihnen den Ruhm der Tugend nicht gönnte, als Helfer bei einem übermüthigen Streiche mit herangezogen, aber sie mußten sich mit einer untergeordneten Rolle begnügen. Denn erstlich fehlte es den Sprößlingen Telesippes an Geist und Witz, und dann strotzte ihr Säckel nicht so voll wie der Säckel jener beiden Söhne der reichsten Männer Athens, und wie der Säckel des Alkibiades selbst, welchem mit erreichter Mündigkeit der freie Besitz seines väterlichen Erbes zugefallen war.

Eine Neigung eigenthümlicher Art hatte Alkibiades für den jungen Manes gefaßt, jenen Knaben von fremder Herkunft, welchen Perikles aus dem samischen Kriege mitgebracht, und welchen er gemeinsam mit seinen Söhnen und mit dem des Kleinias in seinem Hause hatte erziehen lassen. Aber die Bemühungen des Letzteren, diesen träumerischen, schweigsamen, etwas schwerfälligen Jüngling in seinen munteren Kreis zu ziehen, mißlangen.

Derselbe Jüngling begann übrigens zu jener Zeit, durch eine sonderbare Art von Krankheit, die ihn befiel, der Gegenstand einer Aufmerksamkeit zu werden, welche mit dem Eindrucke des Unheimlichen verknüpft war. Es entwickelte in ihm

ſich jener räthſelhafte Hang, welcher bekannt iſt unter dem Namen des unbewußten Nachtwandelns oder der Mondſucht. In tiefer Nachtſtille, wenn Alles im Schlummer lag, erhob er ſich von ſeinem Lager, mit geſchloſſenen Augen das monderhellte Periſtyl zu durchſchreiten, dann zum flachen Dache des Hauſes empor zu ſteigen, auch dort eine Weile geſchloſſenen Auges umherzuwandeln, und zuletzt auf ſeine Lagerſtätte wieder ebenſo unbewußt, als er ſie verlaſſen hatte, zurückzukehren. Die Kunde von dem traumwandelnden Jüngling im Hauſe des Perikles verbreitete ſich in ganz Athen, und man begann von dieſem Augenblicke ihn wie Einen, der unter dem Einfluße dämoniſcher Gewalten ſtehe, mit einer gewiſſen Scheu zu betrachten.

Hatte ſchon der Knabe Alkibiades die allgemeine Aufmerkſamkeit der Athener auf ſich gezogen, ſo machte er begreiflicher Weiſe noch mehr von ſich reden, als das Kinn ihm rauh geworden vom „zarten Gekräuſel der Mannheit.“ Sein tolles Treiben bildete das Tagesgeſpräch, und nachdem er frühzeitig den Zauber und den Reiz kennen gelernt hatte, welcher mit dem Rufe eines liebenswürdigen Taugenichts verbunden iſt, ſo legte er ſich nicht nur keinen Zwang auf, ſondern wenn er einen tollen Streich begangen, über welchen die Athener die Köpfe ſchüttelten, ſo brachte er denſelben dadurch in Vergeſſenheit, daß er einen noch tolleren beging. Er wußte ja, daß ſelbſt die Tadler ihn heimlich bewunderten. Es hatte manchmal den Anſchein, als wolle er geradezu erproben, ob er nicht doch etwas thun könne, was die Athener ernſtlich gegen ihn aufbrächte. Vergebens! Sein Thun mochte ſo muthwillig ſein, als es wollte, er ſelbſt blieb immer liebenswürdig.

Hipponikos verharrte bei dem Gedanken, daß die ſchönſte Jungfrau Griechenlands, ſeine Tochter Hipparete, nur des ſchönſten helleniſchen Jünglings Gattin werden dürfe. Er erzeigte ſich daher ſo gut er konnte dem jungen Alkibiades ge-

fällig, lud ihn häufig zu Gaste und behandelte ihn fast schon mit der Zärtlichkeit eines Schwiegervaters.

Alkibiades machte sich lustig über ihn wie über alle Welt, und neckte ihn mit übermüthigen Scherzen. Eines Tages sandte ihm Hipponikos köstlich zubereitete Fische auf einem goldenen Teller. Alkibiades behielt den Teller und bedankte sich bei Hipponikos mit den Worten: „Es ist allzugütig von dir, daß du mir außer dem goldenen Teller auch noch so köstliche Fische auf demselben geschickt hast." — Hipponikos lachte, daß ihm der Schlemmerbauch wackelte, und pries vor aller Welt den Witz seines künftigen Tochtermannes. —

Die holde Jungfrau Hipparete selbst, durch ihren Vater hingewiesen auf den jungen Alkibiades als künftigen Gemal, war heimlich entbrannt in den herrlichen Jüngling. Sie hatte ihn einige Male bei öffentlichen Festen gesehen. Er aber spottete des züchtigen Jungfräuleins. Er hielt für jetzt sich lieber zu den schönen und geistreichen Hetären, deren Anzahl in der Stadt der Athenäer sich mehrte.

Insonderheit war es Theodota, welche den Jüngling einweihte in die Mysterien des heitersten Lebensgenusses. Ungefähr ein Jahrzehent war verflossen, seit Alkamenes diese Schöne von dem reichen Korinther als Lohn für sein treffliches Kunstgebild sich ausbedungen. Nun war Theodota zu Athen vielleicht nicht mehr die blühendste, aber doch die berühmteste unter ihren Genossinnen.

Sie war für Alkibiades der Mittelpunkt eines Kreises verschwenderisch schäumender Jugendlust und Lebensfreude. Aber sie war eben nur der Mittelpunkt, während der Kreis selbst sich immer weiter zog.

Diopeithes rieb sich vergnügt die Hände und sagte: „Den verheißungsvollen Mündel des Perikles richtet uns Theodota zu Grunde!" —

Aber wirkliche Gesundheit, wirkliche Kraft, und wirkliche

Schönheit ſind, wie es ſcheint, zuweilen unverwüſtlich. Der zügelloſe Alkibiades blühte wie eine Roſe im Thaue des Morgens. Er beſaß jene Wangenblüte, welche die Sittenprediger wohlmeinend dem Tugendhaften zuſchreiben zu müſſen glauben, während eben die Tugenhaften nicht ſelten mit jenen fahlen Wangen und glanzloſen Augen umhergehen, welche der Sittenprediger hervorzuheben pflegt, wenn er mit Flammenworten das abſchreckende Bild des Lüſtlings malt.

Theodota erfüllte ihre Aufgabe bei dem lebensdurſtigen Jüngling Anfangs mit heiterer Hingebung, allmälig aber begannen in ihrem Herzen Regungen einer tieferen Leidenſchaft zu erwachen. Die Aermſte! So gewiß es als das beneidenswertheſte Glück erſchien, von Alkibiades geliebt zu werden, ſo gewiß war ihn zu lieben das ſchlimmſte Mißgeſchick! —

Die Mündigſprechung des jungen Alkibiades war wenige Tage nach der Rückkehr des Perikles und ſeiner Gattin von der eliſchen Reiſe erfolgt. Obgleich nun der Jüngling, in den Beſitz ſeines väterlichen Erbes tretend, aufhörte, ein Hausgenoſſe des Perikles zu ſein, führte doch Gewohnheit und Neigung, und der Zauber, welchen Aſpaſia auch auf ihn auszuüben nicht verfehlen konnte, häufig genug ihn zurück an die Schwelle des Hauſes, in welchem er herangewachſen war.

Bedarf es der Erwähnung, daß der verwegene Liebling der Charitinnen es wagen zu dürfen glaubte, auch der noch immer ſieghaft ſchönen Gattin des Perikles mit einem Anfluge jener Art von Huldigung zu begegnen, welche er in der Schule Theodota's gelernt hatte? Aber die ſchöne Mileſierin war noch immer zu jung, um die unentwickelte Mannesblüte verlockend, zu verſtändig, um ſie überhaupt begehrenswerth zu finden, und viel zu ſtolz, um ſich, ſelbſt wenn ſie die außerordentliche Schönheit des Jünglings in Betracht zog, vor den Triumphwagen eines flaumbärtigen Weiberhelden ſpannen zu laſſen. Sie wußte, daß kein Weib, auch nicht ſie ſelbſt dieſen beflügelten Gaukler

in der That haſchen, in Bande ſchlagen und beherrſchen würde. Größer als das zweideutige Vergnügen, die Zahl der Weiberherzen, welche er eroberte, zu vermehren, war für ſie der Reiz des Gedankens, ihr Geſchlecht an ihm zu rächen, und ihn für einen Flatterſinn zu beſtrafen, welchen an ihr ſelbſt zu erproben, ſie ihm nicht einmal Gelegenheit gab. Es kam ihr daher auch nicht in den Sinn, gegen den Jüngling jenen mütterlich zärtlichen, angeblich durch den Unterſchied des Alters gerechtfertigten Ton anzuſchlagen, in welchem ſich oft die Liebeswerbung alternder Frauen birgt, oder die Rolle einer Vertrauten bei ihm zu ſuchen. Sie erwiderte die Artigkeiten des Jünglings einfach dadurch, daß ſie dieſelben völlig überſah, daß ſie ihm zwar nicht mit mütterlicher Zärtlichkeit, wohl aber mit mütterlichem Ernſte begegnete. Dies verblüffte den ſiegbewußten, verwöhnten Eroberer. Er empfand heimlichen Unmuth, aber die Hochſchätzung, welche er der Mileſierin zollte, wurde dadurch nicht vermindert, ſondern wuchs im Gegentheile, ohne daß er ſich deſſen völlig bewußt war. So fühlte er zu Aspaſia ſich immer wieder zurückgetrieben, und drang ihr jene Vertrautenrolle auf, welche zu ſuchen ſie weit entfernt geweſen war.

Eines Tages verbreitete ſich durch Athen die Nachricht von einem neuen Streiche des Alkibiades, welcher mehr als alle früheren geeignet war, die Aufmerkſamkeit auf ſich zu lenken und alle Zungen zu beſchäftigen. Es hieß nämlich, Alkibiades habe auf einem Ausfluge, den er mit den erleſenſten ſeiner Genoſſen nach Megara gemacht, ſich dort in Händel eingelaſſen, zuletzt gar ein Mädchen geraubt und mit ſich fortgeführt, das er nun bei ſich zu Athen wie eine Gefangene verborgen halte. Nicht gering ſei, ſo erzählte man, die Erbitterung der den Athenern ſchon immer feindlich geſinnten Megarer.

Manche ſprachen bereits von den öffentlichen Feindſeligkeiten, welche in Folge dieſes Streiches der atheniſchen Jüng-

linge zwiſchen Athen und der doriſchen Nachbarſtadt zum Ausbruche gelangen würden.

Alkibiades leugnete, wenn er gefragt wurde, die Sache keineswegs, und erzählte zuletzt den ganzen Hergang ausführlich, ja mit Behagen ſeiner mütterlichen Freundin Aspaſia.

„Wir waren müde geworden," ſagte er, „des langweiligen Peribolendienſtes in den ländlichen Gauen — wenn wir auch zuweilen eine Abwechslung in denſelben dadurch brachten, daß wir mit den Strolchen und Räubern zechten, die wir fangen ſollten, und, ſtatt auf dieſe, lieber Jagd machten auf eine Thrakermagd in den Phelleusbüſchen, oder auf eine kernige Acharnerin.

So beſchloß ich denn in Geſellſchaft meiner Freunde Kallias und Demos wieder einmal eine kleine Meerfahrt auf etliche Tage zu unternehmen. Wir hatten uns ſchon vor längerer Zeit eine ſchöngeſchmückte, geräumige Luſtbarke auf gemeinſchaftliche Koſten erbauen laſſen, die wir zuweilen auch zum Fiſchfange benützten. Dieſe Barke beſtiegen wir und nahmen drei junge Jonierinnen mit uns, welche ſich nebſt ihrer Schönheit vortrefflich auf Muſik und Geſang verſtanden; ferner ein Paar Jagdhunde, nebſt Fangnetzen und Wurfſpießen, denn wir hatten die Abſicht, längs der Küſte hinzurudern, und hie und da auch ein wenig ans Land zu ſteigen, um zu jagen. Wir fuhren durch die Meerenge von Salamis. Die „Bacchantin," ſo hieß unſere Barke, tanzte luſtig über die Wellen hin. Ihr buntbemaltes Vordertheil, welches in ein vergoldetes Pantherthier auslief, auf welchem eine Bacchantin ritt, funkelte in der Sonne. Den Maſt hatten wir wie einen Thyrſusſtab mit Epheu und Blumen umwunden. Der Grund des Fahrzeuges war belegt mit Teppichen und bequemen Ruhekiſſen. Wir plauderten und ſcherzten und ſangen; von den drei Schönen blies eine die Flöte, die andere ſpielte die Zither, die dritte ſchlug das Cymbal, ſo daß das Meer von Sang und

Klang und heiterer Fröhlichkeit widerhallte, und wir die neugierigen Delphine mit Ruderſchlägen auf die Köpfe vertreiben mußten, wenn wir nicht wollten, daß ſie uns die Barke zerſtießen oder umwarfen.

Am Strande hinfahrend, kamen wir an vielen Landhäuſern vorüber. Vor einem derſelben hielten wir ein wenig, um der Schönen, welche es bewohnt, ein Ständchen zu bringen. Wir ſangen und muſizirten. Die Schöne freute ſich, als ſie den Liederklang vom Meere herauf vernahm, und die ſchön bekränzten jungen Freunde erblickte. Lächelnd ſtand ſie auf dem Söller des Hauſes: wir warfen ihr Kränze hinauf und Kußhände. Nun ging es weiter in die See hinaus. Die Sonne brannte, aber wir wußten uns zu helfen. Wir ſpannten die Obergewande unſerer Freundinnen und die eigenen gegen die Sonne über unſeren Köpfen aus. Das gab ein ſchön bewimpelt und beſegelt Fahrzeug, und der Widerſchein des Purpurs in der See färbte die Wellen. Es ſchien, als müſſe man jetzt und jetzt das helle, glockenreine Lachen einer Sirene vernehmen. Es waren gerade die halkyoniſchen Tage, während welcher Windſtille herrſcht und der Eisvogel brütet. Wir hatten die Enge von Salamis hinter uns und den megariſchen Strand zur Rechten vor Augen. Hier begannen die Geſtade einſam und einförmig zu werden, von Zeit zu Zeit drang zu uns der Klang einer Hirtenflöte von den Bergeshängen herunter, und man ſah Rinder-, Lämmer- und Ziegenherden graſen. Wir legten hie und da an, und ergetzten uns auf mannigfache Weiſe. Wir fingen Fiſche mit Angeln, die wir von Felſen des Ufers an langen Fäden ins Meer hinunterſenkten, erbeuteten auch einige wilde Gänſe, Enten und Trappen mit Schlingen.

Als wir eben wieder unſer Schiff beſtiegen hatten, um den Weg in der Richtung gegen Megara fortzuſetzen, begegnete uns ein Luſtfahrzeug, das dem unſern an Zierlichkeit und üppigem Schmucke nichts nachgab. In dieſer Prachtbarke ſaß

ein betagter Mann mit einem reizend ſchönen Mädchen an der Seite. Der Anblick dieſes Mädchens entflammte mich. Aber allzuflüchtig war die Begegnung. Raſch glitten die beiden Fahrzeuge an einander vorüber; der megariſche Luſtfahrer bog unmittelbar darauf um einen Felsvorſprung und entſchwand ſo unſeren Blicken.

Wir ſtiegen wieder ans Land, an einer Stelle, die uns beſonders anlockte. Es gab da einiges Gehölz, welches unſere Hunde ſogleich durchſtöberten. Nach wenigen Minuten ſcheuchten ſie einen Haſen auf, wir griffen nach unſern Fangnetzen und Wurfſpießen, und in der Hoffnung, das Thier zu erbeuten, folgten wir demſelben und ließen unſere Freundinnen zurück in der Nähe des Fahrzeugs. Der Haſe wurde durch die Hunde vom Walde weg in die Felder und Weidetriften geſcheucht; indem aber jene mit heftigem Gebell über die Triften und Felder jagten, brachten ſie das Volk der Hirten und die Herden ſelber in Aufruhr. Einem Ziegenhirten aber geſchah es, daß ſeine Herde vor den mitten durch ſie hinſtürmenden Hunden auseinanderſtob, und die erſchreckten Ziegen ſich einzeln bis ans Meer hinunter verliefen. Erzürnt über dieſe Zerſtreuung ſeines Weideviehes, griff der Wicht nach einem ſpitzen Steine, der ihm gerade vor Augen lag, warf ihn nach einem der Hunde, und verwundete denſelben tödtlich am Haupte. Es war der treue Phylax, ausgeſtattet mit allen Eigenſchaften eines vortrefflichen Fängers.

Als wir den Vorgang aus der Ferne wahrgenommen, ließen wir den Haſen, und eilten zornglühend auf den Ziegenhirten los. Dieſer aber hatte inzwiſchen andere Hirten zu ſeinem Schutze herbeigerufen, und wir ſahen uns, als wir hinkamen, einer drohenden Schaar gegenüber. Wir machten jedoch Miene mit unſeren Wurfſpießen auf ſie loszugehen. In dieſem Augenblicke kam aus einem nahe gelegenen Landhauſe ein Sklave herbeigerannt, welcher im Namen ſeines Herrn erkunden wollte,

was dieser Aufruhr bedeute. Als wir aus den Reden des Sklaven entnommen, daß der Ziegenhirt im Dienste des Herrn jenes Landhauses stehe, verlangten wir mit diesem selbst zu sprechen, um Genugthuung für das verwundete Thier von ihm zu erhalten. Wir folgten dem Sklaven, und als wir uns dem Landhause näherten, welches ein stattliches Ansehen hatte und als der Besitz eines begüterten Mannes sich darstellte, erstaunten wir nicht wenig, in einem neben dem Hause gelegenen Garten eben jenen Greis und jenes reizende Kind lustwandeln zu sehen, welchen wir kurz vorher auf dem Meere begegnet waren. Wir erzählten dem Manne den Vorfall und sagten, daß wir Rache an dem Hirten zu nehmen gedächten. Der Alte, als ein Megarer und Feind der Athener, antwortete mit unfreundlichen Worten. Die Hirten, von welchen ein großer Theil uns auf dem Fuße gefolgt war, klagten mit heftigem Geschrei uns der Verwüstung ihrer Gefilde, der Zerstreuung ihrer Heerden an. Vereinigt mit den Sklaven des Hauses, welche durch Winke ihres Herrn ermuntert worden waren, zwangen sie uns, unter Schmähreden gegen die übermüthigen Athener auf uns eindringend, vor ihrer Ueberzahl ohne erlangte Genugthuung vom Platze zu weichen.

Wie sehr auch der Vorgang mich aufregte, hatte ich doch nicht versäumt, einige Blicke nach der jugendlichen Schönen zu werfen, welche vom Garten aus den Streit nicht ohne ein Gemisch von Neugier und Schrecken mitangesehen hatte. Zurückgekehrt mit meinen Genossen, gab ich diesen sogleich zu wissen, welchen Entschluß ich schon gefaßt hatte, mich an dem nichtswürdigen Megarer zu rächen. Das schöne Kind hielt ich für eine gekaufte Lieblingssklavin. Mein Anschlag war, mich mit den Genossen eine Zeit lang in der Nähe verborgen zu halten und den Augenblick zu erlauern, wo das Landhaus unbewacht wäre und das Mädchen allein im Gartengehege verweilte, dann uns rasch auf sie zu werfen und sie zu entführen.

Früher als wir gehofft, fand ſich die erwünſchte Gelegenheit. Bevor der zweite Tag noch verſtrichen, hatten wir das Mädchen erſpäht, ergriffen, durch eine um den Mund geſchlungene Binde am Schreien verhindert, und in fliegender Haſt auf das unter Felsgeklipp verborgene Schiff hinabgebracht.

Im Schutze der eingebrochenen Dämmerung entflohen wir, die holde Beute an Bord, mit eiligem Ruderſchlag den megariſchen Küſten."

„Und das Mädchen?" fragte Aspaſia.

„Fand ſich in ſein Loos," erwiderte Alkibiades, „obgleich es nicht, wie wir gedacht, eine erkaufte Lieblingsſklavin war, ſondern eine Freigeborne, die Nichte jenes verwünſchten Megarers. Simaitha iſt ihr Name und ich nenne ſie die reizendſte der helleniſchen — nicht der helleniſchen Frauen, aber doch gewiß die reizendſte der helleniſchen Jungfrauen!"

Megara! Das Wort hatte einen eigenen Klang für das Ohr Aspaſias. Mit unverkennbaren Zeichen des Antheils hatte ſie die Erzählung des verwegenen Jünglings angehört.

Sie erkundigte ſich nach den Eigenſchaften des Mädchens mit vielen Fragen. Alkibiades entwarf eine faſt ſchwärmeriſche Schilderung von ihr.

Aspaſia verlangte Simaitha zu ſehen. Gern fand der Entführer ſich bereit, ihrem Wunſche zu willfahren. Er brachte Simaitha zu ihr. Das Mädchen war von außerordentlicher Schönheit, ſo daß Aspaſia ſelbſt erſtaunte. Aber das Weſen derſelben glich einem ungeſchliffenen Edelſteine. War ſie doch in Megara erzogen worden. Es war Zeit geweſen, daß ſie entführt wurde, wenn nicht dieſe Perle in der Verborgenheit glanzlos untergehen ſollte.

Der reiche Megarer hatte ſie als zartes Kind in ſein Haus aufgenommen. Er hatte ſie beſſer gehalten als eine Sklavin, aber auch nicht wie eine Tochter.

Er schien, im Hinblick auf ihre viel versprechende Schönheit, sie nur zum willenlosen Werkzeug seines Vergnügens erziehen zu wollen. In keiner Weise glich der alte Megarer jenem herrlichen Greise von Milet, jenem Philammon, welchen Aspasia in der Erzählung ihrer Jugendgeschichte dem Perikles mit solcher Wärme gepriesen. Simaitha haßte ihn, und erklärte, daß sie lieber sich tödten, als jemals wieder in das Haus des Erziehers zurückkehren würde.

Aspasias durchdringender Blick erspähte die Keime weiblicher Vorzüge höchsten Ranges in dem Wesen des Mädchens, welches das fünfzehnte Lebensjahr kaum überschritten hatte. Aus seinen Augen leuchtete ebenso viel Geist, als Schönheit aus seinen Zügen. Aspasia brannte vor Begier, diese herrlichen Keime zu entwickeln. Rasch war ihr Entschluß gefaßt. Sie sagte dem Alkibiades:

„Das Mädchen ist dein: nicht sowohl durch den Raub, den du verübt, als durch seinen eigenen festen Entschluß, nicht mehr in das Haus des Megarers zurückzukehren. Aber du bist seiner noch nicht werth. Für Knaben deiner Art sind edlere Mädchenblüten, ja selbst das zimperliche Töchterlein des Hipponikos viel zu gut. Weiber vom Schlage Theodotas sind vorhanden für dich und deinesgleichen: an diesen möget ihr euch, so zu sagen, die Hörner eures Uebermuths ablaufen. Im Uebrigen würdest du des Besitzes Simaithas, wie sie nun ist, nur halb dich erfreuen. Bald würdest du ihrer überdrüßig werden, denn unentwickelt liegen in ihr noch die Keime jener Eigenschaften, welche nöthig sind, wenn der Ueberdruß nicht zuletzt die Herrschaft über die Liebe erlangen soll. Ueberlaß mir das Kind auf einige Zeit. Hinterlege bei mir den Schatz, den du erbeutet, lege gleichsam auf Zinsen deinen Besitz: du wirst ihn, wenn die Zeit um ist, verzehnfacht an Werth aus meinen Händen zurückempfangen."

Alkibiades war allzu jung und allzu flatterhaft, als daß es ihm hätte schwer fallen sollen, das erbeutete Mädchen für einige Zeit aus seinem Hause in das Aspasia's auszuliefern.

„Ich bin bereit," sagte er, „meinen kostbaren Schatz bei dir auf Zinsen zu legen. Ich weiß zum Voraus, daß diese Zinsen mich reichlich entschädigen werden für die kurze Entsagung, die ja auch nicht eine völlige sein wird, da du mir ohne Zweifel gestattest, das schöne Kind in deinem Hause zu sehen."

„Warum nicht?" erwiderte Aspasia; „du magst ein beständiger Zeuge ihrer Fortschritte sein."

Simaitha wurde zu Aspasia gebracht. Perikles hatte zuerst seine Einwilligung verweigert; aber seiner Seele war eine wundersame Milde eingepflanzt, und auf das immer wiederholte Andringen Aspasias machte er zuletzt das verlangte Zugeständniß, knüpfte es jedoch an die Bedingung, daß der Aufenthalt des Mädchens in seinem Hause nur so lange währe, bis über die Auslieferung oder Nichtauslieferung desselben bestimmt entschieden sein würde. Wären die Megarer nicht so sehr zu Athen verhaßt gewesen, man hätte die Nachgiebigkeit des Perikles, welcher aus Liebe zu Aspasia dem Mädchen eine Freistätte in seinem Hause gewährte, ohne Zweifel schärfer beurtheilt, als es in der That geschah.

Man hatte schon vor längerer Zeit angefangen, zu Athen von einer Schule der Aspasia zu sprechen, und mehr als je war von jetzt an dieser Name berechtigt.

Es gab nun in der That nicht weniger als vier, in erster Jugendblüte stehende Mädchen, welche im Hause Aspasias unter der unmittelbaren Zucht der Milesierin lebten. Den schon längere Zeit bei ihr weilenden milesischen Nichten und der von der elischen Reise mitgebrachten arkadischen Kora hatte jetzt das Mädchen aus Megara sich angereiht.

Völlig entsprechend war der Name einer Schule den innersten Absichten Aspasias. Ihre persönlichen Bemühungen, das

Frauenthum zu Athen veredelnd und befreiend umzugeſtalten, waren von ſehr zweifelhaftem Erfolge geweſen. Der lebendige Drang ihrer Seele aber gönnte ihr nicht Ruhe. Sie glaubte ſich überzeugt zu haben, daß es ein vergebliches Bemühen ſei, das gereifte, fertige Weib umformen zu wollen. Im knospenden Alter, meinte ſie, müße die Einwirkung beginnen.

Nicht Hetären wollte ſie erziehen, ſondern Kämpferinnen und Helferinnen, welche durch Geiſt und Schönheit in ähnlicher Art wie ſie ſelbſt, Einfluß zu erringen geeignet wären. In der Schule, welche ſie gründete, ſollte ihre Ueberlieferung lebendig erhalten und von da aus weiter verbreitet werden. Durch ein Wirken vereinigter Kräfte in ihrem Sinne ſollten endlich die Vorurtheile erſchüttert, der Sieg des Geiſtes, der Schönheit und der Weiblichkeit völlig entſchieden werden.

Nicht im Vordergrunde ſtehend aber doch auch nicht fremd war der hochſtrebenden, kühl berechnenden Mileſierin der Gedanke an die Vortheile, welche in anderer Hinſicht dieſer ihrer Schule entſprießen konnten. Ihre Schülerinnen konnten, der Meiſterin gleich, mächtige und hervorragende Männer zu Gatten gewinnen, die perikleiſche Herrſchaft ſichern und befeſtigen helfen, und durch ihren Einfluß das Aufſtreben ſeiner Gegner bekämpfen.

Trug die Gattin des Perikles kein Bedenken, eine Anzahl jugendlich reizender Mädchen unter den Augen ihres Gatten bei ſich zu verſammeln? Erhaben war dieſe ſtolze, kühne, nach lebendiger Wirkung ſtrebende Seele über feige Rückſichten und kleinliche Gefühle; nicht war ſie, wie ein gewöhnlich Weib, zufrieden mit perſönlichen Erfolgen, ſondern für einen großen Gedanken lebte und wirkte ſie. Und ſie wußte, daß Aphrodite's Gürtel noch immer in ihrer Gewalt war, daß er in ihrer Hand noch nichts von ſeinem Zauber eingebüßt. Sie wußte, daß ſie noch lange die Meiſterin unter ihren Schülerinnen bleiben werde, und daß dieſe erſt *werden* müßten, was ſie *war*. Und

was insonderheit den Perikles betraf, so hatte sie die Ueberzeugung, daß nichts in der Welt die Kraft des Bannes brechen oder schwächen würde, mit welchem sie sein Herz bestrickt hatte, und der durch die Gewöhnung nur immer fester geworden.

Eine Laune der Natur hatte Aspasia die Freuden der Mutterschaft versagt. Sie ertrug es ohne Klage. War es ihr nicht vergönnt, weibliche Sprossen ihres Leibes zu ihren Ebenbildern heranzuziehen, so führte das Schicksal ihr in jenen vielverheißenden Mädchenblüten einen Ersatz entgegen, an welchem sie nach Herzenslust die Zauberkraft ihrer bildenden Meisterhand erproben konnte.

Die Musen und die Charitinnen schienen vom Olymp herabzusteigen, und sich gleichsam als Lehrmeisterinnen in der Schule Aspasias zu verdingen. Da wurde die hohe Lehre gedeutet, wie die Natur zur edlen Kunst geläutert, und die Kunst wieder Natur werden müsse. Da wurde die Einheit alles Schönen begriffen und verwirklicht: da wurde die Musik zum Tanz der Seelen, und der Tanz eine Musik der Glieder — da wurde die Schönheit Poesie und die Poesie Schönheitszauber.

Aspasias Bemühen war, in ihren Schülerinnen durch die Schönheit und um der Schönheit willen den Geist zu erwecken, und den erweckten zu befreien.

Als geist-erweckend aber diente ihr nicht blos jede Art von Kunst, auch Manches von Weisheit, von Erkenntniß, von der Ausbeute des Wissens, wurde wie befruchtender Samenstaub auf den Flügeln der Eroten in die Schule Aspasias getragen. Ausgeschlossen war nur das Ernste, das Strenge, das Düstere. Heiterkeit blieb verkündet als der Schönheit und des Lebens oberstes Gesetz.

Was Aspasia ihre Schülerinnen vor Allem lehrte, war dies, wie thöricht es wäre, allen Erfolg von ihren Reizen zu erwarten. Sie zeigte ihnen, daß diese noch lange nicht für sich allein das Liebenswürdige seien. Sie sagte ihnen, Schön-

heit ſei eine Tugend und müſſe wie jede andere erlernt, geübt und ausgebildet werden. Sie machte ihnen klar, daß auch nur der Geiſt die Würze ſei, welcher, der Schönheit beigemiſcht, ſie friſch erhalte. „Eine blöde Schönheit altert ſchnell," ſagte ſie, „und bald verwelkt auch der Reiz, den die Gemeinheit wie ein truber Sumpf umgibt. Nichts zerſtört ſo raſch die Blüte, als ein ſtumpfſinnig Hinleben in geiſtloſer Alltäglichkeit. Schön ſein, ſagte ſie, iſt kein Zuſtand, ſondern ein Thun, ein Wirken. Schönheit iſt die höchſte Wirkſamkeit und ihr Thun beruht auf der Zuſammenſtimmung aller edelſten Wirkſamkeiten — auf einer anmuthigen und harmoniſchen Regſamkeit des Leibes und der Seele. Sie iſt kein todtes Schauſtück, kein regungsloſes Licht, ſondern, wie das Sonnenrad, ein lebendiges Stralenſpiel, ein Funkenſprühen."

„Man kann ſich die Schönheit nicht unmittelbar geben," pflegte ſie auch zu ſagen, „aber man kann überall das Häßliche erſticken, dämpfen, mildern. Nicht allzuoft könnt ihr einen Blick in den Spiegel werfen: nicht um zu ſehen, wie ſchön ihr ſeid, ſondern um euch auf der Häßlichkeit zu ertappen. Nur ſo werdet ihr erfahren, daß Niemand immer ſchön, und Niemand immer häßlich iſt — daß die Blüte jeder Schönheit wohl hundert Mal in des Tages Lauf Geſtalt und Farbe wechſelt, daß ſie, ſich ſelbſt überlaſſen, halt- und beſtandlos ſchwankt, daß eine Schönheit, welche, ihrer ſelbſt ſicher, die Hand in den Schooß legen darf, ein Traum der Thörinnen, und daß ſchön zu ſein eine ſchwere Kunſt iſt auch für die Schönſten. Laſſet in keiner Geſtalt das Häßliche an euch kommen! Zahllos ſind ſeine Geſtalten, ſeine Verkleidungen. Das Häßliche iſt ein Dämon, mit welchem wir alle Tage ringen müſſen, wenn er uns nicht ſchleichend überwältigen ſoll. Am Oefteſten aber wendet er vom Hinterhalt der Seele aus gegen des Leibes Blüte ſeine tödtliche Waffe."

Aber nicht mit ermahnenden Worten blos, auch thätig

unterſtützte Aspaſia ihre Schülerinnen im Kampfe gegen jenen tückiſch bedrohlichen Dämon. Sie war hinter den Keimen und Spuren jeder Häßlichkeit her, gleich dem Häſcher hinter dem Diebe. Wie Meiſter der Schule einen Stab, oder eine Ruthe, ſo trug ſie einen kleinen Silberſpiegel in der Hand, und hielt ihn der Schuldigen vor, in welcher ein Funke leiblicher oder ſeeliſcher Häßlichkeit aufblitzte. So lehrte ſie jene Mädchenblüten Selbſtbeherrſchung, Unterdrückung jeder entſtellenden Laune und Leidenſchaft, Ruhe, Heiterkeit, edles Gleichmaß des Leibes und der Seele.

Von den beiden Nichten Aspaſia's entwickelte die Eine, Droſis, eine glänzende Naturanlage für den mimiſchen Tanz, Praſina dagegen glänzte vornehmlich durch Fertigkeit in Geſang und Saitenſpiel. Aber Aspaſia litt nicht, daß die Eine oder die Andere ſich etwa ganz auf die Ausbildung einer ſolchen einſeitigen Fertigkeit legte. Sie verlangte von Jeder, daß ſie nicht durch eine beſtimmte Kunſtausübung, ſondern durch eine harmoniſch entwickelte Perſönlichkeit zu gefallen ſuche. „Einſeitige Kunſtausübung," ſagte ſie, „veranlaßt immer eine Vernachläßigung der Perſönlichkeit ſelbſt und ihrer harmoniſchen Ausbildung."

Droſis war von Natur bezaubernd durch ihre Anmuth. Ihre Geſtalt war ſchlank und zierlich, ſo ätheriſch leicht und ſchwebend, daß ſie, einer Nymphe gleich, keinen Halm und keine Blume im Hinwandeln über das Gefilde knicken zu können ſchien. Ihre Glieder waren von jener Schlankheit, von jener jugendlichen Feinheit und anmuthigen Zartheit, welche die Sinne noch weit mehr berückt als plumpe Ueppigkeit.

Praſina war ihr ähnlich an Schönheit, aber ſie hatte den Vorzug der hellen Silberſtimme voraus, mit welcher ſie, die Lieder Sapphos zur Laute ſingend, jedes Ohr entzückte. Gibt es überhaupt etwas Süßeres, als den jungfräulichen Klang einer ſechzehnjährigen Mädchenſtimme? Praſinas Stimme

übertraf an Lieblichkeit, Schmelz und ſüßem Feuer die Nachtigallſtimmen der Kephiſſosthäler.

Aber die reizende Droſis, die feurige Praſina, ſie wurden bald überflügelt durch die herrlich ſich entfaltende Blüte Simaithas. In Simaithas Geſtalt, in ihren Zügen fand der edelſte helleniſche Formenzauber in reinſter Verkörperung ſich ausgeprägt. Züge von dieſer wunderbaren Reinheit der Linien hatten ſelbſt die Meiſter der Bildkunſt kaum geträumt. Sie beſaß jene unbeſchreibliche Klarheit, jene glanzvolle und doch etwas träumeriſch angehauchte Friſche des Auges, welche zuweilen bei Mädchen in zarter Jugendblüte mit hinreißender Wirkung hervortritt. Aber wie an Wohlgeſtalt, ſo ſtand auch an Geiſt und Seele Simaitha der Meiſterin Aſpaſia am Nächſten. Innig verwandt erſchien ſie ihr durch die ganze ſich entwickelnde Art des Denkens und Empfindens. Nicht weniger als die Mileſierin verſprach ſie eine Verkörperung des echten ſinnenfreudigen und ſchönheitſeligen Hellenengeiſtes zu werden. Mit glühender Begeiſterung erfaßte ſie die Gedanken Aſpaſias. Sie übertraf an hellem Verſtande bei Weitem ihre Geſpielinnen. Sie liebte die Künſte, und für die Bildkunſt ſchien ſie das unvergleichlich ſinnige und verſtändnißvolle Auge Aſpaſias zu beſitzen. Auch darin glich ſie ihrer Meiſterin, daß ſie auf keine einzelne perſönliche Kunſtbefähigung Gewicht legte, ſondern alle Fähigkeiten in ſchöner Harmonie entwickelte. So war ſie denn die Perle der Schule der Mileſierin, welche faſt mit der Zärtlichkeit einer Mutter ſie liebte und ihre ſchönſten Hoffnungen auf ſie ſetzte.

Und Kora, das Mädchen aus Arkadien? Es war ſchwer zu ſagen, ob man ſie zur Schule Aſpaſias rechnen durfte. Als Aſpaſia ſie ihrer arkadiſchen Heimat entführt hatte, reizte ſie eben die Sprödigkeit des Stoffes, ihre bildende und erziehende Kunſt daran zu verſuchen. Aber die Sprödigkeit des Stoffes erſchien bald größer noch als die Meiſterſchaft der bildenden Kunſt

Aspasias. Kora diente den Gespielinnen zum Gespött und man erniedrigte sie fast zur Dienerin. Aber das Mädchen aus Arkadien hatte doch auch wieder etwas in seinem Wesen, was es nicht ganz zur Sklavin herabsinken ließ. Nicht reizend war sie, nicht von edler Wohlgestalt, auch nicht heiteren Geistes, sondern ernst und nachdenklich, und was sie Eigenthümliches in ihrem Wesen nach Athen mit sich gebracht, das blieb unverändert. Aber sie überraschte durch Blitze und Funken des Geistes und des Gemüthes, welche immer etwas Ursprüngliches und Ungewöhnliches hatten, und dadurch einen Antheil besonderer Art für sie erweckten. Wie ein Wesen erschien sie aus einer fremden, bis jetzt noch unbekannten Welt.

Aspasia fand es gerathen, ihre Zöglinge, der atheniſchen Sitte zuwider und ihres jugendlichen Alters ungeachtet, in den freien bildenden Verkehr mit der Welt und den Menschen zu bringen. Nach wie vor besuchten ihr Haus Männer von hervorragendem Geiste, durch deren Gespräche die Seelen der Mädchen frühzeitig über die dumpfe Alltäglichkeit erhoben werden konnten. Aber auch weibliche Besuche waren nicht ausgeschlossen. Wer von jenen hervorragenden Männern eine schöne Freundin in diesen Kreis einführen wollte, dem war es gern gewährt. Unter Denjenigen, welche von dieser Freiheit Gebrauch machten, befand sich der junge Bildhauer und Architekt Kallimachos, welcher ein verwais'tes, durch Schönheit ausgezeichnetes junges Mädchen, Philandra mit Namen, von Korinth nach Athen gebracht hatte. Er liebte das Mädchen zärtlich und schien entschlossen, es zu seiner Gattin zu machen. Aber von ärmlicher Herkunft und noch im zarten Alter stehend, entbehrte Philandra einer des Freundes würdigen Bildung. Wie konnte ihr diese besser zu Theil werden, als durch den Verkehr mit dem Kreise Aspasias? Diese verschmähte es selbstverständlich nicht, den Kreis ihrer Schule über den Bann ihres Hauses hinaus zu erweitern.

Philandra war eine Schönheit von üppigen aber edlen Formen der Glieder. Sie verrieth eine leidenſchaftliche heftige Natur und erſchien ihres ſtattlichen Anſehens wegen reifer als ſie war.

So hatte ſich denn, man mochte ſagen ein weiblicher Olymp in dem Hauſe Aspaſias zuſammengefunden. Der junge Alkibiades pflegte die Mädchen nach den Göttinnen zu benennen, welchen ſie am ähnlichſten waren. Künſtler begeiſterten ſich in dieſem Olymp zu ſchönen Gebilden, Dichter zu anmuthigen Geſängen. Aber der Uebermuth und alles Unedle blieb verbannt aus dieſem Kreiſe. Aspaſias Blick wußte ſelbſt den kühnen ſprudelnden Alkibiades im Zaume zu halten, und immer behielt die Prieſterin der Schönheit auch die Zügel des edlen Maßes in der Hand. Eingedenk blieb Aspaſia immer, was ſie der Ehre des Hauſes ihres Gatten ſchuldig ſei. Und zu verhüten wußte ſie, daß in Betreff der Schule, die ſie um ſich verſammelt hatte, die Bedenken ihres Gatten nicht bis zur Entfremdung, nicht bis zum Zerwürfniß fort ſich ſteigerten.

Eines Tages lud der junge Alkibiades Aspaſia und ihre Mädchen zu einer Meerfahrt auf ſein Luſtfahrzeug. Aspaſia nahm die Einladung des Jünglings an, unter der Bedingung, daß er darauf verzichte, einen ſeiner übermüthigen Altersgenoſſen mit ſich zu nehmen.

An einem Sommermorgen voll leuchtender Friſche beſtieg Aspaſia mit Droſis, Praſina, Simaitha und Kora das Schiff des jungen Alkibiades. Ihnen ſchloß noch Kallimachos mit Philandra ſich an, und im Geleite Philandras eine Freundin derſelben, Paſikompſa mit Namen, welche, gleich Philandra ſelbſt, bei Aspaſia eingeführt und von dieſer würdig erachtet war, eine Geſpielin ihrer Schülerinnen abzugeben. Außer dieſen Genannten und einigen Ruderſklaven befand ſich Niemand auf dem Schiffe.

Man fuhr den Strand entlang und gelangte bald in

die ſchöne Bucht von Salamis. Zur Linken hatte man die grüne, im Thaue des Morgens funkelnde Inſel, zur Rechten das attiſche Geſtade, an welches die ägaleiſchen Hügel herantraten.

Nichts vermag die Seele lieblicher und harmoniſcher anzuregen, als das Vergnügen einer Kahnfahrt über einen ſonnigen blauen Meeresgolf. Kein herrlicheres Meeresblau aber gibt es, als das der Bucht von Salamis So fühlte denn auch die Geſellſchaft auf dem Schiffe des Alkibiades ſich von des Meeres und der Freude Wellen anmuthig geſchaukelt. Ueber den Häuptern das Blau des Aethers, unter ſich das ätheriſche Blau des Meeres, ſchwammen ſie gleichſam zwiſchen zwei Himmeln, ſich wiegend in einem ſel'gen Blau. Ob das des Aethers lieblicher, oder das des Meeres, wußten ſie nicht zu ſagen, noch fragten ſie darnach: ſie ſahen nur, daß zuweilen die Vögel auf einen Augenblick aus dem Aetherblau herab in das des Meeres tauchten, wie um ſeinen Reiz zu verkoſten, die Fiſche dagegen aus ihrem Meeresblau zuweilen für einen Moment luſtig emporſchnellten mit den Köpfen ins Aetherblau, wie um einen flüchtigen Wonnetrunk daraus zu thun.

Die Geſellſchaft auf dem Schiffe des Alkibiades glich dieſen munteren, am Reize des Meeres und des Aethers ſich erquickenden Fiſchen und Vögeln. Sie ſogen alles Wonnige in ſich, und machten ſich dabei ſo wenig Gedanken, als die Vögel und die Fiſche. Die jugendlich reizenden Geſpielinnen Aſpaſias ſahen vom Schiffsrand in die ſchöne Meereswelle hinunter, aber nur um ihre lieblichen Geſichter darin zu ſpiegeln. Nur Kora ſah wenn ſie in die Flut hinunter blickte, nicht ihr Geſicht, ſondern das Meer ſelbſt. In ihrem Gemüthe allein wurde der Meereszauber lebendig und ſeiner ſelbſt bewußt.

Die anderen Mädchen ſpiegelten ſich im Meere, das Meer aber ſpiegelte ſich in Kora.

Faſt bis zum Schrecken ſtieg in ihrem Gemüthe der Ein-

druck. Denn sie begann zuletzt mit einer Art von Angst in den Zügen nach dem Meeresgrunde hinunter zu horchen. Und als man sie lächelnd fragte, ob sie etwa die Stimmen lockender Sirenen aus der Tiefe herauf vernehme, so bejahte sie dies, und das helle Gelächter ihrer Gespielinnen klang auf ihre Kosten weithin übers Meer.

Vielleicht angelockt von der Musik dieser Stimmen, begleitete die Lustfahrer ein Delphin, der ganz auf der äußersten Oberfläche der Wellen dahinglitt. Ein Vögelchen, das sich zu weit vom Lande ins Meer hinaus verirrt hatte, setzte sich einen Augenblick, wie um zu rasten, auf den Rücken desselben, ohne daß er es merkte.

Gerade als das silberstimmige Lachen über Kora wieder auf dem Fahrzeuge des Alkibiades erklang, kam an der Lustbarke ein großes Kauffahrerschiff vorbei. Da der Kauffahrer an der Barke ganz nahe vorüber fuhr, so konnte die Bemannung desselben und die Gesellschaft in der Barke des Alkibiades mit Blicken sich mustern. Die Männer auf dem Kauffahrer hatten ein rauhes, wildes Ansehen und blickten aus buschigen Brauen finster, fast bedrohlich wie Habichte auf die Taubenschaar im Schiffe des Alkibiades herüber. Da aber der Kauffahrer weit schneller ruderte, ließ er bald die Barke hinter sich, und die muntere Gesellschaft achtete auf ihn nicht weiter. Ein Megarerfahrzeug wollte Kallimachos in demselben erkannt haben.

In einer kleinen Bucht wurde angehalten, und man beschloß zu landen, um sich da eine Zeit lang auf dem lieblich anlockenden Gestade zu vergnügen. Es war eben die Stelle, wo man den Felsenstuhl des Perserkönigs Xerxes zeigt, auf einem gegen das Meer hin abfallenden Hange der ägaleischen Berge, jenen Felsenstuhl, den der große König, als er seine Flotte hier zur Entscheidungsschlacht entfaltete, an erhöhter Uferstelle einnahm, und von welchem aus er erst mit stolzer Siegeszu-

verſicht, und dann mit wachſendem Grauſen dem ſalaminiſchen Schlachtgewitter zuſah.

Kallimachos und Alkibiades geleiteten Aspaſia und die Mädchen hinauf zu dieſem Felſenſitze, und Alkibiades forderte Aspaſia auf, ſich als die Würdigſte auf demſelben niederzulaſſen. Aspaſia folgte der Aufforderung. Kallimachos nahm an ihrer Seite Platz. Die Mädchen mit Alkibiades blieben in anmuthiger Gruppe um ſie gelagert.

Büſchel von Meergras und Myrthengeſträuch voll dunkler und heller Beeren ſproßten zwiſchen den Klippen.

Es lag ein wunderbarer Friede über das ſonnige Land und das flimmernde Meer gebreitet. Doppelt lieblich erſchien von dieſer erhöhten Stelle aus geſehen das gegenüber liegende Salamis. Zwiſchen der Inſel und dem Feſtlandufer blaute das regungsloſe Meer. Silberhelle, glitzernde Streifen durchfurchten hie und da das tiefe Blau wie ſchimmernde Brücken. Kein Laut in der ganzen Weite, als das leiſe Rauſchen und Knirſchen der in gleichmäßigem Rhythmus langſam heranziehenden und wieder zurückweichenden Wellen drunten im Uferſande, und von Zeit zu Zeit das Gekreiſch einer Möve, welche den Klippenſtrand umſchwirrte.

„Bei allen Meeresnymphen!“ ſagte Alkibiades, „es iſt hier ſo friedlich, ſo idylliſch-ſtill, wie am ſikeliſchen Meergeſtade. Man meint, es müſſe hier in der Nähe irgendwo der verliebte Kyklop Polyphemos ſitzen, aufs Meer hinausſtarrend, wo das Bild der Galathea in der Flut ſich ſpiegelt, indem ſie darüber hinwegwandelt. Des plumpen Schäfers Hund rennt bellend an den Strand hinab ihr entgegen, die Nymphe aber beſpritzt lachend den Liebesboten mit einer rollenden Schaumwoge, ſo daß er winſelnd zurückläuft“ —

In der That, es herrſchte eine wonnige Stille, von welcher man nicht glauben konnte, daß ſie jemals unterbrochen worden ſei, noch daß ſie jemals unterbrochen werden könne.

Aspasia warf von ihrem Felsensitze aus einen Blick hinüber nach den Bergen des Peloponnesos.

„Wenn es möglich ist," sagte sie, „alles widerwärtig Düstere, was ich jenseits der Berge dort gesehen und erlebt, aus meiner Seele hinwegzuspülen, so ist es in dieser Stunde möglich. Zu lichtvoll ist das Meer an diesem Gestade und der Aether darüber, als daß hier das Düstere jemals wie dort drüben zum Siege gelangen könnte. Ich fordere dich muthig heraus zum Kampfe, rauher Peloponnesos!"

„Ich mit dir!" rief Alkibiades, und ballte die Faust gegen die Berge von Argolis.

„Wir Alle!" riefen lachend die Mädchen.

In diesem Augenblicke fiel Aspasias Blick, rechtshin schweifend, auf das Megarerfahrzeug. Es erschien jetzt klein in der Entfernung. Es schien still zu stehen. Aspasias stolzer, beinahe verachtender Blick glitt rasch wieder davon ab. In ihren Augen blitzte jetzt etwas von jenem Uebermuthe, der das Herz des Perserkönigs erfüllte, als er auf diesem Felsenstuhl sich niederließ.

Ein Sklave brachte auf den Wink des Alkibiades einen Schlauch mit köstlicher Labung, und bald erklangen die Becher und ein hellstimmiger Rundgesang dazu. Reizvoll klang das Freudenlied in der schönen Meereseinsamkeit, und weithin widerhallte die friedliche Seebucht.

Getrieben von dionysischem Geiste, zerstreuten sich die Mädchen theils am muschelreichen Strande, theils auf den Hängen, wo zwischen dem Gestein duftige Kräuter sproßten. Gaukelnden Faltern waren sie zu vergleichen, geneckt, gehascht von Alkibiades.

Bald liefen mit hellem Ausruf sie zusammen um ein todtes Meergethier, einen Polypen etwa, oder einen Delphin, der früher, die Salzflut durchjagend, die kleinere Meeresbrut in Schrecken gesetzt und des Nereus Töchter auf seinem Rücken getragen, und den eine schäumende Woge im Sturm an's

Felsengestade geworfen. Dann wieder saßen sie, und Alkibiades erzählte den Aufhorchenden wunderliche Jagdgeschichten: etwa wie er kürzlich einmal am Meergestade einen großen Polypen und einen Hasen zugleich erbeutet, indem er angelnd den Polypen aus dem Gewässer an's Land schleuderte, dieser aber auf einen Hasen fiel, der im Meergrase schlummernd versteckt lag und der sofort von den hundert Armen des Polypen umstrickt ward.

Inzwischen unterredete sich Kallimachos mit Aspasia.

Die Stellung des Kallimachos zu der schönen Gattin des Perikles war von sonderlicher Art. Herzliche Freundschaft vereinigte ihn mit Alkamenes, und durch Diesen unterrichtet von Allem, was zwischen dem Nebenbuhler des Agorakritos und der schönen Milesierin jemals vorgefallen, hatte er aus Korinth, woher er kam, ein Vorurtheil, ja fast einen geheimen Groll gegen Aspasia nach Athen im Herzen mitgebracht. Nach der heftigen Scene, welche zwischen Alkamenes und Aspasia in Olympia sich ereignet hatte, und von welcher Kallimachos ebenfalls Kenntniß erhalten, hatte er mit seinem Freunde zu einer Art von Rachebund gegen Aspasia sich verschworen. Zu Athen näherte er sich der Milesierin, und von ihrem Zauber angezogen, vergaß er halb, doch eben nur halb, jenen Rachegedanken.

Aspasia selbst brachte die Rede auf Alkamenes und rühmte den Flug seiner gestaltenden Phantasie.

„Du thust wohl," sagte sie, „daß du Freundschaft hältst mit diesem Manne, und mich dünkt, daß eine gewisse Seelenverwandtschaft euch zusammengeführt hat. Denn, so wie ihn, scheint auch dich ein gewisser Drang zu beseelen, die Kunst auf neue Bahnen zu lenken."

Aspasia spielte mit diesen Worten darauf an, daß dem Kallimachos der Meißel schon nicht mehr genügte, daß er mehr mit dem Bohrer als mit dem Meißel arbeitete, und die Ein-

zelheiten ſeiner Werke mit einem ſo wunderbaren Fleiße, einer ſo glänzenden Kunſtfertigkeit ausführte, wie man es vor ihm nicht geſehen.

„Wenn man mir zugeſteht,“ ſagte Kallimachos, „die Bildkunſt durch fleißige Anwendung des Bohrers weiter gefördert zu haben, ſo möchte ich mich auch der verſchwiſterten Baukunſt nützlich erweiſen. Schon lange beſchäftigt mich eine Sache, die, wie es ſcheint, ſehr leicht und einfach iſt, in der That aber — du wirſt lächeln, wenn du es hörſt — mir durchaus nicht gelingen will. Die fortſchreitende Kunſt ſcheint mir für unſere Säule einen reicheren Schmuck zu fordern. Die joniſche Schnecke iſt das Aeußerſte, wozu wir es gebracht haben. Damit begnügen wir uns ſeit Jahrhunderten. Liegt es nicht nahe, mit einem kühnen Griffe ſich darüber hinaus zu wagen?“

„Im Morgenlande,“ verſetzte Aspaſia, „ſah ich Blätter- und Blumenformen mit feiner Phantaſie zum Schmuck der Kapitäler verwendet. Wir ſind ſchüchtern, wie du mit Recht bemerkſt. Warum wagſt du nicht, was du doch für nöthig hältſt?“

„Wirſt du es glauben,“ erwiderte Kallimachos, „daß nun ſchon ſeit Jahren um dieſer Sache willen mein Gehirn ſich zermartert? Hundert Formen habe ich ausgeſonnen, keine hat bisher mir ganz genügt!“

„Warum willſt du die neue Form erſinnen und erklügeln und ganz aus dir ſelber ſchöpfen?“ fragte Aspaſia. „Die Natur iſt eine große Lehrmeiſterin, ihr muß der Baumeiſter wie der Bildner ſein Beſtes ablauſchen. Halte die Augen offen, und was du ſuchſt, wird dir begegnen. Du brauchſt es dann nur recht zu erfaſſen und mit klugem Sinne völlig auszugeſtalten.“

In dieſem Augenblicke wurden Kallimachos und Aspaſia durch die herbeikommenden Mädchen unterbrochen, welche erzählten, daß ſie an einer verborgenen lieblichen Stelle des

Felsufers ein kleines Grabdenkmal entdeckt hätten. Sie wünschten es Aspasia zu zeigen.

Aspasia und Kallimachos folgten der Aufforderung, und ließen von den Mädchen sich an die Stelle führen wo das kleine Denkmal sich befand. Es lag zwischen den Uferfelsen verborgen und war durch überhängendes Gestein beinahe verdeckt. Aus einem einfachen schmalen Steine bestand es, auf welchem eine kurze Inschrift eingegraben war. Ueber der Steinplatte stand ein zierlicher Korb, gefüllt mit welken Blumen und Kränzen. Aspasia versuchte die Inschrift zu lesen, und entzifferte halb einen Mädchennamen, aber es fiel ihr schwer, denn reichlich sprossender Akanthus hatte mit seinem großen edelgeformten Laube nicht blos den Denkstein selbst schon fast überwuchert, sondern rankte auch an dem Korbe sich empor. Bedeutsam stach sein frisches, lebendiges Grün gegen die traurig-welken Blumen ab, welche in dem Korbe lagen.

Aspasia und die Mädchen sprachen ihre Verwunderung aus, an dieser Stelle ein Grabdenkmal zu finden. Kallimachos aber sagte:

„Mir war das Vorhandensein dieses kleinen Denkmals kein Geheimniß."

Als hierauf die Mädchen neugierig nach dem Ursprunge desselben forschten, erwiderte Kallimachos:

„Derjenige, welcher dies Denkmal mit dem Korb hier stiftete, war mein Freund, und ich bin einer der Wenigen, welchen er die Geschichte desselben anvertraute."

„Der Freund, von welchem ich spreche," fuhr er fort, „war ein trefflicher athenischer Jüngling und betrieb die Bemalung von Gefäßen und Graburnen mit großer Tüchtigkeit zum Erwerbe seines Unterhalts. Während er zu Korinth verweilt, begegnet seinem Auge das reizendste Blumenmädchen jener Stadt, und er entbrennt in Liebe für dasselbe. Aber auch ein junger Sparter, der eben zu Korinth mit einigen Freunden

ſich aufhielt, liebt das Mädchen, und will es beſitzen Durch Gewalt und Drohungen weiß er es einzuſchüchtern, und ſteht auf dem Punkte, es von Korinth zu entführen. Der Athener, entflammt von leidenſchaftlichem Zorne, ſtellt ſich dem Nebenbuhler zum Kampfe und tödtet ihn. Hierauf, um der Rache der Freunde des Getödteten zu entgehen, zieht er das willig folgende und ſeine Liebe erwidernde Mädchen mit ſich fort, beſteigt ungeſäumt einen Kahn mit ihr und entflieht nach dem heimiſchen Athen.

Heiter fährt das Liebespaar den Strand entlang: voll ſeliger Luſt das Herz des Jünglings, und das Mädchen ſtralend in der Blüte ſeiner bräutlichen Jugend und Schönheit. Sie beſitzt außer ihrem Liebreiz nichts, als das Blumenkörbchen, gefüllt mit friſchen Blumen, wie ſie es auf dem Markte zu Korinth am Morgen jenes Tages eben in Händen trug, als der Geliebte ſie entführte. Die Perlen des Meeres ſprühen um den Kahn und benetzen die Roſen im Korbe. Während aber der Jüngling einen muthwilligen Kuß auf die Lippen des Mädchens drückt, entgleitet der Blumenkorb über den Rand des Kahns in's Meer hinab, das Mädchen bückt ſich haſtig, ihn wieder zu erhaſchen, aber allzuweit die Hand ausſtreckend, verliert ſie ſelbſt des Leibes Gleichgewicht, und folgt aus dem halb umgeſtürzten Fahrzeug dem Korbe hinab in die Meerflut. Mit verzweifeltem Ausruf wirft der Jüngling ſich in die Wogen, erfaßt, eine Zeit lang mit dieſen ringend, den Leib des Mädchens, und ſchwimmt damit dem nahen Ufer zu. Dort klettert er mühſam an Geklipp empor, den Leib der Geliebten mit der Linken feſt an ſich gedrückt. Nun bettet er ſie auf eine flache Stelle des Felsgeſtades. Ihre Augen ſind geſchloſſen, ihr Antlitz bleich, vergebens ruft er tauſend Liebesworte ihr in's Ohr. Er hat nur einen Leichnam gerettet.

Den Tag lang ſtarrt er regungslos auf die Entſeelte, dann ſchickt er ſich an, ſie zu beſtatten. Er höhlt ihr das Grab

an der Stelle, wo er sie ans Land gebracht. Was begegnet da plötzlich seinem Auge zwischen den Felsen? Der Blumenkorb des Mädchens ist auf den Wellen schwimmend dieser Uferstelle zugetrieben worden, und ruht nun da festgehalten zwischen den Klippen. Er steigt hinab, und traurig seufzend hebt er das zierliche, mit den frischen Blumen gefüllte Körbchen empor, und stellt es, bethaut von seinen Thränen, auf des Mädchens Grab. Er geht nach Athen und kehrt bald wieder zur verborgenen, vom Meer umrauschten Grabesstelle mit diesem einfachen Denkstein. Er richtet ihn hier auf, und darüber stellt er wieder den Korb mit den welkenden Blumen. Die Verborgenheit der Stelle sichert ihn vor unfrommen Händen, und auch der Akanthus hat, wie ihr seht, die Rolle des Beschützers übernommen, indem er Denkstein und Korb mit den Ranken seines herrlichen Laubes fast bedeckt." —

Aufmerksam hörten die Mädchen die Erzählung des Kallimachos, und laut beklagten sie des jugendlichen Paares Trauerloos.

Aspasia aber sagte nach einer Pause: „Wie sehr deine Geschichte, Kallimachos, das Gemüth zum Mitleid anregt, kann ich doch auch dem Eindrucke mich nicht verschließen, welchen dieser schmale, flache Stein, dies Grabdenkmal, für welches die Natur weit mehr als die Kunst gethan, auf mich, und gewiß auf Alle machen wird, die es schauen. Wie zierlich rankt das vom Boden aufsprießende Laub des Akanthus sich um den anmuthigen, mit welken Blumen gefüllten Korb über der weißen Marmorplatte! Ist dies nicht eine jener Gestaltungen, welche der Natur gleichsam in spielender Laune gelingen, und welche kaum ein Bildner jemals so reizend ersinnen würde?"

Kallimachos antwortete nicht, aber er war von einem Gedanken wie von einem Blitze durchzuckt.

Er starrte eine Zeit lang auf den laubumrankten Korb, dann rief er, zur Milesierin gewendet:

„In der That, o Aspasia — dieser anmuthvoll umrankte Korb ist eines jener Gebilde, für welche, wie du früher sagtest, der Bildner die Augen offen behalten muß, weil er von ihnen lernen kann" —

„Und weil er vielleicht in ihnen finden kann," fiel Aspasia lächelnd ein, „was er mit vergeblicher Anstrengung lange gesucht hat" —

Begeistert verbreitete sich Kallimachos nun sogleich über Das, was seine Seele erfüllte.

Während er aber der Milesierin die in ihm erweckte Idee des neuen Säulenschmuckes auseinandersetzte, welcher in der That berufen war, siegreich in der Welt des Schönen hervorzutreten und dessen Ruhm mit dem Namen des Kallimachos für immer verknüpft bleibt, verloren die Mädchen sich, um Blumen zu pflücken, mit welchen sie das Grab der jungen Korintherin zu schmücken gedachten.

Bald gaukelten sie wieder fröhlich umher am Gestade, Nymphen des Meeres ähnlich, unter welchen die Rolle des neckenden und haschenden Triton Alkibiades erneuerte.

Allmälig aber begann die Sprödigkeit und Zurückhaltung der an einsamer Uferstelle zurückgebliebenen Kora auf den muthwilligen Jüngling einen größeren Reiz zu üben, als die Munterkeit ihrer Gespielinnen.

Daß er eine scherzende Unterredung mit dieser suchte, daß er gegen ihren Willen mit ihr sich belustigte, merkte die reizende Simaitha ohne irgend welche Regung der Eifersucht, denn auch darin war sie das Ebenbild ihrer Meisterin, daß sie für solche Leidenschaft nur wenig Raum hatte in ihrer siegesstolzen Seele. Auch sie schien nur jener Liebe fähig, welche die heitere Ruhe des Gemüthes nicht bedroht. Und welche verächtliche Nebenbuhlerin war überdieß das Hirtenkind für die glänzendste Perle der Schule Aspasias! —

Weltentrückt erfreuten sich Jene dort der holden Stille

dieſer Meeresbucht, welche wie es ſchien, durch nichts in der Welt geſtört werden konnte —

Und doch waren auf die zwanglos Fröhlichen feindſelige Augen fernher lauernd gerichtet

Als jenes Megarerfahrzeug an der Luſtgondel des Alkibiades vorübergefahren war, hatten die Männer, welche ſich darauf befanden, einen ſpähenden Blick in dieſelbe geworfen.

Nachdem ſie daran vorbeigekommen, ſagte einer von ihnen erregt und haſtig zu ſeinen Genoſſen:

„Habt ihr den Athenerjüngling geſehen, der da mit jungen Hetären auf dem Meere ſich umhertreibt? Das eben iſt jener freche, nichtswürdige Mädchenräuber Alkibiades! Ich erkenne ihn! Mehrmals habe ich zu Athen ihn geſehen. Und unter den jungen Mädchen war Simaitha — die geraubte Simaitha!“

„Wie?“ riefen die megariſchen Männer heftig erglühend, „wie? dies iſt jener Verwegene, der das Mädchen aus dem Landhauſe des Pſaumias raubte, und der ſeines Raubes noch immer ungeſtraft ſich erfreut?“

„In der That,“ ſagte Jener, „freut er ſich noch ſeines Raubes ungeſtraft, denn er ſteht unter mächtigem Schutze. Vergebens waren, wie ihr wißt, alle Bemühungen des Pſaumias und ſeiner Mitbürger, welche die Auslieferung des Mädchens von den übermüthigen Athenäern verlangten. Glauben dieſe Athenerhunde nicht von jeher, des megariſchen Gemeinweſens ſpotten zu dürfen? Es wird die Zeit kommen, ihnen zu beweiſen, daß ſie mit Unrecht die Dorerſtadt an ihren Grenzen verachten. Für jetzt aber, Freunde, müſſen wir, was Simaitha betrifft, die Genugthuung uns nehmen, zu welcher die Gelegenheit in dieſer Stunde ſich bietet. Auf jenem Luſtfahrzeuge befinden ſich neben dem unbärtigen Mädchenräuber, einem andern unbewehrten Manne, und den wenigen Ruderſklaven, nur Weiber. Unſer aber ſind genug, um das ganze

Schiff, wenn wir es angreifen, wegzunehmen, jedenfalls aber Simaitha zurückzurauben, und sie nach Megara mit uns zu entführen."

Dieser Anschlag gefiel den megarischen Männern. Während sie aber beriethen, wie sie das Schiff angreifen wollten war die Genossenschaft des Alkibiades in der kleinen Felsbucht gelandet. Die Megarer bemerkten dies aus der Ferne.

„Desto besser!" sagte ihr Führer. „Wir werden hier unser Schiff am Strande verbergen, und unsere Beute auf dem Lande verfolgen. Der größere Theil von uns wird das Fahrzeug verlassen, um Jenen einzeln sich näher zu schleichen, und dann etwa zu Zweien am klippenreichen Gestade, wo Jene sich zerstreut umhertreiben, in den Hinterhalt zu legen. Leicht wird es uns fallen, im rechten Augenblick hervorzubrechen, und des Mädchens, auf welches wir es abgesehen haben, uns zu bemächtigen, ohne daß die beiden atheniſchen Jünglinge und ihre Ruderſklaven es verhindern können, ja vielleicht ohne daß ſie es merken. Denn wenn wir den Moment erlauern, wo Simaitha getrennt von ihren Geſpielinnen, und die Aufmerkſamkeit der Männer anders wohin gewendet iſt, ſo gelingt es uns vielleicht, Simaitha völlig unbemerkt aufzuheben, und wir ſind dann vor jeder Verfolgung ſicher. Jene wiſſen dann nicht, wohin das Mädchen gekommen, bis wir den Raub in Sicherheit gebracht. Müßten wir aber Gewalt anwenden, ſo wäre zu fürchten, daß jene Jünglinge doch vielleicht durch ein des Weges kommendes atheniſches Fahrzeug Verſtärkung erhalten, und daß man uns den Raub noch bevor wir das Schiff erreicht haben oder auf dem Meere ſelbſt wieder abjagt. Darum alſo laſſet uns Vorſicht brauchen, und aus dem Hinterhalte die günſtige Gelegenheit erlauern!"

So ſprach der Führer des megariſchen Fahrzeugs, und die Männer thaten, wie er ſie anwies. Sie verbargen ſich einzeln oder zu Zweien am Ufer und auf den Hängen und blickten

aus ihrem Verſteck ſcharf beobachtend auf die arglos Schwärmenden.

Lange wollte der für die Megarer günſtige Augenblick nicht kommen. Endlich geſchah es, daß Simaitha, Droſis und Praſina, Blumen pflückend, ahnungslos einem Felshange ſich näherten, hinter welchem einige von den Megarern ſich verborgen hielten. Alkibiades war in weiter Entfernung mit Kora beſchäftigt und Kallimachos noch immer in Geſellſchaft Aspaſias bei dem Grabdenkmale des korinthiſchen Mädchens.

Die Megarer ſtürzten hervor, um ſich geraden Weges auf Simaitha zu werfen.

Dieſe, als ſie die wild ausſehenden Männer plötzlich auf ſich zukommen ſah, entfloh mit Angſtgeſchrei, Droſis und Praſina folgten ihr, nicht weniger die Lüfte mit lautem Hülferuf erfüllend.

Simaitha aber kam den beiden Geſpielinnen weit voraus auf ihrer Flucht. Schon hatte ſie beinahe die Stelle erreicht, wo Alkibiades verweilte. Dieſer, ſowie Kallimachos, und auch die Ruderer unten bei dem Schiffe, vernahmen das Angſtgeſchrei der Mädchen und eilten raſch herbei. Alkibiades trug beſtändig einen Dolch, dieſen zog er hervor, auf die Räuber in Geſellſchaft der mit Ruderſtangen bewaffneten Sklaven loszugehen.

Aber nicht ohne Beute wollten die Megarer vom Platze weichen. Sie haſchten und ergriffen, da ihnen Simaitha entgangen war, die Genoſſinnen derſelben, Droſis und Praſina, welche in ihrer Angſt, geſcheuchten Tauben ähnlich, nicht ſo ſicher den Weg der Flucht gefunden hatten.

Gefahr in der Säumniß erkennend, und aus den früher erwähnten Gründen offenen Kampf vermeidend, riſſen die Megarer Droſis und Praſina mit ſich fort, hinunter ans Geſtade, warfen ſich mit denſelben in ihr Schiff und eilten der Bucht von Megara zu, bevor Alkibiades mit den Helfern ſeine Barke zu ihrer Verfolgung beſteigen konnte.

Dennoch wollte der Zornentbrannte ſich blindlings in ſein Fahrzeug ſtürzen, um den Räubern nachzueilen. Aber als er ſich dazu anſchickte, erhoben die Mädchen ein lautes Geſchrei, wehklagend, daß ſie am Ufer verlaſſen und vielleicht noch lauernden Feinden preisgegeben würden. Sie aber mit ſich ins Fahrzeug zu nehmen, und ſo den Feinden nachzuſetzen, war ihm nicht minder verwehrt durch die Angſt der Mädchen, welche in ſolcher Art dem Feinde als Beute gleichſam entgegengeführt zu werden vermeinten. Kallimachos, die Ruderer und Aspaſia vor Allen, gaben ihm zu bedenken, daß die Verfolgung unmöglich, und daß der Mittel und Wege genug ſich finden würden, den Uebermuth der Megarer zu züchtigen.

Aspaſia war beim Anblick jener That der Megarer bleich geworden, und raſch war dem Erbleichen ein zorniges Erröthen gefolgt. Nun aber war ſie die Erſte wieder gefaßt und ruhig; faſt lächelnd forderte ſie den Alkibiades zur unverweilten Heimkehr auf. Eilig beſtiegen Alle das Fahrzeug wieder, zu ſchleuniger Rückkehr nach Athen

„Rache den Megarern!“ rief Alkibiades und ſchleuderte, aufrechtſtehend im Fahrzeug, während es vom Ufer ſtieß, einen Becher gegen das ſcharfe Felsgeklipp.

„Wie dieſer Becher am Geklipp, wird Megaras Zwergentrotz und der Trotz aller ſeiner Stammesgenoſſen ſchmählich zerſchellen an der Felſenſtirn der atheniſchen Akropolis!“ —

Einundzwanzigſtes Capitel.

Der Maulesel des Kallikrates.

Ein Leichtes war es dem Perikles, ſich ſeiner Gemalin anzunehmen, und die beiden ihr geraubten Mädchen von den Megarern zurückzufordern. Denn die Megarer zu züchtigen, war damals zu Athen aus mancherlei Gründen das Loſungswort des Tages.

Die Megarer aber erwiderten, daß ſie Droſis und Praſina, welche vorläufig als Geißeln dem Gewahrſam eines angeſehenen Mitbürgers übergeben worden, auszuliefern nicht ſäumen würden, ſobald die von den atheniſchen Jünglingen geraubte Simaitha zurückgegeben würde. Gegen dieſe Zurückgabe aber verwahrte ſich mit flehentlichen Bitten Simaitha ſelbſt, und fand eine mächtige Stütze an Aſpaſia. Das Mädchen aus Megara war der Liebling Aſpaſia's geworden.

Die Megarer waren zu Athen ſo verhaßt, wie die Athener zu Megara. Perikles hatte mehr als Einen Anlaß, einen Volksbeſchluß durchzuſetzen, welcher den Megarern den Beſuch der atheniſchen Häfen und des Marktes von Athen ſo lange verbot, bis ſie nicht blos jene Mädchen ausgeliefert, ſondern den Athenern auch in einigen anderen Angelegenheiten die verlangte Genugthuung gegeben haben würden.

Empfindlich traf dieſe Ausſchließung vom atheniſchen Markte die Megarer, und nicht lange, meinte man, würden ſie trotzen.

Da aber zu fürchten ſtand, daß die Megarer ſich inge-

heim an die Sparter wenden würden, um die thätige Vermittlung derſelben zu ſuchen, und da überdies durch ziemlich ernſte Händel mit Korinth und durch den Abfall der attiſchen Kolonie Potidaia eine gewiſſe Unruhe ſich der Athener bemächtigte, ſo benützten die Feinde des Perikles und der Aspaſia den Anlaß, das Volk gegen ſie aufzuregen. Durch den Uebermuth des ausländiſchen Weibes, ſagten ſie, und durch die Zügelloſigkeit ihrer Freunde werde nun gar der öffentliche Friede von Hellas bedroht, und um zweier geraubter Hetärlein willen ſchleudere Perikles den Volksbeſchluß gegen die Megarer wie eine Brandfackel unter die Griechen

Große und beliebte Staatsmänner pflegen volksthümlichen Satzungen nicht immer zu widerſtreben, weil ſie wiſſen, daß das Volk ja doch zuletzt in einer Art blinden Vertrauens ihrer Leitung folgt, und das Gefährliche jener Satzungen durch die Macht ihres perſönlichen Einfluſſes wenigſtens für ſo lange, als ſie ſelbſt am Ruder ſtehen, ausgeglichen wird. Aber die Aengſtlichen fragen, was geſchehen ſolle, ſobald die Männer ſolcher Art, etwa durch den Tod abgerufen, die Zügel des Gemeinweſens nicht mehr in ihrer feſten Hand halten. Andrerſeits erblicken die Volksfreunde, welche um die Aufrechthaltung der Volksherrſchaft beſorgt ſind, gerade in jener ſchmiegſamen Uebereinſtimmung des allgemeinen Willens mit dem Willen und den Anſichten eines einzelnen ausgezeichneten Mannes die größte Gefahr für die Freiheit. So kam es, daß der allvermögende Perikles doch insgeheim die Kämpen der unbedingten Volksherrſchaft ebenſowohl als die Partei der Oligarchen gegen ſich hatte.

Der Gerber Kleon, der Schafhändler Lyſikles, und der Wurſtmacher Pamphilos waren der Meinung, daß die Weisheit eines Einzelnen im Staate gefährlicher ſei, als die Thorheit der Menge, und erneuerten ihren Mitbürgern gegenüber, ſo oft ſie konnten, die Warnungen vor dem „neuen Peiſiſtratos.“

Die Leute von der Art jenes Gerbers Kleon, jenes Schafhändlers Lyſikles, und jenes Wurſtmachers Pamphilos wagten es ſchon bisweilen in der Volksverſammlung, mit ungeberdigem Geſchrei der Würde des Perikles entgegen zu eifern.

Nicht gleichgültig ſah Perikles auf die Verlegenheiten, welche ihm Manches im Thun Aſpaſia's, und welche ihm die Ausgelaſſenheit des Alkibiades bereitete. Aſpaſia war unangreifbar in ihrem Weſen. Der Sturm vermag Eichen zu entwurzeln, aber nicht eine Blume zu knicken. Dem jungen Alkibiades aber verwies Perikles mit ernſten Worten ſeine Zügelloſigkeit, durch welche nun zum Theil jener unliebſame megariſche Handel veranlaßt war. Er ermahnte ihn, ſeinen Vätern nachzueifern, ſich verdient zu machen um das Vaterland und nach der Auszeichnung rühmlicher Thaten zu ſtreben.

„Das will ich!“ verſetzte der junge Alkibiades in halb ernſtem, halb ſcherzhaftem Tone. „Wer aber iſt Schuld als du, Perikles, daß ich keine Gelegenheit finde, durch rühmliche Thaten mich auszuzeichnen? Wie lange noch ſollen wir uns hinſchleppen in dieſem langweiligen Frieden? Gib mir eine Flotte, ſo will ich dir Karthago und Sicilien erobern! Aber ſelbſt die wenigen, armſeligen Dreiruderer verſagſt du mir, die nöthig wären, um die beiden heiterblickenden Mägdlein, Droſis und Praſina, aus der Gefangenſchaft des elenden Megara zu befreien. Mir bleibt nichts übrig, wenn ich mich für das Vaterland verdient machen will, als etwa nach Sparta zu gehen, und das Weib des Sparterkönigs zu verführen, damit ich das doriſche Blut fälſche mit joniſchem zu Gunſten der Athenäer! Gewiß, o Perikles, es fehlt mir nicht an Thatendrang“ —

„Sprudelnder Thatendrang ohne Würde und Ernſt der Geſinnung,“ ſagte Perikles, „wird niemals Nutzen ſtiften, ſondern immer ſich nur verderblich erweiſen. Deine Vorzüge,

mein Alkibiades, ſind keine Hoffnung, ſondern eine Gefahr für das Vaterland, ſo lange ſie mit Untugenden wie die deinigen vereinigt ſind."

„Iſt es eine Untugend," rief Alkibiades, das Vergnügen zu lieben, und iſt nicht die Jugend des Genießens beſte Zeit?"

„Du irrſt!" verſetzte Perikles ernſt; „die Jugend iſt nicht die Zeit des Genuſſes ſelbſt, ſie iſt die Zeit, an Leib und Seele ſich auf den wirklichen Genuß des Lebens vorzubereiten. Sie iſt die Zeit, die Fähigkeit des Genießens auszubilden, nicht ſie abzuſtumpfen. Du meinſt zu genießen, jugendlicher Sohn des Kleinias! Aber dein Umhernaſchen in allen Freudenkelchen iſt nicht viel mehr als knabenhafter Muthwille, gedankenloſes Spiel!" —

„Nur ein Leben geben die Götter zu genießen!" ſagte Alkibiades.

„Eben deshalb," erwiderte Perikles, „ſollen wir es nicht zu vergeuden, ſondern zu erhalten bedacht ſein!" —

So unterredete Perikles mahnend ſich mit dem jungen der Jüngling.

Dieſer aber ging von Perikles zu ſeiner Freundin Théodota, wiederholte ihr mit lächelndem Munde die Worte des Perikles und fügte hinzu:

„Nun ſehe ich, daß mein alter Freund, mein vielgeliebter Sokrates, in der That weiſer iſt als Perikles, und als all' die anderen weiſen Männer zu Athen. Denn dieſer Sokrates allein unter Allen hat es längſt völlig begriffen, daß bei dem Sohne des Kleinias Ermahnungen von jener Art thöricht und vergeblich ſind!" —

Eine geraume Zeit war verſtrichen, ſeit Perikles und Aſpaſia von der eliſchen Reiſe nach Athen zurückgekehrt, und der Erechtheuspriester Diopeithes geheim zu Eleuſis mit den Feinden des edlen Paares ſich verſchworen hatte.

Aber nicht unbenützt war dieſe Friſt dem Diopeithes verſtrichen. Schon vorher war die Waffe für den erſten Angriff geſchmiedet worden. Diopeithes hatte die Abweſenheit des Perikles von Athen benützt, um in der Verſammlung des Volkes mit dem Vorſchlage eines Geſetzes gegen Diejenigen hervorzutreten, welche die Religion des attiſchen Landes verläugneten, und gegen die Philoſophen, deren Lehren im Widerſpruche wären mit dem vätererbten Götterglauben. Mit dem Anſehen eines Gottbegeiſterten war der Erechtheuspriester vor die Menge getreten, und ſo leidenſchaftlich entflammt war ſeine Rede geweſen, ſo gewürzt zugleich mit Drohungen und unheilkündenden Orakelſprüchen, daß es ihm in der That gelang, die entſcheidende Mehrzahl der Stimmen auf der Pnyx für ſein Geſetz zu gewinnen.

Seit jenem Tage hing das Schwert des Damokles über dem Haupte des greiſen Anaxagoras. Auf ihn war zunächſt der Pfeil des Diopeithes berechnet; aber ſeine Abſichten gingen noch weiter. Im Geheimen warb er Bundesgenoſſen und Helfer, verbündete ſich mit des Perikles Feinden jeder Art.

Der Groll in ſeiner Seele fand neue Nahrung mit jedem Tage. Denn ihm vor Augen ſchritt noch immer jener verhaßte Kallikrates unter wimmelnden Arbeiterſchaaren auf der Höhe der Akropolis umher, das Prachtwerk der Propyläen unter des trefflichen Mneſikles Leitung mit gleichem Eifer fördernd, wie vordem das des Feſthauſes der Pallas. Ein Gräuel war Kallikrates dem Prieſter, ein Gräuel waren ihm die Helfer desſelben, welche bei Tage das verhaßte Werk betrieben, des Nachts aber in Schaaren auf Geſtein oder Haufen Sandes zum Schlummer ſich hinſtreckten, ein Gräuel war ihm auch jenes Thier, jener betagte Mauleſel, welcher, wie ſchon erzählt, die unfreiwillige Muße ſeines Alters nicht ertragen konnte, ſondern nach alter Gewohnheit auf der Akropolis umherging, und welchem die Vergünſtigung zu Theil geworden, daß der

Schaden, den er etwa grasend und naschend irgendwo an fremdem Eigenthume verursachte, von Staatswegen ersetzt werden sollte.

An kleine Ursachen knüpfen, wie das Sprüchwort sagt, sich große Wirkungen.

Uebermüthig geworden durch die offenbare Gunst, welche das Volk der Athenäer ihm zuwandte, setzte der Maulesel des Kallikrates, auf der Akropolis umherschweifend, das ungezügelte Verhalten fort, durch welches er schon längst die Erbitterung des Diopeithes aufs Aeußerste gebracht. Er wagte sich ohne Scheu an die Heiligthümer des Erechtheion heran. Er schien nichts so schmackhaft zu finden, als die Kräuter, welche im Tempelbezirke des Erechtheion wuchsen. Er fürchtete nicht die giftigen Blicke, welche Diopeithes auf ihn warf, ja kaum die feindseligen Püffe, mit welchen die Tempeldiener ihn zu vertreiben suchten. Er beschnüffelte nach wie vor bisweilen die Opferkuchen, welche auf den vor dem Erechtheion im Freien stehenden Altar des Zeus von Frommgesinnten niedergelegt wurden. Beklagte Diopeithes sich über den Frevel bei Kallikrates, so berief dieser sich achselzuckend auf die gesetzlichen Vorrechte des Thieres, und auf die Bereitwilligkeit der öffentlichen Schatzmeister, den von ihm etwa angerichteten Schaden zu vergüten. So mit seinen Klagen wenig erwirkend, hatte der Priester längst dem frechen Thiere Rache geschworen.

Dieses aber, blindlings in sein Verderben rennend, und das Maß seiner Frevel unbewußt erfüllend, vermaß sich eines Tages, durch die zufällig offene und unbewachte Thür in's innerste Heiligthum des Erechtheus und der Athene Polias sich einzuschleichen und die entsetzten Tempeldiener trafen es mit verwegener Schnauze an einem frischen Kranze naschend, mit welchem man das uralte Holzbild der Göttin am Morgen jenes Tages umwunden hatte.

Am nächsten Tage lockte Diopeithes den Maulesel des Kallikrates heimlich an sich, und warf ihm einen Kuchen vor.

Am Abende desselben Tages fand man das Thier verendet liegen auf den Stufen des Parthenon.

Einer von den Arbeitern des Kallikrates hatte es aus der Ferne bemerkt, daß der Erechtheuspriester dem Maulthiere eine Speise vorgeworfen, und nun waren Alle überzeugt, das Thier sei der Rache des Diopeithes zum Opfer gefallen.

Einige schwuren, ihn dafür zu züchtigen, sammelten sich vor dem Erechtheion und überhäuften den Priester mit lauten Schmähungen. Wäre nicht der zur rechten Zeit erscheinende Mnesikles eingeschritten, so wäre Uebles dem Diopeithes widerfahren unter den Händen der Werkleute des Kallikrates.

Voll war jetzt die Schale des Zorns im Busen des Erechtheuspriesters. Er konnte nicht länger säumen sich Luft zu machen, Hand an's große, langbedachte Werk der Rache zu legen.

Eine Sturmnacht war es, eine Nacht, in welcher der Himmel sich verdüstert hatte, und zerrissene Wolken den Mond umflogen. Da kamen in der öden Eumenidengrotte auf dem Hügel des Areopag drei Männer zu heimlicher Unterredung zusammen.

Diopeithes war einer von diesen Männern, und e r war es auch, der die beiden anderen zur Unterredung dorthin eingeladen. Denn allzusehr den Späheraugen des Kallikrates ausgesetzt war auf der Akropolis sein Verkehr mit den heimlichen Verbündeten.

Der zweite jener Männer, welche in der Eumenidengrotte auf dem Areshügel zusammenkamen, war der von Perikles gestürzte Oligarch Thukidydes. Er und Diopeithes betraten zuerst die Grotte. Nun kam der dritte der Männer, halb vermummt, einem nächtlichen Diebe nicht unähnlich, auf leisen Sohlen geschlichen.

Mit einer gewissen Neugier blickte der Oligarch diesem Dritten entgegen. Diopeithes hatte ihm den Namen desselben

nicht genannt. Als aber nun der neue Ankömmling den beiden andern Männern in der verborgenen Grotte gegenüber stand, und das Antlitz desselben beim einfallenden Lichte des in demselben Augenblicke sich zufällig entschleiernden Mondes sichtbar wurde, da fuhr der Oligarch mit einer unwilligen Geberde zurück. Seine Lippen umspielte ein Lächeln des Unmuths und der Verachtung.

Er hatte die plumpen Züge des Gerbers Kleon erkannt, des ihm und der gesammten Oligarchenpartei tödtlich verhaßten Volksredners, dessen roher Ungestüm mit polternden Reden auf der Pnyx die von Perikles begründete, aber auch durch seine weise Einsicht gezügelte und gelenkte Volksherrschaft über jede Schranke hinauszuführen bestrebt war.

Mit Staunen und Unmuth wendete sich der Oligarch zu Diopeithes:

„Mit welchem Manne," sagte er, „führst du mich da zusammen?"

Aber auch Kleon warf mit dem Ausdrucke der Verwunderung in den Mienen und mit einem spöttischen Lächeln dem Erechtheuspriester die Aeußerung entgegen:

„Einen wunderlichen Bundesgenossen bietest du, o Diopeithes, dem Volksmann Kleon!"

„Ich habe euch nicht hiehergeladen," sagte der Erechtheuspriester, „um den Kampf der Oligarchie und der Volksherrschaft mit einander auszufechten. Ich habe euch gerufen zum gemeinsamen Kampfe gegen gemeinsame Feinde."

„Soll ich Feinde bekämpfen," sagte der Oligarch, „zum Vortheil eines Mannes, der ärger ist als sie?"

„Soll ich die Gegner verderben," sagte Kleon, „mit Hilfe Desjenigen unter diesen Gegnern, der mir vor Allen am meisten verhaßt ist?"

Von solcher Art waren die Ausrufe der beiden Männer im Augenblicke der ersten Begegnung.

Aber nach einer Stunde heimlichen Gespräch, in welchem das Wort meist der schlaue und tückische Erechtheuspriester führte, hätte ein Späherauge, wenn ein solches gewacht hätte in jener öden Nacht auf dem Felshügel des Ares dieselben beiden Männer, aus der Grotte tretend, sich, wiewohl nur flüchtig und ohne Herzlichkeit, die Hände reichen sehen.

Diopeithes befaßte sich scheinbar gar nicht mit politischen Dingen. Er stand mit dem wüsten Volksführer Kleon auf so gutem Fuße wie mit dem Oligarchen Thukidydes. Er kämpfte, so behauptete er, nur für das Ansehen der Götter des Landes und ihrer Heiligthümer. In diesem Kampfe ihn zu unterstützen, trug weder der Volksmann noch der Oligarch Bedenken, wenn sie dafür, wie sie beide glaubten, eines nicht zu verachtenden Bundesgenossen in der Verfolgung ihrer eigenen Pläne sich versicherten. In der That aber waren Beide nur Werkzeuge in der Hand des weit schlaueren Priesters, dessen einziges Ziel war, seine persönlichen Feinde, zunächst Anaxagoras, Pheidias und Aspasia zu verderben.

Um diese zu verderben, mußte er sie in gefährliche Anklagen verwickeln. Um sie anklagen zu können, hatte er ein auf sie berechnetes Gesetz persönlich veranlaßt. Damit sie aber verurtheilt würden, mußte er des Volkes sicher sein.

Er mußte Einfluß zu gewinnen suchen auf die Stimmen der Menge. Dazu aber bedurfte er der Helfer und Bundesgenossen.

Daher seine Befreundungen, sein heimlicher Verkehr mit Personen der verschiedensten Art. Sein erster, gleichsam vorbereitender Angriff sollte dem Anaxagoras gelten, dann sollte ein Hauptschlag der auch den Perikles mittreffen mußte, gegen Aspasia geführt werden. Zuletzt sollte das Schwerste, das anscheinend Unmögliche versucht, und alle Kräfte vereinigt werden zum Sturze des von der großen Mehrzahl des Athenervolkes geliebten Perikles.

Er spürte Alles auf was in Athen von Gegnern Aspasias zu finden war, und schaarte es insgeheim um sich. Er lenkte und führte es wie ein wohlgeordnet Heer, und verwendete jeden Einzelnen als Kämpfer und Sendboten in einem bestimmten Kreise.

Er stand durch die ihm nahe Poliaspriesterin in Beziehung zur Frauenwelt Athens, zu Telesippe und der Schwester des Kimon. Er knüpfte Verbindungen an mit dem finsteren Agorakritos. Er machte sich zum Bundesgenossen eines Kratinos, eines Hermippos und der anderen Komödiendichter, welche gegen Aspasia doppelt aufgebracht waren, seit auf ihre Klagen hin Perikles sich endlich entschlossen hatte, die Zügellosigkeit der Komödie zu beschränken. Seine Verbindungen erstreckten sich bis auf den tollen Menon, den gewesenen Sklaven, den stadtbekannten und bei der Hefe des Volks beliebten Sonderling, welcher willig die Hände zu allen Ränken bot, und welcher es gerne auf sich nahm, mit boshaften und sarkastischen Einfällen, rohen Scherzen und plumpen Erfindungen den Pöbel in den Strassen aufzuhetzen gegen die Philosophen und gegen das Weib des Perikles.

Kaum war ein Mond verstrichen seit der Zusammenkunft jener drei Männer auf dem Areshügel, als die größere Hälfte des Athenervolks durchdrungen war von feindseliger Gährung wider Aspasia und wider die besten Freunde des Perikles.

Was den Anaxagoras betrifft, so war man darüber einig, daß er ein Götterleugner sei.

Es gab kaum Einen, der nicht irgend eines kühnen Ausspruchs sich erinnert hätte, welchen er auf der Agora, im Lykeion, oder an einem anderen öffentlichen Orte aus dem Munde des Philosophen vernommen. Was man früher kaum beachtet, ja zum Theil mit Beifall aufgenommen, das fand der Wankelmuth des Volkes nun auf einmal bedenklich, nachdem die Stimmung umgeschlagen, und durch den mit Diopeithes heimlich

verbündeten Kleon Haß gegen die Philoſophen in der Heſe des Volkes geſät worden war.

Eines ſpäten Abends, als die Straſſen von Athen ſchon menſchenleer geworden, ging ein Mann mit eiligen und verſtohlenen Schritten, nicht ohne eine gewiſſe Beſorgniß geſehen zu werden um ſich blickend, und offenbar im Schutze des Dunkels, das bei wolkenverhangenem Himmel ihn umgab, von der Tripodenſtraſſe herkommend, in der Richtung gegen den Iliſſos hin.

Er war ohne das Geleit eines Sklaven, welcher doch ſonſt hinter einem nächtlichen Wanderer mit einem Fackellichte herzugehen pflegte. Als jener Mann den Iliſſos erreicht hatte, überſchritt er denſelben und ſetzte ſeinen Weg fort bis zum itoniſchen Thore, wo nur mehr wenige und unanſehnliche Behauſungen ſtanden.

An eines dieſer unanſehnlichen Häuſer klopfte der Mann. Es wurde ihm geöffnet, und er ſprach leiſe ein paar Worte mit dem öffnenden Sklaven.

Darauf führte ihn Dieſer in das Schlafgemach des Greiſes. Das Gemach war ärmlich und auf einem ärmlichen Lager ruhte der Greis.

Dieſer Greis war Anaxagoras, und ſein ſpäter nächtlicher Beſucher war Perikles.

Ein wenig verwundert blickte der Alte auf den Freund, den er nun ſchon geraume Zeit nicht geſehen, und von welchem er ſich beinahe vergeſſen glaubte.

„Nicht mit einer erfreulichen Botſchaft," ſagte Perikles, „bin ich veranlaßt deinen nächtlichen Schlummer zu ſtören; aber daß ich es bin, der ſie dir bringt, mag dir als eine tröſtliche Vorbedeutung erſcheinen. Und nicht als Bote blos, ſondern auch als Berather und Helfer möchte ich gekommen ſein."

„Wenn es nur mehr die ſchlimmen Nachrichten ſind," verſetzte der Greis, „welche den Perikles zu ſeinem alten

Freunde Anaxagoras führen, ſo mögen auch dieſe willkommen ſein. Sprich es einfach und ohne Rückhalt aus, was du zu ſagen haſt!" —

„Der ehrgeizige und, wie ich weiß, von dem Erechtheuspriester heimlich geköderte Kleon hat am heutigen Tage eine Klage wider dich auf Leugnung der Götter beim Archon Baſileus übergeben" —

„Auf Götterleugnung," ſagte ruhig Anaxagoras, „ſteht, ſo viel ich mich erinnere, der Tod nach dem Geſetze des Diopeithes. Eine gelinde Strafe für einen alten Mann!"

„Ein bedrohtes ehrwürdiges Greiſenhaupt," verſetzte Perikles, „erweckt größeres Mitleid als ein jugendliches. Indeſſen, für deines Hauptes Sicherheit würde ich mit dem meinigen einſtehen. Ich ſelbſt würde vor deine Richter hintreten als dein Fürſprecher, und für dein Haupt, wenn es nöthig ſein ſollte, das meinige bieten. Was ich aber nicht zu hindern im Stande bin, iſt dies, daß man bis zur Entſcheidung deiner Sache dich in den Kerker führen wird — und lange währen kann die ſchnöde, mitleidloſe Haft."

„Laß ſie mich gefangen ſetzen," erwiderte Anaxagoras. „Was hilft es mir, den Fuß frei zu haben, wenn mein Wort es nicht mehr iſt?"

„Das wird vorübergehen!" verſetzte Perikles. „Auch deinem Worte wird die Freiheit wieder gegeben werden und eine Beute der nagenden Mäuſe wird das Geſetz werden, welches der Erechtheuspriester tückiſch bei dem eingeſchüchterten Volke durchgeſetzt, als ich fern von Athen weilte und mein Wort nicht zur Entſcheidung in die Wagſchale werfen konnte. Für jetzt aber weiche der Nöthigung des Augenblicks. Erhebe dich und binde die Sohlen unter deine Füſſe. Verlaß unverweilt und heimlich Athen für einige Zeit! Alles iſt vorbereitet zu deiner Flucht. Drunten an der einſamen Bucht von Phaleron ſteht ein Fahrzeug bereit, dich dorthin zu tragen, wohin du ſelbſt es willſt.

Mit meinem Freunde Kephalos habe ich Alles für dich berathen und vorgesehen, und er selbst wird dich geleiten auf deiner Flucht, bis dein erkornes Asyl erreicht ist. Schwer fällt mir's, in der Nacht ans Lager des schwachen Greises zu treten und ihm zu sagen: Mache dich auf und gehe! Aber ich muß es. Im verschwiegenen Dunkel dieser Nacht noch führe ich dich selbst hinab zur Bucht von Phaleron, wo Kephalos dich erwartet."

„Ich habe keinen triftigen Grund zu gehen," sagte Anaxagoras, „aber noch weniger einen zu bleiben, denn ich bin alt, und alle Wege der Welt führen zur letzten Ruhe des Hades. Und wenn der Mann in Phaleron mit dem Fahrzeug auf mich wartet, warum sollte ich ihn vergebens warten lassen? Bringt mich an die mysische Küste, nach Lampsakos! Dort wohnen mir befreundete Männer. Dort mögen sie mich bestatten, und das Wort Wahrheit auf mein Grab setzen und die Enkel der Athener mögen es lesen, wenn sie Lampsakos besuchen und sehen daß man am Gestade des Hellesponts, nahe dem Gebiete der Barbaren, der Wahrheit und einem sterbenden Greise, der sie predigte, eine Stätte vergönnt hat. Rufe meinen alten Sklaven, Perikles, damit er mir die Sandalen an die Füsse bindet, und jenen zweiten Chiton dort, und die wenigen Bücherrollen in ein Bündel schnürt, und mich damit ans Meer hinunter, und weiter, wenn er will, begleitet."

Der Greis erhob sich mit Hilfe des Perikles von seinem Lager, ließ sich von dem Sklaven die Sandalen unter die Füsse binden, bekleidete sich mit dem Chiton, und in einigen Augenblicken war er bereit zur Wanderung.

Dann gingen die beiden Männer, hinter ihnen der Sklave, unter dem Schutze der tiefen, dunklen Nacht still durch das itonische Thor, und hinunter neben der langen Mauer auf dem öden Wege gegen die Bucht von Phaleron.

Nun hatten sie die Bucht erreicht und fanden den Kepha-

los an einer felsumhegten Stelle, wo das Meer nur leise wie im Traume an das Ufer schlug. Mit schweigendem Händedruck begrüßten sich die Männer.

Anaxagoras stand bereit sich von Perikles zu verabschieden, und vom Strande in das Fahrzeug hinab zu steigen.

Und indem sich Beide zum Abschied die Hände reichten, sah Perikles mit einem Blicke tiefer Rührung auf den Greis, der nächtlicher Weile hinausgestoßen ward in die Fremde und auf das wogende Meer.

„Warum bedauerst du mich?" sagte der Greis. „Mich trifft in der Welt nichts unvorbereitet. Ich habe in meinem langen Lebenslaufe Stück für Stück von Dem, was in uns fähig ist zu leiden, ertödtet. Als feuriger Jüngling litt ich viel, ich sah wie verlockend das Leben, aber auch wie flüchtig und eitel. Da warf ich Alles nach und nach von mir und tauchte immer tiefer hinab in die ruhigen Abgründe wunschloser Betrachtung. So bin ich alt geworden und morsch mein Leib, aber die feste Säule des unzerstörbaren Friedens steht unverrückbar fest in meiner Seele. Auf das schwanke Meer vermeint ihr Athener mich hinauszusenden, und auf sicherem Festlande zurückzubleiben. In der That aber bin ich es, der vom ruhigen Strande aus euch schwanken sieht auf wüstbewegter Schaukelwelle des Lebens! — Dir mein Freund, ist anders als mir das Loos gefallen. Du hast dem Schönen, dem Glücke, dem Leben, dem Genusse, der Herrschaft, dem Ruhme nachgetrachtet. An einem schönen Weibe hängst du, das deine Sinne gefangen, an einem Weibe, schön genug, dich zu beseligen. Selig preis' ich dich darum, aber soll ich dich auch glücklich preisen? Selig ist der Genießende, aber glücklich nur, wer nichts verlieren kann und welchen das Leben zu täuschen nicht vermag, weil er nichts von ihm fordert."

„Verschiedene Wege zu gehen," erwiderte Perikles, „ist den Sterblichen vom Schicksal zugetheilt. Ich habe Vielem

nachgetrachtet, Manches erreicht, aber erſt der letzte Augenblick ſchließt die Rechnung ab, und nur der Tod zieht die Summe des Lebens. Ich hänge, wie du ſagſt, an einem Weibe Einen Bund neuer Art bin ich mit ihr eingegangen, zu ſchönem, freiem und edlem Genuſſe des Daſeins. Neues zu erproben vereinigten wir uns, und wie es in der Probe ſich bewähren wird, noch iſt es meinem Geiſte verborgen. Manches Verwirrende tritt dazwiſchen, ein bitterer Tropfen fällt zuweilen in den Freudenkelch, und etwas wie Unruhe überſchleicht nicht ſelten mein Gemüth. Habe ich vielleicht allzuviel der Schönheit und dem Leben und dem Glücke, und ihren leuchtenden Verheißungen vertraut? Wie immer es kommen mag, die Würfel des Lebens ſind gefallen und das Geſchick will männlich erfüllt ſein! —

So tauſchten Perikles und Anaxagoras in ſtiller Nacht, am Wogenſchlage des Meeres von einander Abſchied nehmend, das Tiefſte und Innerſte ihrer Seelen aus.

Dann gedachten ſie ihrer vierundzwanzig-jährigen herzlichen Freundſchaft, und umarmten und küßten einander.

Anaxagoras blickte noch einmal nach der dämmernden Stadt zurück und ſprach:

„Lebewohl, du Stadt der Pallas Athene! lebe wohl, attiſche Erde, die du mir lange gaſtlich geweſen! Du haſt meinen Samenkörnern eine Stätte geboten. Aus dem, was ſterbliche Hände ſäen, keimt Gutes und Schlimmes allzugleich; aber nur das Gute hat unſterbliche Dauer. Ruhig und mit Segenswünſchen trete ich, von dir ſcheidend, hinab in das ſchwanke Fahrzeug, und vertraue als Greis derſelben Woge mich wieder, die mich als jugendkräftigen Mann an dein Geſtade getragen! —“

Nach dieſen Worten ſtieg der Weiſe von Klazomenä in das Fahrzeug hinab.

Noch einmal winkte er mit erhobenem Arme dem Perikles,

dann erklangen einige Ruderschläge — ein leises Wellengeplätscher — und das Schiff glitt still und rasch über den grauen Wellenspiegel in's umdunkelte off'ne Meer hinaus.

Einige Meervögel in den Klüften des Felsufers fuhren aus ihrem Schlummer empor, sträubten ein wenig die Schwingen, und entschlummerten wieder.

Perikles stand am einsamen Ufer und sah dem enteilenden Fahrzeug lange nach.

Dann ging er in tiefen Gedanken zurück gegen die Stadt, umweht von den kühlen Schauern des ersten Morgengrauens.

Als er auf die Agora kam, sah er, daß trotz des frühen Morgens schon eine große Menge Volkes um die sogenannte königliche Halle sich drängte.

Die Menge staute sich vor einer Schrift welche eine Veröffentlichung des Archonten enthielt. Es war die Abschrift eines Anklageaktes.

Da nun das Gedränge groß war und die Hintenstehenden ungeduldig wurden, so las ein hochgewachsener Mann mit einer Stentorstimme diesen Anklageakt vor, welcher ausgehängt war vor dem Amtssitze des Archon Basileus in der königlichen Halle.

Er lautete wie folgt:

„Anklage, unterzeichnet und vertreten unter eidlicher Bürgschaft von Hermippos, Sohn des Lysites, gegen Aspasia, Tochter des Axiochos von Milet: Aspasia ist schuldig des Verbrechens, die Götter des Landes nicht anzuerkennen, unehrerbietig gesprochen zu haben von den heiligen Gebräuchen der Athenäer, sich den Erörterungen und Meinungen der götterleugnenden Philosophen anzuschließen. Sie ist ferner schuldig des Verbrechens, durch gefährliche Lehren die Jugend zu verführen und zu verderben, und sowohl junge Mädchen, welche sie bei sich im Hause hält, als auch freigeborne Frauen, welche sie bei sich empfängt, zur Zuchtlosigkeit und zur Preisgebung ihrer selbst zu verleiten. Strafantrag: der Tod." —

Laut erklangen dieſe Worte über den Markt hin, als eben Perikles, unbemerkt von dem der königlichen Halle zugewandten Volke, vorüberging. Er erbleichte — —

„Heiſſa!“ rief einer in der Menge. „Das fällt ins Eheglück des Perikles wie der Blitzſtral in ein Taubenneſt!“

„Und Hermippos der Ankläger!“ rief ein Zweiter. „Hermippos, der Komödiendichter!“

Das war zu erwarten!“ verſetzte ein Dritter. „Hab' es ſelber aus des Hermippos Munde gehört, nachdem Perikles auf Aſpaſias Antrieb der Komödie die Flügel beſchnitten: Nur zu! ſagte er; wenn man uns auf der Bühne den Mund ſchließt, ſo werden wir auf der Agora ihn öffnen!“ —

Selten waren durch eine Anklage die Gemüther der Athenäer in gleichem Maße erregt, ſelten der Widerſtreit der Parteien in ſolchem Maße entflammt worden, als durch die Anklage der Gattin des Perikles, und mit nicht geringer Ungeduld ſah man dem Tage entgegen, an welchem die Klage vor den Heliaſten öffentlich verhandelt werden ſollte.

Zur ſelben Zeit kam Pheidias von Olympia nach Athen zurück, und Diopeithes war nicht wenig erbittert, als er den ihm verhaßten Mann nun wieder häufig auf der Akropolis hin und her wandeln mit Mneſikles und Kallikrates ſich unterreden, und durch ſeinen Rath die Arbeiten der Propyläen fördern ſah.

Eines Tages erblickte Diopeithes, hinter den Säulen des Erechtheion ſtehend, den Pheidias in Geſellſchaft ſeines einſtigen Lieblings Agorakritos. Die beiden Männer ſchritten eine Zeit lang in Geſprächen zwiſchen dem Parthenon und dem Erechtheion auf und nieder, dann näherten ſie ſich einem Marmorblock, welcher ganz in der Nähe des von ihnen nicht bemerkten Diopeithes lag, ließen auf dieſen ſich nieder und ſetzten hier ruhend ihre Unterredung fort. Dem Erechtheuspriester war es leicht, das ganze Geſpräch der Beiden mitanzuhören.

„Wunderliche Wege," sagte Agorakritos, „beginnt die Bildkunst der Athener einzuschlagen Dinge von eigenthümlicher Art finde ich, nach mancher Irrfahrt Athen wieder besuchend, zur Schau gestellt in den Werkstätten der jüngeren Kunstgenossen. Wo ist die alte Erhabenheit und Würde hingeschwunden? Hast du den Eingeweideröster des Styppax gesehen? Wir wendeten unser Bestes an die Bilder der Götter und Heroen; und nun wird mit allen Feinheiten der Kunst ein armseliger Sklave hingestellt, welcher, Eingeweide röstend, aus vollen Backen das Feuer anbläst. Des jungen Strongylion Kunst versucht sich an der wüsten Aufgabe, das trojanische Pferd in Erz zu gießen. Von Demetrios sah ich einen alten Mann mit Schmeerbauch und kahler Platte des Hauptes, strotzenden Adern, und einem Barte, von welchem einzelne Haarbüschel wie vom Winde bewegt aus der Masse herausflattern."

„Die Bildner würden nicht Solches schaffen," sagte Pheidias, „wenn es nicht anfinge, den Athenern zu gefallen. Wer möchte verkennen, daß Entartung leider sich einschleicht in Herz und Adern des Athenäervolkes. Wie in der Bildkunst das Häßliche anfängt sich neben das Schöne zu stellen, so wird ja auch auf der Pnyx neben dem olympischen Rededonner des edlen Perikles mehr und mehr das wüste Geschrei eines Kleon vernehmlich. Und vordem hatten wir Einen Hipponikos und Einen Pyrilampes, jetzt haben wir ihrer hundert."

„Ueppigkeit und Genußsucht überwuchert," sagte Agorakritos. „Und wer hat sie zuerst offen gepredigt, die Botschaft der Ueppigkeit und der Genußsucht? Seit die Freundin des Perikles meinem, und fast darf ich sagen, auch deinem Werke einst den Preis entriß zu Gunsten des übermüthigen Alkamenes, seit jenem Tage ist der Groll gegen das bethörende Weib mir nicht aus der Seele geschwunden. Als sie schnöde meine Aphrodite zur Nemesis umdeutete, da zuckte mir durchs Gehirn

der Gedanke: Ja, zur Nemesis ſoll ſie dir werden, meine Aphrodite! Du ſollſt ſie empfinden, die Macht der rächenden Göttin! Und in der That, mit langſamen, aber ſicheren und unabwendbaren Schritten naht ſie, die Rache!" —

„Gleichmäßig und billig werden die Götter richten!" verſetzte Pheidias ernſt. „Und wenn ſie den lächelnden Uebermuth der Mileſierin dämpfen, ſo werden ſie auch die geheime Tücke jenes Diopeithes ſtrafen, zu deſſen Bundesgenoſſen dein Rachedurſt dich gemacht hat. Was wir auch immer an dem Weibe des Perikles zu tadeln und zu rächen haben mögen, vergiß nicht, daß ohne ihr muthiges und herzeinſchmeichelndes Wort die Zinnen unſeres Parthenon nicht hier vollendet emporragten, und daß wir keinen grimmigeren Widerſacher bei eben dieſem Werke gehabt haben, als den tückiſchen Erechtheuspriester!"

„Du wirfſt dich alſo zum Freunde und Beſchützer der Mileſierin auf?" ſagte Agorakritos.

„Nicht das!" verſetzte Pheidias. „Ich liebe Aspaſia ſo wenig als den Erechtheuspriester, und ich weiche Beiden aus, indem ich von Athen ſogleich wieder zurückgehe nach dem mir lieb gewordenen Olympia. Ich habe die Elier dankbarer gefunden als die Athener. Ich habe, dünkt mich, genug gethan für Athen. Den Reſt meiner Tage will ich dem großen Hellas weihen. Ich überlaſſe Athen ſeinen Aspaſien, ſeinen Demagogen, ſeinen Schlemmern, und ſeinen tückiſchen, nichtswürdigen, racheſüchtigen Erechtheuspriestern!" —

„Du thateſt Recht," ſagte Agorakritos, „daß du Athen den Rücken kehrteſt; die Athener hätten vielleicht ſelbſt deine Kunſt verweichlicht und verderbt: nach ihrem neueſten Geſchmacke müßteſt du vielleicht Priape meißeln ſtatt der olympiſchen Götter" —

„Oder dieſes Bettlers ekle Mißgeſtalt, die auf dieſer reinen Höhe wie ein ſumpf-entſchlüpfter Molch ſich ſonnt!"

ſprach Pheidias, und wies auf den wohlbekannten Krüppel Menon hin, der eben zwiſchen den Säulen in der Sonne lag.

Der Bettler hatte die Worte des Pheidias vernommen, grinſ'te, ballte hinter ihm die Fauſt, und ſandte ihm eine Verwünſchung nach.

Pheidias erhob ſich mit Agorakritos, und einen Schritt weiter in der Richtung des Erechtheion machend, ſah er Diopeithes hinter den Säulen ſtehen.

„Ei ſiehe, wie wachſam ſind die Eulen des Erechtheion!“ ſagte Pheidias.

Einen düſteren Blick des Haſſes warf der beſchämte Lauſcher auf den Bildner herüber.

„Scharfe Schnäbel und ſcharfe Klauen haben ſie, die Eulen des Erechtheion!“ rief er. „Gib acht, daß ſie nicht zur Unzeit deinem Auge begegnen!“

So Diopeithes. Der Bildner aber wiederholte auch jetzt wieder jenes homeriſche Wort:

„Nie läßt mich zittern Pallas Athene!“

„Wohlan!“ murmelte vor ſich hin Diopeithes, als die beiden Männer ſich ſchon abgewendet hatten. „Baue auf den Schutz deiner Pallas, ich baue auf die Macht der meinigen! Lange genug vorbereitet iſt er, der Entſcheidungskampf zwiſchen deinem goldenen und elfenbeinernen Machwerk und dem echten alten Götterbilde da drinnen im heiligen Raume des Erechtheion!“

Er wollte ſich eben entfernen, als der tolle Menon mit ſeiner Krücke, noch immer den Pheidias im Selbſtgeſpräche ſchmähend, gegen eine der glatten ſchimmernden Säulenſchäfte ſchlug, ſo daß ein Splitter davon losſprang.

Dies gewahrend, trat Diopeithes näher zu Menon heran; die Blicke des tollen Bettlers und des Erechtheuspriеſtes begegneten ſich.

Sie kannten einander.

Menon war einſt, wie ſchon erwähnt, mit den übrigen Sklaven ſeines angeklagten Herrn gefoltert worden Nicht anders als mit der Folter wurden helleniſche Sklaven vor Gericht befragt. Unter der Folter alſo hatte Menon ſeine Ausſage gemacht, und auf Grund derſelben Ausſage war der Athener freigeſprochen worden. Aber dem Sklaven Menon war von der Zeit jener peinlichen Befragung vor Gericht eine Verkrümmung der Glieder zurückgeblieben. Er war zum Krüppel geworden. Aus Mitleid hatte ſein Herr ihn frei gegeben, und ihm, als er ſtarb, eine beträchtliche Summe vererbt. Der halbverrückte Menon aber warf das empfangene Geld in den Erdſchlund des Barathron, und zog es vor, als müſſiger Bettler unter den Athenern ſich umherzutreiben. Er lebte zum Theil von den Speiſen, welche man den Todten auf die Gräber legte. Wenn er im Winter fror, ſo wärmte er ſeine gichtbrüchigen Glieder an den Eſſen der Schmiede, oder an den Oefen der öffentlichen Bäder. Sein Lieblingsaufenthalt war ein unheimlicher Ort in Melite, wo man die Körper der Hingerichteten und die Stricke und Kleider der Selbſtmörder hinwarf. Er ſammelte die Stricke ſorgfältig und zählte ſie täglich. Ein Hund, welcher räudig geworden, und deshalb von ſeinem Herrn fortgejagt worden, war ihm zugelaufen und ſeither unzertrennlich von ihm. Menon war von boshafter, tückiſcher Natur, und ſein höchſtes Vergnügen ſchien es, wenn er Unfrieden ſtiften konnte oder anderes Unheil unter dem Volke. Von einem heimlichen Rachegefühl ſchien er durchdrungen, und Alles was er that, ſchien darauf berechnet, das Sklaventhum an den freien Unterdrückern zu rächen. Abſichtlich gab der zum Krüppel Gefolterte ſich verrückter als er war, um den Athenern ungeſcheut die derbſten Wahrheiten ins Angeſicht zu ſchleudern, und überhaupt Alles wagen zu dürfen, was man einem Menſchen von geſunden Sinnen nicht verziehen hätte Er war immer auf der Agora oder ſonſt an öffentlichen Orten zu ſehen, und auch auf der Akropolis war

er heimisch geworden, wo er im Schwarme der Werkleute sich umhertrieb. Denn überall befand er sich wohl, wo es von Menschen wimmelte, und wo er seine tückische Rolle zu spielen vermochte.

Insbesondere aber hatte es ihm auf der Akropolis von dem Augenblicke an gefallen, als er gemerkt hatte, daß der Erechtheuspriester Diopeithes und der Baumeister Kallikrates mit Erbitterung sich befehdeten Er schien seine Aufgabe darin zu finden, die Tempeldiener des Erechtheuspriesters und die Leute des Kallikrates gegen einander zu hetzen Er ließ sich auch willig als Zwischenträger oder als Späher verwenden. Beiden Parteien diente er, und Beide haßte er gleichmäßig, wie er Alle haßte, welche freigeboren und Athener waren.

Diopeithes selbst unterredete sich zuweilen mit ihm, und erkannte bald die Brauchbarkeit dieses Werkzeugs. War der Mann doch immer unter dem Volke, erspähte und belauschte Alles. Niemand glaubte vor dem Blödsinnigen etwas verbergen zu müssen, und der beißende Witz seiner bösen Zunge machte ihn ebensowohl beliebt als gefürchtet bei dem Volke der Athenäer.

Menon also und Diopeithes kannten einander, und sie verstanden sich sehr gut. Der Instinkt des heimlichen Grolls und der Rachsucht machte den lahmen Bettler und den Priester zu Verbündeten.

„Du zürnst dem Pheidias?" begann Diopeithes.

„Schnappe der Höllenhund nach ihm mit seinen hundert Rachen zugleich! — Hochmüthiger Wicht! Stieß mich immer zur Thüre hinaus, wenn er es merkte, daß ich mich wärmte am Feuer der Schmelzöfen in seiner Werkstätte — faselte von meiner Ungestalt — Du bist ein Unhold, Menon, sagte er, ein Scheusal — wollte nur olympische Götter und Göttinnen um sich sehen — ha, ha. ha — Daß der Blitz ihn erschlage, ihn und die sämmtlichen Athenäer!" —

„Du verweiltest also öfter in seiner Werkstätte?" —

„Sah mich nicht immer — ich aber ihn — Menon weiß zu kauern in Winkeln — ſah ihn betreiben ſein eitel gleißend Tagewerk — ſah ihn hantiren, ihn und die Seinigen, mit dem weißen Geſtein, und dem Erz, und dem Elfenbein, und dem gleißenden Golde" —

„Sahſt ihn hantiren mit dem Golde?" —

Seltſame Lichter begannen bei dieſem Worte um die Augen, die Lippen des Erechtheuspriesters zu ſpielen.

„Sahſt ihn mit dem Golde hantiren, Menon?" wiederholte er mit unheimlich zwinkernden Augen; „mit dem gleißenden Golde, welches die Stadt der Athenäer ihm in ſeine Werkſtätte geliefert, damit er daraus und aus dem Elfenbein die Götterbilder der Akropolis fertige?" —

„Freilich, freilich — mit dem gleißenden Golde der Athenäer — ſah ihn wühlen in ganzen Schatzkammern von Gold und Elfenbein — das flimmerte, das glitzerte" —

„Ob wohl das gleißende Gold der Athenäer immer alles in den Schmelzofen wanderte, Menon? ob nicht vielleicht zufällig etwas davon hängen blieb unter den Fingern Derjenigen, welche damit hantirten?" —

Bei dieſer lauernden Frage ſah der Bettler den Prieſter grinſend an. Dämoniſch zuckte es auf in ſeinem Angeſicht.

„Ha, ha, ha," lachte er — „Menon weiß zu kauern, zu lauern — ſah ihn hantiren, auch wenn er ſich allein und unbemerkt glaubte — ſah ihn Schreine heimlich öffnen, wo das Verborgene funkelte — ha, ha, ha — das helle Gold — das Gold der Athenäer — Augen machte er da wie ein ſchatzhütender Greif — griff darein wie mit Krallen — ſo — Trat ihm der Schaum vor die Lippe, als er mich entdeckte — ſtieß mich zur Thüre hinaus — wollte nicht, daß ich mich wärmte — Warte, du Wicht — Blitze nur mit den Augen, alter, grauer Greif" —

Und wieder erhob der Bettler den Krückenstock wie drohend gegen den Parthenon, als wollte er diesen dem Meister zum Trotz in Trümmer schlagen.

Nach einer kleinen Pause trat der Priester noch näher heran und flüsterte:

„Höre, Menon, was du da gesagt, würdest du das auch auf der Agora sagen — vor den sämmtlichen Athenäern?“

„Vor den sämmtlichen Athenäern — vor den sämmtlichen zwanzigtausend Lumpenhunden von Athenäern — Daß die Pest sie verderbe!“ —

Von der Stunde dieser Unterredung an verbreitete sich durch ganz Athen die Kunde von harten, stolzen, kränkenden Reden, welche Pheidias geführt habe gegen seine Kunstgenossen und gegen das gesammte Athenervolk. Erzählt wurde, wie er die Volksherrschaft geschmäht, und wie er, sein Vaterland verachtend, die Elier gepriesen, und wie er Athen den Rücken zu kehren und fortan nur andern Hellenen seine Dienste zu weihen geschworen. Zugleich wurde geflüstert von dem Golde, das man ihm von Staatswegen geliefert, und das nicht rein und voll aufgegangen in den Schmelzöfen seiner Werkstätte . . .

Wie ein böser Same ausgestreut, schossen diese Reden empor im Volke zu einer Giftsaat der Erbitterung und der Feindseligkeit auch gegen den edlen, still wirkenden Meister des Parthenon. —

Der Tag war gekommen, an welchem die Sache Aspasias vor den Heliasten unter dem Vorsitze des Archon Basileus in einem der Gerichtshöfe der Agora verhandelt werden sollte.

Vom frühen Morgen an umwogte das Volk den Gerichtshof.

Ruhig und gefaßt war an jenem Tage unter allen Athenäern nur Aspasia selbst. Sie stand im oberen Gelasse des Hauses und blickte durch eine fensterartige, gegen die Straße

hinausgehende Oeffnung auf den Schwarm hinab, welcher gegen die Agora zog.

Sie war etwas bleich, doch nicht vor Angst; denn um ihre Lippen ſchwebte ein verachtendes Lächeln.

Perikles trat zu ihr.

Er war bleicher als Aspaſia, und ein tiefer Ernſt lag auf ſeinen Zügen. Er warf ſchweigend einen Blick nach dem trüben Himmel hinauf. Es war ein grauer Tag Schwärme von Kranichen zogen vom nordiſchen Strymon her über Attika, und ihr Gekrächze ſchien den Regen herbeizurufen.

Nun kam ein langer Zug von meiſt betagten Männern die Straße herauf Es war die Abtheilung der Heliaſten, welchen die Sache Aspaſia's zugewieſen war. Es waren die Richter, vor welchen das Weib des Perikles ſich ſtellen, von welchen ihr Urtheil geſprochen werden ſollte.

„Da ſieh die alten Burſche!" ſagte Aspaſia lächelnd, und auf die Heliaſten hinunterdeutend.

„Die Hälfte von ihnen trägt ſchäbige Mäntel, und hat ein hungriges Ausſehen, und ſtützt ſich im Gehen auf die langen, mir unleidlichen Athenerſtöcke, welche nicht einmal Pheidias in ſeinem Frieſe auf der Akropolis den Augen der Schönheitsfreunde erſpart hat. Es ſind auch welche darunter, die Knoblauch kauen und die ſchmutzigen Obolen, welche ſie als Richterſold für dieſen Tag ſoeben bekommen, zwiſchen die Lippen geſteckt tragen" —

„Es ſind Männer aus dem Volke," ſagte Perikles achſelzuckend. „Es ſind Männer jenes Volkes der Athenäer, welches dir einſt wohlgefiel, und welchem zu Liebe du, wie du mir erzähltest, den Perſerhof und dein ſchönes Milet verließeſt, und von Sehnſucht getrieben über's Meer herüber kamſt, um es aufzuſuchen und unter ihm zu leben" —

Aspaſia antwortete nichts.

„Dieſes Knoblauch kauende, lange Stöcke tragende, Obolen in den Mund ſteckende Athenervolk," fuhr Perikles fort, „iſt eben dasſelbe, deſſen Wohlgeſtalt und ungezwungener Anſtand dir bewundernswerth erſchien, deſſen Vaterlandsliebe dich rührte, deſſen kunſtſinniger Geiſt dir nicht blos in den Werken der ſchaffenden Bildner und Poeten unvergleichlich ſchien, ſondern auch in der Begeiſterung, in dem feinen Verſtändniß der Schauenden, Hörenden und Genießenden" —

„Nun aber weiß ich," erwiderte Aspaſia, „dem vielgerühmten, feinen attiſchen Volke iſt ein Reſt von Roheit, ich möchte ſagen von Barbarei noch immer beigemiſcht"—

„Nichts Vollkommenes wandelt unter der Sonne!" ſagte Perikles, „und großen Lichtern geſellen ſich um ſo größere Schatten. Ich erinnere mich, kürzlich in der Werkſtätte eines unſerer Bildner ein ſonderbares Bildwerk geſehen zu haben: es war eine Geſtalt mit Flügeln an den Schultern und mit Bocksfüßen. Dieſer Miſchgeſtalt ähnlich erſcheint mir das atheniſche Volk. Es iſt beſchwingt zum höchſten Fluge, aber es wandelt auch auf Bocksfüßen. Im Uebrigen bedenke, daß das atheniſche Volk ſeine größten Vorzüge für ſich allein hat, ſeine Schwächen aber mit andern theilt. Und wie das ſchönſte Weib noch immer Weib, ſo bleibt das begabteſte Volk noch immer Volk, behaftet mit den Schwächen und Leidenſchaften Deſſen, was man eben das Volk, die Maſſen, die große Menge nennt."

„Mehr als andere," rief Aspaſia aufwallend, „iſt das atheniſche Volk undankbar, wankelmüthig, von jedem Hauche erregbar, leichtgeſinnt" —

„Aber es iſt liebenswürdig!" ſagte Perikles mit leichter Ironie, „und genußliebend, und heiter, und ein begeiſterter Freund und Pfleger des Schönen — Was willſt du noch mehr, Aspaſia? — Haſt du nicht ſelber oft genug den armen Grübler Sokrates belächelt und beſpöttelt,

weil er vom Volke der Athenäer noch andere Tugenden zu verlangen ſchien, als diejenigen, die ich eben dir nannte?"

Aspaſia wandte ſtolz und wie verletzt ſich ab.

„Es iſt Zeit," ſagte nach einer Pauſe Perikles, „zu gehen, und uns in den Gerichtshof auf die Agora zu begeben wo die Richter dich erwarten. — Haſt du keine Furcht, Aspaſia? Deine Züge verrathen nichts davon. Willſt du die bange Beſorgniß mir allein zu tragen überlaſſen?"

„Ich fürchte," verſetzte Aspaſia, „weit mehr des Knoblauchs Mißduft in jenen Räumen, als das Urtheil, das aus dem Munde jener Männer mich treffen kann. Noch fühle ich von demſelben Muthe mich beſeelt, der unter dem Pöbel von Megara und im Volksgedränge der Straſſen von Eleuſis in mir aufflammte."

Während dieſes Geſprächs der Beiden waren die Heliaſten im Gerichtshofe auf der Agora angelangt, auch der Archon Baſileus mit einigen untergeordneten Amtsperſonen, öffentlichen Schreibern, hatte ſich eingefunden, ferner die aufgerufenen Zeugen des Klägers und der Angeklagten.

Vor dem Gerichtshofe aber tummelte ſich der Schwarm des Volkes in lebhafter Bewegung. Bunt durcheinander ſchwirrten da die Reden, Urtheile, Wünſche, Vorherſagungen. Man konnte Gegner, man konnte Anhänger der Angeklagten, man konnte Unparteiiſche vernehmen.

„Wißt ihr, warum ſie den Anaxagoras angeklagt haben und die Aspaſia?" rief Einer. „Weil ſie den Perikles empfindlich treffen möchten, und ſich an ihn ſelber nicht wagen. Denn es gibt keinen Menſchen in ganz Athen, der es wagen möchte, den Perikles ſelber offen anzugreifen" —

„Aber könnte man's nicht?" rief ein verſchmitztes Männchen mit lauernden Augen, herantretend. „Könnte man's nicht? Könnte man von Perikles nach langjähriger Ver-

waltung nicht beſſere und genauere Rechnungslegung verlangen, als er bisher geleiſtet hat? Kommen in ſeinen Rechnungen nicht Poſten vor mit der bloßen Bezeichnung: „Zweckmäßig verwendet?“ Was ſoll das heißen, ich bitt' euch, zweckmäßig verwendet? He? Kann man dem Volke frecher Sand in die Augen ſtreuen? Hört doch einmal, zweckmäßig verwendet“ —

So rief der Mann und ſetzte ſeinen Weg durch die Menge fort, und fragte überall, was das heißen ſolle: „zweckmäßig verwendet“ —

„Das ſind Summen,“ bemerkte ihm Einer geheimnißvoll, „welche Perikles aufwendet, um einflußreiche Männer im Peloponneſos mundtodt zu machen, damit ſie nichts Böſes anſtiften gegen Athen“ —

„Damit ſie ihn nicht hindern an der Aufrichtung der Tyrannis zu Athen!“ fiel der Verſchmitzte mit den lauernden Augen höhniſch lachend ein. „Denn wenn ihr euch einbildet, daß der gelehrte Perikles ſo oft er mit ſeinen Freunden flüſtert, mit ihnen nur Flohfußlängen und Mückenſteißweiten berechnet, ſo irrt ihr! Er faſelt ſchon lange von der Einheit des Geſammthellenenlands — er möchte, um es kurz herauszuſagen, Tyrann von ganz Hellas werden. Sein Weib, die Mileſierin, hat ihm dieſen Wurm ins Ohr gepflanzt der ſich jetzt in ſein Gehirn einbohrt, und ihn in Raſerei verſetzt. Nach nichts Geringerem als nach einer Krone gelüſtets dieſer Hetäre — ſie möchte gerne Königin heißen — Königin von ganz Hellas — die Lorbeern ihrer Landsmännin laſſen ſie nicht ſchlafen.“

So der ſcharfzüngige Tyrannisriecher. Im Gerichtshofe auf der Agora aber ſaßen bereits, des Beginns der Verhandlung gewärtig, auf ihren hölzernen Bänken die Richter. Den Vorſitz führte der Archon Baſileus, umgeben von Schreibern und Dienern.

Von Schranken umſchloſſen war die Gerichtsſtätte, eine

Gitterthür gewährte nur Denjenigen Einlaß, welche der Archon Basileus aufrief.

Jenseits dieser Schranken drängte sich das Volk, so viel dessen Platz fand, um die Verhandlung mit anzuhören.

Den Bänken der Richter gegenüber war dem Angeklagten sowohl als dem Kläger eine etwas erhöhte Bühne eingeräumt, welche die Gestalten derselben weithin sichtbar, die Stimmen derselben weithin vernehmlich machten.

Auf dem einen dieser erhöhten Plätze saß Hermippos, ein Mann von unheimlichem Wesen, dessen stechendes Auge unruhig umherschweifte.

Auf dem andern saß Aspasia, neben ihr Perikles. Denn als Weib mehr noch als Ausländerin, mußte sie vor Gericht sich vertreten lassen von einem Manne, einem einheimischen Bürger.

Ein das Herz Vieler bewegendes Schauspiel war es, das schönste und gefeiertste Weib ihrer Zeit, das Weib des großen Perikles, auf der Bühne der Angeklagten zu sehen.

Daß Perikles neben ihr saß, ihr Mitangeklagter gleichsam, vermehrte noch das Ernste und Ergreifende des Anblicks.

Mit einem gewissen Stolze warfen die Richter und die Mehrzahl des Volkes selbst sich in die Brust, da sie sahen, wie auch die Mächtigsten vor ihrem Richterstuhl sich stellen, dem allwaltenden Bürgergesetze sich unterwerfen mußten.

Mit boshaften Augen blickte Hermippos auf das schöne Weib herüber, über dessen Antlitz eine sanfte Blässe lag, die den Eindruck des ungebeugten Sinnes, welcher aus ihren Zügen leuchtete, kaum zu mildern vermochte.

Jetzt eröffnete der Archon Basileus die Verhandlung. Er nahm dem Kläger einen Eid ab, daß er nur um der Wahrheit und Gerechtigkeit willen die Anklage eingebracht. Die Richter selbst hatten schon beim Antritt ihres Amtes den Eid der Gerechtigkeit und Gewissenhaftigkeit geleistet.

Nun ließ der Archont durch einen der öffentlichen Schreiber zuerſt die Klageſchrift, dann die auf die Klageſchrift eingereichte Gegenſchrift verleſen.

Dann forderte er den Kläger auf, ſeine Klage mündlich und ausführlich zu begründen.

Hermippos erhob ſich. Seine Rede troff von Sarkasmen. Man fühlte ſich auf die komiſche Bühne verſetzt. Er beſprach mit ſcharfen, einſchneidenden Worten die Thatſachen, auf welche, ſeinem Vorgeben nach, die Anklage gegen Aspaſia ſich ſtützte: wie ſie zu Elenſis vor allem Volke unehrerbietig geſprochen von den eleuſiniſchen Göttinnen und von den heiligen Gebräuchen des Landes; wie ſie Verkehr gepflogen mit Sophiſten, mit Anaxagoras, mit Sokrates, vor Allem aber mit jenem beredteſten Götterleugner Protagoras, welcher eine geraume Zeit zu Athen gelebt, gegenwärtig aber ſich wieder, Irrlehren predigend und die Jugend verderbend, umhertreibe in anderen helleniſchen Städten; wie ſie ferner ihr ganzes Trachten darauf gerichtet, die atheniſchen Frauen zur Widerſpenſtigkeit gegen die Satzungen des Landes aufzuſtacheln, und wie ſie einmal bei Gelegenheit des Theſmophorienfeſtes vor alle Athenerinnen hingetreten, um ſich mit ihnen zu verſchwören zum Umſturz jener ehrwürdigen Geſetze, durch welche die Ehe und das Familienweſen der Athener geheiligt ſind; wie ſie ferner freigeborne Frauen in ihr Haus gelockt, um ſie zur Buhlſchaft und zu den Geſinnungen der Hetären zu verführen, endlich gar ſo weit gegangen, eine Anzahl von Mädchen im Hauſe zu halten, offenbar zu keinem anderen Zwecke, als um ſie zur Selbſtpreisgebung heranzubilden, und ſie angeſehenen Männern Athens zu verkuppeln.

Als Zeugen führte Hermippos viele von Denjenigen vor, welche zu Eleuſis die öffentlichen Aeußerungen Aspaſia's mit angehört; von Einigen aber ließ er die ſchriftlichen Ausſagen durch den öffentlichen Schreiber vorleſen. Die Auf-

reizung der Frauen zur Verschwörung gegen die Staatsgesetze ließ er von Weibern bezeugen, welche an jenem Thesmophorienfeste Theil genommen. Den Versuch der Verführung freigeborner Frauen zur Zuchtlosigkeit ließ er durch die vorgelesene Aussage der Gattin des Xenophon bekräftigen, welcher diese Zeugenschaft erpreßt worden war von Telesippe und der Schwester des Kimon. Was die jungen Mädchen im Hause Aspasias anlangte, berief er sich auf die allgemeine Kenntniß der Athener von dieser Sache, und versäumte nicht, hervorzuheben, wie eben um jener Mädchen willen in letzter Zeit der atheniſche Staat selbst in nicht ungefährliche Verwicklungen gerathen sei mit Megara, und mit den Verbündeten dieser feindselig gesinnten dorischen Nachbarstadt.

Er schloß mit der Darlegung, daß Aspasia sich dreifach vergangen: gegen den Götterglauben und die Religion des Landes, gegen den Staat und das Ansehen seiner Gesetze, gegen die gute Zucht und die Sittlichkeit. Er ließ von dem Schreiber eine Anzahl von Gesetzen vorlesen, und wies nach, daß nach atheniſchem Recht alle jene Handlungen straffällig, und daß auf die meisten derselben der Tod als Strafe gesetzt, Aspasia's Haupt und Leben also, nachdem sie jener Verbrechen überführt worden, dem Gesetze verfallen sei. Er bat schließlich die Richter in leidenschaftlich gesteigerter Erregung und mit gehobener Stimme, sich des Heiligsten, was ein Gemeinwesen besitze, anzunehmen, den auf den Umsturz väter-ererbter Satzungen abzielenden Uebermuth jener Fremden zu züchtigen, und den bisher göttergeliebten, göttergesegneten Staat der Athenäer nicht untergehen zu lassen in der Schule der Zuchtlosigkeit, der Gesetzesverachtung, und der Götterleugnung.

Die feurige Rede des Hermippos machte einen tiefen Eindruck auf die Richter, deren Mehrzahl betagt, und aus den untersten Classen des Volkes hervorgegangen war. Auch in dem Schwarme, welcher jenseits der Schranken mit lautloser

Univ. Bibl. München

Stille der Auseinanderſetzung des Hermippos gefolgt war, erhob ſich ein Gemurmel:

„Hermippos hat glänzend geſprochen — ſeine Beweisführung war ſcharf und ſchlagend — er hat die Geſetze auf ſeiner Seite — das Haupt der Mileſierin iſt dem Tode verfallen.“ —

Nachdem Hermippos geendet, und auf ſeinen Sitz ſich niedergelaſſen, erhob ſich Perikles

Augenblicklich herrſchte wieder die tiefſte Stille, und jedes Ohr horchte geſpannt nach dem erſten Laut aus dem Munde des Gatten Aspaſia's

Perikles ſchien verändert in ſeinem Weſen. Nicht ſo erſchien er, wie vor dem Volke auf der Pnyx, wenn er die Rednerbühne beſtieg und in würdevoller Ruhe, ſicher des Erfolges, ſeine Meinungen kund gab. Zum erſten Male ſchien die Ruhe erkünſtelt, die er äußerlich auch heute zur Schau trug, und ein leiſes Erzittern der Stimme machte ſich bemerklich, als er anhub zu reden.

Er leugnete die Schuld Aspaſias. Er ſuchte, einen Klagepunkt um den andern vornehmend, darzuthun, daß es nur der gehäſſigen Uebertreibung gelungen, Aspaſias Verhalten bis auf das Gebiet todeswürdiger Verbrechen hinüberzuziehen Und wo er nicht leugnen konnte, daß des atheniſchen Geſetzes Buchſtabe wider Aspaſia ſpreche, da berief er ſich von den Handlungen auf die edlen Abſichten, und ſuchte klar zu machen, daß edles Beſtreben niemals verbrecheriſch ſein könne.

Aber es war diesmal etwas Unſicheres in der Beweisführung des geprieſenen Redners, welcher den Beinamen des Olympiers führte. Und man mußte bemerken, daß ſeine Worte nur einen geringen Eindruck auf die Hörer hervorbrachten. War die innere Bewegung zu groß, die ſeinen Sinn befing? —

Zuletzt aber that Perikles, wie Hermippos gethan. Er ließ ſeiner Auseinanderſetzung eine Anſprache an die Richter

folgen, welche, aus dem Gemüthe kommend, ſich an die Gemüther wendete.

Er ſagte: „Dies Weib hier iſt meine Gattin. Und wenn ſie ſchuldig iſt der Verbrechen, deren Jener ſie anklagt, ſo bin ich ihr Mitſchuldiger. Hermippos klagt uns an, daß wir das Anſehen der Götter geſchmälert, das des Staates beeinträchtigt, die Zucht und die Geſittung geſchädigt. Männer von Athen! wenn ich mir etwas vom Ruhme Deſſen anmaßen darf, was ihr gethan auf mein feuriges Betreiben, ſo habe ich das Anſehen der Gottheiten des Landes nicht geſchmälert, ſondern ſie verherrlicht wie Keiner vor mir durch prächtige Tempel und ragende Bildwerke auf der Akropolis und zu Eleuſis. Ich habe den Staat nicht beeinträchtigt, ſondern für ihn gekämpft in Schlachten, ich habe die Macht der Oligarchen gebrochen, und dem Volke die Freiheit gegeben. Ich habe die Zucht und die Geſittung nicht geſchädigt, ſondern gefördert, indem ich unter euch die Pflege des Edlen und des Schönen zu verbreiten ſuchte, dieſer ewigen Ueberwinder alles Gemeinen und Rohen. Und in ſolchem Bemühen, Männer von Athen, hat mich dieſes Weib, Aspaſia von Milet, nicht gehindert, ſondern unterſtützt und angeſpornt. Ihr Verdienſt iſt zum nicht geringen Theil, was das Volk und die Stadt der Athenäer vielleicht für alle Zeiten verherrlicht! Nicht mit dem Verfall dieſes Gemeinweſens, ſondern mit ſeiner edelſten Blüte, Macht und Herrlichkeit wird ihres Namens Andenken für immer verknüpft ſein. — Dies ſind die Thatſachen, ihr Männer von Athen, und wir beide glauben uns verdient gemacht zu haben um Volk und Stadt der Athenäer. Jener Hermippos aber kommt und ruft euch zu: „Reißt das erkorne, das angetraute Weib vom Buſen des Perikles und ſchleppt ſie vor ſeinen Augen zum Tode!“ —

Bei dieſen Worten trat eine Thräne in das Auge des Perikles.

Eine Thräne im Auge des ruhigen, würdevollen Perikles! Eine Thräne im Auge des Olympiers! Sie wirkte wie etwas, das nicht denkbar iſt nach gewöhnlichem Naturgeſetz. Sie wirkte verblüffend, wie eine Wundererſcheinung, wie ein Meteor, wie ein göttergeſandtes Zeichen vom Himmel —

Diejenigen, welche mit eigenen Augen geſehen hatten, wie die Thräne einen Moment erglänzte in dem männlichen Auge des Perikles, um raſch zerdrückt wieder zu verſchwinden, ſahen ſich mit ernſter Miene an.

Sie flüſterten einander zu:

Perikles hat geweint!

Vom Saale des Gerichtes verbreiteten ſich hinaus auf die Agora die Worte:

Perikles hat geweint!

Von der Agora lief es in kurzer Zeit durch die ganze Stadt Athen:

Perikles hat geweint! —

Zu gleicher Zeit kam nach Athen die Nachricht von einem Seetreffen bei Sybota, in welchem atheniſche Schiffe den Kerkyräern gegen die Korinther ſiegreich zu Hilfe gekommen. Aber man hörte nur halb auf dieſe Kunde — man ſprach von der Thräne des Perikles. —

Der Rede des Hermippos vor den Heliaſten war eine Schranke geſetzt worden durch die ablaufende Sanduhr, der Rede des Perikles machte die hervorquellende Thräne ein Ende.

Ein Diener trat auf den Wink des Archonten hervor und vertheilte die Stimmſteine unter die Richter. Jedem von ihnen gab er vor Aller Augen einen weißen und einen ſchwarzen Stein, einen losſprechenden und einen verdammenden.

Dann verließen die Heliaſten ihre Sitze, näherten ſich einer nach dem andern einer ehernen Urne und warfen einen Stimmſtein in dieſelbe, den von weißer, oder den von ſchwarzer

Farbe. Den zweiten übrig gebliebenen Stein warfen sie in ein anderes, hölzernes Gefäß.

Die erste Abstimmung der Heliasten galt der Schuld oder Unschuld. Die zweite galt im Schuldfalle der beantragten Strafe des Angeklagten.

Nun waren die Stimmsteine sämmtlicher Heliasten abgegeben. Sorgsam wurden die weißen und die schwarzen sofort gezählt unter den Augen des Archonten.

Mit unendlicher Spannung waren die Augen Aller auf die aus der Urne hervorrollenden weißen und schwarzen Steine gerichtet.

Und siehe da! Die hellen Lebenslooſe mehrten sich, und siegreich überglänzten sie die dunklen Todeslooſe —

Das Weib des Perikles war freigesprochen. In die Wagschale der Themis war entscheidend die schwerwiegende Heldenthräne gefallen.

Aus dem Munde des Archonten erklang die Entscheidung und verbreitete sich wie auf Schwingen getragen über die ganze Agora.

Aspasia erhob sich. Ein leichtes Erröthen färbte ihr Antlitz. Ihr Blick streifte einen Moment mit hellerem Glanze die ehrwürdigen Häupter der Heliasten. Dann reichte sie stumm ihre Hand dem Perikles. Und Dieser führte sie hinweg. Ein Schleier deckte ihr Gesicht, während sie die Menge durchschritten.

Auf der Agora empfing und begleitete den Perikles ein hellstimmiger Gruß der Athenäer.

In allen Gassen, welche Perikles heimkehrend durchschritt mit seiner verschleierten Gattin, staute sich das Volk und das Verschiedenste wurde nach der Gesinnung des Einzelnen bei Aspasias Anblick ausgerufen oder geflüstert. Ein Ausruf aber war es, der immer und überall wiederkehrte, und dieser Ausruf lautete:

„Welch ein herrliches Weib ist noch immer Aspasia!“

Dieser Ausruf erhielt zuletzt die Oberhand über alle andern, und nur noch der verrückte Menon rief der schönen Milesierin, als sie an ihm vorüberkam, ein freches Schmähwort nach.

Plötzlich stand, aus der Menge auftauchend, Sokrates neben Perikles und Aspasia.

„Ich wünsche dir Glück, Aspasia!“ sagte er, sich den Wandelnden anschließend. „Welche Stunden der Qual waren diese letzten für deine Freunde!“

„Wo warst du, fragte Aspasia, „während das Entscheidungsurtheil gefällt wurde?“

„Immer mitten unter dem Volke!“ erwiderte Sokrates.

„Und welche Reden vernahmst du im Volke, während dieser langen Zeit?“ fragte Aspasia wieder.

„Viele und mannigfache,“ versetzte Sokrates; „zuletzt blieben aber nur zwei davon übrig und gingen von Munde zu Munde.“

„Und wie lauteten diese?“

„Perikles hat geweint!“ und: „Welch' ein schönes Weib ist noch immer Aspasia!“

„Sonderbares Zusammentreffen!“ fuhr Sokrates in seiner klügelnden und wunderlichen Weise fort „Das schönste Weib ist Aspasia, und des schönsten Weibes glücklicher Gatte hat geweint! — Gib Acht, Aspasia, daß diese Thräne des Perikles die letzte bleibe! Denn nur die erste Thräne des Mannes ist erhaben, die zweite wäre lächerlich. Nur die erste ergreift, erschüttert — eine zweite bliebe wirkungslos. Perikles darf niemals wieder weinen! Hörst du, Aspasia? Perikles darf niemals wieder weinen!“

„Bin ich es etwa, welche darauf ausgeht, Thränen dem Auge des Perikles zu erpressen?“ fragte geheim verletzt Aspasia.

„Ich behaupte nichts, als dies, daß Perikles niemals wieder weinen darf!“ erwiderte Sokrates, und verlor sich unter der Menge. —

Aspasia war erregt. Wie? das feindlich gesinnte Volk der Athenäer hatte sie heute freigesprochen, und aus der Schaar versöhnter Feinde trat ein Freund hervor, mit nergelndem unheilkündendem Wort sie anzuklagen? —

„Du kennst den Wunderlichen!“ sagte Perikles. „Habe Geduld mit ihm! Du weißt, er meint es wohl mit uns!“ —

Aspasia aber zürnte. Und ein Gedanke, längst gehegt in ihrer Brust, den Sonderling zu strafen für den immer bereiten, immer verwegenen Freimuth seiner Zunge, erwachte mit verstärkter Gewalt aufs Neue in dem hoch-gesinnten Weibe, während es siegesstolz an der Seite des Gatten dahinschritt. —

Zwei Männer folgten in einiger Entfernung dem Paare mit lauernden Blicken; ein höhnisches Lächeln umspielte ihre Lippen, während sie mit einander flüsterten.

Es war Diopeithes und der Oligarch Thukidydes.

„Das Weib ist uns entwischt!“ sagte finster blickend der Oligarch.

„Desto schlimmer für sie!“ versetzte der Priester. „Du kennst das Volk. Wäre sie verurtheilt worden, so würde man sie bedauern, und den Perikles bemitleiden; nachdem sie frei ausgegangen, wird man alsbald sagen, daß die Richter doch zu milde geurtheilt haben, und daß die Macht des Perikles immer gefährlicher wird, wenn man ihm zu Liebe die Schuldigen freispricht!“

„Triumphire nur für heute!“ fuhr Diopeithes fort, aus der Ferne die Faust hinter dem Gatten Aspasias ballend: „Die Pfeile, die du vom Haupte deines Weibes abgelenkt, sie werden um so sicherer dein eigenes treffen!“

Zweiundzwanzigſtes Capitel.

Kampfe und Siege.

Perikles betrat mit ſeinem Freunde Sophokles in morgendlicher Stunde die Agora, als der finſterblickende Euripides, begleitet von dem Wahrheitſucher, des Weges kam. Ein wenig überraſcht durch den Anblick des Gepäcks, welches einige Sklaven hinter ihm hertrugen, ſtanden jene Beiden ſtille und fragten den Reiſefertigen, was dieſer Aufbruch bedeute, und wohin er die Fahrt zu richten gedenke.

„Ich ſchiffe nach Salamis hinüber," verſetzte Euripides. „Auf dem ſtillen Eilande hoffe ich endlich die Abgeſchiedenheit und den Frieden zu finden, deſſen ich bedürftig bin. In der Ufergrotte, in welcher ich das Licht der Welt zuerſt erblickte, will ich fortan meinen Lieblings-Ruheſitz aufſchlagen und ohne Störung meinen Gedanken mich überlaſſen."

„Bietet denn nicht dein Landhaus dir der Stille genug und der Abgeſchiedenheit?" fragte Perikles.

„Sprecht mir nicht von dem Landhauſe!" erwiderte unwirſch der Dichter. „Gründlich iſt dies mir verleidet worden durch das Ueberhandnehmen der Froſchbrut, welche des Abends in dem nahen Weiher quackt, noch mehr aber der Grillenſchaar, welche durch ihr unabläßiges Gezirpe bei Tag und Nacht mich ſtört im Denken und Dichten. Der alte Schwätzer Anakreon hat ſie beſungen, dieſe „hellſtimmigen Cicaden," ich aber verwünſche ſie! Wund iſt mir das Haupt und ſchier verrückt bin

ich geworden vom ſchrillen Gelärm dieſer Quälgeiſter, dieſer zirpenden böſen Dämonen! Vergebens half Freund Sokrates mir ein paar Tage lang, ſie in ihren Löchern zu haſchen und auszutilgen . . . Du lächelſt, lammherziger Sophokles? Du biſt freilich im Stande, uns ſtehenden Fußes eine begeiſterte Lobrede auf die Grillen und die Fröſche zu halten!"

„Warum nicht?" ſagte Sophokles lächelnd. „Die ganze Natur iſt ja klangfroh und ſingt. Es ſingen die Wellen, es ſingen die Winde, die Fichte ſingt, es ſingt der Stein, wenn ihn der Fuß des Wanderers anſtößt. Und ſo gerne hört der Klang ſich ſelbſt, daß er, ein Narziß, ſein eigenes Bild beliebäugelt im Spiegel der Echo. Darum, trefflicher Euripides, laß uns auch den Grillen und den Fröſchen . . ."

„Da haben wir's!" fiel Euripides dem Sprecher mit Heftigkeit ins Wort. „O dieſe Schöngeiſter, dieſe „Schönheitſeligen," dieſe „Schönlebenden," und wie ſie ſich ſonſt genannt wiſſen mögen! Alles, auch das Verwünſchteſte, verſtehen ſie mit dem Firniß ſchöner Redensarten zu übertünchen, nirgends gewillt, dem Ernſte des Lebens ernſt in's Auge zu blicken! Ich ſage euch, die Cicaden bleiben ein unleidliches Geſchmeiß, was auch der alte Anakreon und nach ihm der fromme Sophokles hier darüber poetiſch flunkern mögen. Im Uebrigen ſind es, wie ihr wißt, nicht bloß die Grillen und die Fröſche, welche mir den Aufenthalt auf attiſcher Feſtlandserde verleiden. Es gefällt mir nicht mehr zu Athen. Man hat nicht Luſt, um eines entlaufenen Weibes willen den Spott der Gaſſenjungen zu ertragen, ſo attiſch gewürzt er auch ſein mag. Nicht nach meinem Geſchmack iſt dieſe Verlotterung des Lebens, und allerlei Bedrohliches liegt auch ſonſt noch in der Luft. Wozu ſind wir denn aufgeklärter geworden, wenn ſich die Sitten verſchlechtern? — Lebet wohl! ich gehe vorläufig nach Salamis hinüber" —

„Soll denn unſer Glück vom Orte abhängen?" wandte

Sophokles ein. „Man muß ausharren an seiner Stelle. Des griechischen Mannes Stolz soll es sein, denke ich, bei allem Herben und Düsteren, das etwa hereinbricht, in sich selbst unverändert zu bleiben, fortzuleben in ungetrübter Heitre und Schöne, als Einer, der das Höchste und Beste des Menschheitlebens in der schönen Harmonie des eigenen Wesens verwirklicht und durch nichts gestört wird im edelsten Genuße des Daseins."

„Und wenn das Alter dir naht mit den schlotternden Knieen," warf Euripides ein, „und die Quellen des Genußes versiegen?"

„Dann werde ich auf den Genuß, dessen Quellen versiegen, Verzicht leisten," entgegnete Sophokles; „aber nur, um des Mannes froher Lebenslust, die doch immer mit einer gewissen Unruhe verknüpft ist, die noch unvergleichlich schönere, wahrhaft göttliche Ruhe und Heiterkeit, den halkyonischen, durch die Schönheit erst recht verklärten Frieden des Greises folgen zu lassen."

„Du sprichst als ein Sohn der guten alten Zeit," sagte Euripides, „und bedenkst nicht, daß wir allgemach zu nachdenklich geworden, um in idyllisch-schöner Heiterkeit so hinzuleben."

„Was mich betrifft," hub jetzt Sokrates bedächtig an, „so finde ich es von Sophokles wunderbar gesagt, daß wir eine schöne Harmonie des eigenen Wesens bewahren müssen. Ich möchte nur erfahren, und es drängt mich, unsern Sophokles ausdrücklich zu fragen, ob er, von „schöner Harmonie" sprechend, das Sittliche im Auge hat, oder ob er die Harmonie in jenem Sinne schön sich denkt, wie man etwa Frauen oder Werke der Bildkunst schön und angenehm und für das Auge wohlgefällig nennt? ob er, um es anders zu sagen, das Hauptgewicht auf das Gute legt, oder auf das in gewöhnlichem Sinne schön Genannte? Womit wir denn wieder bei jener

alten, so oft zwischen uns aufgeworfenen und niemals von uns erledigten Frage angelangt wären, ob das Schöne vor dem Guten oder dieses vor Jenem den Vorrang verdiene?" —

Mit Spannung blickte nach diesen Worten der Wahrheitsucher dem Dichter in's Angesicht, die Antwort desselben erwartend.

In demselben Augenblicke aber entstand ein Lärm und eine Bewegung unter dem Volke, welches inzwischen auf der Agora sich angesammelt hatte. Das Zeichen zum Beginne der Volksversammlung auf der Pnyx war gegeben worden, und Alles setzte sich dahin in Bewegung.

Lächelnd sagte, ebenfalls diese Richtung einzuschlagen sich anschickend, Perikles:

„Auch heute, vielwerther Sohn des Sophroniskos, werden wir deine Lieblingsfrage nicht erledigen. Denn auf die Pnyx wird das Volk der Athenäer soeben berufen, und Dringenderes gibt es für uns dort zu entscheiden" . . .

Sokrates stand da, schweigend und verblüfft, wie Einer, dem neuerdings so recht zur Unzeit das Wort, so zu sagen, vor dem Munde abgeschnitten worden. — —

„Myrmekides," sagte ein athenischer Bürger zu seinem Nachbar, im Begriff die Agora zu verlassen und mit den übrigen erregten Massen des Volkes gegen die Hochfläche der Pnyx emporzusteigen, „was wir auch immer heute da oben beschließen mögen, mir ahn' Schlimmes, Schlimmes für Hellas. Es verlauten Orakel — Unheils-Orakel; auch Orakel des Bakis gehen um, die jetzt auf einmal verständlich werden. Aber was das Bedenklichste, du weißt, daß Delos, das heilige Delos, die Iniel des jonischen Stammgottes Apollon, niemals heimgesucht wurde von einem Erdbeben" —

„Niemals!" versetzte Myrmekides; „jeder Knabe weiß von Kindesbeinen an, daß das heilige Delos wie mit ehernen Ketten befestigt ist am Meeresgrund, und nicht wie die andern

Eilande des Archipelagos erschüttert werden kann durch das unterirdische Gewitter."

„So glaubte man bis gestern," fuhr Kynogenes fort; „aber gestern ist die Nachricht eingelaufen, daß ein minutenlanges Beben verspürt worden ist auf der Insel, und daß dumpf und drohend das untere Gewitter unter derselben dahinfuhr."

„Delos erschüttert?" rief Myrmekides: „dann gibt es nichts Feststehendes mehr in Hellas!" —

Andere Männer gesellten sich zu Myrmekides und Kynogenes, in ihr Gespräch sich mischend. Aber sie wurden bald unterbrochen und veranlaßt sich umzuwenden, durch einen lauten Tumult, der hinter ihnen noch im Bereiche der Agora sich erhob.

„Ein Megarerhund!" erscholl es, „ein Megarerhund!" — Tödtet ihn, steiniget ihn!"

Eine große, schreiende Menge hatte rasch um einen Mann sich versammelt, welcher von einigen Athenern ergriffen worden und unter Ausbrüchen des Zornes festgehalten ward.

Es war nicht das erste Mal, daß ein Megarer in böse Händel verwickelt wurde zu Athen. Schon bevor der atheniſche Markt und die Häfen Athens der doriſchen Nachbarſtadt unterſagt worden, war mancher Bürger derſelben, der etwa fett gemäſtete Ferkel oder Anderes auf den Markt zu Athen brachte, dort ſchmählich geneckt, geſcholten oder gezauſ't worden.

Zur Wuth aber hatte ſich der Groll gegen die Megarer bei den Athenern geſteigert, ſeit Jene in barbariſcher Roheit es gewagt, den von Athen nach Megara geſendeten Herold zu erſchlagen. Seit jenem Tage hatte das atheniſche Volk geſchworen, jeden Megarer, der ſich zu Athen betreffen laſſen würde, augenblicklich zu ſteinigen.

Der Ergriffene flehte um ſein Leben, und ſchwur bei allen Himmliſchen, daß er kein Megarer, daß er aus Eleuſis komme.

„Glaubt es nicht!" rief Derjenige, der ihn zuerſt gefaßt hatte, und ihn noch immer wie mit eherner Hand feſt hielt.

„Glaubt es nicht! Ich kenn' ihn! Ein Megarerhund ist's — ein Megarerhund!"

In diesem Augenblick kamen einige Archonten vorüber, und diese, nachdem sie die Sache erkundet, verhinderten des Mannes Ermordung, riefen einige skythische Bogenschützen herbei, und ließen denselben gefangen hinwegführen.

Oben auf der Pnyx, ein wenig abseits vom Orte der Volksversammlung, flüsterten drei Männer leise doch eifrig zusammen. Es war der Gerber Kleon, der Schafhändler Lysikles, und der Wurstmacher Pamphilos. Sie schienen unter sich nicht einig zu sein . . .

Jetzt schritten die Gesandten der Lakedaimonier den Weg der Pnyx herauf, um sich in die Volksversammlung der Athenäer zu begeben. Genugthuung zu fordern waren sie gekommen für das ihnen stammverwandte, verbündete Megara. Mit feindseligen Blicken maßen sich diese spartanischen Männer und die Mehrzahl der sie umgebenden Athener.

Aber ein Oligarch flüsterte dem anderen leise ins Ohr: „Sollen wir Krieg oder Frieden wünschen?"

„Es wäre vielleicht ersprießlich," versetzte der Andere, „wenn die Peloponnesier kämen und ein wenig aufräumten im Lande" . . .

Erregter als es die Pnyx bestiegen, kam das athenische Volk nach Verlauf einiger Stunden wieder von dort herab. Auf der Agora bildeten sich zahlreiche Gruppen.

„Ich finde, daß Perikles niemals so trefflich gesprochen!" rief Myrmekides. „O dieser Fuchs mit dem Löwenantlitz! Wie maßvoll er sich benahm, wie ruhig, wie voll scheinbarer Nachgiebigkeit! Wie schien er bereit zu jedem möglichen Zugeständniß! Nur stellte er Gegenforderungen, von welchen er wohl wußte, daß man sie niemals gewähren würde! Welch' ein Meisterzug, als er sagte, Athen sei bereit, seinen Bundes-

genoſſen die volle Freiheit zurückzugeben, nur müßten die Sparter vorher mit den ihrigen das Gleiche thun!"

„Ich wittere Theergeruch, Rudergeknarr, Trierarchengeſchrei, Pallasbildervergolderei im Piräus" — ſagte der Bartſcheerer Sporgilos bedenklich.

„Warum nicht, du Haſenfuß?" riefen die Andern. „Haſt du keine Luſt zu einem fröhlichen Seezug?"

„Ei, das Meer iſt doch immer ſo eine ſalzig bittere Sache!" gab Sporgilos zurück.

„Laß dich mit Knoblauch füttern!" ſcholl es um ihn, „mit Knoblauch, du Memme, wie die Kampfhähne, damit du hitziger wirſt und Muth bekommſt!" —

Jetzt wurde die Stimme Kleons, die Stimme des berufenen Gerbers Kleon in einer anderen dichten Gruppe vernehmlich. „Ich will Krieg, aber ohne den Perikles!" rief er. Der Krieg darf den Perikles nicht noch größer machen. Wie wollen wir Rechenſchaft von ihm verlangen, wie wollen wir ihm beikommen, wenn er an der Spitze eines Heeres oder einer Flotte ſteht Alſo fort mit Perikles! Die Forderung der Sparter, daß er als Alkmäonide aus Athen verbannt werde, dieſe einzige Forderung hätte man bewilligen ſollen! Man verbanne den Perikles! Man verbanne den Perikles!"

So rief Kleon unter heftigen, plumpen Geberden, indem er immer ſich mit dem ganzen Leibe herumwarf, und keinen Augenblick auf derſelben Stelle verharrte.

„Krieg, aber ohne den Perikles!" wiederholte er unabläſſig.

Derſelben Meinung war Pamphilos, welcher jedoch mit wetteiferndem Geſchrei hinzufügte, daß man den Perikles nicht verbannen, ſondern um ſeiner Staatsverwaltung willen zur Rechenſchaft ziehen und in den Kerker werfen müſſe.

Nun kam der alte Kratinos herbei, mit Hermippos, und einem dritten Begleiter, einem Jüngling, welcher in noch weit höherem Grade den „attiſchen Blick" hatte als die beiden, und

von welchem es hieß, daß er nächstens ebenfalls mit einer Komödie hervortreten werde.

„Bist du für den Krieg oder für den Frieden, alter Satyr?“ rief dem weinseligen Alten Einer aus der Menge entgegen.

„Ich,“ versetzte dieser, „ich bin für gebratene Hasen, Wein im Kruge, Silber im Kasten, Feigen im Speicher, bekränzte Böcke, Lämmergeblök, Dionysosfest, frischen Most, umgestürzte Kannen, dralle, hochaufgeschürzte, tanzende Dirnen“ —

„Dann bist du also für den Frieden?“ —

„Ja wohl, und dagegen, daß man den Megarern den atheniſchen Markt verſperrt. Nehmt Vernunft an, ihr veilchenbekränzten Athener! Laßt ab davon, jede Bettel, die auf dem Markt ſich blicken läßt, zu beargwöhnen, daß ſie ein Mann und verkleideter Megarer ſei! Seit ihr die Megarer vom Markte ausſchließt, iſt kein gutes gebratenes Ferkel mehr zu haben, wie es alte Marathonsſieger verdienen. Bald wird es dahin kommen, daß wir gebratene Grillen verzehren Im Uebrigen, was zankt ihr euch denn da noch über Krieg und Frieden? Sind die Sparter aus der Volksverſammlung mit einem andern Beſcheide hinweggegangen, als Perikles beantragt hat? Laßt doch den Perikles walten und die anderen dergleichen, die Volksmänner, die Gerber und Wollviehhändler und Wurſtmacher, die euch den Bart krauen, und die Fliegen vom Kopf wedeln, und den Staub von den Schuhen putzen, und die Flocken vom Gewand herunterleſen“ . . .

Dieſe Stichelreden verſetzten das Blut des Kleon in Wallung. „In einem Punkte,“ rief er, „hat Perikles recht gethan: indem er dem biſſigen, zuchtloſen Völkchen der Komödienſchreiber einen Maulkorb anzulegen verſuchte — dieſen Kötern, die nach Jedermanns Wade ſchnappen“ —

„Ei ſiehe da, Kleon!“ rief Kratinos; „Kleon, der Fürchterliche! Hätt's gar nicht gewagt, hieherzukommen, wenn ich gewußt, daß der Gieriggezahnte, Grauſige mit den rollenden

Augen da ist. Schon der fernhin verbreitete Ledergeruch hätte mich eines Besseren belehren sollen" —

Kleon ergrimmte. Myrmekides hielt ihn zurück, während Kratinos fortfuhr:

„Zuchtlos nennst du uns, dieweil wir die Fuchtel über den Köpfen schwingen, unbekümmert, wen es trifft? Trifft es nicht immer den rechten Mann, so trifft es doch die rechte Sache vielleicht! Fragt Zeus im Himmel, wenn er blitzt, wohin es trifft? Ihm ist's genug, wenn er die Lüfte gereinigt."

„Alter Geiferer!" rief Kleon; „bist du nicht der Mann, von dem es heißt, daß er seine Begeisterung vom Fasse zapft?" —

„Und du," entgegnete Kratinos, „bist du nicht der Giftgeschwoll'ne, von dem es heißt: eine Schlange biß ihn neulich, und — krepirte? Aber das thut nichts. Wir fürchten uns nicht. Wir nehmen den Kampf auf mit dem Seehundsledergestank, mit den Wuthblicken der rollenden Triefaugen, mit hundert rothbehaarten Cerberusköpfen. Und wenn wir nur erst mit dem Weiberhelden Perikles fertig geworden, mit den Schalksnarren, den Wurstmachern, den Wollviehhändlern, den Gerbern denken wir und die sämmtlichen „veilchenbekränzten Athener" in halbem Schlafe fertig zu werden!"

Bei diesen Worten des Kratinos erscholl plötzlich hinter einer Säule hervor ein gelles Hohngelächter. Man blickte hin und sah hinter der Säule den tollen Menon kauern.

„Sieh da, Menon!" rief jener Jüngste von den drei Komödiendichtern. „Der Kerl sieht so zerrissen und so schmutzig aus, daß ihn ohne Zweifel Euripides nächstens zum Helden eines Rührstücks machen wird!" —

Die Athener lachten. Menon fletschte die Zähne und rief: „Lumpenhunde! veilchenbekränzte Lumpenhunde!"

Man wollte ihn prügeln; er hetzte seinen Hund gegen die Angreifer.

Jetzt hob man Steine auf, um sie nach seinem Kopfe zu

werfen. In diesem Augenblicke kam aber Sokrates herbei, erbarmte sich des Mannes, und führte ihn aus dem Gedränge fort.

Die Menge zerstreute sich dann. Pamphilos erblickte, zornig hinweggehend, den Perikles, schloß sich ihm an und verfolgte ihn den ganzen Tag, so oft er ihn sah, mit Schmähreden.

Wieder ging er hinter ihm her. „Du bist ein Tyrann, wie Peisistratos!" sagte er. „Zum Scheine nur hältst du die Volksherrschaft aufrecht. In der That bist du es allein, der die Zügel Athens in Händen hat.

Perikles schwieg.

„Du willst die Athenäer in einen Krieg stürzen," fuhr Pamphilos fort, „um das Heft in der Hand zu behalten, und nicht Rechenschaft legen zu müssen!"

Perikles erwiderte nichts.

„Du lässest das Verdienst anderer Männer, die nicht weniger als du zu Rednern und Volksführern geboren sind, nicht aufkommen!" eiferte Pamphilos.

Perikles blieb stumm.

„Du hast deine Herrscherkunst gelernt im Umgang mit Sophisten und Buhlerinnen! — Du hast die Kraft des Athenervolkes in wachsender Ueppigkeit und Weichlichkeit ersticken lassen!" —

Bei diesen Worten des Pamphilos war Perikles vor seinem Hause angelangt. Es herrschte schon völlige Dunkelheit in den Strassen. Perikles hatte einen Sklaven mit einer angezündeten Fackel nach athenischem Brauche hinter sich.

Der Sklave klopfte an die Thür. Der Pförtner öffnete. Pamphilos stand noch immer da.

„Geleite diesen Mann zurück mit der Fackel durch die Gassen, denn es ist sehr dunkel geworden!" sagte Perikles zu dem Sklaven und trat ruhig in sein Haus. — —

Noch immer ging Sokrates, bald mit, bald ohne die Gesellschaft seines Busenfreundes Euripides, in des Perikles

Behauſung ein und aus. Noch immer beſuchte er Aſpaſia, noch immer liebte er es, ſich mit ihr zu unterreden, nur daß die Reden von ſeiner Seite immer verworrener, immer räthſelhafter, immer orakelhafter klangen.

Wenige Tage nach jener entſcheidenden Verſammlung auf der Pnyx betrat Sokrates wieder das Haus Aſpaſias. Bald war er in ein lebhaftes Geſpräch mit ihr verwickelt. Aſpaſia ſprach mit freudigem Muthe von dem bevorſtehenden Kampfe gegen die Dorer, aber mit Unmuth von den Parteiungen der Agora, von den feindlichen Plänen des Erechtheuspriesters, von den Umtrieben der Lakonerfreunde, von der Roheit der Demagogen. „Um dieſer barbariſch geſinnten Männer willen," ſagte ſie, „ſtehen wir vielleicht bald vor der welkenden Blüte von Hellas?"

„Vor der welkenden Blüte von Hellas?" rief Sokrates. „Wie wäre dies möglich? du irrſt gewiß! Wie lange iſt es denn her, daß geſagt wurde, Hellas *nähere* ſich ſeiner vollendetſten Blüte? Seit jenem Tage, als wir feſtfreudig auf der Akropolis vor dem vollendeten Parthenon ſtanden, und ich ſchon den Augenblick jener herrlichſten Blüte gekommen glaubte, du aber ſagteſt, daß zwar unſere Kunſt nun beinahe göttlich geworden, aber noch Manches fehle, um auch unſer Leben durchaus und in jedem Betracht ſchön zu geſtalten — ſeit jenem Tage war ich immer ſehr geſpannt auf den verſprochenen Augenblick der vollendeten Blüte, und wartete mit Ungeduld darauf. Und da ich von Blumen des Morgenlandes gehört, welche nur in einer einzigen Mitternacht, von den Augen des Zeus heimlich angeſtralt, ihren Wunderkelch völlig entfalten, und ich dachte, die Blütenalter der Sterblichen ſeien vielleicht auch von dieſer Art, ſo ließ es mir, ſo zu ſagen, auch des Nachts keine Ruhe, und ich fürchtete immer, ich könnte das Schönſte ſchlafend verſäumen. Insbeſondere aber habe ich jenen ganz neuen, merkwürdigen Liebes- und Ehebund, welchen Perikles

und du vor meinem Bilde der Charitinnen auf der Burg geſchloſſen, immer im Auge behalten; denn in ſeinem Gelingen ſchien mir eben die ſchönſte Blüte des helleniſchen Lebens beſiegelt. Und da ihr uns Nebenſtehenden damals ausdrücklich zu Zeugen aufriefet, ſo habe ich meines Zeugenamtes fortwährend bei euch in Treue gewaltet, denn ich habe es ernſt genommen, und glaubte mich berufen, nicht blos einen Augenblick, ſondern für immer ein aufmerkſamer Zeuge jenes wunderbaren Bündniſſes zu ſein. Wie man aber im Garten ein beſonders ſeltenes und fruchtverheißendes Bäumchen Tag für Tag beſucht, immer fürchtend, es einmal von einer rauhen Hand gebrochen, oder vom Reife verſengt, oder verdorrt zu finden, und immer aufs Neue ſeiner unverſehrten Friſche ſich freuend, ſo komme ich zu dir, nicht mehr um zu hören, wie einſt, ſondern um zu ſehen, was die Liebe iſt — und wie ſie ſich entwickelt, und von welchen Punkten ſie ausgeht, und zu welchen Zielen ſie hinführt. Es iſt gewiß eine wichtige Sache, wenn Jonier und Dorier zum endlichen Entſcheidungskampfe ſich rüſten; aber faſt wichtiger noch iſt mir die Geſchichte eures Liebesbundes, und die endliche Entſcheidung des Kampfes, den ihr außer euch und in euch kämpft. Denn die Völker ſind unſterblich, oder wenigſtens langlebig, und ihre Geſchicke können ſich immer wieder von Neuem umgeſtalten und ausgleichen; ein Menſchenloos aber iſt im engſten Kreiſe beſchloſſen; wie es fällt, ſo bleibt es meiſt beſiegelt, denn zur Erneuerung und Ausgleichung gönnt die Parze keine Friſt. Ich verfolge die innere und äußere, fortſchreitende Geſchichte eurer ſo wunderſam auf die Freiheit gegründeten Liebe. Und ſo leiſe der Schritt ſein mag, mit welchem ſie fortſchreitet, meine Sinne ſind nicht allzu ſtumpf, ihn wahrzunehmen."

„Du biſt alſo," ſagte Aſpaſia, „aus einem Liebenden ein Zuſchauer und Zeuge fremder Liebe geworden? —

„Seit dem Tage im Lykeion, wo du, raſch von mir hin

wegeilend, mir zuriefst, den Charitinnen zu opfern," erwiderte Sokrates," seit jenem Tage habe ich den Charitinnen geopfert; aber vergebens, wie es scheint. Nicht feiner sind meine Lippen, nicht anmuthiger meine Züge geworden. Und ich habe seither begriffen, daß die Schönheit mit dem Geiste zu erfassen und zugleich mit den Sinnen zu genießen, selten oder niemals einem und demselben Sterblichen beschieden ist."

Aspasia bezweifelte, daß die Glut, welche damals im Gemüthe des jungen Grüblers einen Augenblick schrankenlos aufgelodert war, nun völlig erloschen sei.

Die Zeit, den kleinen Racheplan, mit welchem sie seit Langem zu erneuerter Demüthigung und Beschämung des Philosophen sich trug, schien ihr gekommen.

Arglistig begann sie:

„Jenen Augenblick im Lykeion, dessen du nach langer Zeit nun wieder gedenkst, ist auch meinem Gedächtniße nicht entschwunden, und, daß ich es dir offen gestehe, ich bedauerte manchesmal im Stillen, daß ich ohne Noth und in einer falschen Voraussetzung damals dich gekränkt, indem ich von dir hinwegfliehend dir zurief, den Charitinnen zu opfern, welchen Zuruf du so gedeutet, als hätte ich dir sagen wollen, du müßtest, um geliebt zu werden, erst jene Eigenschaften zu erwerben suchen, welche liebenswürdig machen. Ich hätte bedenken sollen, daß du ein Weiser bist, dem es nicht einfallen konnte, ernstlich nach meiner Liebesgunst zu trachten. Es war mir seit jener Zeit beständig zu Muthe, Sokrates, als ob ich dir eine Genugthuung schuldete."

„Du mir?" sagte Sokrates mit schmerzlichem Lächeln. „Nein, von dir hatte ich keine Genugthuung zu fordern; aber ich selbst glaubte mir eine solche schuldig zu sein seit jenem Augenblicke" —

„Ich war damals thöricht!" sagte Aspasia. „Arglos

würde ich heute mein Haupt an deine Bruſt lehnen, denn ich kenne dich nun" —

Aspaſia ſaß mit Sokrates in einem Gemache, welches ſehr traulich war, und üppig ausgeſtattet, und durchhaucht von feinen, berauſchenden Düften, welche von Aspaſia ſelbſt auszuſtrömen ſchienen; denn ſie war, wie die Götter und Göttinnen des Olymps, immer von einem gewiſſen himmliſchen Wohlgeruch umfloßen. Sie ſtralte von unverwelklich-blühendem Reize, und eine bezaubernde Heiterkeit umſpielte ihre Züge. Sie ſchien in der trefflichſten Laune zu ſein — wenn etwas ſo Kleinliches, wie die Laune iſt, für Aspaſia überhaupt vorhanden war.

Eine Taube flatterte im Gemache hin und her. Es war der geflügelte Liebling Aspaſia's, ein anmuthiges Thier, von glänzend weißem Gefieder, mit einem reizenden, blauſchillernden Ringe um den Hals.

Nicht ſelten flog die Taube auf die Schulter Aspaſia's und ſuchte den gewohnten Leckerbiſſen zwiſchen den Lippen der Schönen. Häufig aber flog ſie auch auf das Haupt des Sokrates, und ließ da mit ſolcher Hartnäckigkeit ſich nieder, daß Aspaſia zu wiederholten Malen ſich genöthigt glaubte, in eigener Perſon den Gaſt von dem zudringlichen Vogel zu befreien, wobei ſie nicht vermeiden konnte, Jenem ſich unmittelbar zu nähern.

Wenn ſie nun mit Mühe das Thier vom Scheitel des Sokrates weggeſcheucht hatte, ſo flatterte dieſes fort und ließ ſich anderswo nieder, nicht ohne vor dem Niederſitzen ſein dumpfes „Gru, Gru" ertönen zu laſſen.

„Wenn es nicht durch das allgemeine Urtheil der Menſchen feſtgeſtellt wäre, daß das Gegirre der Tauben zärtlich und lieblich klingt," ſagte Sokrates, „ſo würde ich es in meinem Ungeſchmack für häßlich halten. Ich möchte es ein ſehr abgedämpftes Gewieher nennen."

„Wie?" rief Aspaſia, „du ſchiltſt den Vogel der Aphrodite?

Gib acht, daß nicht der Vogel oder die Göttin ſelbſt ſich an dir räche!"

„Sie haben es zum Voraus gethan!" verſetzte Sokrates.

„Unberechenbar ſind die Götter," ſagte Aspaſia; „einmal ſind ſie mißgünſtig und halten ihre Gaben zurück, ein andermal ſind ſie günſtig geſtimmt, und gewähren zehnfach, was ſie früher verſagten. Die launenhafteſte aller Göttinnen aber iſt Aphrodite. Sie verlangt durchaus, daß Jemand, der eine Gnade von ihr wünſcht, den rechten Augenblick und die rechte Laune erwarte, und öfter wiederkehre. Thöricht iſt, wer nur Einmal ſein Glück bei ihr verſucht. Iſt dir dies unbekannt, Sokrates? und machen es die Schönen nicht vielleicht ebenſo wie die Göttinnen?"

„Ich weiß es nicht," ſagte Sokrates „denn ich habe es nicht erprobt."

„Daran thateſt du Unrecht!" ſagte Aspaſia. „Es iſt nun deine Schuld, wenn du nicht weißt, ob Aphrodite und die Frauen dir günſtig oder nicht."

Solche und ähnliche verwunderliche und neckende Reden führte Aspaſia. Dabei liebkoſ'te ſie die Taube und wechſelte mit ihr Küſſe. Sokrates erinnerte ſich nicht, ſie jemals ſo bis zur Ausgelaſſenheit heiter geſehen zu haben. Je muthwilliger ſie wurde, deſto ſchweigſamer, deſto gedankenvoller und ernſter zeigte er ſich ſelbſt.

Wieder flog die Taube mit einem Girren, das jetzt faſt einem Gekicher ähnlich war, auf den Scheitel des Sokrates. Dießmal aber verwickelte ſie ſich mit der kleinen Kralle ihres Fußes ſo feſt in ſein Haupthaar, daß ſie nicht wieder loskommen konnte. Aspaſia beeilte ſich, ihm zu Hülfe zu kommen, und die Kralle der Taube aus ſeinen Haaren zu löſen. Er ſpürte ihren Finger in ſeinen Haaren. Die unmittelbare Nähe eines duftigen, lebenswarmen, reizvollen Frauenleibes durchrieſelte ihn — der Buſen des ſchönen Weibes wogte nahe vor ſeinem

Antlitz, nahe vor seinen Lippen — nur die kleinste Bewegung, und seine Lippen mußten die lieblich wogende Welle berühren. Keine Meerflut wogt so tückisch, mit solcher Gefahr des rettungslosen Versinkens, als die Brust eines Weibes.

So nahe war des Sokrates Lippe dieser lieblichen Welle, wie sie dem Rosenmunde der Schönen gewesen, als der Grübler mit Aspasia vertraulich plaudernd in der einsamsten Halle des Lykeion saß.

Nur die kleinste Bewegung — und der neuerdings entflammte Sokrates holte sich eine neue Beschämung, kränkender als die einstige im Lykeion, vollendete durch eine neue Uebereilung des Herzens und der Sinne den Triumph der arglistigen Schönen, der heimlichen Gegnerin. —

Was ging vor in der Seele des Sokrates in jenem Augenblicke? —

Ruhig und gefaßt erhob er sich und sagte:

„Laß die Taube, Aspasia! Ich glaube nicht zu theuren Kaufes loszukommen von dem rachsüchtigen Vogel, wenn ich eine Locke meines Haupthaares in der Kralle desselben zurücklasse“ —

„Ich begreife es,“ erwiderte Aspasia mit einer veränderten, etwas spöttischen Art von Uebermuth, „ich begreife es, daß du die Kahlheit nicht fürchtest. Hängt die Kahlheit doch mit der Weisheit zusammen, und du bist ein vollendeter Weiser geworden! So vollkommen und weise bist du geworden, daß du verdientest, kahl gezaust zu werden bis auf das letzte deiner Haare von der Kralle des aphrodisischen Vogels.“

„Kahlheit mag dem Weisen ziemen,“ sagte Sokrates, „aber wisse, daß ich auf Alles, selbst auf den Ruhm der Weisheit verzichtet habe, und daß ich im Augenblicke nur daran denke, meine Bürgerpflicht zu thun. Schon morgen gehe ich mit anderen Bürgern, welche das Loos getroffen, ab ins Lager vor Potidaia. Alkibiades geht ebenfalls dahin.“

„Auf Diesen also scheinst du nicht zu verzichten?“ versetzte

Aspasia, „nachdem du, wie du sagst, auf alles Uebrige verzichtet?“ —

„Wir folgen vereint dem Rufe des Vaterlandes!“ erwiderte Sokrates. „Billigst du es etwa nicht? Gilt es nicht die Dorer zu bekämpfen?“

„Du gedenkst die Dorer zu bekämpfen?“ rief Aspasia. „Du selbst bist ein Dorer geworden!“

„Nein!“ erwiderte Sokrates, „ich glaube ein echter Sohn der gedankenvollen Pallas Athene zu sein.“

„In der That,“ sagte Aspasia lächelnd, „du hast dich von Eros und den Charitinnen ganz zur kühlen, mannweiblichen Athene gewendet. Wohin ist die Glut geschwunden, welche deine Seele befeuerte, als du im Lykeion zum letzten Male nach dem Wesen der Liebe mich fragtest?“

„Meiner Liebesglut, o Aspasia,“ versetzte Sokrates, „ist Dasselbe widerfahren, wie deiner Schönheit, seit Pheidias dein Bild vergöttlicht hat zur lemnischen Aphrodite. So wie nämlich dein Reiz über das Irdische und Zeitliche hinausgehoben worden ist in jenem Gebilde, so ist auch mein Lieben gereift und vergöttlicht und, ich möchte fast sagen, versteinert worden. Aus der glutenden Kohle ist ein Stern geworden“ . . .

In diesem Augenblicke ließ die flatternde Taube sich nieder auf die Schulter Aspasias.

Welcher Dämon, welcher muthwillige Erote steckte in dem Vogel?

Er verfing sich mit der Kralle jetzt dort, wo eine Spange die beiden schmalen Streifen des Chitons zusammenhielt.

Ungeberdig bewegte den Fuß der Vogel, um ihn loszubekommen, bis die Spange sich löste, und des Gewandes Streifen herunterfiel und die glänzende Schulter enthüllte.

„Opfere diesen Vogel den Charitinnen!“ sagte Sokrates, deckte seinen Mantel über die entblößte Schulter des schönen Weibes, und ging hinweg.

Die ſtolze Mileſierin erbleichte — ſie griff erregt mit leiſe zitternder Hand nach einem Silberſpiegel und erſchrack zum erſten Male vor einem Schatten der Entſtellung, der über ihre Züge flog.

War die Schönheit nicht mehr das Allſiegende? Gab es Etwas, das ihr zu trotzen wagte?

Ein leiſer Schauer durchlief ſie. — —

Der junge Alkibiades war hoch erfreut, als ihm endlich jener Wunſch, welchen er gegen Perikles geäußert hatte, auf dem Felde der kriegeriſchen Ehre ſich tummeln zu dürfen, erfüllt wurde. Ihn, ſo wie den Sokrates hatte das Loos denjenigen atheniſchen Bürgern angereiht, welche zur Belagerung der von Athen abgefallenen Bundesſtadt Potidaia entſendet werden ſollten.

Alkibiades hatte bis dahin ſeine tolle Lebensweiſe fortgeſetzt und niemals ließ er an Stoff es fehlen für die Geſchwätzigkeit der Athener.

Er hatte die ſogenannte Geſellſchaft der Ithyphaller gegründet, in welcher die übermüthigſten und ausgelaſſenſten jungen Leute ſich zuſammenfanden, um ſich gemeinſam den zügelloſeſten Launen zu überlaſſen, wie man es von einer Geſellſchaft erwarten konnte, welche nach dem unſauberen Dämon Ithyphallos ſich benannte. Schon das Schauſpiel der Einweihung in dieſelbe war muthwillig und poſſenhaft im verwegenſten Sinne. Nur Diejenigen wurden aufgenommen, welche auf die Gunſt jenes Dämons in beſonderem Grade pochen zu dürfen glaubten.

Um des Herkommens zu ſpotten, welches zu Athen ein vormittägiges Zechen verbot, veranſtaltete Alkibiades mit ſeinen Genoſſen morgendliche Zechgelage. In ſeinem Uebermuthe ließ er von einem trefflichen Maler ſich im Schooße einer jungen Hetäre ſitzend malen, und ganz Athen lief herbei, das Bild zu ſehen. Er beſaß einen Hund, welchen er ſehr

liebte, und welchem er den Namen „Dämon“ gab, [illegible] es war sehr drollig zu hören, wenn er, gleich dem Sokrates, von „seinem Dämon“ sprach.

Schien so der Muthwille, von welchem der Sohn des Kleinias sprudelte, selbst den Sokrates zu treffen, so hinderte dies ihn doch nicht, denselben Mann vor aller Welt als den besten und liebsten seiner Freunde auszuzeichnen. Er war dem Grübler und Wahrheitsucher in der That noch immer mit einer fast räthselhaften Art von Liebe zugethan, aber freilich, wie es schien, ohne ihm irgendwelchen Einfluß auf sein Thun und Lassen zu gönnen.

Als Alkibiades nach Potidaia abging, geschah auch dies nicht ohne Nebenumstände, welche zu reden gaben. Er ließ sich Waffen von besonderer Art anfertigen. Er hatte einen Schild aus Gold und Elfenbein. An dem Schilde aber führte er gleichsam als Wappen einen Eros, bewaffnet mit dem Donnerkeil des Zeus.

Eros mit dem Donnerkeil! Ein glänzender Gedanke, würdig einer Hellenenstirn. War es doch in der That die Zeit, wo es schien, als wolle der Donnerkeil des Zeus übergehen in die Hände des geflügelten Knaben . . .

Einige von den Genossen des Alkibiades zogen ebenfalls ins Feld. Sie suchten es ihrem Vorbilde nun auch gleich zu thun in kostbaren und absonderlichen Arten von Rüstungen. Der junge Kallias, der Sohn des Hipponikos, zog zu Felde, wie es heißt, in einem Panzer, genäht aus der Haut eines Löwen.

Es gab ein Weib zu Athen, welches tiefer Betrübniß voll war, als Alkibiades auf dem Punkte stand, die Stadt zu verlassen; ein Weib, welches lange weder den Schmerz gekannt, noch die Liebe, welches nicht blos die Bande Hymens verachtet, sondern auch der Fesseln des Eros gespottet, ein Weib, welches von sich selbst gesagt hatte: ich bin nicht der Liebe, nur der Freude Priesterin.

Dies Weib war Theodota. Sie war es, wie ſchon erwähnt, geweſen, welche der junge Alkibiades als ſeine Lehrerin betrachtete, als er in den Wirbel des Genuſſes und jugendlicher Ausgelaſſenheit ſich ſtürzte. Seine Eitelkeit brachte es mit ſich, daß er vor allen die ſchönſte und berufenſte Hetäre von Athen ſein Eigen nennen wollte, jene Theodota, welche damals nicht mehr auf dem Höhepunkte ihrer Blüte, wohl aber auf dem Höhepunkte ihres Rufes ſtand. Auch Theodota war ſtolz auf den Beſitz des Alkibiades, und nicht wenig vermehrte eben dieſer Beſitz auch wieder den Glanz ihres Rufes.

Eine geraume Zeit verkehrte der junge Alkibiades mit keinem Weibe lieber, als mit der dunkeläugigen Korintherin, führte ſeine Freunde am Oefteſten zu fröhlichen und muthwilligen Gelagen in Theodotas Haus. Ihre Heiterkeit nicht minder als ihr Reiz, waren die Würze im Becher jener überſchäumenden Jugendluſt des Alkibiades und ſeiner Genoſſen.

Aber Theodota blieb nicht immer ſo fröhlich, als ſie im Beginne des Verkehres mit Alkibiades geweſen. Allzuſchön war der Jüngling, als daß ein Weiberherz, hätte es auch nie geliebt und die Liebe verſchworen für immer, nicht doch zuletzt die Luſt ſeines Umgangs mit der Freiheit hätte bezahlen ſollen.

Wenig hatte es anfangs ſie gekümmert, wenn der junge Freund auch anderen Weibern und Hetären neben ihr zulächelte. Sie ſelbſt hatte, wenn er mit Kallias und Demos Gelage bei ihr hielt, jugendliche und reizende Freundinnen in ihrem Hauſe verſammelt.

Alsbald aber glaubte der junge Ithyphallerfürſt nicht ohne Mißbehagen zu merken, daß das Weſen der Korintherin mehr und mehr ſich verändere. Sie erſchien nachdenklich, ernſt, ſie ſeufzte manches Mal, ihre fröhliche Zärtlichkeit erſchien gleichſam angekränkelt von einer Art von Leidenſchaft, von einem gewiſſen Ungeſtüm, krampfhaft umſchloß ſie bisweilen

den Liebling als wollte ſie ihn feſthalten für immer, manche Thräne rollte in ihren Kuß, und wenn jetzt Alkibiades einem anderen Weibe vor ihren Augen zulächelte, oder gar es liebkoſ'te, ſo erblaßte ſie und ihre Lippen zuckten im Krampfe der Eiferſucht.

Dieſe Veränderung im Weſen Theodotas war nicht nach dem Geſchmacke des Uebermüthigen, der überall den Freudenbecher ſich voll einſchenkte, austrank und wieder davon ging.

Vorbei war es jetzt mit Theodota's Reiz, vorbei mit ihrem Zauber. Trübſelig erſchien dem Jüngling nun ihr Weſen.

In Augenblicken, wo ſie eiferſüchtigen Aufwallungen ſich überließ, forderte ſie ſeinen Zorn heraus; aber er verzieh ihr dies noch lieber, als das Uebermaß von ſchwärmeriſcher, thränengewürzter Zärtlichkeit, mit welchem ſie ihn beläſtigte.

Sie ſchwur, ihn zu lieben, ihm allein anzugehören. Das war ihm gleichgiltig. Der Vollbeſitz eines einzelnen Weibes, höchſtes Bedürfniß dem Herzen des reiferen Mannes, iſt dem knabenhaften Weiberjäger werthlos und läſtig.

Alkibiades ſagte zu Theodota:

„Seit du angefangen, mit deinen thränenreichen Liebesklagen mich zu quälen, beginnſt du mir auch unausſtehlich zu werden! Du weißt nicht, wie häßlich ein Weib iſt, das, ſtatt durch ſtralende Heiterkeit und lächelnde Anmuth immerdar zu bezaubern, ihr Geſicht entſtellen läßt durch die Züge der Eiferſucht, die eigenen Wangen oder gar noch die des Geliebten mit der heißen und geſalzenen Flut der Thränen überſchwemmt, und, zur Furie geworden, mit leidenſchaftlichen Anklagen um ſich wirft. Du unterhältſt mich nicht mehr, Theodota! Du langweilſt mich! Nicht mit trübſeligen Klagen und leidenſchaftlichem Ungeſtüm wirſt du mich feſſeln: damit nährſt und verſchlimmerſt du nur, was dir mißfällt! Soll ich ſein, der ich geweſen, ſo ſei auch du mir wieder, die du geweſen!“ —

Sie bemühte ſich heiter zu erſcheinen. Aber es mißlang ihr meiſt. Wenn dann Alkibiades zürnend ſie verließ, ſo demüthigte ſie ſich, überhäufte ihn mit Boten und mit Briefen, eilte zu ihm, flehte ihn an, ließ von dem Uebermüthigen ſich mißhandeln . . .

Eines Tages kam Sokrates in das Haus ſeines jungen Freundes und ſah das Weib in Thränen aufgelöſt vor der Schwelle des unerbittlichen Jünglings liegen.

Sie ſah ihn an, und erkannte den Mann, welcher ihrer heiteren „Selbſtaufopferung" einſt eine ſo wunderliche Lobrede gehalten. Sie war dieſer Selbſtaufopferung nicht mehr fähig. Sie wollte, was ſie damals gern entbehrte: liebend geliebt ſein. Jammernd klagte ſie dem Sokrates ihr Leid. Er ſprach ihr tröſtlich zu, und führte ſie hinweg.

Dann wollte er zu Alkibiades zurückkehren, um Fürbitte für das Weib bei Dieſem einzulegen. Aber er war ſo in Gedanken verſunken, daß er, an der Thür des Alkibiades angelangt, nicht eintrat, ſondern ſinnend ſtehen blieb, und als Alkibiades ausging, fand er den Freund an der Schwelle.

„Was ſinnſt du?" fragte er.

„Eben wieder," verſetzte Sokrates, „glaubte ich dem Weſen der Liebe auf der Spur zu ſein. Ich glaubte einen Augenblick gefunden zu haben, das Weſen der Liebe beſtehe darin, daß man entweder Thränen vergießt oder erpreßt — mißhandelt, oder ſich mißhandeln läßt — tritt, oder ſich treten läßt — aber im Handumdrehen iſt es mir doch wieder zweifelhaft geworden" . . .

Als Alkibiades in's Lager von Potidaia abging, dankte er den Göttern, der Liebe des Weibes entronnen zu ſein, das um ſeiner Entfernung willen wehklagend ihr Haar zerraufte.

Nach einiger Zeit ſchrieb Alkibiades aus dem Feldlager vor Potidaia an Aspaſia Folgendes:

„Du wünſcheſt von mir zu erfahren, wie unſer Sokrates ſich bewährt in ſeinem neuen Berufe. Nun, er iſt im Lager vor Potidaia genau derſelbe der er vor Jahren in der Werkſtätte des Pheidias geweſen. Bald iſt er mit größtem Eifer bei der Sache, bald wieder kopfhängeriſch, in müßiges Grübeln verloren. In hellen Sternnächten, wenn Alles rings in den Zelten ſchlummert, da geht Sokrates umher, und wacht einſam, und ſinnt — und fragt — und ſucht — freilich vergebens. Er will immer verzichten auf das Wiſſen, aber es treibt ihn doch immer wieder auf's Neue zu ſinnen, zu ſuchen und zu fragen.

Du haſt mir vor Zeiten einmal, als ich noch ein Knabe war und du für einen Tag ein Sparterjüngling, der in das Haus des Perikles kam, von den Freundſchaften der jungen Sparter geſprochen, von Freundſchaften, welche die Jüngeren mit den Aelteren verbinden, und ſie zu unzertrennlichen Kampfgenoſſen machen. Eine ähnliche, unzertrennliche Genoſſenſchaft hat nun zwiſchen mir und Sokrates ſich gebildet. Und wahrhaftig, der Treffliche hat immer vollauf zu thun, um ſich als meinen Freund zu bewähren. Ich habe häufige Händel mit Leuten in den Nachbarzelten, die es nicht leiden wollen, daß ich in dem meinigen des Nachts mit guten Freunden zeche und ſinge, weil wir ſie, wie ſie ſagen, im Schlafe ſtören. Ja, dieſe Pfahlbürger lehnen ſich ſogar bei Tage dagegen auf, daß wir fröhlich ſind, und rümpfen die Naſe, wenn wir nach dem Frühſtück noch ein wenig in den Tag hinein trinken und lärmen. Sie führen bei den Strategen und Taxiarchen Klage wider uns, daß wir angeblich in der Trunkenheit gegen ihre Sklaven und gegen ſie ſelbſt allerlei Muthwillen verüben. So gibt es denn häufigen Zank und zuweilen auch ein kleines Handgemenge. In ſolchen Fällen iſt ſelbſt der Stratege und Taxiarch ohnmächtig, und nur die Fürbitte des Sokrates rettet den Einen oder den Andern aus der Gefahr, nach allen Regeln

des Gymnaſions in den Sand geſtreckt oder auch durchgebläut zu werden.

Mir gefällt dieſer Sokrates, weil er nicht das anſpruchsvolle Weſen hat, welches mir andere Sophiſten, Philoſophen und Sittenprediger unausſtehlich macht. Er beſitzt eine Art von Seelenadel und ſtiller Trefflichkeit, von welcher kein Menſch in ganz Hellas weiter entfernt iſt als ich ſelbſt. Aber man bewundert am meiſten, was man ſelbſt nicht hat, und gerade der Gegenſatz zieht, wie es ſcheint, die Menſchen zu einander. Es geht zuweilen von ſeinem ſonſt unſcheinbaren Weſen etwas aus, wie der Blitz von etwas Göttlichem, und dies iſt mit den Jahren immer wirkſamer bei ihm geworden; und oft habe ich bemerkt, daß Einer, der von dieſem Blitze getroffen ward, gleichſam durchleuchtet und durchwärmt erſchien: er erröthete, ſein Blut wallte, nicht anders, als ob er einem reizenden Weibe gegenüberſtände.

Kürzlich hatte ich mich einmal mit dem jungen Kallias zu einem kleinen nächtlichen Streiche verabredet. Uns ſtak der prächtige homeriſche Geſang von dem nächtlichen Ausgange des Diomedes und des Odyſſeus im Kopfe und vom Raub der Roſſe des Rheſos, und obgleich es bei den Potidaiern ſchwerlich Roſſe dieſer Art zu rauben gab, wollten wir doch einmal ein kleines Abenteuer auf eigene Fauſt beſtehen. Wir wußten, daß kleine Nachtwachen der Potidaier häufig vor den Mauern umherſchweiften. Eine ſolche wollten wir überfallen, niedermachen, und ihre Waffen als Beute zurückbringen. Wir verließen alſo ſtill das Lager gegen Mitternacht, und angelangt in der Nähe der Mauern von Potidaia, ſtießen wir in der That auf ein Häuflein Bewaffneter, welches die Runde machte. Wir gingen auf dieſe Burſche los, und tödteten ein paar von ihnen, die Uebrigen ergriffen die Flucht, machten aber Lärm, bis Andere von den Ihrigen herbei kamen, und, ſo verſtärkt, machten ſie noch einmal Kehrt und wandten ſich in großer Mehrzahl gegen

uns. Wir hielten tapfer Stand, aber ich weiß nicht, was aus uns geworden wäre, einer solchen Zahl gegenüber, wenn nicht plötzlich ein Mann, wie aus der Erde emporgetaucht, sich in's Treffen gemischt hätte, der so wacker und mit solcher Wucht auf die Potidaier mit einhieb, daß diese nach Erlegung einiger ihrer Tüchtigsten es neuerdings gerathen fanden, das Gefecht abzubrechen und gegen die Mauern zu flüchten. Jener Helfer aber war kein anderer als Sokrates, den zufällig eben wieder die schöne Nacht hinausgelockt hatte, zwar nicht auf Abenteuer, aber auf die Gedankenjagd zu gehen, und der, außerhalb des Lagers sich umhertreibend, durch unsern Waffenlärm angezogen herbeieilte und zu rechter Zeit eingriff. Bei dieser Gelegenheit habe ich wieder gesehen, was dieser Mann zu leisten vermöchte, wenn er ganz und gar ein Krieger, und nicht nebenbei ein Weiser wäre. Er schlug auf die Potidaier nicht anders los, als vor Zeiten mit dem Meißel auf die Steinblöcke in der Werkstätte des Pheidias. Und so wie es, als er noch Steinmetz war, die Steine entgelten mußten, wenn ihm das Gedankenproblem, das ihn eben beschäftigte, große Schwierigkeiten machte, so mußten in jener Sternnacht die Köpfe der Potidaier es büßen, daß Sokrates sich eben wieder vergeblich bemüht hatte, das Räthsel der Welt zu lösen. Er ist im Stande, mitten in einem Gefechte auf den Gesang eines Vogels in den Lüften zu horchen, oder, wenn er als Wache ausgestellt wird, sein Augenmerk statt auf die Bewegungen der Potidaier, auf die der Gestirne am Himmel zu richten. Noch immer ist er nämlich gewohnt, das Alltäglichste nachdenklich zu betrachten, und wenn man ihn deshalb zur Rede stellt, so sagt er, die Dinge kämen ihm gespenstig vor, weil er sie nicht verstehe, und weil sie ihm ihr Wesen nicht offenbaren wollen.

Gegenwärtig brütet er über einem Plane, wie man den Krieg entbehrlich machen könnte, und wenn er nicht gerade selbst auf die Feinde losschlägt, so setzt er uns auseinander,

wie abscheulich dieser Wechselmord der Menschen sei, und wie man von Leuten, welche sich im Kriege mordeten, dereinst nicht anders reden würde, als man jetzt von Menschenfressern rede, und daß eine Zeit kommen werde, wo man es gar nicht werde begreifen können, daß das Menschengeschlecht einmal so wild und roh gewesen. Er sagt, es müsse ein Bund der Völker gestiftet und ein oberstes Schiedsgericht eingesetzt werden, vor welchem die Streitigkeiten geschlichtet werden können. Und er meint, daß etwas Aehnliches schon zu erreichen wäre, wenn nur ein, oder ein paar Staaten öffentlich erklären wollten, daß sie sich von jetzt an in jedem Völkerkriege auf die Seite des Angegriffenen stellen würden, oder dessen, dem ein Unrecht widerfährt. Träumereien, würdig eines Sonderlings! Man darf dem Thatendrange der Menschen nicht die Flügel unterbinden, und die Welt wäre ohne Haß und Streit und Krieg so langweilig wie ohne die Liebe!

Was mich betrifft, so scheint es, daß die kriegerische Beschäftigung mir wohlbekommt. Ich bin, glaube ich, auch schon um Vieles tugendhafter geworden. Ich schränke mich jetzt so sehr in allen Dingen ein, daß ich eine geraume Zeit hindurch eine Geliebte mit meinem Freunde Axiochos gemeinsam hatte.

Doch das sind Dinge, die dich langweilen müssen. Lebe wohl, Aspasia, und berichte nun auch du mir, wie sich der Rest der Stadt ohne den Alkibiades befindet." — —

Ein Gemeinwesen von kleinem Umfange kann niemals ein großes Landheer, leichter aber eine große Flotte besitzen. In dieser Lage war Athen, nachdem König Archidamos von Sparta mit sechzigtausend Peloponnesiern in Attika eingefallen. Auch die meisten der Bundesgenossen konnten nur zur See sich hilfreich erweisen.

Während die Flotte sich bereit machte, flüchtete das Volk der von Archidamos überschwemmten ländlichen Gaue in die Stadt. Was innerhalb der Stadt kein Unterkommen fand,

das lagerte im Freien, namentlich zwiſchen den langen Mauern, und richtete dort ſich ein ſo gut es ging. Die ganze Strecke zwiſchen der Stadt und dem Piräus wimmelte von dieſen Gäſten und es entſtand allmälig dort eine Zeltſtadt, denn unter Zelten, welche an die ſchützenden langen Mauern ſich lehnten, wohnten die Leute. Aber man ſah die Aermeren auch ihre Behauſung aufſchlagen in Fäſſern von der rieſigen Art, wie ſie zu Athen im Gebrauche waren. Von den Mauern der Stadt aus konnte man die Wachtfeuer der Peloponneſier ſehen, welche in den Feldern und Weinbergen lagen. Aber Dank den Befeſtigungen, mit welchem der Eifer des Perikles längſt die Stadt der Athener verſehen hatte, ſah dieſe ſich hinlänglich geſichert gegen jeglichen Angriff. Getreu ſeinem urſprünglichen Plane, von welchem er in ſeiner feſten Ruhe ſich auch durch die lebhafteſte Ungeduld der Athener nicht abwendig machen ließ, ſandte Perikles nur die Reiterei aus den Thoren der Stadt hinaus, um ſtreifend die Umgebung der Stadt zu bewachen.

Als Archidamos von den Höhen Attikas eine ſtolze Flotte von hundert Fahrzeugen aus dem Piräus auslaufen und gegen den Peloponneſos ſteuern ſah, geſchah was Perikles vorausgeſehen und geplant. Der unangreifbar befeſtigten Stadt ſich gegenüber ſehend, und zu gleicher Zeit die unvertheidigten, unbefeſtigten Städte ihrer Heimat der mächtigen Feindesflotte und dem darauf eingeſchifften erleſenem Heere preisgegeben wiſſend, brachen die Peloponneſier auf, verließen Attika und zogen heimwärts über den Iſthmos.

Perikles hatte auf die perſönliche Führung der auslaufenden Flotte verzichten müſſen. Denn unentbehrlich ſchien er zu Athen, ſolange noch die Peloponneſier auf attiſchem Boden ſtanden.

Als jedoch dieſe abgezogen, war des Perikles erſtes Unternehmen, daß er mit einem kleinen, aber trefflich gerüſteten

Heere vor Megara rückte. Abrechnung mit der verhaßten Stadt verlangte gebieteriſch das entbrannte Volk der Athenäer.

Die Abweſenheit des Perikles von Athen aber war Manchem wieder hocherwünſcht.

Die Eulen auf der Akropolis erwachten in ihren Schlupfwinkeln und regten die Schwingen.

Des Menon bediente ſich Diopeithes gegen den Pheidias, begierig, den längſt gehegten Plan zum Verderben auch dieſes Mannes auszuführen.

Ein verrufener Sykophant, Stephaniskos mit Namen, trat auf des Diopeithes Anſtiften als eigentlicher Ankläger des Pheidias hervor. Dieſer Menſch hatte eine Hetäre geheirathet, welche, wie man ſagte in ſeinem Hauſe ihr Gewerbe fortſetzte, während er ſelbſt als Sykophant Erwerb ſuchte. Er behauptete in ſeiner frechen Anklage, Pheidias habe von dem Golde, welches ihm zur Vollendung des Standbildes der Athene Parthenos übergeben war, einen Theil bei Seite geſchafft und ſich angeeignet. Ferner machte er ihm zum Vorwurf, daß er eine mit der Ehrfurcht gegen die Götter und ihre Heiligthümer nicht verträgliche Eitelkeit bewieſen, indem er in der Amazonenſchlacht auf dem Schilde der Göttin ſein eigenes Bild und das des Perikles anbrachte. Als Zeugen aber für die Entwendung des Goldes führte er den Menon vor. Dieſer habe vordem eine Zeit lang auch in den Werkſtätten des Pheidias ſich häufig eingefunden, und dagegen ſolche Gaben, wie ſie dem Bettler zu Theil werden, untergeordnete Dienſte geleiſtet. Während jener Zeit nun, behaupte derſelbe, einmal aus dunklem Verſteck hervor erlauert zu haben, wie der ſich unbemerkt glaubende Pheidias von dem Golde, welches ihm zur Verfertigung der Parthenos auf der Burg übergeben worden, einen Theil bei Seite geſchafft und verborgen habe, offenbar um dasſelbe ſich anzueignen.

Die von den Anhängern des Diopeithes ſeit langer Zeit

auch gegen Pheidias ausgeſtreute Saat der Verläumdung war üppig aufgegangen. Und ſo fand der Ankläger Stephaniskos im Athenervolke einen wohl vorbereiteten Boden.

Der eben wieder zu Athen anweſende ehrwürdige Bildner wurde auf jene Anklage des Stephaniskos hin in den Kerker geworfen.

Der Erbauer des ſchönſten Denkmals, welches, wie Perikles ſagte, das Athenervolk für alle Folgezeit ſich ſelbſt geſetzt, wanderte unter ſchmählicher Beſchuldigung in's Gefängniß.

Wie Diopeithes die Abweſenheit des Perikles ſich zu Nutze machte, ſo waren auch die gemeinen, ehrſüchtigen Volksaufwiegler beſtrebt, während der Entfernung Desjenigen, der allein ſie bändigte, ihren Einfluß im Volke zu erweitern.

Durch das Hereinziehen der Landleute in die Stadt während des Einfalls der Peloponneſier war die Maſſe des gemeinen Volkes in Athen ſehr vermehrt worden. Dieſe Menge hatte ſich überdies an einen gewiſſen Müſſiggang gewöhnt, und Viele waren auch nach dem Abzug des Archidamos in der Stadt zurückgeblieben, weil ihr Landbeſitz durch die Feinde verwüſtet war. Es bildete ſich allmälig Das, was man Pöbel nennt, indem die Zahl der mittelloſen Bürger ſich mehrte. Aber gerade dieſe Hungerleider ſtrömten am Fleißigſten in die Volksverſammlung, denn ſie bekamen ja dort ihre zwei Obolen auf die Hand gezahlt. Zahlreicher beſucht und geräuſchvoller als je waren deshalb die Verſammlungen auf der Pnyx. Kleon, Lyſikles, und Pamphilos wagten ſich offener hervor, und das atheniſche Volk gewöhnte ſich allmälig daran, Leute dieſes Schlages die Rednerbühne beſteigen zu ſehen.

Von dieſen drei Männern war Pamphilos am Entſchiedenſten der Meinung, daß man es verſuchen müſſe, den Perikles zu ſtürzen. Eines Tages ſtand er auf der Agora, umgeben von einer großen Zahl atheniſcher Bürger und ſetzte Dieſen auseinander, auf welche Gründe hin man den Perikles ankla-

gen könnte. Er ſchalt ihn einen Feigling, welcher das attiſche Land durch den Feind habe verwüſten laſſen, und welcher den Bürgern tyranniſch die Art vorſchrieb, in welcher ſie ſich vertheidigen ſollten, und während der ganzen Zeit, daß die Peloponneſier auf attiſchem Boden ſtanden, keine Volksverſammlung auf der Pnyx zu Stande kommen ließ, nur um ganz nach perſönlicher Willkür ſchalten zu können.

Es fanden ſich viele unter der Menge, welche der Meinung des Pamphilos waren, insbeſondere drängte ſich ein gewiſſer Kreſpilos hervor, welcher den Wurſtmacher an wüſtem Geſchrei gegen Perikles faſt noch zu überbieten ſuchte, und welcher die Nothwendigkeit darthat, den Strategen beim Volke ſofort in Anklageſtand zu verſetzen.

Da kam plötzlich der Barbier Sporgilos gelaufen. „Gute Neuigkeiten!“ rief er von Weitem. „Eine Schnur von Bretzeln her für den Bringer guter Neuigkeiten! — Perikles iſt auf dem Heimwege von Megara! Er ſteht ſchon in Eleuſis mit den Seinigen! Die Megarer hat er gezüchtigt nach Gebühr, und heute noch wird er eintreffen in Athen!“

Pamphilos färbte ſich grünlich-fahl im Angeſicht vor Aerger. „Eine Schnur von Bretzeln verlangſt du?“ erwiderte er dumpf; „die Zunge ſoll man dir ausſchneiden für deine Neuigkeit, du Hundeſohn!“

Auch auf die übrigen Verſchwörer machte die Nachricht einen ſehr niederſchlagenden Eindruck, und obgleich auch jetzt noch Pamphilos ſich bemühte, die Menge aufzureizen, ſchlich doch einer nach dem andern ſich hinweg, und meinte, gegen den ſiegreich heimkehrenden Perikles ſei es ſchwer, etwas auszurichten, man müſſe die Sache auf eine beſſere Gelegenheit verſchieben.

Als nun auch Kreſpilos achſelzuckend von dannen gehen wollte, faßte ihn der erzürnte Pamphilos am Gewande und ſchrie: „Feigling! Ausreißer! Schämſt du dich nicht, bei dem

bloßen Worte „Perikles iſt da“ ſchmählich die Flucht zu ergreifen? — Sieh' mich an! ich ſcheue mich keinen Augenblick, dem Perikles perſönlich entgegen zu treten! Ich habe Muth! Ich bin geboren am Schlachttage von Marathon!“

„Ich nicht!“ erwiderte Kreſpilos. „Ich war eines jener Kinder, welche im Theater zu Athen von ihren vor Schreck kreißenden Müttern zu früh geboren wurden, als man die Eumeniden des Aiſchylos aufführte!“ —

Mit dieſer Entſchuldigung machte Kreſpilos ſein Gewand los aus den Händen des Pamphilos, und lief davon.

„Weg ſind ſie,“ rief der Demagog mit Zähneknirſchen, „weg ſind ſie, die verfluchten Kerle — auseinandergeſtoben, als hätte man einen Spülichteimer über ihren Köpfen ausgeleert!“ —

Da kam der tolle Menon auf ihn zu und fragte ihn nach dem Grunde ſeiner Erbitterung.

Dieſer klagte ihm ſeine Noth.

„Narr!“ ſagte Menon grinſend. „Willſt eine Mauer umſtürzen, und ſtemmſt dich vergebens mit der Achſel an? Lege dich darunter und ſchlafe: zur rechten Zeit fällt ſie von ſelbſt dir über dem Kopfe zuſammen!“ — —

Dreiundzwanzigſtes Capitel.

Dionyſosfeſt.

Mit doppeltem Glanze, mit doppelter Lebhaftigkeit wurden nach dem Aufathmen aus der dumpfen Kriegesbedrängniß zu Athen die winterlichen Feſte gefeiert. Völlig aber iſt die fröhliche Luſt entfeſſelt, ſeit milder die Lüfte über das Meer zu wehen begannen und die Zeit des größten der Bacchosfeſte, die Zeit der großen oder ſtädtiſchen Dionyſien, anbrach. In den Wäldern zeigt ſich der Weih, fröhlich zwitſchern am Meergeſtade die Halkyonen und an den Dachgeſimſen die Schwalben. Auf den Höhen des Hymettos, des Pentelikos, des Lykabettos knospet in jedem Strauche der Frühling. Veilchen und Anemonen, Primeln und Krokos ſproßen, und der auf der Flur vergeſſene Stab des Hirten iſt am Morgen von Blumen übergrünt.

Die Schiffer im Hafen winden die Anker auf, entſtricken das Tauwerk, richten die Maſten empor und übergeben die Segel den Winden. Neues Leben erwacht auf den Wellen des ſaroniſchen Golfes. Die Abgeſandten der verbündeten Städte und Inſeln kommen und bringen die Tribute eben zur Feſtzeit nach Athen. In allen Herbergen, in allen Häuſern der atheniſchen Bürger wimmelt es von fernherkommenden Gäſten. Mit Kränzen geſchmückt, in Feſtgewändern, treiben jetzt von frühem Morgen an in den Straſſen die Schwärme der Einheimiſchen und der Fremden ſich umher. Nicht blos mit Kränzen behangen ſind alle im Freien ſtehenden Altäre und Hermes-

büſten, ſondern auch gewaltige Miſchkrüge ſind daneben aufgeſtellt, gefüllt mit der Gabe des Bacchos, von den Reichen geſpendet und zu freiem Genuße dem Volke dargeboten. Wieder gibt Hipponikos Heimiſchen und Fremden zu trinken im Kerameikos, alles Volk, das kommen will, zu ſich ladend und es im Freien auf epheu-gefüllten Polſtern bewirthend.

Vergeſſen iſt die Kriegesnoth, der Hader der Parteien hält Waffenruhe, die Anſchläge des Diopeithes ſtehen für den Augenblick ſtill in ihrem ſonſt raſtloſen Fortgange. Nur Luſt und Friede herrſcht. Zwar klingt allenthalben lauter Scherz und fröhliches Gelächter — und doppelt ſcharf iſt jetzt der Witz, doppelt beweglich die Zunge des Atheners. Aber wehe Dem, der in dieſer Zeit eine Gewaltſamkeit ausübt gegen einen atheniſchen Bürger! Nicht einmal der Vorwand der Trunkenheit ſchützt ihn: ſein Haupt und Leben iſt verwirkt.

Wie kommt es, daß man nun auf einmal ſo viele reizende Frauen in den Straßen Athens erblickt? Wer ſind die heiterblickenden, reichgeſchmückten, verführeriſchen Schönen? Es ſind Hierodulen aus dem Tempel der Aphrodite zu Korinth, und andere Freudenprieſterinnen dieſer Art, welche, die Zahl der einheimiſchen Genoſſinnen vermehrend, herbeigekommen aus verſchiedenen Städten Griechenlands zu dem fröhlichſten und ausgelaſſenſten Feſte der Athener.

Hei, welches Gemiſch fremden, umherwandernden Volkes hat ſie herbeigelockt, die luſtige, menſchenwimmelnde, dionyſiſche Feſtzeit! Sehet die vielgewanderten Gaukler und Wundermänner mit ihren von der Sonnenglut ſchwarzgebrannten Geſichtern! Sehet, wie ſie vor Aller Augen Schwerter verſchlucken, oder einen Feuerregen aus dem Munde ſpeien! Sehet dort die Theſſalermädchen, welche ihren Schwertertanz aufführen inmitten eines gaffenden Schwarmes! Fehlt doch keinerlei Schauſpiel bis hinab zu des wandernden Puppenſpiels uralter Kinderluſt, und den buntgeputzten, auf Kamelen tanzenden Aeffchen.

Auch handeltreibendes Volk iſt von Nah' und Ferne gekommen und ſchlägt ſeine Buden auf da mitten im Gedränge der Agora, und im Piräus, und am Iliſſos.

Ländliche Schaaren miſchen ſich unter die Städter, und theilen mit ihnen die Feſtluſt, verſammeln ſich um ihre Lieblinge, die thebaniſchen Pfeifer, welche ſonſt muſicirend die ländlichen Gaue zu durchwandern pflegen, oder verpflanzen das Lieblingsſpiel ihres ländlichen Dionyſosfeſtes in die Stadt: das Springen auf eingeölte Schläuche, wo Jeder, der im Sprung auf dem ſchlüpfrigen Balle mit nackten Füſſen feſten Boden zu faſſen ſucht, unter unendlichem Gelächter der Zuſchauer mit drolligem Gezappel immer wieder heruntergleitet.

Ungebundener waltet die Luſt in den Straßen, ſobald die Dunkelheit eingebrochen. Da wandern die Nachtſchwärmer umher: ſie haben Schellen und tragen Fackeln und ſind bekränzt. Weiblein ſind darunter, welche Männerkleider an ſich haben und Männer in Frauengewändern — mit den Händen wird geklatſcht neben dem Lärm der Schellen, um wie mit Cymbeln den Takt zu ſchlagen zu dem Schellenklang und Geſange.

Viele wandeln in Masken. Einige haben blos mit Weinhefe die Geſichter beſtrichen, oder mit Mennig, oder verlarvt mit Baumblättern oder mit Baumrinden. Andere aber tragen ſchön bemalte Larven von theils würdevollem, theils lächerlichem Anſehen: Hier treibt der gehörnte Aktäon, dort der hundertäugige Argos ſich umher, dort die theilweiſe in ein Pferd verwandelte Euippe; Giganten, Titanen, Kentauren ſtampfen den Boden, Methe taumelt, Peitho ſchmeichelt, Apate lockt, Hybris tollt, und ſelbſt Schreckgeſtalten miſchen zuweilen ſich unter den Reigen.

Am allerhäufigſten aber, ja vorwaltend, tummeln in den Straßen ſich die bocksfüſſigen Satyrn und die kahlköpfigen Silene, dieſe alt gewordenen, aber noch immer fröhlichen Satyrn.

Sie haben die Häupter bekränzt mit des Epheus Immergrün. Auch Bacchanten schwärmen, sie tragen als Thyrsos häufig nur einen Rebschoß, mit Epheuzweigen umwunden.

Ausschweifende Lustigkeit, ja Trunkenheit, wird als eine Pflicht gegen den Gott betrachtet in diesen Tagen und Nächten.

Und der Gott, er rechtfertigt in dieser Zeit seinen Beinahmen eines „Befreiers." Selbst die Gefangenen werden aus den Kerkern entlassen für die Tage der Festlichkeit. Und sogar den Todten wird Wein auf ihre Gräber gegossen. Man will die Schatten beschwichtigen, welche ja gewiß nicht ohne Neid die Lust der Lebendigen entbehren. Wollen doch die Aengstlichen sogar wissen, die Seelen der Todten mischten um diese Zeit zuweilen sich heimlich in den Reigen der Schwärmenden, und unter mancher Satyrmaske im Festschwarm berge sich ein fleischlos Todtenhaupt —

Frau Telesippe kaut in diesen Tagen fleißig die Blätter des Wegdorns, und läßt ihre Pforte mit Theer bestreichen, denn nur so ist das Unheil abzuwenden, das zur Zeit des großen Dionysosfestes die Lebendigen bedroht von Seite der neidischen Schatten.

Fast unheimlich ist es in der That anzusehen wie des Nachts bald hier, bald dort in den dunklen Gassen Fackelschein aufglänzt und ein phantastischer Zug auftaucht, welcher lärmend dahinrollt.

Jetzt bewegt sich ein ungeheurer Schwarm durch die Straßen, welche vom Lenaion zum Theater führen. Man trägt das Bild des Dionysos aus seinem Tempel im Lenaion in das Theater und stellt es dort inmitten der Festversammlung auf. Das Bild des Gottes, welches da getragen wird, ist ein neu vollendetes Werk, ein Werk aus der Hand des feurigen Alkamenes. Wie auf der Burg neben das alte Holzbild der Athene Pheidias sein neues, glänzendes Werk gestellt, so gesellt sich jetzt auch im Lenaion dem altehrwürdigen schlichten Dionysos-

bild das neue, herrliche Werk des Alkamenes. Und dieses eben trägt man jetzt in die Festversammlung des großen Dionysostheaters. Bachantenschaaren umgeben es. Wer ist der tolle Schwarm, der einen Phallos dem Bilde voranträgt und Lieder singt zu Ehren des Priapos? Es ist Alkibiades mit seiner Ithyphaller-Gesellschaft.

An den Scheidewegen und auf den offenen Plätzen hält der Zug, um Trankopfer zu spenden, oder Opferthiere zu schlachten.

Die wie Altane gebauten Dächer der Häuser sind voll von Zuschauern, von welchen Viele Fackeln und Lampen in Händen halten. Auch die Frauen fehlen dabei nicht. Bald mischt Muthwille und Scherz von den Dachterrassen herab sich in die Ungebundenheit des Straßengetümmels.

Der junge Alkibiades scheint auf dem Gipfel seiner tollen Laune angelangt, er übertrifft sich selbst in übermüthigen Streichen an der Spitze seiner Gesellschaft.

„Bedenkt," ruft er den Ithyphallern zu, „daß wir, die wir auch sonst schon schwärmen und rasen, am Dionysosfeste verpflichtet sind, doppelt zu schwärmen und zu rasen, wenn wir nicht in der Schwärmerei eingeholt und übertroffen werden wollen von den nüchternsten Pfahlbürgern der Athenäerstadt!"

Unter solchen Aneiferungen stürmte Alkibiades mit seinen Gefährten, alle Athenäer kennend und von allen gekannt, durch die Schwärme des Volkes hin.

Als die Nacht eingebrochen war, ließ er sich Fackeln vortragen, und führte die Seinen in lärmendem Aufzuge, unter voraufziehender Musik, zu den Häusern schöner Mädchen und Knaben, um ihnen Ständchen zu bringen. Die Musicirenden selbst waren meist Flöten- und Lautenspielerinnen, als Mänaden gekleidet, und da auch die mit Musik Begrüßten dem Zuge sich anschloßen, so gestaltete derselbe sich immer ähnlicher einem

Schwarme von Bachanten, die um den Gott Dionyſos geſchaart ſind.

Zuletzt bemächtigt ſich der muthwillige, trunkene Alkibiades einer jugendlichen Hetäre, Bachis geheißen, welcher er umherſchweifend begegnet, und zwingt ſie, ſeinem Zuge ſich anzuſchließen. Er nennt ſie ſeine Ariadne, und ſich ſelber ihren Bachos.

Vor der Behauſung Theodota's angelangt, bringt er auch dieſer ein rauſchendes Ständchen, und tritt mit ſeinem Gefolge bei ihr ein.

Theodota hatte ſchon lange Zeit den jungen Alkibiades nicht mehr bei ſich geſehen. Immer heftiger geworden war ihre Liebespein. Nun ſah ſie den geliebten Jüngling wieder; aber wie unerfreulich, wie peinlich war doch ihrem Herzen ſein Eintritt! Trunken kam er an der Spitze eines tollen Schwarmes. Das hätte ſie verziehen; aber er führte ein jugendlich blühendes Hetärchen mit ſich, das er der Freundin ſogleich als ſeine Ariadne vorſtellte, und deren Reize er begann in überſchwenglichen Worten zu preiſen.

Nun wurde ein Gelage veranſtaltet in den Gemächern der widerwilligen Theodota, welche nicht offen ſich ſträuben durfte, und welcher doch vor geheimer Qual beinahe das Herz zerſprang. Alkibiades forderte ſie auf zur Fröhlichkeit, zur Ausgelaſſenheit. Er begann in ſeiner Trunkenheit zu erzählen von Streichen, welche er an dieſem Abende ſchon verübt hatte, er rühmte ſich, ein ſittiges junges Mädchen mitten im Feſtgedräng des Lenaion geküßt zu haben, und pries die Sitte, die doch wenigſtens am Dionyſosfeſte die Feſſeln löſe von den Händen der atheniſchen Frauen. Er ſprach von Hipparete, der reizenden Tochter des Hipponikos, von ihrer geheimen Liebesglut für ihn, von ihrem Erröthen bei ſeinem Anblick. Dabei machte er ſich luſtig über ihr zimperliches, verſchämtes, jungfräuliches Weſen. Er ſprach auch von Kora, dem aus Arkadien

nach Athen verpflanzten Hirtenkinde, dem lächerlichsten und sprödesten Geschöpfe, das man finden könne, das aber doch sein werden müsse um jeden Preis. Lieber wolle er auf die stralende Simaitha, auf dieses neue Wundergestirn der Schönheit, verzichten, als auf den arkadischen Trotzkopf.

Nach diesen Reden schalt der weinberauschte Jüngling Theodota ob ihrer Schweigsamkeit und ihres trübseligen Wesens.

„Theodota," rief er, „du bist häßlich geworden! Diese weinerlichen Mienen entstellen dein Angesicht. Empfängt man so einen alten Freund wie mich? Worüber beklagst du dich? Ueber meinen Muthwillen? Bist du es nicht selbst gewesen, die mich diesen Muthwillen gelehrt hat? Gedenkst du nicht mehr jener fröhlichen Tage und Nächte, wo ich deinen Unterricht empfing in allen Arten des schönen Uebermuthes? Und heute? Was soll dies grämliche Wesen? Warum soll ich jetzt ein Anderer sein als damals, zur Zeit, da wir einander am Besten gefielen und die fröhlichsten Stunden mit einander verlebten? Sei verständig, Theodota! Sei eingedenk der verliebten Thoren, deren traurige Schwärmerei dir einst so lästig fiel und welche du ohne Mitleid lachend von deiner Thüre hinwegstießest! Und nun wolltest du selber zur Schwärmerin werden? Kann man so schmählich seine besten Grundsätze, seine liebenswürdigsten Eigenschaften verleugnen? Sei wieder fröhlich und ausgelassen, Theodota! Gib uns einen deiner prächtigen Tänze zum Besten! Tanze, ich will es, und wir Alle wollen es! Laß dich wieder einmal in deinem vollen Glanze bewundern!"

So sprach Alkibiades. Aber Theodota konnte ihre Thränen nicht mehr zurückhalten. Sie antwortete mit leidenschaftlichen Vorwürfen, sie schalt ihn übermüthig, treulos, ruchlos, mitleidslos.

„Was klagst du mich an," erwiderte Alkibiades, „wenn

du ſelbſt dich verändert haſt, wenn du älter geworden, und wenn die Fröhlichkeit der Jugend dir verloren gegangen? Klage lieber die Zeit an, die uns Alle verwandelt. Auch ich muß es mir gefallen laſſen, wenn ich dereinſt aus einem jungen Satyr ein alter kahlköpfiger Silen geworden bin. Ich werde auch als kahlköpfiger Silen noch immer fröhlich ſein. Du aber zürnſt und wüthſt gegen mich, und gegen das Schickſal, weil du nicht mehr ein reizvoll blühendes, heiteres Mägdlein biſt wie Hipparete oder Simaitha oder wie dieſe Bacchis hier. Ei, willſt du durchaus wieder ein Jungfräulein werden, ſo reiſe nach Argos. Dort gibt es, wie es heißt, ein Heiligthum mit einem Quell, in welchem du nur zu baden brauchſt, um wieder als Jungfrau daraus hervorzugehen. Auch die Hera pflegt, wie die Dichter erzählen, von Zeit zu Zeit dies Bad zu beſuchen, um ſich dem Göttervater wieder angenehm zu machen. Wenn ſogar der alte Göttervater dergleichen noch zu ſchätzen weiß, warum nicht ich, der blühende Jüngling, der Ithyphaller-Genoſſe?"

In dieſer Art ſcherzte der trunkene Alkibiades weiter, während Theodota jetzt nur noch heftiger mit Worten und Thränen antwortete, und in Ausbrüchen der Wuth ſogar gegen die junge Bacchis ſich erging, ſo daß ſie einer Raſenden ähnlich erſchien

„Siehe da meinen wackeren Gefährten Kallias," ſagte Alkibiades; „der hat den Grundſatz, kein Weib öfter als ein einzig Mal zu berühren. Und ich — bin ich nicht lange genug immer wieder an deine Schwelle zurückgekehrt? Ha, beim wonnigen Eros, bin ich nicht oft genug gekommen des Abends, ſelbdritt, oder mit noch mehreren Freunden, Goldäpfel des Dionyſos im Buſen, über dem Haar den Weißpappelkranz des Heräkles, durchflochten von purpurfarbigen Binden? Aber das ſoll nun nicht wieder geſchehen. Ich gedenke niemals wieder hieher zurückzukehren, weder allein noch mit Anderen! Gehen wir, Freunde! Ich langweile mich hier! Lebe wohl, Theodota!" —

Erſchreckt durch dieſe Drohung, hielt Theodota den Zürnenden zurück und gelobte, ihre Thränen trocknend, ſich nach ſeinem Wunſche zu betragen.

„Wohlan!“ rief Alkibiades, „ſo thue, wie ich ſchon früher verlangte! Mache deiner geprieſenen Kunſt wieder einmal Ehre!“ —

„Was ſoll ich tanzen?“ fragte Theodota.

„Du warſt ſoeben,“ entgegnete Alkibiades, „vom Stachel deiner Leidenſchaft gehetzt, der Io nicht unähnlich, welche durch eine von Hera geſandte Bremſe verfolgt, und verzweiflungsvoll in allen Ländern der Welt umhergetrieben wird. Zeige uns, wenn es dir beliebt, durch die Kunſt verſchönert, was du uns erſt ſchauen ließeſt in roher mißfälliger Wirklichkeit!“

Schweigend ſchickte Theodota ſich an, die Io zu tanzen.

Sie tanzte zu Flötenklängen die Geſchichte der Inachostochter, wie ſie von Zeus geliebt, dann von Hera verfolgt wird, wie ſie gebunden und bewacht wird auf Heras Befehl durch den hundertäugigen Argos, wie nach der Tödtung ihres Wächters ſie von der unverſöhnlichen Hera durch die ſcharf-geſtachelte Bremſe verfolgt und durch alle Lande gehetzt wird.

Anfangs hatte Theodota nur mit Ueberwindung ihrer ſelbſt der Aufforderung ſich gefügt. Allmälig aber ſchien ſie, mehr und mehr befeuert, ihre Seele in Das, was ſie darſtellte, ganz zu ergießen. Ihr nachahmender Tanz gewann eine Kunſtvollendung und einen feurigen Ausdruck, von welchem alle Zuſchauer hingeriſſen wurden.

Als ſie aber nun zur leidvollen Irrfahrt der Io überging, und dem Entſetzen vor Hera's Zorn und vor dem, von der Göttin geſandten, geſtachelten Thiere Ausdruck gab und ihre Geberden den Charakter einer wilden, leidenſchaftlichen Haſt annahmen, und in die Angſt der Flüchtenden das Leid um das verlorne Liebesglück ſich zu miſchen ſchien, da erhielten die Züge und das ganze Weſen Theodotas allmälig ein faſt

erſchreckendes Anſehen. Sie ſpielte mit entſetzlicher Naturwahrheit die Raſende, Gehetzte, Verzweifelnde.

Aber ſie ſpielte ſie bald nicht mehr. Ihre Augen traten hervor und rollten ſchauerlich in den Höhlen, ihr Buſen wogte, ihre geöffneten Lippen bedeckten ſich mit leichtem Schaum.

So wild und ungeſtüm wurden ihre Bewegungen, daß Alkibiades und ſeine Freunde erſchrocken auf ſie ſich ſtürzten, um ſie feſtzuhalten, um der entzügelten Tollheit eine Schranke zu ſetzen.

Jetzt begann Io-Theodota ſich zu beruhigen. Sie blickte im Kreiſe umher mit blöden Augen, lächelte irr, und ſprach die Umſtehenden mit wunderlichen Namen an. Den Alkibiades ſelbſt nahm ſie für Zeus, den als Silen verkleideten Kallias für ihren Vater Inachos; aber in dem jungen Demos vermeinte ſie den hundertäugigen Wächter Argos zu erblicken, und plötzlich das Auge ſtarr auf Bacchis gerichtet, wallte ſie neuerdings auf in toller Leidenſchaft: Verwünſchungen ausſtoßend gegen die tückiſche Hera, wollte ſie auf das Mädchen ſich ſtürzen —

Theodota war wahnſinnig geworden —

Sie brach jetzt erſchöpft zuſammen und ſtieß wimmernde Klagen hervor in verwirrten unſinnigen Worten.

Alkibiades und ſeine Genoſſen wurden von einem leichten Schauer ergriffen. Aber ſie waren trunken vom Weine. Sie überließen das Weib den Sklavinnen und taumelten aus Theodotas Behauſung auf die Straße hinaus, wo die lärmende bachantiſche Luſt in ihren Wirbel ſie fortriß.

Den nächſten Tag fand ein neuer Umzug mit dem Bilde des Dionyſos ſtatt. Und zwar war es diesmal das uralte, aus Eleutherä nach Athen gekommene Bild des Gottes, das aus dem Lenaion nach einem kleinen Tempel außerhalb der Stadt, in der Nähe der Akademie, getragen wurde, wo dasſelbe in alten Zeiten aufgeſtellt geweſen. Jährlich einmal, bei den

großen Dionyſien, wurde das Bild auf kurze Zeit in feſtlichem Zuge an den alten Ort gebracht.

Dies geſchah nun eben wieder.

Zahlreich und überaus prächtig, wie nie zuvor, weit abweichend von der bisherigen ſchlichteren Weiſe der Väter war diesmal das Feſtgeleite des Götterbildes. In allen Straßen, welche dasſelbe durchwandelte, und von allen Dachterraſſen, von welchen man auf dasſelbe herabſehen konnte, wimmelte es von Zuſchauern, welche ſelbſt auch im Schmucke ihrer Veilchenkränze einen feſtlichen Anblick boten

Voran im Zuge gingen Schwärme von Satyrn und Silenen in rothen Gewändern, mit Epheuranken die Leiber umſchlungen.

Dann wurde ein bekränzter Altar einhergetragen, umgeben von Knaben in Purpurgewändern, welche Weihrauch, Myrrhen und Safran trugen auf goldenen Schüſſeln.

Dann folgte allerlei Mummenſchanz. Zuerſt ein Greis mit der Maske eines Doppelgeſichts, welcher die Zeit vorſtellte, dann die jugendlich blühenden Horen, welche die Früchte trugen, die ihrer Zeit entſprachen, dann ein prächtig geſchmücktes Weib, welches die Symbole der dionyſiſchen Feſtzeit an ſich hatte, endlich ein ſchöner Jüngling in deſſen Maske der fröhliche Dithyrambos ſich verkörperte.

Dann kam eine Schaar von dreißig Saitenſpielern welche goldene Kränze auf den Häuptern trugen und auf goldenen Lyren ſpielten.

Jetzt aber kam ein auf vier Rädern rollender Prachtwagen, auf welchem das Bild des Dionyſos geführt wurde. Der Gott war bekleidet mit einem ſafranfarbigen Gewande und einem goldgeſtickten Purpurmantel darüber. Er erhob in der Rechten einen goldenen Becher, gefüllt mit funkelndem Weine. Neben ihm ſtand ein rieſiger goldener Miſchkrug. Ueber ihn war ein Sonnenſchirmdach ausgeſpannt, von welchem

das Laub des Epheu's und der Rebe in reichlichen grünen Ranken herabhing. Der Wagen selbst war ganz umwunden mit Kränzen, und sein umlaufender Rand war geschmückt mit tragischen und komischen Masken jene mit Ernst und Würde, diese mit drolligem Grinsen auf das Volk herunterblickend.

Das unmittelbare Gefolge des Gottes bildeten Bachanten und Bachantinnen mit gelösten Haaren, die Häupter bekränzt mit Ranken des Weines oder des Epheus oder der Stechwinde.

Diesem Gefährt folgte ein anderes, auf welchem eine vergoldete Kelter sich befand. Die Kelter war ganz mit künstlich gebildeten Trauben gefüllt, und dreißig Satyrn standen in dem Wagen und kelterten zum Scheine die Trauben unter einem fröhlichen Winzerlied, das sie zu den Tönen der Flöten sangen, und auf dem ganzen Wege troff duftiges Naß in einen Schlauch, genäht aus Pardelfellen. Den Schlauch aber umschwärmten Satyrn und Silene, welche zechend und lärmend die Weinflut auffingen in die untergehaltenen Becher.

Dann kam noch ein drittes Gefährt. Auf diesem war eine von hellem Gestein schimmernde, epheuumrankte Grotte gebildet, in welcher Quellen aller hellenischen Weine sprangen. Bekränzte Nymphen saßen lächelnd an diesen Quellen, Tauben umflatterten die Grotte und flogen aus und ein, und schnäbelten sich in den grünenden Zweigen des Epheus. Satyrn und Silene suchten die Tauben zu haschen, die an den Busen der Nymphen sich flüchteten.

Dann folgten singende Knabenchöre, dann der Aufzug der vornehmen Athener auf ihren prächtigen Rossen, dann Jünglinge, welche goldene und silberne, dem Dienste des Dionysos geweihte Prachtgefäße trugen.

Schwärmende Schaaren schlossen sich an, Bachanten und andere Mummerei, welche in ausgelassener Laune das Gepränge des Festzuges possenhaft nachahmte.

Auf der Agora wurde Halt gemacht bei dem Altar der

zwölf olympischen Götter, und hier sangen Männer und Knabenchöre den Dithyrambos, wobei der Chor zugleich im rythmischen Tanzschritt um den Altar sich bewegte.

Diese Töne waren kaum verhallt und der dionysische Reigen weitergezogen, als eine Scene der fremdesten und wunderlichsten Art die Aufmerksamkeit der Athener auf sich zog.

In jener Zeit nämlich hatten wandelnde Bettelpriester der Kybele, welche man Metragyrten zu nennen pflegte, ferner Sabaziosdiener, Apostel des mit Dionysos ursprünglich wesensgleichen, aber ins Mystische hinübergezogenen Gottes Sabazios, auch Schwärmer, welche die mystische Weisheit des Orpheus zu erneuern sich brüsteten, in Athen hervorzutreten und ihr Wesen zu treiben begonnen.

Die Sabaziosdiener verkündeten und feierten einen mächtigen Heiland der Welt, durch welchen die Menschheit von allen Uebeln erlöst, und der Sterbliche jedes gewünschten Heiles theilhaft zu werden vermöchte: eben jenen Sabazios. Sie und die Metragyrten zogen umher in den Strassen mit dem Bilde des Gottes oder auch der Göttermutter; unter den Klängen des Cymbals und der asiatischen Handpauke führten sie Tänze auf, bei welchen sie wie Korybanten sich rasend geberdeten. Geißelung sogar und Selbstverstümmlung übten und empfahlen sie, wie die Priester der Kybele auf dem Tmolos. Im ganzen Lande wanderten sie bettelnd umher, ein Esel trug ihre Heiligthümer, allerlei Geheimmittel verkauften sie, und erboten sich für Geld auch Götterzorn zu beschwichtigen, ja selbst Verstorbene von den begangenen Verbrechen zu entsühnen und aus den Qualen des Tartaros zu befreien. Sie machten sich zu Verkäufern und Unterhändlern der Götterhilfe für die Sterblichen.

Nicht mehr allzu spröde verhielt sich der Geist der Hellenen solcher Schwärmerei gegenüber, und hie und da begann sie in den Gemüthern Einzelner Wurzel zu fassen.

Niemand blickte auf ſolche Verſuche, einen düſteren und myſtiſchen Götterkult aus dem Morgenlande herüber nach dem heiteren Hellas zu verpflanzen, mit größerer Erbitterung, als Aſpaſia, und mit allen Mitteln, die ihr zu Gebote ſtanden, kämpfte ſie dagegen. Der lebensfrohe, junge Alkibiades, welchem düſtere Schwärmerei nicht minder unverſtändlich und ein Gräuel war, ſtand ihr als muthiger Kämpe gegen jene Dunkelmänner und Gaukler zur Seite.

Während des Dionyſosfeſtes nun glaubten auch die wandernden Metragyrten und Sabaziosdiener die günſtige Gelegenheit gekommen, Anhänger zu werben für ihren Gott und Heiland Sabazios und für ſeinen fanatiſchen und grauſenhaften Dienſt. Sie zogen umher mit Pappellaub und Fenchel bekränzt, wie ſie pflegten, trugen Schlangen in der Hand, die ſie über dem Haupte ſchwangen, und tanzten, von Schwärmen des Volks umgeben, unter dem korybantiſchen Getöſe des Cymbals und des Tympanons ihren Raſetanz, die ſogenannte Sikinnis. Dabei geißelten ſie ſich, und verwundeten ſich auf's Blut.

Ein Metragyrte hatte eine große Menge Volks um ſich verſammelt, und predigte mit heftigen Geberden und lautem Geſchrei den erlöſenden Gott Sabazios. Er ſprach von geheimen Weihen, er ſprach auch von der höchſten und dem Gotte wohlgefälligſten That des Sabaziosdienſtes, der Selbſtverſtümmlung.

Während die Menge lauſchend, und zum Theil mit nicht unbewegtem Gemüthe um den Metragyrten ſtand, kam plötzlich die Schaar der ſchwärmenden, trunkenen Ithyphaller des Weges. Sie hörten den fremden Schwärmer von Sabaziosdienſt und Selbſtverſtümmlung reden.

„Wie?“ rief der ausgelaſſene Fürſt der Ithyphaller, „von Selbſtverſtümmlung wagt es Einer vor uns zu ſprechen, inmitten des Ueberſchwanges bachiſcher Feſtluſt? Nein! Solche

Worte ſollen nicht gehört werden auf helleniſchem Boden, ſo lang es Ithyphaller gibt!"

Damit ſtürzte ſich die Schaar der trunkenen, und übermüthigen Jünglinge auf den Metragyrten, ſchleppte ihn hinweg und warf ihn, der ſeines Gleichen längſt geſchwornen Rache eingedenk, in den unfern gelegenen Erdabgrund des Parathron. — —

Unter den Bacchantinnen, welche den Feſtzug umſchwärmten, hatten ſich auch die Mädchen Aſpaſias befunden.

Wie hätten ſie, die zur Freiheit erzogen wurden, der Freiheit nicht froh werden ſollen in den Tagen, an welchen ſelbſt für Jene, welche ſonſt unfrei waren, alle Feſſeln ſprangen und alle Schranken fielen?

Auch das arkadiſche Hirtenkind hatte man, obgleich es nur widerwillig ſich fügte, in die Maske einer Bacchantin geſteckt, und mitfortgezogen wurde ſie von dem entzügelten Reigen.

Einen großen Antheil ſchien der junge Alkibiades daran zu haben, daß unter den Bacchantinnen, welche aus dem Hauſe Aſpaſia's kamen, auch Kora nicht fehlte.

Kora ſtand allerdings an Schönheit weit zurück hinter ihren Geſpielinnen. Aber ſie war ſpröde, und ihr wunderlicher Ernſt reizte den Muthwillen des Jünglings, entflammte ihn zuletzt bis zur Vermeſſenheit.

Um Koras willen folgte er den Mädchen Aſpaſia's mit ſeinen Gefährten, unkenntlich gemacht durch Satyrmasken. Das Wagniß, mit deſſen Abſicht er ſich trug, war kein geringeres, als die ſpröde Arkadierin von ihren Gefährtinnen wegzulocken, oder, wenn dies nicht gelang, mit Gewalt ſie aus der Mitte derſelben fortzuziehen und in ſein Haus zu entführen.

Scherzend miſchten die Satyrn ſich unter die Bacchantinnen, Alkibiades hielt ſich zu Kora, fand ſie aber widerſpenſtig wie immer.

Plötzlich stürzten an einer einsameren Stelle, welche dem Unternehmen günstig war, auf einen Wink des Alkibiades die Gefährten desselben und er selbst sich auf das Mädchen, um es unter dem Schutze der bereits eingebrochenen Dämmerung mit Gewalt bei Seite zu führen.

Aber im Herzen der Arkadierin erwachte derselbe Muth, mit welchem sie vor Zeiten schon einmal einen angreifenden Satyr in die Flucht getrieben. Und wie sie damals einen Brand aus dem Feuer im Walde riß, um den Verwegenen damit zu verscheuchen, so riß sie jetzt einer ihrer Gefährtinnen die brennende Fackel aus der Hand und stieß sie dem vermummten Angreifer Alkibiades in's Angesicht, so daß seine Satyrmaske, von der Flamme in Brand gesteckt, augenblicklich hell auflo-derte und er in Verwirrung zurückwich. Diesen Augenblick be-nützte Kora, um mit der Behendigkeit des flüchtigen Rehes von dannen zu eilen, und spurlos entschwand sie in kurzer Zeit den Augen ihrer Verfolger.

Rastlos durcheilte sie mit klopfender Brust die Gassen, bis das Haus Aspasia's erreicht war.

Was Kora an diesem Tage unter den Bachantinnen ge-wesen, das war der junge Manes, der Pflegesohn des Perikles, unter den Satyrn.

Auch ihm hatte man die Maske aufgenöthigt, auch er war dem Xanthippos und dem Paralos widerwillig in das tolle Mummenspiel gefolgt. Unerfreulich, ja beängstigend erschien ihm das Getümmel, das ihn umgab. Die Festlust um ihn her nahm eine zügellose Gestalt an. Der tolle Menon benahm sich auf der Agora schamlos wie sein Hund. Zuletzt sah Manes gar sich zur wehrlosen Zielscheibe der Spötter ge-worden. Unbehilflichen Wesens, wie er war, verstand er den Neckereien, den Scherzworten, mit welchen man auf ihn ein-drang, nicht zu begegnen.

„Gebt Acht!“ sagten Einige im Kreise, „dieser trübselige

Satyr da ist verdächtig! Schon manches Mal haben beim Dionysosfeste in solcher Maske neidische Schatten der Unterwelt unter die Lebenden sich eingeschlichen, oder gar Thanatos selber, oder die Pest! — Reißt ihm die Larve herab! Wer weiß, welchem Grau'ngesicht wir begegnen!"

Die Gedanken des Jünglings verwirrten sich, sein Haupt begann ihn zu schmerzen, er machte sich Bahn durch's Getümmel mit seinen kräftigen Armen und schlug den Heimweg ein.

Im Hause angelangt, schlich er sich unbemerkt auf die Dachterrasse hinauf, welche in diesem Augenblick völlig einsam war. Dort ließ er sich auf eine kleine Steinbank nieder, nahm die Satyrmaske vom Gesicht, legte sie neben sich und versank in Gedanken.

Seine Züge hatten den Ausdruck einer tiefen Schwermuth angenommen. Er schien ein geheimes Leid in der Brust zu tragen. Wenn er dem lauten Freudentaumel des Dionysosfestes sich entzog, so lag der Grund vielleicht nicht blos in seiner Abneigung gegen solches Treiben überhaupt, sondern in einer Befangenheit, welche in Folge eines tiefen und mächtigen Eindrucks sich gegenwärtig seiner Seele bemächtigte.

Lange war Manes in dieser Weise, nachdenklich und traurig zu Boden blickend, da gesessen, die Satyrmaske neben sich. Da stand plötzlich Aspasia vor ihm.

Erschrocken blickte er empor. Schweigend sah die Herrin des Hauses ihm einige Augenblicke lang in's schwermuth-verdüsterte Antlitz. Dann begann sie mit freundlichen Worten:

„Wie kommt es, Manes, daß du die Vergnügungen deiner Altersgenossen so lange verschmähst? Fühlst du nichts in deinem Blute von Dem, was Andere treibt, sich der schönen, flüchtigen, nie wiederkehrenden Jugendzeit zu erfreuen?"

Manes blickte betroffen zu Boden und erwiderte nichts.

„Bedrückt dich irgend ein Leid?" fuhr Aspasia fort. „Bist du unzufrieden in diesem Hause, und würdest du es vorziehen,

unter anderen Menſchen zu leben? Zürnſt du vielleicht dem Perikles geheim, daß er dich von Samos mit ſich hiehergenommen und dich wie einen eigenen Sohn im Hauſe erzogen?'

Bei dieſen Worten Aſpaſia's erhob ſich der Jüngling unwillkürlich von ſeinem Sitze und mit lebhaft abwehrender Geberde legte er gleichſam Verwahrung ein gegen eine ſolche Vorausſetzung, während eine Thräne zugleich aus ſeinem Auge quoll.

Aſpaſia fuhr fort nach den Gründen ſeiner Betrübniß zu forſchen.

Manes antwortete bald mit einem leiſen Seufzer, der aus ſeiner Bruſt ſich ſtahl, bald mit einem Erröthen. Seine Hand zitterte leiſe. Er wagte ſelten aufzublicken; wenn er es aber that, ſo hatten ſeine braunen Augen einen ſeelenvollen, faſt rührenden Ausdruck.

Der Jüngling war ſo ungefüge, ſo ungeſchlacht in ſeinem Weſen, und doch hatte er jetzt an ſich etwas Weiches, faſt konnte man ſagen etwas Mädchenhaftes.

Aſpaſia blickte auf ihn mit dem Antheil, welcher die nothwendige Wirkung des Ungewöhnlichen, des Wunderſamen, des Räthſelhaften iſt.

Mit jedem Augenblick fand ſich Aſpaſia mehr beſtärkt in der Muthmaßung, daß ein geheimes Leid an dem Herzen des Jünglings zehre.

Liebe konnte es nicht ſein; denn wem hätte ſie gelten können, dieſe geheime Glut? doch wohl nur einer der jugendlichen Hausgenoſſinnen? Dieſen aber hatte ja Manes immer verſchämt und blöde ſich fern gehalten. Hatte man nicht mit Eifer ſich beſtrebt, den Jüngling in den fröhlichen Kreis zu ziehen, und war dies Beſtreben nicht immer vergeblich geweſen? —

Ein Gedanke durchzuckte Aſpaſia. Ein Gedanke, der im erſten Augenblick beinahe etwas Drolliges für ſie hatte, ſie beinahe beluſtigte —

Aber wenn der Jüngling ſein ſeelenvolles Auge zu ihr erhob, ſo milderte ſich das Drollige jenes Gedankens, ſie wurde in einer Weiſe, welche ſonſt gar nicht in ihrer Natur lag, ergriffen von einer Regung herzlichen Mitleids.

Nicht müde wurde ſie, die unmännliche Schwermuth des Schweigſamen mit ſanften Worten zu tadeln, und ihn zu der Heiterkeit, die ſeiner Jugend gezieme, aufzumuntern.

Während ſo Aspaſia mit dem Jüngling ſich beſchäftigte, ſaß Kora einſam in dem verlaſſenen Periſtyl des Hauſes. Sie hatte, zurückgekehrt aus dem wilden Wirbel der Feſtluſt, dort ſtill ſich hingeſetzt, die Maske der Bachantin abgenommen und neben ſich gelegt. So ſaß ſie da, in tiefes Sinnen verloren, als Perikles, zufällig eben in das Haus zurückkehrend, das Periſtyl durchſchritt.

Er war betroffen durch den Anblick des Mädchens, welches ſo einſam und nachdenklich da ſaß, die abgelegte Maske der Bachantin neben ſich.

Er ging auf Kora zu, und fragte ſie nach dem Grunde ihrer ſo eiligen Rückkehr, ihrer Trennung von den Geſpielinnen, mit welchen ſie das Haus verlaſſen hatte.

Kora ſchwieg. Sie hatte einen Kranz im Schooß, den ſie als Bachantin getragen. Mit den Blumen dieſes Kranzes ſpielte wie unbewußt ihre Hand, und ſie zerpflückte dieſelben. Der Boden um ſie her war bedeckt mit den zerpflückten Blättern der Blumen.

Einen Anblick von beſonderer Art bot das Mädchen in dieſem Augenblicke. Die Haltung, in welcher ſie daſaß, das Spiel mit dem Kranze, der Ernſt des bleichen Geſichtes, bildeten zu dem Gewande und den Kennzeichen der Bachantin, die ſie an und neben ſich hatte, einen Gegenſatz, welcher faſt ein Lächeln herausforderte.

Perikles fuhr fort, ihr in's Antlitz blickend:

„Eine Bachantin mit ſo traurigen Mienen erinnere ich

mich nicht jemals gesehen zu haben. Mich dünkt, Kora, du möchtest den Thyrsosstab weit lieber wieder mit dem Hirtenstabe vertauschen? — Ist es nicht so? — Du fühlst dich nicht glücklich in diesem Hause? Du sehnst dich nach deinen heimischen Bergwäldern, nach deinen Lämmern und Schildkröten?"

Kora schlug ihre Augen einen Augenblick zu Perikles auf, die Augen, welche denen des Rehes zu vergleichen waren, und sah ihn an mit einer Miene, noch trauriger als zuvor, aber zugleich mit einem treuherzigen, fast kindlichen Blicke, in welchem eine aus tiefer Seele kommende Zustimmung zu liegen schien.

„Willst du, daß wir dich heim entsenden?" fragte Perikles in herzlichem, Vertrauen erweckendem Tone. „Sprich offen, Kind, und ich werde Alles thun, um dich sobald als möglich in die geliebte Heimat und zu deinem wahren Glücke zurückzuführen. Willst du dieses Haus verlassen, Kora? Sprich!"

Eine sonderbare Wirkung übten diese Worte auf das arkadische Mädchen. Im ersten Augenblicke zuckte etwas wie ein Freudenstral über ihr Antlitz. Plötzlich aber blickte sie, wie von einem neuen Gedanken erfaßt, wieder ernst zu Boden, sie wurde bleich, ihr Busen begann zu wogen, eine Thräne stahl sich zitternd über ihre Wimpern

„Sprich es aus," sagte Perikles, „was du wünschest und was dir zur Fröhlichkeit gebricht in diesem Hause. Es gibt gewiß etwas, was du vermissest!" — Perikles sprach diese Worte in eindringlichem Tone, und blickte dem Mädchen, auf Antwort harrend, in's Gesicht

„Verlangst du hinweg aus diesem Hause?" wiederholte er.

Kora schüttelte stumm und traurig das Haupt.

„Deine Betrübniß scheint also ohne Grund zu sein," fuhr Perikles fort, „eine Melancholie, die als eine Art von Krankheit dein Gemüth befällt. Bekämpfe sie, mein Kind!

Gib ihrer Macht nicht widerstandslos dich hin! Sieh', auch mich möchte der Dämon der üblen Laune zuweilen erfassen, aber ich ringe mit ihm. Das Leben muß heiter sein, und eine Lust für uns: denn wäre es dies nicht, so müßten wir ja die Todten beneiden. Wollen denn die Menschen nicht alle froh werden und glücklich sein, und sich heiter miteinander des Daseins freuen? Warum suchst du die Einsamkeit? Willst du denn nicht auch heiter und glücklich sein?"

Wieder schlug Kora treuherzig zu Perikles die Augen auf, und sagte zögernd:

„Ich bin glücklich, wenn ich einsam bin!" —

„Wunderliches Kind!" rief Perikles.

Er blickte Kora schweigend und sinnend an. Sie war nicht schön. Der Reiz ihrer Jungfräulichkeit war ohne allen Sinnenzauber.

Und doch lag in dieser Jungfräulichkeit, in dieser Kindlichkeit, in dieser wunderlichen Art zu empfinden, etwas, was eine besondere Art von Sympathie in edlen Naturen erwecken konnte.

Perikles hatte den Inbegriff aller weiblichen Reize und Vorzüge in Aspasia verkörpert gefunden. Jetzt trat ihm plötzlich die Weiblichkeit in einer neuen, ungeahnten Gestalt entgegen. Was er da in Kora vor seinen Augen verkörpert sah, das war verschieden von Allem, was er bisher gesehen, was er bewundert, was er geliebt hatte.

Nicht liebenswürdig, nicht reizend erschien ihm diese neue Art von Weiblichkeit, aber eine Rührung überkam ihn, eben so neu und fremd, als Dasjenige, wodurch sie hervorgerufen war. Er legte seine Hand auf das Haupt des Mädchens und empfahl ihr krankes Gemüth dem waltenden Schutze der Himmlischen.

Dann sagte er: „Wollen wir nicht mitsammen Aspasia aufsuchen?" Und als er von einem Sklaven vernahm, daß

Aspasia sich auf die Dachterrasse begeben, so faßte er das Mädchen freundlich an der Hand, um sie der Herrin zuzuführen.

Wunderbares Zusammentreffen! In demselben Augenblicke, in welchem Perikles im Peristyl des Hauses seine Hand mit einer Art von ernster Rührung auf das Haupt des betrübten Hirtenkindes legte, in demselben Augenblicke lag die Hand Aspasia's, welche mit Manes ihr Gespräch auf der Terrasse des Dachs beendete, auf dem Haupte des trübseligen nordischen Jünglings!

War es doch, als ob diese ihre Hand mit einer fast mütterlichen Zärtlichkeit sein braunes Gelock berührte, ihr Auge fast mit Wärme ruhte auf den Zügen des jugendlichen Sonderlings!

Dennoch thronte heitere Unbefangenheit auf ihrer freien, stolzen Stirne, und mit ruhigem Lächeln begrüßte sie Perikles, als dieser, das Mädchen an der Hand, zu ihr herantrat.

„Ich führe dir die schwermüthige Kora zu," sagte Perikles zu Aspasia; „sie scheint mir nicht weniger als Manes freundlichen Zuspruches bedürftig!" —

Perikles hatte bei seiner Annäherung den warmen Blick bemerkt, mit welchem das Auge Aspasia's auf dem Jüngling ruhte.

Sie folgte seinem leisen Wink, und er führte sie an eine entfernte Stelle der Dachterrasse, wo ein Ruheplatz angebracht war unter blühenden Ranken.

Hier erzählte Aspasia ihr Gespräch mit Manes dem Perikles, dieser ihr das seinige mit dem arkadischen Mädchen.

Zuletzt sagte Perikles mit ruhigem Ernste:

„Du hast warmbeseelte Blicke, ja selbst schmeichelnde Geberden aufgeboten, um das umdüsterte Gemüth des Jünglings aufzuhellen!"

„Und dies bringt dich auf den Gedanken, daß er mir werth sein könnte?“ sagte Aspasia. „Nein,“ fuhr sie fort, als Perikles schwieg, „ich liebe ihn nicht, denn er ist fast häßlich. Seine plumpen Backenknochen beleidigen mein Auge. Aber eine flüchtige Rührung, ich weiß selbst nicht von welcher Art, überkam mich. Es war vielleicht Mitleid.“

„Weißt du so genau, was Liebe nicht ist, und was sie ist?“ fragte Perikles

„Was Liebe ist?“ rief lachend Aspasia. „Beginnst auch du mich nun mit der thörichten Frage zu quälen? — Liebe ist ein Ding, nicht abzuweisen, wenn es kommt, und nicht aufzuhalten, wenn es geht“ —

„Und Anderes weißt du nicht von ihr zu sagen?“ fragte Perikles.

„Nichts, als was ich öfter schon gesagt,“ versetzte Aspasia: „ein Gefühl ist sie, das entarten kann zur Tyrannei, indem sie das Geliebte zum willenlosen Werkzeug machen will. Diesen Drang zur Entartung muß sie zu unterdrücken wissen. Sie muß ein mit Freiheit geschlossener, mit Freiheit aufrecht erhaltener Freundenbund der Herzen sein!“

„So oft du mir Dies wiederholtest,“ sagte Perikles, „hat es mir immer unwiderleglich geschienen. Mein ruhig erwägender Sinn ist davon heute noch so gut überzeugt, als an dem Tage, wo wir selbst einen solchen Freudenbund der Herzen mit Freiheit schlossen. Liebe muß dem tyrannischen Drang entsagen, die Freiheit Dessen, was sie liebt zu vernichten, aber ungelöst steht vor meinem Geiste die Frage: Kann dies die Liebe? Ist sie jemals im Stande, siegreich diesen Drang zu bekämpfen?“ —

„Sie kann es,“ versetzte Aspasia, „denn sie muß es können!“ —

„Nicht aufzuhalten sei die Liebe, wenn sie geht, so sagtest du!“ fuhr Perikles nach einer Weile sinnend fort. „Was wird

aus uns werden, Aspasia, wenn ihr schönes Feuer auch in unserer Brust erlischt?"

„Dann werden wir sagen," erwiderte Aspasia: „Wir haben miteinander das Höchste des irdischen Glückes genossen! Wir haben nicht umsonst gelebt! Wir haben auf dem Gipfel des Daseins in hoher Lebens- und Liebeskraft den Freudenkelch geleert!"

„Geleert — geleert" — wiederholte Perikles, die Worte dumpf vor sich hin sprechend. „Du lässest mich da ein Wort vernehmen, das mich schaudern macht" — —

„Es ist das Loos der Becher, sich zu leeren," sagte Aspasia, „und das Loos der Blumen zu welken, und das Loos alles Lebenden, scheinbar hinzuschwinden, in der That aber in ewigem Wechsel sich zu erneuern. Des Sterblichen Sache aber ist es, auf diesen Wandel und Wechsel um ihn und in ihm selbst mit der heiteren Ruhe der echten Weisheit zu blicken. Thöricht wäre es, sich an die Ferse des Entfliehenden zu heften. Es kommt die Zeit, den Becher getrost in den Abgrund zu schleudern, aus welchem die beglückende Welle geschäumt hat. Zu einem Gipfel strebt Alles empor, um dann wieder abwärts zu sinken auf der Stufenleiter des Daseins bis zur Vernichtung. Naturlauf ist Alles" — —

Als Perikles und Aspasia diese Worte gewechselt hatten, schickten sie sich an, hinab ins Haus zu gehen. Und als sie wieder der Stelle sich näherten, wo sie Manes und Kora verlassen hatten, sahen sie diese Beiden in einem Gespräche miteinander begriffen.

Das flache Dach war durch Aspasia in eine Art Gartenterrasse umgewandelt worden. Es befanden sich da Lauben zum Schutze gegen die Sonne und hohes blühendes Gesträuch, das in Gefäßen, gefüllt mit Erdreich, wurzelte.

Ein solches Gesträuch verbarg Perikles und Aspasia, als sie sich näherten, vor den Blicken des Jünglings und des

Mädchens, welche überdies zu sehr in ihr Gespräch vertieft waren, als daß sie die Annäherung der Beiden hätten bemerken sollen.

Perikles und Aspasia standen unwillkürlich einen Augenblick still, verblüfft durch den Anblick. Sie hatten niemals vorher bemerkt, daß Manes und Kora sich miteinander unterredet, daß Eines des Andern Gesellschaft gesucht hätte.

Schweigsam und zurückhaltend wie gegen alle Welt, waren sie auch gegeneinander gewesen.

Es war an sich selbst eine wunderliche Scene, welche das Auge wohl auf sich zu ziehen vermochte, einen traurigen Satyr und eine schwermüthige Bacchantin mit einander sich unterreden zu sehen.

Kora erzählte dem Jüngling von ihrer arkadischen Heimat, von den schönen Bergwäldern, von den Schildkröten, vom Gotte Pan, von den stymphalischen Vögeln, von den Jagden der wilden Thiere.

Manes hörte mit großer Spannung zu. „Du bist sehr glücklich, Kora," sagte er dann, „daß du alles Dieses so klar in deiner Seele hast, und dich beständig daran erinnern kannst. Mir ist, wenn ich wache, gar nichts erinnerlich von meiner Heimat und von meiner Kinderzeit. Nur in Träumen finde ich mich zuweilen versetzt in tiefe rauschende Wälder, oder ich sehe rauhe Männer, in zottige Vließe gekleidet, auf schnellen Rossen sitzend, und dahin sprengend über die Ebene. Ich bin dann immer den Tag über sehr traurig, wenn ich solche Träume gehabt habe, und an einer Art von Heimweh krank' ich, obwohl ich keine Heimat habe, und nicht wüßte, wohin ich zuerst meine Schritte lenken müßte, wenn ich sie aufsuchen wollte. Nur daß ich nordwärts gehen müßte, immer nordwärts, dies weiß ich, und es träumt mir auch oft, daß ich nordwärts wandere, immer nordwärts in eine unendliche Ferne. Du bist gewiß doppelt betrübt, Kora, daß du nicht in deine Heimat zurückkehren kannst, weil du sie ja kennst, und auch deine Erzeuger,

und ſie immer leicht wieder zu finden wüßteſt. Sag mir's, Kora, wenn du zurückkehren willſt in deine Heimat, ich führe dich heimlich dahin, und ich bleibe dann auch dort, denn ich bin doch jung und ſtark. Warum ſollt' ich nicht mit den arkadiſchen Männern zuſammenleben und die wilden Thiere mit ihnen jagen?"

„Nein, Manes," ſagte das Mädchen, „nach Arkadien ſollſt du nicht gehen, weil dich ja deine Sehnſucht gegen den Norden zieht. Nein, ich möchte durchaus nicht, daß du nach Arkadien zögeſt, weil du dich gewiß immer nach deiner Heimat ſehnen würdeſt. Du mußt gegen den Hellespont hinwandern und dann immer weiter gegen Norden, dann findeſt du gewiß deine Heimat, und vielleicht gar ein Königreich" —

„Ich möchte wohl gerne gegen den Norden hin wandern," ſagte Manes, „aber ich würde traurig ſein, wenn ich daran dächte, daß du hier biſt und dich vergebens heim nach Arkadien ſehnſt."

Kora blickte nachdenklich zu Boden und nach einer kleinen Pauſe ſagte ſie:

„Ich weiß nicht, wie es kommt, Manes, daß ich eben ſo gerne gegen Norden ziehen würde, wie nach Arkadien, wenn wir mitſammen wanderten. Und mir iſt, als wäre überall, wohin wir mitſammen gingen, Arkadien" —

Bei dieſen Worten des Mädchens erröthete Manes, und ſeine Hand zitterte wieder, wie immer, wenn er von einer großen und dabei ſchüchternen inneren Bewegung ſich ergriffen fühlte, und er vermochte anfangs gar nichts zu ſagen; erſt nach einer Pauſe begann er wieder:

„Aber du willſt gewiß viel lieber nach Arkadien gehen, Kora, zu den Deinigen! Ich will ja gerne dich begleiten und ein Hirt werden, und mir iſt, als fände ich überall, wohin ich dich begleite, meine Heimat wieder und ſogar ein Königreich" —

Hier ſtockte er und erröthete wieder. Von der Straße herauf ſcholl der tobende Lärm eines vorbeiziehenden Bacchantenſchwarmes. Fackeln erglänzten, heller Freudengeſang ertönte, die Luft jauchzte in entfeſſelter Freiheit — hier oben aber ſtanden der Jüngling und das Mädchen ſich mit kranken Herzen blaß und ſtumm und verſchämt gegenüber, und Keines wagte die Hand des andern zu faſſen, und ſelbſt das Auge ſchlugen ſie vor einander ſchüchtern zu Boden — der Satyr und die Bacchantin! —

„Sie lieben ſich!“ ſagte Perikles zu Aspaſia. „Sie lieben ſich, dieſe Beiden: aber mit einer wunderlichen Art von Liebe, wie es ſcheint. Es iſt, als ob ſie ſich ganz und gar nur mit den Seelen liebten. — Sie ſprechen nur immer von Opfern, die ſie einander bringen möchten“ —

„In der That,“ verſetzte Aspaſia, „mit einer Art von Liebe lieben ſich dieſe Beiden, wie nur Manes und Kora ſie erfinden konnten. Sie haben durch die Liebe alle Munterkeit verloren, ſie ſind bleich und krank, ſie ſind traurig, und obgleich ſie wiſſen, daß ſie einander lieben, haben ſie doch keinen Genuß von ihrer wechſelſeitigen Liebe, denn ſie wagen es gar nicht einmal ſich die Hände zu reichen, geſchweige ſich zu küſſen.“

„Es iſt eine verſchämte Liebe,“ ſagte Perikles, „eine keuſche, eine ſchmerzliche, eine ſelbſtloſe, eine entſagende, eine opferwillige Liebe. Vielleicht erſetzt dieſe Art von Liebe durch Beſtand und ſchönes Gleichmaß was ihr fehlt an wonneſchauerndem Göttergenuſſe. Vielleicht trifft von ihr weniger zu, was du früher von der Liebe behauptet haſt, daß ſie dem blinden Naturlauf unterworfen ſei“ —

„Eine Krankheit iſt dieſe traurige Liebe!“ rief Aspaſia erregt. „Wehe dem Tage, an welchem ſie erfunden worden! Nicht aus dem morgenrothen Meere, ſondern aus den arkadiſchen Styxgewäſſern ſtieg dieſe neue, mit weißen Roſen

bekränzte, bleichwangige Aphrodite! Dieſe Art von ſchmerzlicher, leidenſchaftlicher Liebe iſt ſo ſchlimm, wie Krieg und Peſt und Hunger für die Menſchen. Zu Eleuſis habe ich dieſe Art von Liebe unter dem Gefolge des Thanatos geſehen, und dieſer Gedanke war der einzige, der mir gefiel, dort in den eleuſiniſchen Weihegrüften!“ — —

Nun traten Perikles und Aspaſia hervor, und Aspaſia führte das arkadiſche Mädchen mit ſich hinab ins Haus.

Am Abende desſelben Tages fand im Hauſe des Perikles ein kleines Gelage ſtatt, wie es die dionyſiſche Feſtzeit mit ſich brachte in den Häuſern aller atheniſchen Bürger. Einige Gäſte waren da, unter ihnen Kallimachos mit Philandra und Paſikompſa.

Man hatte diesmal nicht im gewöhnlichen Speiſeſaale des Hauſes, ſondern im kühleren und geräumigeren Periſtyl ſich verſammelt, wo die Lüfte der lauen Frühlingsnacht von oben erquickend hereinwehten.

Perikles hatte, wie es ſeine Art war, ſich früh zurückgezogen.

Plötzlich kam der junge Alkibiades mit einigen ſeiner Freunde. Er ſtürmte in ausgelaſſener Feſtlaune beinahe die Pforte des Hauſes, und nahm, mit ſeinen Gefährten eindringend, ſofort Platz unter den ſchon Verſammelten.

Bei ſeinem Eintritte flüchtete Kora ſich ſogleich ängſtlich ins Innere des Hauſes.

Als Alkibiades dies merkte, gedachte er bei der reizenden Simaitha ſich ſchadlos zu halten. Dieſe aber wies ihn ſtolz von ſich. Sie verachtete ihn, ſeit er ſo weit ſich erniedrigt hatte, das arkadiſche Hirtenmädchen mit Gewaltſamkeit zu verfolgen in toller Liebeslaune. Auch die übrigen Mädchen erwieſen aus gleichem Grunde ſich trotzig gegen ihn. Lange bemühte er ſich, die Grollenden umzuſtimmen, aber vergeblich.

„Wie?“ rief er zuletzt, „Kora entläuft vor mir, spröde wie eine Fackeldiſtel, wenn der heiße Sommer ſie dürr macht — Simaitha kehrt mir den Rücken — die geſammte Schule Aſpaſias blickt ernſt und runzelt die Stirnfalten, wie der alte Anaxagoras — wohlan! wenn ihr alle mich zurückweiſ't, ſo werde ich an die holde Hipparete mich halten, des Hipponikos züchtiges, verſchämtes, reizvoll blühendes Töchterlein!“

„Thue das immerhin!“ ſagte Simaitha.

„Ich werde es!“ rief Alkibiades; „du ſollſt mich nicht vergebens aufgefordert haben, Simaitha! Alkibiades läßt nicht mit ſich ſcherzen! Ich gehe morgen mit dem Früheſten zu Hipponikos und begehre von ihm ſein Töchterlein. Ich verheirathe mich, werde tugendhaft, entſage allen tollen Vergnügungen, und vertreibe mir die Zeit damit, Sicilien zu erobern und die Athener nach meiner Pfeife tanzen zu laſſen!“

„Hipponikos wird dir ſeine Tochter nicht geben!“ rief der junge Kallias; „er hält dich für einen zu großen Taugenichts!“

Lachend ſtimmten die übrigen Genoſſen ein: „Hipponikos wird dir ſeine Tochter nicht geben, du biſt ein allzugroßer Taugenichts!“ —

„Hipponikos wird mir ſeine Tochter geben,“ rief Alkibiades mit Nachdruck, „auch wenn ich unmittelbar zuvor ihn geohrfeigt haben ſollte. Wollt ihr euch in eine Wette mit mir einlaſſen? Ich mache mich anheiſchig, den Hipponikos zu ohrfeigen, und dann um ſeine Tochter bei ihm anzuhalten. Und er wird ſie mir geben.“

„Du biſt ein Prahler!“ riefen die Freunde.

„Es gilt die Wette!“ entgegnete Alkibiades: „Tauſend Drachmen, wenn es euch gefällig iſt!“

„Es gilt!“ riefen Kallias und Demos.

Alkibiades reichte den Freunden die Hand hin, und dieſe ſchlugen ein. Es galt die Wette von tauſend Drachmen.

„Warum ſollte ich nicht in mich gehen und tugendhaft werden," rief Alkibiades, „da rings um mich her ſo viele traurige Zeichen und Wunder ſich begeben? Nicht genug, daß Kora vor mir flüchtet, Simaitha ſich von mir losſagt, Theodota wahnſinnig geworden, mußte ich nicht auch erleben, meinen älteſten und beſten Freund zu verlieren? Er hat mir die Treue gebrochen und eine Frau genommen."

„Von wem ſprichſt du?" fragten Einige.

„Von wem anders, als von Sokrates?" entgegnete Alkibiades.

„Wie? Sokrates hat ſich verheirathet?" fragte Aspaſia.

„So iſt es!" erwiderte Alkibiades; „in aller Stille hat er dieſe Tage eine Frau genommen. Gebt ihn auf — ihr ſeht ihn niemals wieder!"

„Wie kam das nur?" fragte Aspaſia weiter, „mir iſt noch nichts davon zu Ohren gekommen."

„Es mögen etwa zwei Wochen verſtrichen ſein," ſagte Alkibiades, „da ſtand ich in einer der ſtilleren Gaſſen drüben am Iliſſos im Geſpräch mit einem Freunde, dem ich da zufällig begegnete. Plötzlich öffnet ſich die blumengeſchmückte Thür eines Hauſes und ein Zug von Flötenſpielern und Sängern, mit Fackeln in den Händen und bekränzt, tritt heraus. Dieſen folgt eine verſchleierte Braut, einherſchreitend zwiſchen dem Bräutigam und dem Brautführer. Die Drei beſteigen einen vor dem Hauſe ſtehenden, mit Maulthieren beſpannten Wagen, und nehmen Platz auf demſelben. Mittlerweile kommt die Brautmutter mit der Fackel nach, die ſie am Herdfeuer des Brauthauſes angezündet; ihr ſchließt das übrige, weißgekleidete, fackeltragende und bekränzte Geleite ſich an, der Wagen ſetzt ſich in Bewegung und fort geht es die Straße hinab bis zum Hauſe des Bräutigams mit Flötenſpiel und Geſang, und fröhlichem Jauchzen und Springen. Der Bräutigam aber war

kein Anderer als Sokrates der Freund Aspasias sein Brautführer der Weiberfeind Euripides."

„Und die Braut?" fragten Viele.

„Eines schlichten Mannes schlichtes Kind," versetzte Alkibiades, „das aber des Hauswesens Zügel sofort ergriff wie mit ehernen Händen, und sich auf die Kunst versteht, mit dem Wenigen hauszuhalten, was Sokrates von seinem väterlichen Erbe noch besitzt. Sokrates verheiratet! Der arme Wahrheitsucher! die Wahrheit hat er gesucht, und hat — ein Weib gefunden! Ich wiederhole euch, es geschehen Zeichen und Wunder! Die alte Welt will, scheint es, aus den Fugen gehen. Sokrates verheiratet — die lustige Theodota wahnsinnig — nehmt nun noch dazu, daß auf Aegina und in Eleusis, wie man sagt, einige Fälle der Pest vorgekommen, die schon längere Zeit am ägyptischen Gestade spukt, und daß man heute auf der Agora eine verdächtige Satyrmaske bemerkt haben will, unter welcher meint man, sich Thanatos, oder die Pest, oder sonst etwas Grausenhaftes eingeschlichen — nehmt das Alles zusammen, und ihr werdet zugestehen müssen, daß es langweilig zu werden droht in der Stadt der Athenäer. Wenn nun gar noch ich die Tochter des Hipponikos heirate, so färbt der hellenische Himmel sich grau wie ein Aschenhaufe. Aber heute wollen wir noch fröhlich sein — beim Eros mit dem Donnerkeil! Nicht länger geschmollt, Mädchen! Laßt uns einen lustig-tollen Krieg beginnen wider die trübseligen Mächte, die uns bedrohen! Laßt uns ein spöttisches Schnippchen schlagen allen Zeichen und Wundern! Und wenn frohe Lust aus ganz Hellas verschwunden wäre, in diesem Kreise müßte sie noch zu finden sein. Habe ich nicht Recht, Aspasia?"

„Du hast Recht!" versetzte Aspasia; „im Kampfe wider alles Trübselige sind wir Bundesgenossen."

So sprach sie, und ließ neue Becher bringen, und im Mischkrug schäumten die köstlichen Fluten wieder auf, geleert

und wieder geleert wurden die funkelnden Pokale. Heller Scherz, Gelächter und Freudengesang durchschallte das Peristyl, und Alkibiades sprühte von Funken dionysischen Geistes.

So war es Mitternacht geworden. Plötzlich öffnet sich im Hintergrunde eine Thür, die ins Peristyl mündet. Aus der Thür kommt langsam wie ein Gespenst mit geschlossenen Augen Manes geschritten — Manes, der Traumwandler! — Er war dem Gelage fern geblieben und hatte sein stilles Lager aufgesucht. Nun aber hatte die unheimliche Sucht den Schlummernden wieder vom Pfühl seiner Ruhe gezogen.

Bei dem Anblicke des mit geschlossenen Augen das Peristyl Durchwandelnden verstummte die helle Fröhlichkeit, und Alles blickte, von leisem Schauer ergriffen, stumm nach dem gespenstigen Waller —

Nachdem er das Peristyl durchschritten, wendete er sich der Treppe zu, welche emporführte zum flachen Dache des Hauses. Ueber diese Treppe stieg er sicheren Schrittes hinan, und verschwand alsbald den Augen der bei dem Gelage Versammelten. Ihm zu folgen beschloß die Mehrzahl der Zechgenossen, nachdem der erste Schauder überwunden war.

„So straft Dionysos Diejenigen," rief Alkibiades, „welche seinem heiteren Freudendienst widerstreben. Wir wollen den Verächter des Gottes bekehren! Kommt! wir wollen ihn wecken und dann ihn mit Gewalt zu unserem Gelage ziehen!" —

Damit setzte der größere Theil der Zechgenossen sich in Bewegung und nahm den Weg nach der Dachterrasse des Hauses.

Als sie dort angelangt, stellte sich ihnen ein Anblick dar, der neuerdings das Grausen in ihrer Brust entfesselte.

Manes wandelte auf einem erhöhten, etwas abschüssigen Vorsprunge des Daches, hart am äußersten, abfallenden Rande des Vorsprungs selbst, an einer Stelle, wo nur die Mondsucht mit geschlossenen Augen wandeln konnte, jeder Wache aber schwindelnd in die Tiefe stürzen mußte.

Inzwiſchen waren auch die übrigen Hausgenoſſen auf die Kunde, daß Manes traumwandle, herbeigeeilt.

Auch Perikles erſchien.

Auch er ſchauderte, als er den Jüngling erblickte, und ſagte:

„Wenn er in dieſem Augenblicke erwacht, ſo ſtürzt er rettungslos in die Tiefe. Sich ihm rettend zu nähern aber iſt an jener Stelle unmöglich!“

Eben als Perikles dieſe Worte ſprach, kam auch Kora herbei

Entſetzt, todtenbleich, die großen rundlichen Augen weit geöffnet, das Geſicht umflogen von dem aufgelöſten Gelock ihres Hauptes, ſtarrte Kora nach dem Traumwandler. Die Worte des Perikles vernehmend, zuckte ſie einen Augenblick ſchaudernd zuſammen, dann aber ſtürzte ſie wie beflügelt nach der Stelle hin, wo Manes wandelte, ſchwang über den erhöhten Vorſprung ſich empor, that ſicheren Fußes, ohne zu ſchwindeln, einige Schritte abwärts auf der abſchüſſigen gefährlichen Bahn, faßte die Hand des Jünglings, und riß ihn zurück von der äußerſten Zinne, zurück bis dorthin, wo ſie den ſicheren Boden unter ſich fühlte.

Erſt als Manes gerettet war, überwältigte ſie der Schwindel, und ohnmächtig ſank ſie zuſammen.

Jetzt war es Manes, der, erwachend und die Augen aufſchlagend, angſtvoll [illegible]s Mädchen umfaßte, und es weiter hinabtrug in ſeinen Armen, bis es ſein Bewußtſein wieder gewann, und halb erſchrocken, halb beſchämt, erröthend von dannen eilte.

Die Genoſſen des Gelages hatten dieſe Scene verfolgt mit ſtaunenden Augen. Jetzt umringten ſie den Manes, und führten ihn unter fröhlichem, ermunterndem Zuſpruch hinab ins Periſtyl.

Nur Perikles blieb einen Augenblick mit Aspaſia zurück.

„Wie bedaure ich," ſagte Perikles zu Aſpaſia, „daß Sokrates nicht Zeuge dieſer Scene geweſen!"

„Warum bedauerſt du dies?" fragte Aſpaſia

„Er würde nun wohl endlich," erwiderte Perikles, „erfahren zu haben glauben, was die Liebe iſt" —

Aſpaſia ſchwieg einen Augenblick, in den Mienen des Perikles forſchend. Dann ſagte ſie: „Und du?"

Perikles erwiderte:

„Mich beſchämt und verwirrt dies Paar ein wenig. Es iſt, als ob es ſagen wollte: Tretet ab, ihr Beide von der Bühne, und räumet uns den Platz!" — —

Noch einmal blickte Aſpaſia dem Perikles eine Zeit lang ins nachdenklich-ernſte Geſicht. Dann ſagte ſie:

„Du biſt kein Grieche mehr!" —

Gering an Zahl waren die Worte, die da gewechſelt worden, aber ſie waren bedeutſam. Sie fielen ſchwerwiegend in die Wage des Schickſals.

Mit ihnen ereignete ſich etwas wie ein geheimer Riß zwiſchen zwei hohen, einſt ſo ſchön und innig verbündeten Seelen.

Ein lange vorbereiteter Einzug neuer, dunkler, trüber Gewalten: des Zweifels, des innern Zwieſpalts in der Seele des Perikles war vollzogen.

Abſchloß mit dieſem kurzen Wortwechſel der langſame, geräuſchloſe Zuſammenbruch von etwas Großem, Schönem und Herrlichem — — —

Mit den Worten: „Du biſt kein Grieche mehr!" hatte Aſpaſia von Perikles nach einem letzten, halb zürnenden, halb mitleidigen Blicke ihr Antlitz abgewendet.

Beide gingen ſchweigend hinab: Perikles in ſein Gemach, Aſpaſia zurück zu den Gäſten.

Inzwiſchen hatten die Zechgenoſſen vergebens ſich bemüht, den jungen Manes bei ihrem Gelage feſtzuhalten und ihn zu des Freudengottes geziemendem Kult zu bekehren. Er

hatte sich losgerissen und war zurückgekehrt in die inneren Gemächer des Hauses.

Nun erging man sich eine Zeit lang in Gesprächen über Kora, bewunderte ihren Muth, oder vielmehr die merkwürdige Gewalt einer Empfindung, einer Stimmung, einer Leidenschaft, unter deren Einfluß sie gehandelt hatte, durch welche sie gleichsam blind und bewußtlos hingerissen war, und welche für Alle beinahe das Gepräge eines unlösbaren Räthsels hatte.

Und jetzt begann auch Alkibiades sein Bedauern auszusprechen, daß Sokrates dieser Scene nicht beigewohnt.

„Welch' ein Festschmaus," sagte er, „wäre dies für das Auge des Grüblers und Wahrheitsuchers gewesen, der schon über die alltäglichsten Dinge in tiefe Betrachtungen sich versenkt, und der nun wohl auch nicht ruhen würde, der Bedeutung dieses merkwürdigen Vorganges bis ins Innerste nachzuspüren. Ist er doch selbst eine Art von Traumwandler, ein von der Mondsucht der Philosophie Befallener, der die Augen schließt, um besser denken zu können, und dabei sich hinausverirrt auf schwindelnde Höhen. Nur daß keine Kora für ihn erscheint, die ihn mit weicher Hand von den Abgründen des Gedankens zurückzieht. Nun, ich will zu ihm gehen und ihm diese ganze Sache berichten, obgleich es fast eine Gefahr ist, den Sokrates in seiner Behausung aufzusuchen. Denn die junge Frau Xanthippe fürchtet immer, daß ich ihren Gatten verführe, und hat überhaupt ein mißgünstiges Auge auf mich geworfen. Als ich die Neuvermälten mit einigen Freunden besuchte, setzten wir sie schon in arge Verlegenheit, und das Weiblein stellte ein Geschrei und Wehklagen darüber an, daß sie so vornehme Leute, wie wir seien, nicht gebührend bewirthen könne. „Laß es nur gut sein," sagte Sokrates; „wenn es gute Leute sind, die uns besuchen, so werden sie zufrieden sein; wenn es böse sind, so kümmern wir uns nicht um sie!" — Das sind aber Reden, mit welchen er Xanthippe nur noch mehr

in Harniſch bringt. Ich merkte gleich, daß ſie im Hauſe die Herrſchaft hatte. Nun machte ich mir erſt recht den Scherz, aufs Freieſte mit ihrem Gatten zu reden und ihn zu überhäufen mit freundſchaftlichen Liebkoſungen. Seit dieſer Zeit brennt ſie vor Wuth gegen mich, und als ich kürzlich ihrem Manne einen leckeren Kuchen in's Haus ſandte, ging ſie in ihrem Zorn ſo weit, denſelben aus dem Korbe auf den Boden zu werfen, und ihn mit den Füſſen zu zertreten. Und Sokrates? Der wagte blos zu ſagen: „Was haſt du jetzt davon? Hätteſt du den leckeren Kuchen nicht zertreten, ſo hätteſt du ihn eſſen können!" — O Jammer! es ſcheint, daß zu Athen die weiſeſten Männer die Weiber nicht mehr zu behandeln verſtehen!" — „Bei meinem Dämon," fuhr Alkibiades fort, nachdem er ſeinen Becher geleert, „ich wiederhole es, die Welt geht aus den Fugen! Delos erſchüttert, Theodota wahnſinnig, die Weiſen gezauſt von ihren Weibern, ich ſelbſt auf dem Punkte, um die Tochter des Hipponikos anzuhalten, Sabaziosdiener in den Straßen, Mondſüchtige auf den Dächern, der Peloponneſos in Waffen, zu Lemnos und auf dem nahen Aegina die Peſt" —

„Vergiß nicht die Sonnenfinſterniß," fiel hier Demos ein; „auch iſt zu erwähnen, daß, wie man hört, ein Spukgeiſt umgeht im Hauſe des Hipponikos" —

„Iſt dies wahr?" fragten Alle den anweſenden Kallias, des Hipponikos Sohn.

„So iſt es in der That!" erwiderte Dieſer, und erzählte, daß wirklich ein Spuk ſich zeige in ſeines Vaters Hauſe, und daß Hipponikos tiefſinnig und bleich und mager geworden, daß ihm der köſtlichſte Biſſen nicht mehr behage, und daß des Nachts der Alp ſich auf ihn lege —

„Da habt ihr's," rief Alkibiades — „alſo auch Sonnenfinſterniſſe, und Spukgeiſter in den Häuſern alter luſtiger Lebemänner. Hole der Geier die Welt, wenn ſie anfängt in

ſolcher Weiſe ſich zu verdüſtern Noch einmal Freunde: wohlauf zum Kampfe, gegen die Trübſeligkeit der Zeiten, welche hereinzubrechen drohen!"

„Bedarf es einer Aufforderung?" rief der junge Kallias. „Beim Herakles! Haben wir nicht dieſe ganze Feſtzeit über das Unſere gethan, wie nie zuvor? Warfen wir nicht den Metragyrten ins Barathron? Betrugen wir uns nicht vollauf ſo, wie man es von den luſtigen Ithyphallern erwarten konnte? Und hatten wir nicht die ganze Athenerjugend hinter uns? Gab es muthwilligere Dionyſien jemals zu Athen, als die gegenwärtigen? Habt ihr das Volk jemals ſo munter und ſo toll geſehen? Iſt der Wein jemals in reicheren Strömen gefloſſen? Iſt jemals eine größere Anzahl junger Mädchen im Gedränge verführt worden? Wimmelte es jemals mehr zu Athen von bereitwilligen Freudenprieſterinnen? Und waren ſie jemals mehr geſucht? Was redeſt du von trübſeligen Zeiten, Alkibiades? Es iſt eine luſtige Zeit, ſag' ich. Die Welt ſchreitet vorwärts in der Fröhlichkeit, nicht rückwärts, wie du meinſt. Und was da immer drohen mag, ſie wird nur immer fröhlicher werden! Und ſo geziemt ſich's auch! Hoch lebe die Luſt!"

„Hoch lebe die Luſt!" ſchallte es zurück und die Becher klangen zuſammen.

„Kallias, trefflicher Junge, laß dich umarmen!" rief Alkibiades und küßte den Freund. „So will ich dich und euch Alle reden hören! Es lebe die Luſt! Und damit ſie ewig lebe und wachſe und gedeihe im Volke der Athenäer, müſſen die Ithyphaller einträchtig zuſammen halten mit der Schule, welche Aſpaſia geſtiftet. Auf die Ithyphaller und auf die Schule Aſpaſias gegründet iſt die feſte Burg der Heiterkeit und aller reizenden Ausgelaſſenheit und alles fröhlichen Muthwillens! Darum nicht geſchmollt, Simaitha! Nicht getrotzt, Praſina! Nicht das Mäulchen verzogen, Droſis, gegen Alkibiades! Lächle

wieder, Simaitha! Du biſt niemals reizender geweſen als heute. Beim Zeus! Für das ganze, volle, reizende Lächeln deines Mundes will ich die tauſend Drachmen, die ich gewettet habe, verlieren, und das Töchterlein des Hipponikos noch eine Weile warten laſſen!"

Nun wandte ſich Alles zu Simaitha und ſprach ihr zu, ſich mit Alkibiades zu verſöhnen.

Aſpaſia ſelbſt miſchte ſich in die Sache. „Grolle dem Alkibiades nicht länger!" ſagte ſie. „Wenn er behauptet, daß die Schule der Aſpaſia gute Freundſchaft halten müſſe mit der Ithyphaller-Genoſſenſchaft, ſo mag er Recht haben, doch nur inſofern, als die Ausgelaſſenheit der Ithyphaller gezähmt und gezügelt werden muß durch anmuthige Frauenhände. Wir müſſen uns dieſer Ithyphaller annehmen, um ihnen den Zaum des rechten und ſchönen Maßes aufzulegen, damit das heitere Reich der Freude nicht im Wüſten und Rohen untergehe."

„Wir unterwerfen uns euch!" rief Alkibiades. „Wir wollen Simaitha zur Königin im Reiche der Freude mit unbeſchränkter Gewalt erwählen" —

„Das wollen wir!" hallte es in der Runde nach. „Warum ſollten die Ithyphaller ſich nicht zügeln laſſen von ſo reizenden Händchen?"

In heller Fröhlichkeit wurde die lächelnde, reizſtralende Simaitha ausgerufen zur Trinkkönigin und zur ſiegreich waltenden Beherrſcherin des Reiches der Freude.

Man errichtete für ſie einen herrlichen mit Blumen reich bekränzten Thron, man hüllte ſie in Purpurgewande, ein goldenes Diadem wurde in ihre Locken gedrückt, mit Roſen- und Veilchenkränzen wurde ihr Leib umſchlungen.

Sie ſtralte im vollen unvergleichlichen Zauber ihrer Jugend und Schönheit — eine echte Königin. Selbſt Aſpaſias Auge hing an ihr mit Bewunderung.

„Aspasia beherrschte die Gegenwart," rief Alkibiades, „dir, Simaitha, gehört die Zukunft!" —

Die Becher wurden gefüllt mit berauschendem Trank und geleert zu Ehren der stralenden Freudenkönigin.

„Von dieser Königin beherrscht," riefen die Jünglinge, „wird das Reich der Freude sich verbreiten über den Erdkreis!" —

„Kallias und Demos, nehmt eure tausend Drachmen in Empfang!" rief Alkibiades. „Ich gebe die Wette verloren. Ich gehe morgen noch nicht zu Hipponikos. Der Fürst der Ithyphaller schließt einen neuen Bund mit der Königin der Schönheit und der Freude! — Den Göttern sei Dank! sie lächelt wieder, und ihre Zähne schimmern dabei, wie eine Marmorsäulenreihe des Parthenon!" —

Damit näherte der bekränzte, von Wein und Liebesverlangen berauschte, verwegene Jüngling sich dem königlich geschmückten, reizvoll prangenden Mädchen, schlang unter dem Jubel seiner Gefährten den Arm um sie, und wollte das geschlossene Bündniß mit einem Kusse besiegeln.

In diesem Augenblicke fiel Allen, welche Simaitha anblickten, eine heftige Röthe auf, die ihr Angesicht überströmte.

Sie wehrte mit ausgestreckter Hand die Annäherung des Alkibiades ab, und klagte, daß eine plötzliche flammende Hitze ihr Haupt ergriffen habe.

Zugleich schienen ihre von der Glut getrockneten Lippen nach Labung zu lechzen.

Man reichte ihr einen mit Wein gefüllten Becher, sie stieß ihn zurück und verlangte nach der Erquickung kühlenden Wassers — sie stürzte Becher auf Becher der kühlen Flut hinab, aber es war, als ob nur schwache Tropfen auf eine Masse glühenden Erzes fielen.

Nun merkte man auch, daß ihre Augen, mit Blut unterlaufen sich rötheten.

Die Zunge des Mädchens wurde schwer — rauh, heiser klang ihre Stimme — über brennende Schwellung des Schlundes, der Mundhöhle, der Zunge begann sie zu klagen.

Ausbrach zugleich ein drängendes Angstgefühl — krampfige Bewegungen erfaßten die Gelenke der Hände, der ganze Körper zitterte, dünner, kalter Schweiß bedeckte die Glieder

Man wollte sie fortführen in ihr Gemach, auf ihr Lager; aber wie gehetzt von der wilden Beängstigung, verlangte sie in einen Brunnen, in ein tiefes, kühles Gewässer sich zu stürzen — hinwegeilen wollte sie, einer Rasenden ähnlich — nur mit Gewalt wurde sie zurückgehalten.

Man hatte den Perikles herbeigerufen.

Er erschien. Er sah den Zustand des Mädchens und erbleichte.

„Entfernt euch!“ sagte er zu den Genossen des Gelages.

Diesen waren die Häupter noch halb umnebelt von der bachischen Berauschung.

„Warum entsetzt der Zustand des Mädchens dich so sehr?“ riefen sie. „Hast du ihr Uebel erkannt, so sprich!“

„Entfernt euch!“ wiederholte Perikles.

„Was ist's, was ist's?“ rief Alkibiades.

„Die Pest!“ sagte Perikles dumpf und leise.

So still das Wort gesprochen war, es fiel wie ein Wetterschlag in die Versammlung.

Alles verstummte, erbleichte, stob auseinander.

Die Mädchen begannen zu wehklagen — Aspasia selbst war todesbleich und bemühte sich zitternd um den verlornen Liebling

Das Mädchen wurde hinweggebracht Die Zechgenossen begannen sich bestürzt und stumm zu entfernen.

Nur Alkibiades gewann seine Fassung wieder, er, der trunkenste von Allen.

„So sollen wir uns überwunden geben den finsteren

Wächten?“ rief er, einen Becher ergreifend. „Vergebens wäre unser Kampf gewesen? — Was flieht ihr auseinander, Freunde? Feiglinge, die ihr seid! Wenn ihr alle verzagt, und euch schmälich überwunden gebt, ich ergebe mich nicht! Ich trotze auch der Pest, und allen Schrecken des Hades!“

In diesem Tone sprach er fort, bis er zuletzt merkte, daß er ganz allein stand im verödeten Peristyl, unter zerstreuten Kränzen und halbgeleerten oder umgestürzten Bechern.

Er blickte um sich mit glasigen Augen. „Heda, wo seid ihr,“ rief er, „lustige Ithyphaller?“

„Allein!“ fuhr er fort — „ganz allein! — Sie haben mich alle verlassen — Alle! — Das Reich der Freude ist verödet — die düsteren Gewalten siegen“ — —

„Es sei!“ rief er zuletzt, den Becher von sich schleudernd, „Fahr' wohl, schöne Jugendlust! — Ich gehe zu Hipponikos!“ —

Vierundzwanzigſtes Capitel.

Der Satyr und die Bacchantin.

In jener ereignißreichen Nacht, in welcher Simaitha gekrönt wurde als Königin der Freude beim fröhlichen Gelage im Hauſe des Perikles, und der Fackelſchein ſchwärmender Bacchanten aufglänzte in allen Straßen von Athen, in eben jener Nacht ſaß oben auf der einſam ſtillen Akropolis, auf dem umdunkelten Giebel des Parthenon, ein Unglücksvogel, eine düſter blickende Eule, und ließ wiederholt ihren nächtlichen, ſchauerlichen, unheilkündenden Klageruf ertönen.

Aus den Gaſſen der Stadt herauf klang gedämpft der Freudenlärm, und in dieſen miſchte ſich ſeltſam der nächtliche Ruf der Eule vom Giebel des Parthenon.

Weit hinausklang er in die dunkle Ferne von den Zinnen der Akropolis wie eine Todesbotſchaft.

Und er war in der That eine ſolche.

Denn eben in dem Augenblicke, als der junge Alkibiades und ſeine Genoſſen auf dem Gipfel fröhlichen Uebermuthes ihre Becher erhoben bei dem Gelage im Hauſe des Perikles, und der reizſtralenden Königin der Freude zutranken — in demſelben Augenblicke ſtarb Pheidias im Kerker — in demſelben Augenblicke hauchte der unſterbliche Meiſter des Parthenon, ſeit geraumer Zeit von verzehrender Krankheit ergriffen, einſam ſeine große Seele aus.

In jener Stunde aber, in welcher die erhabenſte Griechenſeele, des ruhmreichſten atheniſchen Schaffens Mittelpunkt, in

dunkler Kerkernacht erloſch, und Aſpaſia dem Perikles die Worte zurief: „Du biſt kein Grieche mehr!“ — in jener Stunde war es, als ginge ein Riß nicht bloß durch des Perikles und der Aſpaſia Freudenbund, ſondern durch's Herz der Hellenenwelt — als verdunkelte ſich ihr Stern: und neben dem ſiegreichen Ruf der Eule auf dem Parthenon klang es wie ein ſchadenfrohes Gekicher böſer Dämonen aus den Lüften über der Höhe der Akropolis.

Der Erechtheuspriester erwachte bei jenem Eulenruf auf ſeinem nächtlichen Lager. Es war ihm, als laute der Eulenruf: „Wohlauf, deine Zeit iſt gekommen!“ —

Und die Dämonen flüſterten einander zu: „Nun endlich iſt uns die Gewalt gegeben hervorzubrechen! — Wohlauf, laſſen wir uns nieder auf Athen, nieder auf Hellas! —

An der Spitze dieſes Reigens von Unglücksdämonen flogen die Zwietracht und die Peſt.

Dieſe letztere breitete ihre ſchwarzen Fittige aus und flog allen übrigen voran, hin über die nachtumdunkelte, aber von bachiſchem Lärm durchhallte Stadt der Athener.

Sie ſpähte nach der Stelle, wo die Feſtluſt am hellſten aufſchäumte — ſie fand dieſe Stelle, und ſtürzte wie ein Geier ſich hinab auf die reizſtralende junge Königin der Freude im Hauſe des Perikles —

Das am ſchönſten aufblühende jugendliche Hellenenweib, welchem, wie Alkibiades meinte, die Zukunft gehörte, war die erſte Beute des Dämons.

Zeiten gibt es, wo mit innerem Verderb, mit den Umwälzungen der ſittlichen Natur, mit Verwirrung und Entartung ſich das Eintreten großer phyſiſcher Uebel vereinigt, wo die Harmonie und Ordnung der geiſtigen Welt und der leiblichen zugleich geſtört erſcheint.

Eine ſolche Zeit brach jetzt herein für Athen, brach herein für ganz Hellas.

Dem innerlich ſchleichenden Verderb des Bürgerthums, wie es langſam und allmälig vorbereitet war durch wachſende Ueppigkeit und Genußſucht, durch das Ueberhandnehmen wüſter Demagogie, zumeiſt aber durch den natürlichen Verlauf der menſchlichen Dinge, welcher mit Nothwendigkeit von der Blüte zum Verfall und zur Entartung führt — dieſem inneren Verderb geſellte ſich der Ausbruch blutiger Fehde unter den Stämmen von Hellas, aus welcher zuletzt Niemand als Sieger hervorging, ſondern das Wohl und die Freiheit Aller gemeinſam unterging, geſellten ſich die Gräuel der Peſt, der menſchenvertilgenden Seuche.

Die helleniſche „Kalokagathia" ſollte erſchüttert werden — nicht mehr ſollte es „eine geſunde Seele in geſundem Leibe" ſein, weſſen das helleniſche Leben ſich rühmen durfte —

Raſch hatte die Kunde des erſten Peſtfalles im Hauſe des Perikles die ganze Stadt der Athener durchlaufen, und Platz machte ſofort die ausgelaſſene bachiſche Luſt der bleichen Angſt, der lähmenden Sorge.

Andere tödtliche Pfeile des Würgengels folgten, und in wenigen Tagen wüthete ſchon die Seuche, alle ihre Schrecken entfaltend.

Wie es bei Simaitha geſchehen, pflegte die Krankheit mit großer Erhitzung des Hauptes auszubrechen, zugleich mit entzündlicher Schwellung im Schlunde. Blutiger Eiter wurde ausgeſondert aus dem Rachen, aus der Mundhöhle, ſogar aus der Zunge. Dann wurde die Bruſt ergriffen, und ein heftiger Huſten ſtieß wenigen und dünnen Speichel mühſam aus. Gewaltiges Ohrenſauſen trat hinzu, Krämpfe der Hand, Zittern des ganzen Leibes, Angſtgefühl und Unruhe, bis zur Tollheit ſich ſteigernd, verzehrender Durſt, innere Hitze, ſo ſtark, daß ſie Manche in die Ciſternen trieb. Zuweilen auch in die Ein-

geweide hinabsteigend, verursachte die Krankheit heftiges Erbrechen. Geröthet war die Haut, zuweilen dunkelblau, Geschwüre und Blasen traten darauf hervor. Doch fehlten, wie es scheint, bei dieser, wie bei den übrigen Pestseuchen, von welchen aus dem Alterthume berichtet wird, jene Beulen, welche bekannt sind als das vornehmste Kennzeichen der unter dem Namen der morgenländischen Pest in späteren Zeiten gefürchteten Geißel der Völker.

Bis gegen den achten Tag zog die Krankheit meist sich hin; dann erfolgte der Tod bei hohlen Augen, spitzer Nase, kalt und rauh anzufühlendem Körper. Nicht leichten Kaufes kamen selbst die Genesenden davon. Denn bis in die äußersten Gliedmassen verbreitete sich manchesmal das Verderben: Füsse, Hände und andere Glieder starben ab, gelähmt oder ergriffen von brandiger Zerstörung. Auch das Augenlicht ging nicht selten verloren. Das Gedächtniß litt und die Verstandeskraft, blödsinnig blieben manche Genesene, und es gab welche, die, wieder erstehend vom Krankenlager, sich selbst auf ihre Namen nicht mehr besannen.

Wirkungslos blieben alle Heilmittel. Auf des Hippokrates Rath wurden große Feuer angezündet, da man bemerkt haben wollte, daß Schmiede, beständig in der Nähe des Feuers arbeitend, seltener erkrankten.

Aber die Gewalt des Uebels nahm nur immer zu. Da die Wissenschaft sich ohnmächtig erwies, suchte man Hilfe bei dem Aberglauben. Niemals wurden die unzähligen Gebräuche der Sühnungen, Reinigungen, Beschwörungen, welche den Hellenen zu Gebote standen, eifriger geübt.

In den ersten Wochen war die Stadt durchhallt von Todtenklagen, erfüllt von Leichenzügen, welche die von der Seuche Dahingerafften zur Bestattung in Gräbern oder zu den Scheiterhaufen hinausgeleiteten.

Als aber das Sterben überhand nahm, und die Ansteckung,

welche von Kranken und Leichnamen ausging, Angst und Entsetzen verbreitete, auch Viele verlassen und einsam in verödeten Häusern oder selbst in den Strassen dahinstarben, da wurden die geheiligten Bräuche vernachläßigt. Nicht mehr wurde dem Todten sein Obolus für den unterweltlichen Fährmann in den Mund gesteckt, nicht mehr wurde ihm der Kuchen zur Beschwichtigung des Höllenhundes in die Hand gedrückt, nicht mehr wurde er sorgfältig gebadet und mit wohlriechender Salbe eingerieben, nicht mehr schön bekleidet und bekränzt mit Eppich auf einem Lager im Peristyl des Hauses ausgestellt, nicht mehr gingen laut Wehklagende dem Leichenzug voran, nicht mehr wurde er geehrt durch ein langes Geleit von Trauernden, durch Todtenmahle und Todtenopfer, durch die sonst von Ueberlebenden getragenen dunkeln Trauergewande: eilig und klanglos und fast ohne Geleite trug man sie hinaus, die zahllosen Leichname, und verscharrte sie in die Gruben oder legte sie auf die Scheiterhaufen. Zuletzt aber geschah es, daß selbst diese Pflicht und Ehre der Todten, welche dem Hellenen immer als die heiligste von allen gegolten, versäumt wurde. In ausgestorbenen Behausungen blieben die letzten Leichen verwesend liegen. Man fand auch Todte in leeren Tempeln, wohin sie vielleicht sich geschleppt, um die Hilfe der Götter anzurufen; man fand auch Viele bei den Brunnen, zu welchen sie, von innerer Glut verzehrt, sich gewälzt, um die vertrockneten Lippen zu laben; und damit auch das Aeußerste des Grausens sich erfülle, fand man Leichen sogar in dem Gewässer der Cisternen selbst, in welches die tobenden und von innerem Brande Gehetzten sich gestürzt. Bald wurde das erquickende Naß aus den Brunnen nur mehr mit Argwohn und Schauder betrachtet — konnte es doch verunreinigt sein vom Gräuel der Verwesung —

Leichname häuften sich in den Strassen von Solchen, welche sich entweder selbst dorthin geschleppt, oder welche entseelt aus den Häusern herausgetragen und in verstohlener Hast

hingeworfen, oder gar von den Dächern der Häuser, um sich ihrer nur rasch in verzweifelter Angst zu entledigen, hinabgeschleudert wurden.

Und wenn man dann diese Leichen zusammenraffte, dann verwirrte die Scheu des Hellenen vor der Berührung todter Leiber im Vereine mit der Angst vor der Ansteckung die Gemüther, und in blinder Hast wurden Sterbende unter die Todten, Besinnungslose unter Verwesende geworfen.

Und wo von Angehörigen ein Scheiterhaufen zur Verbrennung eines Verstorbenen errichtet war, da drängten Andere mit anderen Todten sich herbei und wollten auch diese in dieselben Flammen werfen, bis der Brand erstickt wurde durch die Zahl der Leichen, und ein wilder Kampf sich entspann um die brennenden Scheiter.

Zu bemerken glaubte man, daß nicht einmal Raubvögel und wilde Thiere, welche Aeser suchen, die unbestatteten Pestleichen berührten. Thaten sie es aber, so fielen sie selbst der Krankheit rasch zum Opfer und verendeten. Dies geschah auch häufig den Hunden

Die Furcht vor Ansteckung entfremdete die Menschen einander. Die Agora verödete die Ringschulen standen leer, das Volk wagte nicht mehr sich auf der Pnyx zu versammeln. Die Pforten der Häuser waren entweder fest verschlossen, weil man alle Annäherung abwehrte, oder standen völlig offen, weil das Innere verödet war und ausgestorben. Selbst die Bande des Blutes löste der Schauder. Auch der Willkühr der Sklaven sahen Viele sich preisgegeben, indem dieselben jetzt für frühere Unterdrückung sich rächten durch Ungehorsam, Trotz, verweigerte Hilfe, Diebstahl, freche Plünderung.

Erbitterung wechselte in den Gemüthern mit stumpfsinniger Ergebung. Nicht Wenige aber trieb das Verlangen sich zu betäuben zu wilder Ausgelassenheit und dem Genuß unge-

zügelter Lüste. Man suchte Muth oder Vergessenheit in der Berauschung.

Als ein Unerschrockener und als lachender Verächter der Gefahr trat der tolle Menon hervor. Dieser war überall zu finden, wo das äußerste Grausen der Seuche heimisch war. Am liebsten schien er unter Leichen zu weilen. Man sah ihn manches Mal auf einem Hügel von todten Leibern sitzen, sich gleichsam freuend des Unheils und das feige Volk verspottend, das vor den Leichen und vor ihm selbst, dem Verpesteten, entfloh. Und da man merkte, daß eben er, welcher die Gefahr in trunkenem Uebermuth herausfor[illegible], verschont blieb, so mehrte sich die Zahl Derjenigen, welche ein Gleiches thaten. Bald waren die Gassen und Plätze betrunkenen Strolchen überlassen, welche gleichsam der Königin Pest zutranken, und lachend ihren Schrecknissen trotzten. Eben diese waren es dann auch, welche für Geld sich herbeiließen, die Todten aus den Häusern wegzutragen, oder in den Strassen aufzulesen, und sie der Bestattung oder Verbrennung zuzuführen. Sie übten ihr Handwerk mit der rohen Vermessenheit von Menschen, welche ihr Leben nicht umsonst auf's Spiel setzen wollen. Sie forderten und nahmen, was ihnen gefiel, plünderten und verübten in den Behausungen, in welche ihr Beruf sie führte, jede Art von Gewaltsamkeit. Scheu vor dem Gesetze gab es nicht, denn die Thätigkeit der Gerichte war längst ins Stocken gerathen, und der Verbrecher dachte, daß die Seuche entweder Diejenigen, die ihn anklagen könnten, dahinraffen, oder ihn selbst der Nothwendigkeit, sich zu verantworten, überheben werde.

Aber nicht blos Männer der ärmeren und der untersten Klassen überließen sich roher Ausschweifung, auch Begüterte thaten so, vornehmlich war es die Jugend, welche in solcher Art sich gegen den Eindruck des sie umgebenden Grausens zu waffnen suchte. Viele sahen sich plötzlich reich geworden indem das Erbe ihrer Eltern, ihrer Geschwister, ihrer Verwandten

ihnen auf einmal zufiel. Da sie aber fürchten mußten, bald ein gleiches Schicksal zu erleiden, wie Diejenigen, welche sie beerbt hatten, so suchten sie der ihnen zu Theil gewordenen Glücksgüter so viel als möglich froh zu werden und vergeudeten dieselben in betäubenden wilden Genüssen. Beim Anblicke dieser schnell Bereicherten schlug in Anderen die Erwartung Wurzel, eines gleichen Loses froh zu werden; aus der Erwartung aber keimte Hoffnung und frevelhafter Wunsch

So lösten auch in diesem Betracht sich mehr und mehr die sittlichen Bande und es freuten die Ueberlebenden sich der Vortheile, welche aus dem Unmaße des allgemeinen Sterbens für sie erwuchsen.

Wenn aber die Seuche mit ihren Wirkungen den Genußtrieb in Vielen krankhaft zu steigern schien, so machte auch hier wie überall die Regel sich geltend, daß die Gegensätze neben einander bestehen, oder daß einer in den anderen umschlägt. Mit dem zügellosen Treiben, und mit der Auflösung aller Bande, breitete mehr und mehr auch düsterer Aberglaube seine Herrschaft aus. Bald suchten Diejenigen, welche noch eben zu wilder Trunkenheit und Ausgelassenheit sich geflüchtet, ein neues Schutzmittel und einen neuen Trost in übertriebener Frömmigkeit, in abergläubischer Verehrung der Götter.

Männer traten hervor wie Diopeithes, welche das über Athen verhängte Mißgeschick als eine Strafe darstellten für die vorher geübte Götterverachtung, und der Grimm des Volkes wendete sich gegen Diejenigen, welche ihm von Diopeithes und seinesgleichen als die hauptsächlichsten Urheber des Götterzornes bezeichnet wurden.

Nun gedachte man auch jenes mystischen Sabazioskultes wieder, und von jenem Metragyrten wurde gesprochen, welcher in den Erdschlund des Barathron gestürzt worden war durch die übermüthigen, trunkenen Ithyphaller. Und viele gab es jetzt, welche der Meinung waren, man habe vielleicht mit Un-

recht jenen Heiland Sabazios verschmäht, jenen Erlöser von allen Uebeln, und in der Frevelthat, welche an dem schuldlosen Metragyrten begangen worden, sei der eigentliche Anlaß des Götterzornes und insbesondere die Rache des beleidigten Sabazios zu erblicken. Ihn zu versöhnen, meinten sie, sei nun die erste Pflicht und das einzige Heilmittel der menschenvertilgenden Seuche. Eine gewisse zu Athen lebende Fremde, Nikos geheißen, ein Weib, welches auf allerlei Zauber und geheimnißvolle Dinge sich verstand, warf zu einer Priesterin und Verkünderin des Sabazios sich auf. In die Weihen dieses Gottes sich aufnehmen zu lassen, galt bald als Heiligung und Errettung. Mit wunderlichen Gebräuchen wurde der Aberglaube vollzogen: ein Rehfell wurde den Einzuweihenden umgehangen, ein Weihetrank wurde ihnen zu trinken gereicht, sie wurden mit Lehm und Kleien eingerieben, und eine Schlange wurde durch ihren Busen gezogen. Sie saßen dabei auf der Erde, und mit dem Ausrufe „Dem Uebel entrann ich, das Beff're gewann ich" erhoben sie sich nach vollbrachter Weihe. Eine nächtliche Feier vereinigte düstere Bräuche mit Orgien der Sinne. So fand Das, wozu die Noth der furchtbaren Landesplage verirrte Gemüther trieb, Ausschweifung und Aberglaube, in dem Sabaziosdienste sich vereinigt. Man sah nun häufige Umzüge zu Ehren der Kybele und des Sabazios. Viele gab es, welche es den Metragyrten gleich thaten, die Sikinnis tanzten, und sich dabei geißelten und verwundeten. Aber auch die Pest zu heilen rühmten sich die Anhänger des phrygischen Gottes. Sie setzten den Erkrankten auf einen Stuhl und umtanzten ihn mit wildem Getöse. Sich in diesen Reigen zu mischen, galt als ein Schutzmittel gegen die Krankheit für die Gesunden.

So weit war es gekommen mit dem Volke der Athenäer

Was Aspasia gefürchtet hatte und verhindern zu können glaubte, geschah: Fremdes und Düsteres drang ein in die

heitere und schöne Griechenwelt, um, wenn auch nicht sofort zu völligem Siege zu gelangen, doch Dasjenige vorzubereiten und anzudeuten, worin das Hellenenthum wie ein heller Stern in trübem Gewölk erlöschen sollte.

Während zu Athen die furchtbare Seuche dumpfe Verzweiflung und geisttrübenden Wahn ausbrütete und einem fremden Aberglauben die Bahn brach, der nicht mehr harmlos war wie der heimische und eingeborne, sondern die Wurzel gesunden Lebens benagte, umlauerten Schrecken anderer Art das attische Land.

Der Krieg war neuerdings entbrannt. Neuerdings überfiel peloponnesisches Volk die ländlichen Gaue Attikas, und drängte die Bevölkerung derselben in die Stadt, neuerdings war eine starke Flotte, diesmal geführt von Perikles selbst, ausgelaufen, und wieder zwangen die Erfolge, welche dieselbe an den Küsten des Peloponnesos erkämpfte, den Sparterkönig zu eiliger Heimkehr. Aber Potidaia widerstand noch immer, Korinth mußte belagert werden, und bald hier, bald dort loderte in Kolonien und verbündeten Städten die Flamme des Aufruhrs neu empor.

Um Aspasia und seine beiden Söhne, Paralos und Xanthippos, dem Bereiche der größten Gefahr zu entrücken, hatte Perikles ihnen für die Zeit seiner Abwesenheit das ländliche Gut zum Aufenthalte angewiesen. Dorthin begab sich Aspasia mit ihrer ganzen Hausgenossenschaft. Aber das Unheil folgte ihr, und aus der Pflanzschule der geistbeseelten Anmuth wurden nach Simaitha auch Drosis und Prasina hinweggerafft. Sie waren aus der Gefangenschaft zu Megara durch den siegreichen Perikles nur befreit worden, um zu Athen in ihrer Jugendblüte dem Würgengel der Pest zu verfallen.

Wer es vermochte, der entfloh gleich Aspasia aus der verpesteten Stadt in die ländlichen Gaue oder auf nahe gelegene Inseln, wo die Gefahr geringer schien.

Zerriſſen war der Freundeskreis Aſpaſias. Euripides hatte nicht erſt jetzt Athen verlaſſen Zum Menſchenfeinde geworden, lebte er auf Salamis in ſtiller Verborgenheit, und brachte am liebſten ſeine Zeit in jener Ufergrotte hin, in welcher er unter wildem Schlachtgewitter das Licht der Welt zuerſt erblickt hatte. Hier ſaß er einſam und hing ſeinen Betrachtungen nach, die Augen auf das Meer gerichtet und nichts von Athen zu hören verlangend, als was ihm etwa die Wellen zuflüſterten, die von dort herüberkommend zu ſeinen Füßen verſchäumten.

Sophokles lebte nach wie vor in ſeiner ländlichen Zurückgezogenheit am Kephiſſosufer, und das Haupt des Götterlieblings blieb dort unberührt von der Geißel, welche das Schickſal über den Athenäern ſchwang. Heitere Weisheit war ihm treu geblieben und hatte ihn gelehrt, dem Loſe des Perikles zu entgehen, nichts ſeinem Herzen allzu theuer werden zu laſſen, und dem Ernſte des Lebens nicht allzu große Gewalt über ſein Gemüth zu verſtatten.

Auch das Haupt des Sokrates verſchonte die Geißel, obgleich er die Brutſtätte der wüthenden Seuche nicht verließ, furchtlos die Gaſſen Athens durchwanderte, auch die Nähe der Menſchen nicht vermied, und überall, wo er konnte, hülfreich ſich erwies.

Der junge Alkibiades hatte inzwiſchen des Hipponikos Tochter, die roſige Hipparete, als Gattin in ſein Haus geführt.

Auch er trotzte mit dem alten Uebermuthe den Schrecken der Seuche, obgleich er ſah, daß der Götterzorn die Ithyphaller nicht ſchonte, und die Peſt einen ſeiner liebſten Genoſſen, den jungen Demos, den Sohn des Pyrilampes, von ſeiner Seite dahinraffte. Als Perikles mit den Schiffen auszog, war Alkibiades in ſeinem Geleite. So konnten die Sabaziosdiener ihr Weſen treiben, ohne die wilden Ithyphaller und den Erdſchlund des Barathron fürchten zu müſſen.

Die Seuche ließ ein wenig nach, eben nur so viel, daß der Einzelne auch des Gemeinwesens wieder gedenken und die Stadt der Athener von Dem, was sie unmittelbar bedrängte, den Blick wieder auf Das zu richten vermochte, was im weiteren Kreise sie umdrohte. Die sich erneuernde Kriegsnoth fand verzagte Gemüther; die waffenfähige Mannschaft war verringert durch die Pest, auch auf der Flotte und vor Potidaia herrschte die Seuche. Erfolgreich kämpfte mit seiner Flotte Perikles auch jetzt an der peloponnesischen Küste. Aber was half es, da allmälig ganz Hellas, in Parteien gespalten, in die Wirrsal mit hineingezogen wurde, an diesem Punkte der Kampf erlosch, an jenem wieder entbrannte, überall nicht blos die beiden Gegner, sondern auch die Verbündeten derselben an einander geriethen, die Bundesgenossenschaften selbst aber beständig schwankten und wechselten. Nicht mehr war die Führung einem Einzelnen möglich; was hier errungen wurde, ging an einem anderen entfernteren Punkte wieder verloren, nirgends stellte der Feind sich zu letzter Entscheidung, in unzählige Einzelkämpfe zersplitterte sich der große Hellenenkrieg.

Auf die Kunde, daß das zage Volk zu Athen in Unterhandlungen mit Sparta sich einließ, beschleunigte Perikles seine Heimkehr. Die Athener neu zu ermuthigen, schmachvolles Verzagen zu hindern, dachte er; aber diese, mürbe gemacht durch die schwere Heimsuchung des Schicksals, kamen günstiger als je den geheimen Plänen der Demagogen und des Diopeithes entgegen.

Der Erechtheuspriester war von der Pest befallen worden und wieder genesen. Seit jener Zeit war sein wilder fanatischer Eifer noch gewachsen. Einen Götterwink erblickte er in seiner Errettung aus der tödlichen Gefahr.

Eines Tages ereignete es sich, daß auf der Agora ein Häuflein von Bürgern um einen Mann versammelt stand, und seinen Reden lauschte. Denn allmälig wagten die Athener es

wieder, ſich einander zu nähern, während noch kurz vorher Einer den Andern wie die Peſt ſelber geflohen hatte.

Der Mann, der inmitten des Häufleins von Zuhörern ſtand, war Einer von den muthig und frei Geſinnten, welchen nun doch zuweilen wieder die Zunge gelöſ't ſchien. Er vermaß ſich nicht blos unverholen gegen die Demagogen zu eifern und aufs Lebhafteſte für den Perikles einzutreten, ſondern auch den Aberglauben zu verurtheilen, welchem das atheniſche Volk zur Beute geworden. Da nun unter den Zuhörern viele Anhänger des Diopeithes und des Kleon waren, ſo entſpann ſich ein heftiges Gezänk, und jener Freigeſinnte wurde zuletzt von den auf ihn eindringenden Gegnern ergriffen und mißhandelt.

In dieſem Augenblicke kam der Erechtheuspriester des Weges, begleitet von einer Anzahl ſeiner Anhänger und Freunde.

Als er vernahm, daß Jener den Perikles vertheidigt und das Vertrauen der Athener auf die Götter kleinmüthigen Aberglauben geſcholten, nahmen die Züge des Prieſters den Ausdruck einer unheilvollen, düſteren Erregung an.

Er drehte eine Zeit lang ſeine Augen ſtarr aufwärts, wie unmittelbar im Geiſte mit den Himmliſchen verkehrend, und dann begann er zum Volke zu reden.

„Wiſſet, ihr Athenäer," ſagte er, „daß in dieſer Nacht die Götter mir einen Traum geſendet und jetzt zur rechten Zeit mich an dieſe Stelle geführt haben. Schuld auf Schuld iſt gehäuft worden in einer langen Reihe von Jahren zu Athen: Sophiſten und Götterleugner haben euch bethört, Hetären haben euch beherrſcht, Tempel und Götterbilder ſind errichtet worden, nicht zur Ehre der Götter, ſondern zu leerem Prunk und zum Verderb der ſchlichten Denkart und der frommen Weiſe der Väter. Zur Strafe für Entartung, Götterleugnung, Ueppigkeit, leidet ihr nun was ihr leidet. Nicht zum erſten Mal entladet ſich Götterzorn über die Hellenen. Und ihr wißt, in

welcher Weise Götterzorn in Urväter-Zeiten beschwichtigt zu werden pflegte. Ihr wißt, daß die Götter zuweilen nur durch das höchste aller Sühnopfer, durch ein Menschenopfer versöhnt werden konnten. Ergreift diesen Götterleugner: sein Leben ist durch die frevelhafte Leugnung der Götter nach dem Gesetze ohnedies verwirkt. Er ist ein Verbrecher, unrettbar dem Tode verfallen. Aber statt durch die Hand des Scharfrichters seine Strafe zu erleiden, soll er in der Weise des uralten, halbvergessenen Brauchs den Göttern dargebracht werden als Sühnopfer, soll mit Sang und Klang durch die Strassen geleitet, verbrannt, und, zu Asche verwandelt, in die Winde gestreut werden!"

Während der Priester sprach, hatte immer mehr des Volks sich versammelt. Darunter war auch Pamphilos. Als dieser hörte, daß man jenem Freunde und Vertheidiger des Perikles an's Leben gehen wolle, zeigte er sogleich sich einverstanden.

„Drüben am Ufer des Ilissos," sagte er, „brennen Tag und Nacht die Scheiterhaufen, auf welchen die von der Seuche Dahingerafften verbrannt werden. Auf einem jener lustig flackernden Holzstösse wird auch Platz sein für Diesen!" —

Damit faßte er selbst der Erste jenen Schuldigen, und eine Zahl der wildesten unter seinen Gesellen schickte mit ihm sich an, den Unglücklichen hinwegzuschleppen.

Jetzt kam Perikles auf die Agora, im Begriffe, sich in das Buleuterion zu begeben. Er sah den Tumult, und erforschte die Ursache desselben.

Laut hallte es aus der wilderregten Menge zurück, daß die Götter ein Sühnopfer verlangten, und daß man eben sich anschicke, denselben ein solches in der Person des Frevlers und Götterleugners Megillos darzubringen.

Perikles drängte sich mit abwehrender Geberde dazwischen. Ihm aber trat Diopeithes entgegen.

Und nun ſtanden die beiden Männer, auf welchen die Führerſchaft des großen Kampfes beruhte, der ſeit Jahren zu Athen gekämpft wurde und der Entſcheidung immer näher rückte, zum erſten Male perſönlich wie im Zweikampfe ſich gegenüber.

„Zurück, Alkmäonide!“ rief der Erechtheuspriester. „Willſt du auch jetzt noch den Göttern entziehen, was ihnen gebührt und was ſie gebietend verlangen? Willſt du dem Volke der Athener es wehren, die ſchuldige Sühne zu ſuchen und die endliche Errettung aus der Noth, in welche kein Anderer als du ſelbſt es geſtürzt hat? Siehſt du nicht, wohin deine Verblendung dies früher von den Göttern geſegnete Volk geführt hat? Dein Werk iſt es, wenn ſie von der alten frommen Weiſe ſich abgewendet, wenn ſie nach Reichthum, Wohlleben und eitlem Glanz getrachtet, wenn ſie falſchem Lichte gefolgt ſind, und gehört haben auf die Worte der Götterverächter!“

„Und du, Diopeithes?“ entgegnete Perikles mit ernſter aber ruhiger Entſchiedenheit; „wohin gedenkſt du das Volk der Athenäer zu führen? zum fanatiſchen Morde der Bürger — zur Erneuerung rohen, unmenſchlichen Greuels, vor welchem, einer helleren Geſittung zureifend, der Hellenengeiſt ſchon ſeit Jahrhunderten mit Schauder ſich abgewendet!“ —

„Danke den Göttern, o Perikles!“ rief Diopeithes „daß ſie Dieſen da in unſere Hand gegeben — danke den Göttern, wenn ſie mit dem Blute dieſes Mannes ſich für jetzt begnügen wollen! Denn wenn ſie den eigentlichen Schuldigen von uns forderten, den Schuldigſten im Volke der Athenäer, weißt du, wen wir ergreifen und den Flammen überliefern müßten? Wie einſt der Seher Teireſias den übermüthig prahlenden Oedipus, ſo müßten wir dir zurufen, Alkmäonide, du biſt der Schuldige, du biſt der Urheber des Götterzornes! Alter Fluch ruht auf deinem Geſchlechte! Durch dich, durch deine Genoſſen und Freunde iſt Athen gottlos geworden, durch

dich iſt die Kriegsnoth über uns hereingebrochen, und die ſchlimmſte Geißel in Götterhänden, die Peſt, ſollte zu voller Sühne mit keinem andern, als mit deinem Blute abgewendet werden!" —

„Wenn es ſich ſo verhält, wie du ſagſt," entgegnete ruhig Perikles, „ſo laßt den Mann da los, und opfert Denjenigen, welcher euch der Schuldigſte dünkt!"

Damit befreite Perikles den zum Tode Verurtheilten aus der Hand des Pamphilos. Mit einem Grinſen der Genugthuung ließ dieſer ſein früheres Opfer los, und ſäumte nicht, froh des Tauſches, Hand an den ihm verhaßten, nun ſelbſt ſich darbietenden Strategen zu legen.

„Was zögert ihr?" ſagte Perikles zu den verblüfften, ſtummen und regungsloſen Athenern. „Meint ihr, daß ich nur in der Erwartung mich darbiete, von euch verſchont zu werden? Glaubet, Männer von Athen, daß es mir faſt gleichgültig erſcheint, ob ihr mich verſchont, oder mich hinweg zum Tode ſchleppt! Dem ſchönſten Glücke, dem ruhmvollſten Glanze, dem vollen Lichte der Wahrheit und der Freiheit meinte ich Athen entgegen zu führen, und nun ſehe ich, daß ein götterverhängter Umſchwung — oder iſt es ein Fluch von Anbeginn, der allem Naturlaufe anhängt? — uns wieder ergreift und zurückführt in Nacht und Wirrſal; daß nicht blos äußeres Ungemach hereinbricht über Hellas, ſondern auch in unſerem Innern allmälig dunkle Gewalten über die lichten ſiegen! Ich danke den Göttern, wenn ich meines Vaterlandes Glanz und Blüte nicht überlebe! — Tödtet mich!" —

Stumm und regungslos ſtanden noch immer die Athener. Pamphilos wurde ungeduldig.

Jetzt trat ein Mann aus der Menge hervor und ſagte, indem er Miene machte hinweg zu gehen: „Wenn ihr den Perikles tödten wollt, ſo thut es ohne mich. Ich will nichts davon ſehen. Mich hat er einmal in Thrazien als Schwerverwundeten

mit eigenen Händen fortgeschleppt, als alle Andern vor der großen Ueberzahl der Angreifer entflohen und mich in Feindeshand zurücklassen wollten."

„Auch ich gehe!" rief ein Zweiter. „Ich wurde von ihm im samischen Kriege begnadigt, als die andern mir feindlichen Strategen ob eines geringen Vergehens mich zum Tode verurtheilen wollten."

„Auch ich will mit der Sache da nichts zu thun haben," sagte ein Dritter; „auch mir hat Perikles Gutes erwiesen durch seine Fürsprache, als ich bei allen Obrigkeiten Athens das mir gebührende Recht nicht fand."

„Auch mir! auch mir!" scholl es aus der Menge, und immer größer wurde die Zahl der Männer, welche von dem Haufen sich absonderten.

„Durch die wissentliche Schuld des Perikles hat kein Athenäer jemals Trauer angelegt!" ertönte es. Pamphilos hielt sein Opfer, das ihm zu entgehen drohte, krampfhaft fest.

„Laß den Perikles los, Pamphilos! riefen Einige. Dann riefen es noch Mehrere, und endlich scholl der Ruf im lauten Chore:

„Laß den Perikles los, Pamphilos!" —

An diesem Manne konnten die Athenäer selbst in ihren schlimmsten Augenblicken sich nicht vergreifen.

„Noch einmal hast du gesiegt!" rief höhnend Diopeithes dem Befreiten zu. „Aber es war vielleicht der letzte deiner Triumphe. Auf dein Haupt wälze ich die Schuld, wenn die Götter unversöhnt bleiben und ihre Geißel fortwüthet über uns!" —

Kurze Zeit nach diesem Begebniß wurden die beiden Söhne des Perikles, Paralos und Xanthippos, von der Seuche ergriffen, und fielen derselben zum Opfer

Mit Genugthuung wies der Erechtheuspriester auf den-

offenbar gewordenen Götterfluch, welcher nun endlich das Geschlecht der Alkmäoniden austilge.

Die Gewalt der Seuche nahm wieder zu. An das unterlassene Sühnopfer und an Perikles, der es hintertrieben hatte, erinnerten jetzt unablässig Diopeithes und seine Anhänger. Glaubwürdig erschien die Verschuldung und der Götterzorn nach dem Unglück, welches von den Himmlischen über den Mann verhängt erschien.

Mehr als je wurden die Gemüther der Athenäer verdüstert.

Das Feld war den Gegnern des Perikles überlassen.

In einer Art von dumpfer Gleichgiltigkeit ließ Perikles, nach so vielen Ungemach nun auch noch durch den plötzlichen Tod seiner Sprößlinge, durch den Untergang seines Hauses erschüttert, den Dingen ihren Lauf. Der Augenblick, den lange vorbereiteten Streich zu führen, war für seine Feinde gekommen.

Ihn seines Strategenamtes und aller andern von ihm bekleideten Würden zu entheben, wurde in spärlich besuchter Volksversammlung von frecher Bosheit beantragt, und von stumpfsinniger Verwirrung gutgeheißen.

Nach Jahrzehnten ruhmvoller Staatslenkung sollte Perikles, der Olympier, wieder einfacher athenischer Bürger sein? Diopeithes sollte endgiltig gesiegt haben? —

Wohlauf denn, ihr Männer, hieß es jetzt, die ihr das große Wort im Volke führt, Kleon, Lysikles, Pamphilos, zungenfertige Redner und Rathgeber auf der Pnyx — stellt euch an die Spitze der Flotten und Heere! ergreift die Zügel, die man den Händen des herrschsüchtigen Perikles entwunden! —

Auf der Agora ereifert in der That sich eben wieder der unermüdliche Pamphilos, einen Schwarm des Volkes um sich versammelnd, den Beruf seines Freundes Kleon zur Führer-

ſchaft darzuthun, den Muth desſelben, ſeine Geſinnungen, ſeine Fähigkeiten zu rühmen.

Nach langem und lebhaftem Geſpräche der Verſammelten tritt plötzlich ein ärmlicher Mann von ſonderbarem, halbverwildertem Anſehen hervor und beginnt vor dem Volke mit Eifer zu reden.

„Mitbürger!“ ruft er, „wir haben den Perikles abgeſetzt, wir, das atheniſche Volk. Und dies war gut, inſoferne Perikles daraus erſehen konnte, daß wir noch die Volksherrſchaft haben hier zu Athen. In ſo weit, ſage ich, war es gut. Im Uebrigen aber bleibt es doch eine verwünſchte wunderliche Sache, ſich ein Bein abzuſägen in dem Augenblicke, wo man zu Olympia wettlaufen ſoll — und nachdem wir aus dem Rauch in's Feuer gekommen, und der Ochs, wie man zu ſagen pflegt, für einen Dreier feil iſt, und Wurſtſtopfer uns weiß machen wollen, ſie hätten Vogelmilch zu verkaufen . . .“

„Ein Köter ſoll bei den Hoden dich zerren, du Wicht!“ unterbrach ihn ergrimmt der Mann aus der rohen Hefe des Volkes. „Wirſt du nicht ſchweigen?“

„Ich ſchweige nicht!“ entgegnete jener halb Verwilderte. „Ich bin atheniſcher Bürger ſo gut als Einer und ſcheue Niemand. Ich bin ein Mann aus Halimos: Bandkrämer war ich, und habe beſſere Tage geſehen; aber nachdem mir Weib und Kinder hingeſtorben an der Peſt, und ich ſelber nur mit genauer Noth unter Leichen vom Krankenlager wieder aufſtand, habe ich Alles liegen laſſen, wie es lag, und mich hier in der Stadt als Leichenträger verdungen, das heißt, ich helfe die Peſtleichen aus den Häuſern zu den Scheiterhaufen ſchleppen.“

Bei dieſer Aeußerung des Mannes wichen Alle mit einer gewiſſen Scheu zurück und hielten ſich in ängſtlicher Entfernung von ihm.

Der einſtige Bandkrämer aus Halimos aber ließ ſich dadurch nicht ſtören und fuhr fort:

„Ich rühme mich, wie ihr mich da seht, ein Mann von Erfahrung zu sein in politischen Dingen. Ich war vor fünfzehn Jahren unter Denjenigen auf der Pnyx, welche die Erbauung des Parthenon beschlossen, und welche den Richtersold und die Schauspielgelder bewilligten. Ich habe immer meine Bürgerpflicht gethan und das Wohl des Gemeinwesens im Auge gehabt, und ich sage euch, die Peloponnesier sind keine Rinder und Schafe, daß sie sich von dem Gerber Kleon so ohne Weiteres das Fell gerben lassen sollten. Und wenn die beiden Söhne des Perikles an der Pest hinwegstarben, so hätte man den unglücklichen Mann, den kinderlos gewordenen Vater, genau genommen, bedauern, nicht aber deshalb eine Geringschätzung auf ihn werfen und die Sache so ansehen sollen, als ob man ihn als einen vom Götterzorn Bezeichneten schmähen und verfolgen müsse" —

„Genug von Perikles," unterbrach den Bandkrämer wieder der schreiende Pamphilos. „Wir wollen nichts mehr hören von Perikles. Er taugt nichts mehr. Er kränkelt, wie man hört. Was soll uns ein kranker Mann?"

„Gib Acht, Pamphilos!" rief der Andere; „das Heilmittel des kranken Löwen ist, wie das Sprichwort sagt, daß er einen Pavian verzehrt!"

„Du willst mich lästern?" schrie der Wurstmacher und hob seine Ferse schon empor, wie um der Hüfte des Gegners damit einen Stoß zu versetzen.

„Komm heran!" rief der Mann aus Halimos, „ich gerbe dich durch, bis dein Fell ein Purpurkleid! — Ich reiße dir die Lunge aus dem Leib und hasple dein Gekröse!"

Pamphilos entwich scheu vor der Berührung des Pestleichenträgers.

„Zurück!" rief er, „zurück! Wage es nicht, deine verpestete Hand an den Leib eines atheniſchen Bürgers zu legen! Zurück, Elender! Elendester, Allerelendester der Menschen!" —

„Warum?“ rief der Peſtleichenträger grinſend. „Du wirſt es vielleicht noch leiden müſſen, wenn ich dich anrühre! Solche Burſche wie du hoffe ich noch einige Dutzend auf meinen Karren zu bekommen! Im Uebrigen aber wiederhole ich: es war gut, daß wir den Perikles abſetzten, damit er ſehe, daß wir ihn abſetzen können, wenn wir wollen; nachdem er dies aber geſehen, iſt das Beſte, daß wir hingehen, und ihn wieder einſetzen und ihm die Flotte wieder anvertrauen, denn wir können ihn nicht entbehren, ſag' ich — wir haben keinen Zweiten ſeinesgleichen, und nicht Jeder, der eine Keule trägt, iſt auch ein Held“ —

Was der halbverwilderte Mann aus Halimos da in ſeiner wunderlichen aber ehrlich gemeinten Weiſe vorbrachte, das trug in ſich eine ſchwer zu bekämpfende Logik.

In der That, wer zu Athen wieder den Krieg wollte, der mußte auch den Perikles wollen. Potidaia war endlich gefallen — neu regte ſich, wenn auch nur mit mattem Flügelſchlage, die Hoffnung. Raſch ſchlug die Stimmung im beweglichen Athenervolke wieder um.

Am nächſten Tage ſtrömten die Athenäer zur Pnyx und ſetzten den Perikles in ſeine Aemter und Würden wieder ein.

Sie meinten, es ſei noch der alte Perikles, welchem ſie neuerdings ſich anvertrauten. Sie irrten.

Sophokles war der Erſte, der ſeinem Freunde die Kunde von dem neuen Entſchluſſe des Volkes brachte.

„Die Athener haben dir Alles zurückgegeben!“ ſagte glückwünſchend der Dichter.

„Alles,“ entgegnete Perikles bitter lächelnd, „nur nicht das Vertrauen auf ſie, das Vertrauen auf das Glück Athens, und das Vertrauen auf mich ſelbſt!“ —

„Diopeithes triumphirt dennoch!“ fuhr er fort. Scheinbar iſt er zuletzt nun wieder unterlegen, in Wahrheit aber ſind wir die Beſiegten zu Athen. Das nächſte ſeiner Ziele zwar

erreichte Diopeithes nicht, aber was er und die Seinen gethan und vorbereitet seit lange, das war nicht verloren im Volke der Athenäer!" —

„Verbanne die trüben Ahnungen aus deinem Herzen!" mahnte Sophokles. „Athen und Hellas stehen noch auf ihrer Höhe: noch manches Herrliche werden sie zeitigen, noch manchen Ruhmeskranz erringen. Nicht uns geziemt es, zu klagen, welchen es vergönnt war, die edelste Blüte entfaltet zu schauen" —

„Aber auch den Wurm der sich festsetzt in dieser edelsten Blüte!" erwiderte Perikles „Noch ist sie nicht da, die Zeit, die sich ankündigt, aber eine dunkle Zukunft wirft ihren Schatten weit voraus. Nach einem Gipfel heiterer Freiheit, Schönheit und Erkenntniß strebten wir. Verwirklicht hat von unseren Träumen der Traum der Schönheit sich — die andern aber zerrinnen in Nacht und Wirrsal. Kurz sind, wie es scheint, die Lebensfrühlinge der Völker, und ihre Blüten welken, bevor sie sich noch völlig entfaltet!"

So sprach an jenem Tage Perikles zu dem edelsten seiner Freunde. — —

Noch einmal wuchs die Gewalt der verheerenden Seuche.

Es kam im Wandel der Monde eine finstere Nacht, eine sturmdurchsauste Nacht. Kühl wehte der Wind her über das attische Land von den Klüften und Zacken des Pindus. Finster schlugen im Piräus die Wogen an die Steindämme. Die Schiffe im Hafen schwankten, ihre Balken krachten, ihre Ruderstangen knarrten. In den menschenleeren Straßen von Athen spukten die Winde wie Gespenster, mit den offenen Thürflügeln verödeter Behausungen spielend, einsame Peristyle durchwimmernd. Man wußte zuweilen nicht, ob es das Heulen und Gewimmer des Windes war, oder die Klagen und Seufzer jammernder Mütter, was man vernahm Ueber Zinnen, Giebel und Marmorbilder des Parthenon flog schwarzes Gewölk. Die als Weihegeschenke aufgehangenen Schilde schlugen

klappernd an die Architrave, an welchen sie hingen. Nächtliche Vögel krächzten. Das Riesenbild der mit Lanze und Helm bewehrten Athene Promachos erbebte auf seinem granitnen Sockel.

In dieser dunklen, winddurchsausten Nacht, wo Jeder sich im Innern seines Hauses hielt, und die Straßen wie leergefegt sich zeigten, irrte ein Mann umher, von einer seltsamen Unruhe getrieben. Dieser Mann war Sokrates. Nicht fremd geworden war ihm die alte Gewöhnung, nächtlich umherzuwandeln in wilder Gedankenjagd: mehr selbst gejagt von den Gedanken, als nach ihnen jagend. So schweifte er auch in jener Nacht umher, blindlings, wie nach einem unbewußten Ziele getrieben.

Er gerieth ans öde Ufer des Ilissos, wo niedergebrannte Scheiterhaufen lagen, und wo bei Hügeln von Asche und glimmenden Kohlen der tolle Menon saß. Der Tolle grins'te, fachte mit seinem Odem die Kohlen an und wärmte sich dabei, und schlürfte zuweilen einen Schluck aus einer Flasche edlen Chiers, weggetragen aus einem durch die Pest entvölkerten Hause, dessen Vorräthe den Strolchen zu leichter Beute geworden.

Hie und da stieß der Fuß des eilenden Sokrates im Dunkel auf nur halb verbrannte, schwarzverkohlte Glieder.

Und weiter verfolgte er, ziellos, seinen Weg. Da fühlte er von Veilchenduft sich angelockt. Er nähert sich, und stößt auf einen Brunnen, mit Veilchen umpflanzt nach Athenersitte. Die Veilchen dufteten so seltsam. Die heiße Stirn zu kühlen, beugt Sokrates sich nieder, und seine trockenen Lippen suchen die labende Feuchte. Aber auch hier grins't ihm der Tod entgegen, und bald wird ihm des Veilchenduftes seltsame Mischung erklärlich. Einen Leichnam trug die besudelte Welle, einen der Unglücklichen, welche die verzweifelte Gier nach Kühlung noch in den Stunden der Agonie zu den Brunnen trieb.

Schaudernd fuhr Sokrates zurück. Dann aber, sich fassend, pflückte er eines von den Veilchen, betrachtete es lange sinnend und sagte: „O ihr attischen Veilchen, wer wird künftig euch noch preisen und die veilchenbekränzten Athener, wenn euer gefeierter Würzeduft so arg gemischt ist mit Moderdüften?“ —

Er stürzte zurück, tiefer in die Gassen, wo die Thüren im Winde klapperten, und Mütter mit den Winden wie im Wettstreit wimmerten. Er blickte zur Akropolis empor, und sah das schwarze, tiefgesenkte, zerrissene Gewölk, das mit den kreischenden Nachtvögeln zugleich, Geistern des Unheils ähnlich, das Riesenbild der Athene Promachos umflog . . .

Als ob die Unglücksgeister, die er dort zu erblicken glaubte, sich zu ihm niederließen und ihn verfolgend hetzten, irrte Sokrates umher. Plötzlich fand er sich vor dem Hause des Perikles.

Er blieb stehen. Wie oft hatte er diese Schwelle überschritten! und welch' lange Zeit war nun verstrichen, seit er sie nicht wieder betreten!

Er näherte sich wie unbewußt und unwillkührlich der Pforte. Er merkte, daß sie nicht verschlossen war, wie vergessen, vernachlässigt, ohne Hüter.

Er trat ein, öde war die Halle des Eingangs. Kein Laut drang ihm aus dem Innern entgegen. Schauerlich war die Stille, die ihn umgab.

Da begegnete ihm vom Peristyl her der Schein einiger trübe flackernder Lichter.

Es überlief ihn kalt, er wußte nicht weßhalb. Aber zugleich drängte eine unbekannte Gewalt ihn vorwärts.

Da sah er in der Mitte des Peristyls ein Lager mit Purpurkissen aufgerichtet. Auf den Purpurkissen lag ein Verblichener den Leib umhüllt von glänzenden weißen Gewanden — die Stirn umkränzt von grünenden Ranken des Eppichs.

Neben dem ausgestellten Todtenlager saß ein Weib, das Haupt gesenkt, blaß und stumm wie ein Steinbild.

Sokrates blieb im Hintergrunde. Wie festgebannt stand er stille. Seine Augen haften starr und wie die eines Besinnungslosen auf dem Leichnam und auf dem bei dem Leichname sitzenden Weibe.

Das marmorbleiche, regungslose Weib war Aspasia. Der mit Eppich bekränzte Verblichene auf dem Purpurlager war Perikles, der Olympier.

Entseelt lag der Alkmäonide, der Reigenführer jener unsterblichen Schaar von erhabenen Geistern, welche Griechenland für immer verherrlichten — der Held eines goldenen Blütenalters der Menschheit, das noch immer seinen Namen trägt, das er heraufgeführt hatte über Hellas, und mit dessen Schwinden er nun auch selber dahinging.

Größer und stattlicher noch erschien jetzt der Leib des vom Pfeile des Würgengels gefällten, heldenhaften Mannes. Aber Milde war, wie im Leben, so auch jetzt ausgegossen über sein männliches Antlitz. Selbst die Pest hatte diese edlen Züge nicht entstellt. Und es war, als hätte der Tod den Olympier nicht hingeworfen und vernichtet, sondern den innerlich Gebrochenen zu seiner vollen Größe wieder aufgerichtet. Erneuert leuchtete nun wieder in den Zügen des Todten jene heitere Ruhe, die dem Lebenden zuletzt verloren gegangen, ausgeglichen schien der Zwiespalt, der in das innere Wesen des Gatten Aspasias zuletzt sich eingeschlichen . . .

Was sann die bleiche Aspasia am Todtenlager des Perikles?

An ihrem Geiste ging ein glänzender Reigen schöner, großer, herrlicher Erinnerungen vorüber.

Sie gedachte des Augenblicks in der Werkstätte des Pheidias, wo dieses Mannes Feuerauge dem ihrigen zum ersten Male begegnete, wo nach männlich ernstem Ringen für die Größe und Macht Athens die Schönheit ihn in Bande schlug.

Vorſchwebte ihr ſein Bild, jetzt wie er auf der Rednerbühne der Pnyx ſtand und das Volk mit ſich fortriß — jetzt wie er gehobenen Sinnes, begeiſterungsvoll, mit ihr dahinwandelte über die Höhen der Akropolis, des Herrlichen ſich freuend, das unter ſeinen Augen dort entſtand — jetzt wie er, wiederum von Thatendrang erfaßt, vor Samos neuen Lorbeer ſich erſtritt — jetzt wie er warm-beſeelt zu Milet, das ſchönſte Menſchenloos erfüllend, auf blühender Höhe des Lebens den berauſchenden Becher der Freude mit ihr leerte — jetzt wie er auf der Akropolis im Angeſichte neu vollendeter, unſterblicher Schöpfungen einen Bund mit ihr ſchloß, die Seele voll von großen Gedanken und Hoffnungen —

In ſeiner edlen Größe ſchwebte er ihr vor, in ſeiner beſtrickenden Gewalt über die Menſchen, in ſeiner Empfänglichkeit und Wärme, in ſeiner würdevollen Männlichkeit — mild und klug und heldenhaft zugleich — des echten Hellenen Urbild, zu geiſt- und ſeelenvoll, um aufzugehen in einem rauhen Heldenthum, und wieder zu vollbeſeelt, zu thatkräftig, um ſein volles Genügen zu finden in weichlichem Genuß, im Zauberbanne der Schönheit und Liebe.

Dann aber ſchwebte ihr ſein Bild auch vor, wie er an ihrer Seite wandelte auf den Fluren des Peloponneſos, wie mehr und mehr der Ernſt mit leiſen Schatten über ſeine Stirne flog, wie er, durchpulſt vom geheimſten Leben und Weben der fortſchreitenden Zeit, durchwittert vom Ahnungshauch einer neuen, ernſteren, trüberen Zukunft, ſchweigſam ſein tiefſtes, Empfinden barg, bis er aufhörte ein Hellene zu ſein im Geiſt und Sinne des ſchönen Weibes, mit welchem er den heiteren Freudenbund der Liebe geſchloſſen, und bis er, nachdem er des Hellenenthums Entwicklungslauf in ſeiner eigenen Seele durcherlebt, von unheilbar trüben Ahnungen erfaßt, mit der Macht und Größe ſeines Vaterlandes ſelbſt zuſammenbrach —

Wie Aspasia's Auge an dem Antlitz des entseelten Perikles, so haftete das Auge des Sokrates regungslos an dem bleichen Angesichte des Weibes.

Wie das verkörperte Hellas schien sie ihm, welches trauernd saß an der Bahre des edelsten seiner Söhne . . . .

Wie bleich und ernst blickt es aus den Zügen des schönen Weibes, dies einst so heitere Hellas! —

Jetzt erhob Aspasia ihr Auge, und ihr Blick begegnete dem des Sokrates. Es war ein langer, langer Blick, mit welchem Aspasia und Sokrates sich begegneten.

Es war ein langer, tief-ernster Blick, und kein Wort würde die Empfindungen erschöpfen, welche in diesem langen, Blicke sich begegneten.

Nicht ein Laut des Mundes, nur dieser eine Blick wurde zwischen den Beiden gewechselt.

Dann verschwand Sokrates. Wie ein gespensliger Schatten war er aufgetaucht vor dem Weibe — lautlos schwand er hin. Einsam saß wieder beim Todtenlager des großen Hellenen, regungslos und marmorbleich, Aspasia. — —

Fortsetzte Sokrates seine nächtliche Wanderung. Planlos, ziellos eilte er dahin durch die Gassen, eine ungemessene Zeit lang, mit tief erregtem Gemüthe.

Die Gewalt der wimmernden und heulenden Windsbraut hatte nachgelassen. Stiller und noch einsamer als zuvor war es geworden um den nächtlichen Waller. Mitternacht war lange vorüber. Der Morgen kündigte von fern sich an mit einem fast noch unmerklichen grauen Streifen im Osten. Aber noch war es Nacht, dunkle Nacht über den Gassen Athens. Durch das zerrissene Gewölk des Himmels blinkten nur einzelne sinkende Sterne.

Plötzlich tauchte vor Sokrates ein Mann auf, reisefertig, wie es schien, begleitet von einem Sklaven. Es war ein Mann

von ſtrengen, ernſten, beinahe finſteren Zügen. Er muſterte den Sokrates bei der Begegnung.

Sokrates blickte auf, als Jener ihm den Weg vertrat, und erkannte den Agorakritos.

„Wohin in dunkler Nacht?“ fragte den Grübler der einſtige Genoſſe in der Werkſtätte des Pheidias.

„Mich rief ein dringendes Geſchäft nach Athen,“ fuhr Agorakritos fort, als Sokrates mit der Antwort zögerte; „aber ich beeile mich, wieder hinwegzugelangen aus der verpeſteten Stadt. Ich gehe nach Rhamnos, um endlich zu thun, was man ſeit ſo vielen Jahren von mir verlangt, und meine dort aufgeſtellte Göttin mit jenen äußerlichen Kennzeichen zu verſehen, welche ſie unzweifelhaft aus einer Aphrodite zu einer Nemeſis machen. Ich habe lange gezögert — aber nun treibt es mich, den Leuten zu willfahren. Sie ſollen nicht länger zweifeln, die Männer im Lande Attika, daß wirklich die Nemeſis anſtatt der lachenden Aphrodite mitten unter ihnen ſteht. Bin ich ihr doch Dank ſchuldig, jener mit langſamen aber ſicheren Schritten wandelnden Göttin! Hat ſie mich nicht gerächt an dem Weibe, das ich haſſe? Eingekehrt iſt ſie, die Göttin der Wiedervergeltung, im Hauſe des Perikles und der Aſpaſia. Und nun vernahm ich noch zuletzt, daß gar die Seuche ſelbſt vor wenigen Tagen den Perikles ergriff und auf's Krankenlager warf“ —

Sokrates blickte auf, ſah dem Agorakritos ins Angeſicht und ſagte leiſe:

„Er iſt todt!“

Agorakritos ſchwieg betroffen.

Beide gingen eine Strecke ſtumm neben einander hin.

„Todt?“ fragte dann Agorakritos.

„Ich ſah ihn ſelbſt!“ erwiderte Sokrates dumpf.

Wieder ſchwiegen die beiden eine Zeit lang.

Endlich begann Agorakritos:

„Du haſt den Perikles entſeelt geſehen, mir iſt es zu Theil geworden, den Pheidias vor meinen Augen im Kerker ſterben zu ſehen. Ich war bei ihm in ſeiner letzten Stunde. Als ich hörte, daß er ſchwer erkrankt ſei, eilte ich zu ihm. Die Leute ſagten mir, daß er alle Arznei und jede Art von Hilfe verſchmähe. Perikles hatte den Hippokrates zu ihm geſchickt: er aber begann mit dem naturkundigen Manne ſich über die Verhältniſſe der Formen und Linien des menſchlichen Körpers zu unterreden. Denn ihn beſchäftigte auch jetzt auf ſeinem Krankenlager nur Das, was ihn früher einzig gekümmert hatte.

Als ich kam, erzählten mir Diejenigen, welche im Kerker um ihn waren, daß er häufig in Fieberphantaſien rede und ſelten Jemand mehr erkenne. Ich ging zu ihm hinein und traf ihn ſterbend. Er erkannte mich Anfangs noch ein wenig, allmälig aber verwirrten ſich im Fieber ſeine Gedanken. Er ſprach immer von großen Tempeln und Bildwerken, von Gold- und Elfenbeinbildern und Marmorfrieſen — er ertheilte ſeinen Schülern Weiſungen, ganz als ob er noch in ſeiner Werkſtätte wäre, ſpornte ſie zur Arbeit an, und ſchalt die Trägen, gab auch genau an, wie ſie Dieſes oder Jenes vollenden ſollten, und war ungehalten, wenn ſie es nicht ganz nach ſeinem Willen machten. Manches Mal rief er ausdrücklich mich oder den Alkamenes. Zuletzt aber ſchien er ganz allein zu ſein mit ſeinen leuchtenden Gebilden, und es erſchienen ihm ſeine Götter und ſeine Göttinnen, ſeine Pallas Athene, ſein olympiſcher Zeus. Und es ſchien, daß die Götter des Olymps alle zu ihm herunterkamen und um ſein Lager ſtanden, ihm allein ſichtbar, während er ſtarb, denn er blickte mit verklärtem Angeſicht um ſich, und grüßte ſie und ſprach ſie bei ihren Namen an. Zuletzt aber ſchien es, als ob Pallas Athene ganz allein bei ihm zurückgeblieben wäre, und ihm winkte, denn er ſagte auf Einmal: Wohin willſt du mich führen? Ich komme!“ Dann richtete er ſich ein wenig empor, als ob er ſich aufmachen wollte,

um mit Derjenigen, welche ihm winkte, hinweg zu gehen, sank aber zurück, und sein Auge brach.

Er starb mitten in seinem Fiebertraumgesicht. Er starb schön, wie nur irgend ein Hellene, indem das schönste Licht von Hellas noch einmal ihn umleuchtete, und die Götter ihn gleichsam von der Erde hinweg zu sich in den Olymp entrückten, in dem Augenblicke, wo die Nacht des Unheils über Athen hereinbrach, so daß er von Diesem gar nichts mehr gewahr wurde, sondern mit ungetrübtem Geiste hinüberging.

Anfangs hatte es mir einen großen Schmerz verursacht, zu sehen, wie dieser Mann im Kerker auf seinem Lager sterbend lag, denn nachdem er die Athene Promachos errichtet auf der Burg, und die Athene Parthenos, und den Parthenon selbst, und den olympischen Zeus zu Olympia, und so vieles Große, das Keiner übertraf, noch jemals Einer übertreffen wird, und wodurch Hellas zumeist verherrlicht ist, war von den Menschen dies sein Lohn, daß er entehrt und einsam starb im Dunkel des Kerkers.

Aber als ich ihn sterben gesehen, fühlte ich eine Rührung in der Brust, welche nicht ohne Trost war, und ging still hinweg, nachdem ich dem Meister die Augen zugedrückt, und seine Stirne geküßt, und beklagte nur mehr Hellas, und uns Alle, die wir zurückbleiben, nachdem die Größten und Besten dahingegangen!" —

Nach dieser Erzählung des Agorakritos schritten die beiden Männer noch eine Weile sinnend neben einander hin. Dann trennten sie sich.

Jener ging nordwärts gegen Rhamnos, aber auch Sokrates setzte, von der inneren Bewegung getrieben, seinen Weg noch weiter fort, und als er kaum ein paar Schritte gegangen, stieß er auf einen angezündeten Scheiterhaufen. Auf diesen waren viele Pestleichen geworfen. Unter diesen Leichen aber sah Sokrates auch den tollen Menon liegen.

Den bis zur Betäubung Berauſchten hatten die Peſtleichenträger unter Leichnamen tiefſchlafend gefunden, und den ſcheinbar Lebloſen auf den Holzſtoß geworfen, wo die Flamme ihn ſchon umzüngelte.

Ein Hund umkreiſ'te winſelnd den Scheiterhaufen.

Jetzt ergriff den Tollen die Flamme. In dieſem Augenblicke ſprang auch der Hund auf den Holzſtoß und verbrannte mit ſeinem Herrn.

Ein wunderſames Gefühl überlief den Sokrates. „Nun biſt du frei, Menon!“ ſagte er.

„Nun biſt du frei!“ wiederholte er noch mehrere Male, während er mit glutender Stirne ſeinen Weg fortſetzte. „Kommt vielleicht einſt eine Zeit, wo alle Sklaven frei ſein werden?“ dachte er im Weiterſchreiten. — „Oder alle Freien Sklaven?“ fügte er ſinnend bei ſich ſelbſt hinzu — —

Er durchwanderte nun ſchon entlegene Gaſſen, nicht mehr im Bereiche der Stadt ſelbſt, ſondern in ihrer Umgebung, wo Landſitze der Athener und Gärten wechſelten mit freiem Gefilde.

Eine Schwalbe verkündete auffliegend den Tag mit rudernden Schwingen.

Der wie von ſeinem Dämon geführte Sokrates gelangte zu einem Hauſe, in welchem eine gewiſſe Bewegung herrſchte. Viele Perſonen kamen und gingen.

Es war das Haus des Ariſton, eines edlen Atheners.

Sokrates ſtand ſtill, und vernahm von Denjenigen, welche da aus- und eingingen, daß dem Ariſton in dieſer Nacht ein Söhnlein geboren worden Nach ſo vielen Todesbildern eine Geburt, ein erwachendes Leben ...

Wieder regte ſich ein räthſelhafter Drang in der Bruſt des Sokrates. Er betrat das Haus des ihm befreundeten Mannes.

Das Kind lag im Peristyl, in den Armen der Amme. Ein hochbetagter Greis, der einem Seher oder Priester ähnlich war, beugte sein schneeweißes Haupt so eben darüber, und betrachtete es aufmerksam. Auch Sokrates betrachtete das Kind, welches eine breite schöne Stirn hatte, eine Denkerstirn, und dessen Antlitz schon umflossen schien von einem milden, hohen, mehr als kindlichen Ernste.

Plötzlich kommt eine Biene geflogen — eine Biene vom nahen Hymettos — eine der gepriesenen attischen Bienen — sie kommt geflogen und umschwirrt das Kind, und streift einen Augenblick die Lippen desselben, nur leicht und schadlos, und gleichsam küssend. Dann fliegt sie wieder hinweg.

Bei diesem Anblick spricht der Sehergreis: „Ein Götterzeichen ist der Kuß dieser Hymettosbiene. Von den Lippen dieses Kindes wird einst die Rede verlockend träufen wie Honigseim!"

Den Sokrates erfaßt des Kindes Anblick wunderbar. Er vermag das Gefühl seiner Brust sich nicht zu deuten. Aber die Zukunft wird die Deutung bringen.

Der Knabe, der da vor den Augen des Ruhelosen, des Wahrheitsuchers liegt, er wird, zum Jüngling gereift, eine neue Botschaft verkündigen.

Seine Lippe wird träufen von attischem Honigseim. Aber mit der süßesten Beredtsamkeit wird er die bitterste der Lehren predigen:

Er wird lehren, daß der Leib ein Kerker der Seele, und daß die Seele, von ihm sich losmachend, sich emporringen müsse ins Ueberirdische. Er wird lehren, daß Eros die Erdenwelt verachten, und emporsteigen müsse ins helle Reich der ewigen, in unwandelbarer Schöne leuchtenden Ideen — —

Und diese Lehre wird ein Echo finden auf nahen und fernen Gestaden, und die Losung werden einer neuen Zeit, und im Nachhall auf eines Galiläers Lippen die Welt erobern —

Mit ihr aber wird auch triumphiren in neuem Sinne das Wort der Sabaziosdiener und Metragyrten, das düstere Wort der Selbstpeinigung und Selbstverstümmlung. — —

Sokrates ging sinnend aus dem Hause des Ariston. Er hatte eine Höhe nun erreicht, von welcher aus er das attische Land und das Meer im Morgenschein erblickte.

Auf dem Meere, gen Sunion hin, sah er ein Fahrzeug schweben. Er blickte, in Gedanken versunken, immer nach diesem Fahrzeug, ohne es zu wissen.

Dies Fahrzeug trug den „Satyr" und die „Bacchantin" — trug Manes und Kora nordwärts, einer neuen Heimat zu.

Sie zogen dahin, in der Brust den Keim einer Zukunft, welche berufen war zu dem Bemühen, das Reich des Guten aufzurichten über den Trümmern der Schönheit.

Sie zogen dahin, still beseligt von ihrer ernsten Liebe.

Von der Höhe der Meeresbucht blickten sie zurück und betrachteten, scheidend für immer, zum letzten Mal die Stadt der Athenäer.

Ein leichtes, weißes Wölkchen stieg, unfern der Akropolis, aus der Stadt in die reine, klare Morgenluft empor. Es kam von dem Scheiterhaufen, welcher den entseelten Leib des Perikles in heiliger Lohe verzehrte.

Dies Wölkchen stieg empor, und schwebte um die Zinnen der Akropolis.

Manes und Kora verfolgten es mit den Blicken, wie es die weiße Marmorstirn der heiligen Pallasburg umwob.

Aber das Wölkchen zerrann, und rein und wunderbar standen im klaren Lichte die Zinnen und Giebel des Parthenon und der neu vollendeten Propyläen.

Hoch hinauf ragte über den Wust und die Wirrsal der Athenäerstadt und der sterblichen Menschenkinder die unsterbliche Krone des Berges.

Aus den Trümmern des Vergänglichen erhob sich im Hellenenland ein Unvergängliches, siegreich in ewiger Heit're.

Und es schien zu sagen:

„Erhaben bin ich über das wechselnde Loos der Menschen und ihr kleinliches Elend. Ich leuchte durch die Jahrhunderte. Ich bin immer wieder da. Ich bin wie das zaubervolle Licht über den Bergen von Hellas, und wie der ewige Glanz der Gewässer in seinen Golfen!“ —

Nach dem Guten und nach dem Schönen trachten die Völker.

Menschlich und edel ist das Gute — göttlich und unsterblich aber das Schöne.

Inhalt des dritten Bandes.

	Seite
Achtzehntes Capitel. Der neue Gott und sein Blitzstral .	1
Neunzehntes Capitel. Das Kind des Lichts und die Priester der Nacht	31
Zwanzigstes Capitel. Die Schule der Aspasia	58
Einundzwanzigstes Capitel. Der Maulesel des Kallikrates	92
Zweiundzwanzigstes Capitel. Kämpfe und Siege . . .	129
Dreiundzwanzigstes Capitel. Dionysosfest	160
Vierundzwanzigstes Capitel. Der Satyr und die Bacchantin	201

Anmerkungen.

Band I. Seite 17.

Man betone Iktinos, sowie auch Hipponikos, Kratinos, dagegen Prómachos, Pápyros, Phaleron, Agorákritos.

Band I. Seite 138.

Der geneigte Leser verderbe nicht den Scherz, der in die mit Absicht gewählten, raubklingenden Namen Pasikómpsos, Exekóstides, Astrampsychos gelegt ist, durch jene gewisse, fremdländischen Namen gegenüber beliebte Zungenprüderie. Weder diese noch andere griechische Namen können Demjenigen ernstliche Schwierigkeiten bereiten, der überhaupt lesen gelernt hat, und von dieser Fertigkeit ohne Ziererei Gebrauch machen will. Gewöhnt an wirklich häßliche Mißklänge, wie z. B. unser deutsches Wörtlein „nichts" einer ist, dürfen wir uns nicht anstellen, als ob wir etwa über die erste Silbe des Namens Mnesárchos mit unserer Zunge nicht hinwegzukommen vermöchten.

Band II. Seite 49.

Die Einzelnheiten dieser Schilderung der Seeschlacht von Tagria sind völlig erfunden, einzig dem Bedürfnisse des Romans gemäß, den Charakter des Perikles in äußerer Bethätigung erscheinen zu lassen.

Band III. Seite 229.

Das in diesem Jahre erschienene Dichteralbum „Egeria" (Eger 1875), so wie die eben veröffentlichte epische Gedichtsammlung „Orient und Occident" von K. B. v. Hansgirg enthalten ein Gedicht „Phidias", in welchem, wie hier, dem sterbenden Meister Pallas Athene erscheint. Hansgirg selbst bezeichnet in letzterem Buche S. 79 das Jahr 1874 als die Zeit der Entstehung dieses Gedichts. Meine Erzählung vom Tode des Pheidias dagegen wurde schon im Jahre 1873 geschrieben, und da dieser ganze Roman in den ersten Monaten des J. 1874 im Bureau der Wiener „Neuen freien Presse" lag, so kann ich mich u. A. auf das Zeugniß Derjenigen berufen, welche das Werk dort in Händen gehabt, daß, soviel auch seither am Manuscript der „Aspasia" geändert worden, doch gerade jene Scene schon damals wörtlich so vorlag, wie sie jetzt gedruckt erscheint, daß also an eine durch das Gedicht des Herrn H. erhaltene Anregung nicht gedacht werden kann.

Poetische Werke von Robert Hamerling

im Verlage von **J. F. Richter** in Hamburg.

Ahasver in Rom. Epische Dichtung in 6 Gesängen. (1866. — Eilfte Aufl. 1875) 6 M., geb. 4 M. K. v. Thaler in der „Deutsch-Österreichischen Revue": „Auf epischem Gebiete hat Deutsch-Oesterreich im Jahre 1866 eine Leistung aufzuweisen, die zu den glänzendsten der neuesten Literatur zählt, ein Werk voll poetischer Kraft und geistiger Tiefe, dessen Gewalt die kleinen ästhetischen Seelchen ganz und gar zermalmt: Robert Hamerling's „Ahasver in Rom". — Der Stoff, von Manchem als zu wüst verworfen, sucht an Großartigkeit seines Gleichen; nur ein Dichter von Hamerling's Gedankentiefe konnte ihn gestalten. Erschütternd, ergreifend wirkt das Gedicht auf den Leser. Hamerling hat mit demselben sich und seinem Vaterlande hohe Ehre gemacht." — Ueber Land und Meer: „Man darf dieser neuen Schöpfung einen ungewöhnlichen Erfolg voraussagen. Nach langer Entbehrung wird uns wieder einmal eine wahrhaft epische Dichtung im großen Stil geboten. Hohe Gedanken, dramatisch bewegtes Leben, Pracht der Schilderung, vereinigen sich glücklich zu einem kunstreichen Ganzen." — Europa: „Daß Hamerling zu den hervorragendsten, weil originellsten Talenten im Bereich der modernen Lyrik zählt, haben wir schon mehrmals anzuerkennen vermocht. — Man muß sagen, daß ihm der Versuch, ein Gemälde jener Zeit und speciell Rom's zu entrollen, in wirklich meisterhafter Weise gelungen ist." —

Der König von Sion. Epische Dichtung in 10 Gesängen. (1869.) Siebente, neuerdings sehr verbesserte Auflage, unter der Presse. 3 M. Eleg. geb. 4 M. A. Streckmann im „Hamburger Correspondenten" 1869: „Der K. v. S." übertrifft den „Ahasver in Rom" noch bei Weitem an plastischer Gestaltungskraft und an Reinheit der epischen Behandlung." — Europa 1869, Nr. 3: „Fesselnd und mit sich fortziehend in jedem ihrer einzelnen Theile durch den bestrickenden Zauber origineller Natur- Sitten- und Localschilderung, durch Gestaltenreichthum, drastischen Humor, Gewalt der Handlung und lebensvolle Charakteristik, ist diese Dichtung vor Allem bedeutsam durch ein harmonisch sich entwickelndes und zusammenschließendes Ganzes, auf dem in der That der thauige Frühlingsmorgenglanz, die unvergängliche Weihe einer wahrhaften Dichtung ruht."

Sinnen und Minnen. Ein Jugendleben in Liedern. (1869.) Fünfte verbesserte Aufl. 1875. 3 M. Eleg. geb. 4 M. Die „Erheiterungen" (Stuttgart) sagen darüber: „Hamerling ist nicht nur ein echt lyrisches Talent von entschiedenster Begabung, sondern auch ein Dichter

von wirklicher Originalität ... Insbesondere erfreute uns an seinen Sonetten der seltene Adel und der Gehalt der Gedanken, neben der schönsten Zartheit und Reinheit der Form. Ueberhaupt tritt uns aus Hamerling's Gedichten überall eine Frische der Empfindungen, eine Tiefe des Gefühls ein Reichthum der Anschauungen und des innern geistigen Lebens, sowie eine humanistische und künstlerische Durchbildung entgegen, welche diesen seinen Beitrag zur deutschen Literatur ungewöhnlich hoch stellen und den Sänger bald zum gefeierten Liebling der deutschen Frauen machen werden. In seinen Versen ist eine Musik der Sprache, wie sie nur selten einem Dichter gegeben gewesen.

Gesammelte kleinere Dichtungen. (Venus im Exil — Ein Schwanenlied der Romantik — Germanenzug). Zweite verbesserte Aufl. 1872. 3 M. Elegant gebunden mit dem Porträt des Dichters in Golddruck 4 M. Die „Bl. für lit. Unterh." sagten: „Wenn wir einer Dichtung von Robert Hamerling begegnen, da können wir überzeugt sein, eine wohlthuende Uebereinstimmung der schönsten Form und der edelsten, reinsten Gedanken zu finden. In seinen Gedichten ist ein Cultus der Schönheit, der den Leser ergreift und entzückt, und mit Bewunderung ihn lauschen läßt auf die vollendete Musik seiner Verse." — Strodtmann schrieb im „Orion": „Das Schwanenlied der Romantik" ist eine Elegie von rein künstlerischer Form, in den schönsten Nibelungenstrophen, die je ein moderner Poet gebaut hat, und trotz des gedankenvollen Inhalts von einer Plastik der Schilderung, die überall den wahren Dichter erkennen läßt." — In einem kritischen Artikel der „Illustr. Ztg." wurde gesagt: „Man sollte meinen, daß manche Einzelstellen des „Schwanenliedes der Romantik" nur mit der deutschen Sprache selbst untergehen könnten."

Danton und Robespierre. Tragödie in fünf Acten. 1871. 3. Auflage 1873. 3 M. Eleg. geb. 4 M. — Die „Deutschen Blätter" (1871) sagen: „Es ist ein durchaus fesselndes und farbenreiches Geschichtsgemälde, was sich in diesem kraft- und doch anmuthsvollen Gefüge mit charakteristischer Lebendigkeit vor dem Leser entrollt." — Schulelka's „Reform" (1871): Daß Hamerling das Talent dramatischer Gestaltung im hohen Grade besitzt, hat er schon in seinen epischen Gedichten glänzend bewiesen. Im „Ahasver" und im „König von Sion" treten ganze Reihen echt dramatischer Charaktere auf und kommen prächtige Scenen voll dramatischen Lebens vor. Auch in der vorliegenden Tragödie bewährt sich in vielen Beziehungen ein entschiedenes, bedeutendes, dramatisches Talent, ja Genie. Das gilt besonders vom 1. Act, dessen Exposition wahrhaft genial ist. Im 2. Akt ist die Scene des Gastmals bei Danton, wo es zum offenen Bruche zwischen diesem und Robespierre kommt, ein wahres Meisterstück." Neues Fremdenblatt (1871): „Diese neue Arbeit Hamerling's vereinigt alle Vorzüge der früheren: gewaltige Schöpfungsweise, Schärfe der Charakteristik, Lieblichkeit und Zartheit weihevoller Poesie, mit gesteigerter Plastik. — Die Aufmerk-